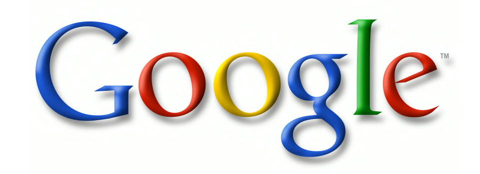
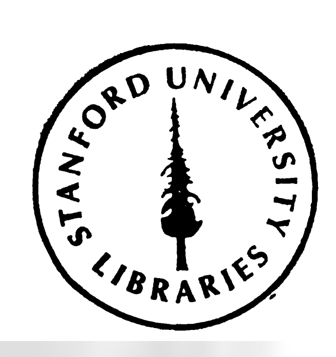







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Neuer

NEKROLOG

der

Deutschen.

Vierzehnter Jahrgang: 1836.



Erster Theil.

Weimar 1838.
Gedruckt und verlegt bei B. Fr. Voigt.





Neuer

NEKROLOG

der

Deutschen.

Vierzehnter Jahrgang: 1836.



Erster Theil.

Weimar 1838.
Gedruckt und verlegt bei B. Fr. Voigt.

Neuer
Nekrolog
der
Deutschen.

> Wer im Gedächtniß seines Volkes lebt,
> Ist ja nicht todt. Er ist nur fern. Todt nur
> Ist, wer vergessen wird. — —
>
> Lope de Vega.



Vierzehnter Jahrgang, 1836.

Erster Theil.

Mit einem Porträt.

Weimar 1838.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.



RUDOLPH FÜRST KINSKY

von Wchynic und Tetau,

geb. zu Prag d.30. März 1802, gest. zu Linz d.27. Jan. 1836.

Grotefend in Göttingen, Keferstein in Thorn, Landvoigt in Merseburg, Eisenschmidt in Schweinfurt, Lehne in Mainz und den großen Erzieher Hundeicker: — die Mediciner Friedreich in Würzburg, Böltzke in Berlin, die Leibärzte Freiherr v. Stifft in Wien, Meyer in Offenbach, Hieronymi in Strelitz, Hedenus in Dresden: — die ausgezeichneten Geschäfts-, Kauf- und Fabrikmänner: Nathan v. Rothschild, v. Herring in Brünn, Calberla in Dresden, Hanewald in Quedlinburg, Leuchs in Nürnberg, Lutteroth in Mühlhausen, Tauchnitz in Leipzig: — die Schriftsteller und Dichter Raimund, Grabbe, Dr. Fr. Cramer, v. Kurländer, Weisser: — die Tonkünstler Reicha, Naegeli, Benda, Ebers: — die Frauen: Wittwe Anna v. Hofer, Freiin v. Speck-Sternburg, Frau v. Gersdorf, Clara Hirschmann, ferner der berühmte Geograph Stieler in Gotha, der große Forstmann Hartig, der Mathematiker Vieth, der Kupferstecher Bolt, der verdiente Schulze Kästner in Gispersleben.

Weimar im März 1838.

Bernh. Friedr. Voigt.

Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem diesmaligen Jahrgang des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn Lehrer Arendt in Dielingen.
— Lycealprofessor Aschenbrenner in Erlangen.
— Pfarrer J. J. Bernet in St. Gallen.
— Dr. Bonhard in Wächtersbach.
— Rector Ludw. Borkenhagen in Thorn.
— Dr. Fr. Brüssow in Schwerin.
— Lieutenant A. G. F. von Buch in Berlin.
— Professor Fr. Bülau in Leipzig.
— Stud. phil. Julius Cäsar in Cassel.
— Graf Chotek in Prag, Oberstburggraf in d. Königreich Böhmen.
— Justizrath C. G. Credner in Tonna.
— Dr. jur. Bernhard Eck in Leipzig.
— Krankenhausverwalter Eichenmüller in Bamberg.
— Geh. Registrator J. Th. Erbstein in Dresden.
— Superintendent F. A. Erdmann in Schmiedehausen b. Camburg.
— Rath Ewald in Gotha.
— Candidat d. Theologie Fabian in Halle.
— Bergrath Freiesleben in Freiberg.
— A. von Gähler, Bevollmächtigter im schlesw. holstein. Forstcomptoir der kgl. Rentenkammer in Copenhagen.
Frau Wilhelmine von Gersdorf in Dresden.
Herrn Dr. Hamberger in Leipzig.
— Hauptmann Hartmann in Frankfurt a. O.
— Pastor Haumann in Großkörner.
— Hofrath u. Professor Dr. Heinroth in Leipzig.
— Regierungs=Secretär Heintz in Cöslin.
— Grf. Henckel v. Donnersmarck, k. Regierungsrath zu Merseburg.
— C. von Hinsberg in München.
— Professor Hopf in Kempten.

* *



RUDOLPH FÜRST KINSKY

von Wchynic und Tetau,

geb. zu Prag d. 30. März 1802, gest. zu Linz d. 27. Jan. 1836.

Neuer Nekrolog der Deutschen.

Wer im Gedächtniß seines Volkes lebt,
Ist ja nicht todt. Er ist nur fern. Todt nur
Ist, wer vergessen wird. — —

Lope de Vega.



Vierzehnter Jahrgang, 1836.

Erster Theil.

Mit einem Porträt.

Weimar 1838.
Druck und Verlag von Bernh. Friedr. Voigt.

Herrn C. W. Schmidthammer, Doctor, Magister, Prädicant u. Lehrer in Eisleben.
— Privatgelehrten D. Hans Schröder auf Krempdorf b. Glückstadt (sonst in Itzehoe).
— Kupferstecher Schröter in Leipzig.
— Wilh. Schüler in Rudolstadt.
— Pfarrer Schwerdt in Neukirchen.
— Privatgelehrten Carl Seidler in Altona.
— Professor Dr. Seifert in Greifswald.
— Superintendent D. Spieker zu Frankf. a. d. O.
— Quartus Steinmetz in Merseburg.
— Hofrath Strackerjan in Oldenburg.
— Geheimerath von Strombeck in Wolfenbüttel.
— Major von Sydow in Sondershausen.
— Oberpostrath von Tausch in München.
— Lieutenant von Tausch in München.
— Caplan Thiem in Bamberg.
— Wasserbau-Inspector H. Vieth in Dessau.
— Geheimerath u. Oberpräsident Frhr. von Vincke in Münster, Excellenz.
— Hermann Voigt in Landshut.
— Schulkassenrendant Voit in Saalfeld.
— Beneficiat Jos. Wagner in Siegsdorf.
— Pastor Winkler in Lohme.
— Oberlieutenant Ferd. von Witzleben in Dresden. (Nun auch dem Nekrolog verfallen.)
— Candidat der Theologie H. Woth zu Marienwerder.

Frau Julie von Zerzog, geb. Freiin von Thon-Ditmar zu Etterzhausen.

Herr Gymnasiallehrer Dr. Ernst Zober in Stralsund.

[..]en XIX. v. Reuß-Greiz, ferner die Minister Graf v. Bremer und Rehberg in Hannover, Müller und v. Nostiz u. Jänkendorf in Dresden, Frhr. von Gemmingen in Heidelberg, von Weinrich in München, von Brandenstein in Schwerin, v. Otto in Stuttgart: den originellen Grafen v. Mellin in Stralsund und den Oberceremonienmeister v. Buch in Berlin: — die Generale und Kriegshelden Albert Graf v. Gyulai, die preußischen v. Dobschütz, v. Krause, von Zölhöffel, die baierischen v. Raglovich, von Tausch, v. Pillement, die sächsischen v. Wo[..]an, v. Ziegler u. Klipphausen, den dänischen Generalfeldmarschall Landgrafen Carl v. Hessen, den hessischen General v. Falk, den würtembergischen General Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg und den tapfern Hessen, Freiherrn v. Münchhausen: — die Staatsmänner Rudolph Fürst [..] Kinsky, den Landammann Müller v. Friedberg, Ritter v. Dresch in München, Präsident von Oelrichs in Marienwerder, geh. Justizrath Wachsmuth in Naumburg, Präsident Stichling und Staatsrath Krause in Weimar: — die Prälaten Graf Chotek, Fürsterzbischof von Ollmütz, Prinz v. Hohenzollern-Hechingen, Fürstbischof von Ermeland, den Erzbischof Boll in Freiburg, den Bischof v. Hommer in Trier, v. Schuberth in Breslau, den Generalvicar Onymus in Würzburg, den evangelischen Landesbischof von Nassau, Müller: — die berühmten Theologen Ruperti in Göttingen, Goldhorn in Leipzig, Gelenreich in Dresden, Engel in Plauen, Weerth in Detmold, Schultheß in Zürich, Schmidt und Daub in Heidelberg: — die Professoren Clodius in Leipzig, Sickler in Hildburghausen,

Grotefend in Göttingen, Keferstein in Thorn, Landvoigt in Merseburg, Eisenschmidt in Schweinfurt, Lehne in Mainz und den großen Erzieher Hundeicker: — die Mediciner. Friedreich in Würzburg, Bölzke in Berlin, die Leibärzte Freiherr v. Stifft in Wien, Meyer in Offenbach, Hieronymi in Strelitz, Hedenus in Dresden: — die ausgezeichneten Geschäfts-, Kauf- und Fabrikmänner: Nathan v. Rothschild, v. Herring in Brünn, Calberla in Dresden, Hanewald in Quedlinburg, Leuchs in Nürnberg, Lutteroth in Mühlhausen, Tauchnitz in Leipzig: — die Schriftsteller und Dichter Raimund, Grabbe, Dr. Fr. Cramer, v. Kurländer, Weisser: — die Tonkünstler Reicha, Naegeli, Benda, Ebers: — die Frauen: Wittwe Anna v. Hofer, Freiin v. Speck-Sternburg, Frau v. Gersdorf, Clara Hirschmann, ferner der berühmte Geograph Stieler in Gotha, der große Forstmann Hartig, der Mathematiker Vieth, der Kupferstecher Bolt, der verdiente Schulze Kästner in Gispersleben.

Weimar im März 1838.

Bernh. Friedr. Voigt.

Außer den vielen hinterlassenen Familiengliedern, welche auch zu dem diesmaligen Jahrgang des Nekrologs zahlreiche Notizen eingesendet haben, verdankt derselbe seine Vollständigkeit namentlich folgenden

geehrten Herren Mitarbeitern:

(In alphabetischer Folge.)

Herrn Lehrer Arendt in Dielingen.
— Lycealprofessor Aschenbrenner in Erlangen.
— Pfarrer J. J. Bernet in St. Gallen.
— Dr. Bonhard in Wächtersbach.
— Rector Ludw. Borkenhagen in Thorn.
— Dr. Fr. Brüssow in Schwerin.
— Lieutenant A. G. F. von Buch in Berlin.
— Professor Fr. Bülau in Leipzig.
— Stud. phil. Julius Cäsar in Cassel.
— Graf Chotek in Prag, Oberstburggraf in d. Königreich Böhmen.
— Justizrath C. G. Credner in Tonna.
— Dr. jur. Bernhard Eck in Leipzig.
— Krankenhausverwalter Eichenmüller in Bamberg.
— Geh. Registrator J. Th. Erbstein in Dresden.
— Superintendent F. A. Erdmann in Schmiedehausen b. Camburg.
— Rath Ewald in Gotha.
— Candidat d. Theologie Fabian in Halle.
— Bergrath Freiesleben in Freiberg.
— A. von Gähler, Bevollmächtigter im schlesw. holstein. Forstcomptoir der kgl. Rentenkammer in Copenhagen.

Frau Wilhelmine von Gersdorf in Dresden.

Herrn Dr. Hamberger in Leipzig.
— Hauptmann Hartmann in Frankfurt a. O.
— Pastor Haumann in Großkörner.
— Hofrath u. Professor Dr. Heinroth in Leipzig.
— Regierungs-Secretär Heintz in Cöslin.
— Grf. Henckel v. Donnersmarck, k. Regierungsrath zu Merseburg.
— C. von Hinsberg in München.
— Professor Hopf in Kempten.

* *

Herrn Oberbibliothekar Jäck in Bamberg.
— Ordinariatssecretär Jäger zu Freiburg im Breisgau.
— Professor Dr. Ihling in Meiningen.
— Dr. Jungblut, Advocat u. Notar in Lamstedt.
— Münzrath Kachel in Karlsruhe.
— Pfarrer Th. Karrer in Oettingen.
— Director Kleinschrod in Würzburg.
— Professor F. W. Klumpp in Stuttgart.
— Professor Dr. Kopp in Erlangen
— Obristlieutenant Kroling in Louisenlund bei Schleswig.
— Cand. K. Krüger in Göttingen.
— Pastor Küchler in Auma.
— Rath und Landschaftssyndikus Kuhn in Weimar.
— Dr. St. Kunze, Prediger zu Wulferstedt.
— Geheimerath Dr. F. A. von Langenn in Dresden.
— Conrector Dr. Fr. Lübker in Schleswig.
— Dr. Martius in Erlangen.
— Aug. Matthäy in Dresden.
— Landschaftsmaler Heinr. Matthäy in Dresden.
— Carl Meuche in Leipzig.
— Notar und Cand. jur. A. Müller zu Dresden.
— Professor Cornelius Müller in Hamburg.
— Geh. Commerzienrath J. W. Oelsner in Breslau.
— Hofgerichts-Assessor O'Oench in Liegnitz.
— Diaconus Peschek in Zittau.
— Kirchenrath u. Metropolitan Petri in Fulda.
— Dr. Alphons Peucer in Weimar.
— Ludwig Pilgrim auf dem Weinberge Mohrenhaus bei Dresden.
— Wegebauinspector Prange in Halle.
— Professor Dr. Preuß in Berlin.
— Fr. A. Reimann in Weimar.
— Cand. theol. Riedrich in Rötha bei Leipzig.
— Amtmann Rockstroh in Guthewitz bei Weißenfels.
— Architekt Rösling in Ulm.
— Dr. Sachs zu Berlin.
— Auditoriatspraktikant Hannibal von Schiber in München.
— Pastor primarius Schläger in Hameln.
— Ed. Schmid, Pfarrer zu Jenapriesnitz.
— Pastor A. G. Schmidt in Prosigk bei Cöthen.

Herrn C. W. Schmidthammer, Doctor, Magister, Prädicant u. Lehrer in Alsleben.
— Privatgelehrten D. Hans Schröder auf Krempdorf b. Glückstadt (sonst in Itzehoe).
— Kupferstecher Schröter in Leipzig.
— Wilh. Schüler in Rudolstadt.
— Pfarrer Schwerdt in Neukirchen.
— Privatgelehrten Carl Seidler in Altona.
— Professor Dr. Seifert in Greifswald.
— Superintendent D. Spieker zu Frankf. a. d. O.
— Quartus Steinmetz in Merseburg.
— Hofrath Strackerjan in Oldenburg.
— Geheimerath von Strombeck in Wolfenbüttel.
— Major von Sydow in Sondershausen.
— Oberpostrath von Tausch in München.
— Lieutenant von Tausch in München.
— Caplan Thiem in Bamberg.
— Wasserbau-Inspector H. Vieth in Dessau.
— Geheimerath u. Oberpräsident Frhr. von Vincke in Münster, Excellenz.
— Hermann Voigt in Landshut.
— Schulkassenrendant Voit in Saalfeld.
— Beneficiat Jos. Wagner in Siegsdorf.
— Pastor Winkler in Lohme.
— Oberlieutenant Ferd. von Witzleben in Dresden. (Nun auch dem Nekrolog verfallen.)
— Candidat der Theologie H. Woth zu Marienwerder.
Frau Julie von Zerzog, geb. Freiin von Thon-Dittmar zu Etterzhausen.
Herr Gymnasiallehrer Dr. Ernst Zober in Stralsund.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 12. Jahrgange.

S. 96. Johann Gaudenz von Salis-Seewis war nicht Graf. Er lieferte auch Gedichte zu dem Schweizerischen Museum u. zu den Alpenrosen.

S. 362. Der zu Ellrich als Kreis- u. Stadtphysikus verst. Dr. J. Ernst Ferdinand Schulze hat — wie irrthümlich angegeben — die Universität Berlin nicht besuchen können, da sie damals noch gar nicht bestand.

S. 705. Der Geheimerath Dr. Ernst Ludwig Heim war nicht Ritter des rothen Adlerordens III. sondern II. Klasse.

S. 933. Hans Caspar Horner war nicht i. J. 1771, sondern 1774 geboren und die ihm zugeschriebenen Bilder des griech. Alterthums haben seinen ältern Bruder, den Professor Hans Jacob H. zum Verfasser.

S. 1036. Das kleine Städtchen unweit Merseburg heißt nicht Möcheln sondern Mücheln.

S. 1191. Der Kreisamtmann Ludw. Keferstein starb zu Cröllwitz bei Halle.

S. 1194. Nic. Thom. Host war k. k. Rath u. Leibarzt. Unter seinen Schriften fehlt seine Flora austriaca, die erst vor wenigen Jahren erschienen ist.

S. 1202. Der k. k. Staatsminister Graf von Buol-Schauenstein hieß mit Vornamen Joh. Rudolph.

S. 1202. Herzogenberg. Dieser ausgezeichnete Militär hieß August Picot Beccadue Freih. von Herzogenberg. Er war k. k. General-Feldwachtmeister, Curator der Theresianischen Ritter- u. Local-Director der Ingenieur-Academie, k. k. wirkl. Kämmerer u. Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 35.

S. 1204. v. Ockel hieß Joh. Balthas. u. war auch Ritter des königl. ungarischen heil. Stephans-Ordens.

S. 1239. Der vorm. königl. baier. Kriegsminister, General-Lieutenant Freih. von Maillot führte den Familienbeinamen de la Treille u. nicht de la Terille.

S. 1279. Der Pfarrer Joh. Aug. Mascher zu Steigra, Ephorie Querfurt, starb am 2ten Apr. 1834.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 13. Jahrgange.

S. 408, Z. 12 v. o. für decretirter lies ordinirter.
— — — 6 v. u. für begleitete l. bekleidete.
— 429, — 11 v. o. für in zwölf Jahren l. und zwölf Jahre.
— 430, — 8 v. o. für navigationibus l. navigationis.
— — — — v. o. für Solomoneae l. Salomoneae.
— 452, — 8 v. o. für eine seiner Vorlesungen l. nun seine Vorlesungen.
S. 452, Z. 9 v. o. für wie l. gegen.
— 458, — 18 v. o. streiche das Wort „wohl".
— 598, — 9 v. u. für Rödenaus l. Rödewitz.
— 590, — 28 v. o. für auf seinen Tod hoffen l. seinen Tod befürchten.

S. 720, Z. 6 v. u. für 1815 l. 1818.
— 722, — 10 v. u. für Stifter l. Ritter.
— 723, — 19 v. o. für liturgischen l. liturgischem.
— — — 17 v. u. für hom l. herm.
— — — 11 v. u. für Beyne's l. Beyer's.
— 1054, — 21 v. u. für Splei l. Schlei.
— — — 9 v. u. für ordinärer l. ordinirter.
— — — 4 v. u. für Kortes l. Kordes.
— 1225, — 4 v. u. für Kölgin l. Kölpin.
— 1254, — 17 v. u. für Honsen l. Hansen.

Berichtigungen und Ergänzungen zu dem 14. Jahrgange.

S. 111, Nr. 81. Dr. G. L. Hartig starb den 2. Februar 1837.
— 341, Z. 12 v. o. für 1789 l. 1769.
— 369, in der Ueberschrift fehlt Graf.
— 421, Z. 4 von u. für Feiereifer l. Feuereifer.
— 616, Nr. 170. Zu Carl Landgraf u. Prinz von Hessen bemerken wir noch, daß er Verf. des Originals folgender Uebersetzung gewesen: *Aufklärungen üb. d. Geschichte der Grafen Struensee u. Brandt. A. d. Franz. e. hohen Ungenannten. German. 1788. und auch geschrieben hat: „La pierre Zodiacale du temple de Denderah. Copenh. 1824.“
S. 849, Z. 16 v. u. für 252 l. 253, wodurch auch alle folgenden Nummern um Eins steigen.
S. 929 in der Ueberschrift für Beckmann l. Katzenberger.

Register zum 14. Jahrgang (1836).

Anmerkung. Die mit größeren deutschen Zahlen Bezeichneten stehen in der ersten Abtheilung und haben theils ausführlichere, theils kürzere Lebensbeschreibungen. Die mit kleinen deutschen Zahlen gehören der zweiten Abtheilung an, welche selten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweist und als eine bloße Ergänzungsliste der ersten Abtheilung zu betrachten ist.

(Nach der Nummer, nicht nach der Pagina zu suchen.)

zu Wuitkowen 938. Kappler, Kaufmann z. Bautzen 1007. Karbe, Oberamtmann zu Petershagen 1187. Dr. Karnay, Advokat zu Güstrow 1876. Dr. Karpff, Professor in Insbruck 116. Karrer, Dekan zu Kempten 52. Kästner, Landamtmann zu Eisperleben 119. v. Katte, Oberstlieutenant zu Neuen-Klitsche 854. D. Katzenberger, Hofrath zu Warendorf 298. Keckeisen, Stadtschultheiß zu Erlenmoos 848. Keerl, Regierungsrath zu Ansbach 1827. Keferstein, Professor zu Thorn 216. Keil, Landmann zu Töttelstett 886. Keiser, Prem. Lieutenant zu Berlin 487. Dr. Keller, prakt. Arzt zu Duisburg 829. Keller, Major zu Oldenburg 670. Kellner, Major zu Osternburg 93. Keppel, Landgerichtssekretär z. Vechta 130. Kern, Oberamtmann zu Osterode 1889. Frhr. v. Ketelhodt, Geheime Rath zu Rudolstadt 759. Kimmt, Kantor zu Reibersdorf 873. Kiesekump, Pastor zu Vörden 690. D. Kindt, Privatdocent zu Kiel 887. Rudolph Fürst Kinsky v. Wchynic u. Tetau, Geh. Rath, Kämmerer und Präsident zu Linz 24. v. Kinsky, Reichsfreiherr zu Jackschönau 1050. Dr. Kirchhoff, prakt. Arzt z. Rastede 96. Kirchner, Prediger zu Groß-Berge 1071. Kittelmann, Prediger zu Berlin 724. Kittlas, Premierlieutenant zu Breslau 66. Klaatsch, Kapitän zu (?) 994. D. Klaiber, Pfr. in Stetten 3. Klebelly, Stadtpfr. z. Naumburg 921. v. Kleist, Rittmeister zu (?) 489. Klembt, Hauptmann zu Silberberg 480. Kleve, Justitiarius zu Guben 309. Klimt, Schullehrer zu Torgau 946. Klinghammer, Reg. Assessor zu Rudolstadt 466. Klink, Hofrath zu Paderborn 261. Klippstein, Kantor z. Oels 880. Dr. Klohr, prakt. Arzt zu Berlin 672. v. Klopmann, Rittmeister zu Kl.-Buschhof 730. Kloske, Stadtkaplan zu Leobschütz 1136. Klotz, Kanzleirath zu Rothenburg 1848. Kluge, Kanzlist zu Breslau 788. Knauth, Kaufmann zu Naumburg 105. Knauth, Schulhalter z. Reichenau 874. Knoblauch, Kaufmann zu Frankfurt a/M. 448. Knoblauch, Kaplan zu Nelingen 888. Koch, Rittmeister z. Beunstert 893. Koch, Konsul zu Berlin 783. Koch, Schullehrer zu Goldberg 619. Koch, Oekonom zu Hannover 1019. Koch, Pastor z. Uthleben 1430. v. Köckritz, Major zu (?) 476. Dr. Köhler, Domherr zu Breslau 138. Mag. Köhler, Pastor zu Windischleuba 49. Köhler, Schullehrer zu Breslau 600. Köhler, Landrentmstr. zu Dresden 842. Köhler, Predi-

Stadtgerichtsaudit. zu Nordheim 919. Philippi, Hauptmann zu Potsdam 625. von Pillement, Gen. Major zu München 75. Pinnow, Past. z. Freist 636. Graf v. Pinto, Maj. zu (?) 976. Pistorius, Justizkommissar. zu Oppeln 610. Planck, Notar zu Bremen 1058. von Plato, Landschaftsdirect. z. Grabow 388. v. Plessen, Kammerherr z. Ludwigslust 520. von Plessen, Geh. Rath z. Rostock 740. Plucinsky, Probst z. Breslau 569. Gräfin Podoczka, Palastdame z. Wien 630. Pohle, Maj. z. (?) 714. Pölchau, Privatm. zu Berlin 165. Pölcking, Pastor zu Lage 1258. Pole, Past. z. Mollna 1184. Polluge, Superintendent z. Lissa 1379. Poltzfuß, Hofrath zu Berlin 1233. Pommé, Stadtvogt zu Springe 1296. Porst, Hofrath zu Leipzig 1347. von Posern, Rittmeister z. Pulsnitz 1474. Posselt, Candidat zu Preetz 1075. Graf de Poya, Feldmarschall-Lieut. z. Wien 700. D. Prange, Professor zu Halle 198. M. Pregitzer, Pfr. z. Kornthal 1462. D. Prehn, pr. Arzt zu Pinneberg 837. Prenzel, Kriegsrath zu Dresden 1361. Graf v. Preysing-Moos, Reichsrath z. Moos 1337. Pricelius, Prediger zu Zwilipp 676. Prieber, Sekretär zu Görlitz 908. Prillwitz, Först. z. Hinrichsdorf 1219. Probst, Gesetzkommissionssekretär zu Dresden 641. von Przeciszewski, Obristlieut. z. (?) 345. Pudor, Candidat jur. zu Lauban 1111. D. Puggé, Prof. zu Bonn 1101. Purgold, Obristlieut. z. Lüneburg 561. Püschel, Kaufm. z. Spremberg 1272. Raab, Schullehr. z. Eccardsleben 253. Radziwill, Fürstin v., z. Berlin 1429. v. Raglovich, Reichsrath u. General z. München 2. v. Rahden, Kapitän zu Mitau 696. Raimund, Schauspieler u. Dichter z. Wien 183. v. Ramm, Notar z. Riga 686. Rapmann, Advok. z. Wolkenstein 1806. Rapp, Kanzleidirektor z. Stuttgart 1190. Rasch, Justizrath z. Altona 1088. Raspe, Prediger zu Grünow 679. Rathke, Konrektor zu Gadebusch 265. Rauschdorf, Probst z. Gollmitz 1248. Rauschenberg, Wundarzt z. Trier 1191. v. Raven, Obrist zu (?) 627. Rebentisch, Kollegienregistrator zu Riga 629. Reckner, Advok. z. Zittau 274. v. Reden, Berghauptm. z. Clausthal 881. Rehberg, Geh. Kabinetsrath z. Göttingen 163. v. Rehr, Hauptmann zu Herzberg 1131. Reich, Postverwalter zu Herrnhut 503. Reicha, Profess. z. Paris 122. Reichardt, Inspektor zu Bremen 1076. v. Reiche, Obrist zu Gilten 1281. Reichel, Kriegsrath z. Berlin 1254. Reichert, Ober-

landesgerichtsrath z. Marienwerder 127. Reichert, Oberlandesgerichtsrath zu Marienwerder 908. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, General z. Augsburg 1484. Reimann, D. med. zu Jauer 842. Reinecke, Lieut. zu Stade 287 u. 813. v. Reitzenstein, Sec. Lieut. z. Görlitz 557. Bar. v. Reitzenstein, Maj. z. Warschau 889. Rembowsky, Subsenior z. Breslau 761. Remmers, Wasserbauinspektor z. Norden 1113. Renck, Fabrikant z. Neumünster 1220. Renny, Aelterm. z. Riga 121. Dr. v. Rensebach, Primararzt z. Wien 860. Rentsch, Pastor z. Prietiz 983. D. Rettig, Prof. z. Zürich 89. v. Retzow, Gerichtsherr zu Mäthlow 1421. Reußner, Pfr. zu Elrleben 1098. Rheinfelder, Legationsrath zu Baden 816. v. Rheinwald, Direktor z. Stuttgart 860. Ribbach, Geh. Oberrechnungsrath z. Brandenburg 838. D. Richter, Docent u. pr. Arzt z. Königsberg 68. Richter, Schloßaufseher z. Bautzen 912. Richter, Schullehrer z. Görlitz 1398. Richter, Diakonus z. Werben 966. Richter, Diakonus z. Zschaitz 731. Frhr. v. Richthofen, Landrath zu Barzdorf 1372. Baron von Richthofen, Assessor zu Breslau 1080. Riederer, Pfr. z. Schweindorf 940. v. Riegg, Bischof z. Augsburg 169. Riese, Hofapotheker z. Rheda 561. Ringel, Aktuar z. Spremberg 1448. Ritt, Postkontroleur zu Greifswald 748. Ritter, Hofrath zu Burgfarrnbach 868. Rodatz, Organist z. Hamburg 1468. Rode, Apotheker zu Barmstedt 1132. v. Roden, Lieut. zu Hameln 704. Roder, Rektor z. Rheinsberg 804. Röder, Lieut. zu Breslau 617. Rödl, Prof. z. Wien 1093. Röhlke, Organist z. Gr. Postwitz 1278. v. Rohr, Kammerherr z. Breslau 878. v. Röll, Lieuten. z. Greifenberg 1402. Römann, Pfr. z. Westrum 995. v. Römer, Hauptm. z. Leipzig 879. Rönnberg, Oberappellationsgerichtsrath z. Parchim 642 Röse, Landkammerrath z. Lauchröden 1045. v. Rosenberg, Reg. Rath z. Glogau 1365. v. Rosenberg, Reg. Rath zu Puditsch 1378. D. v. Rosenstein, Erzbischof z. Brunno 1417. D. Röser, Hofrath zu Mainz 1120. Rosenstrauch, Konsistorialrath z. Charkow 400. Rosetti, Kammersängerin zu Ludwigslust 453. Rösling, Professor zu Ulm 175. Roß, Hauptm. z. Straußberg 1228. Rössel, Amtm. z. Tettens 817. Rost, Oberamtm. zu Nimptsch 628. Rosteutscher, Lieut. z. Falkenberg 1020. v. Roth, Lieuten. zu Wurzen 48. Rothe, Rektor zu Sulau 997. Rothmund, Stadt-

bürgermeister zu Meiningen 159. Thomsen, Etatsrath zu Kopenhagen 1290. D. Tiburtius, Lehrer zu Lübeck 318. Tiede, Hülfsprediger zu Stralsund 206. D. Tiedemann, Bürgermeister zu Bremen 589. Tietze, Buchhändler zu Löwenberg 1068. Tilée, Hauptmann zu Melle 804. Tobler, Pfr. zu Stäfa 249. Tödteberg, Zollinspector zu Hannover 462. Töpfer, Pfr. zu Sprötau 618. Töpfer, Kaufm. zu Greiffenberg 742. Gräfin v. Törring-Seefeld, Palastdame zu München 786. Traub, Oberamtmann zu Tuttlingen 492. v. Treskow, Oberstlieutenant zu Dölzig 670. Treutler, Referendar zu Breslau 876. Trotschcke, geb. Hofrath zu Güstrow 97. Trost, Kaufmann zu Heiligenhafen 1077. Trübenbach, Advocat zu Chemnitz 582. Trübsbach, Kriegsrath zu Dresden 117. v. Tscheppe, Hofrath zu Stockach 1443. Tschimmel, Pfr. zu Mittel-Walde 1889. v. Tschirschky, Major zu Breslau 1006. Tschirschnitz, Lieut. zu Heinrichau. 1840. von Uckermann, Major zu Wendeleben 86. D. Uh, Kaufm. zu Herrnhut 987. Uhle, Oberfeuerwerker zu Hannover 877. Ullrich, Stadtrichter zu Tarnowitz 787. Ullmann, Kriegsrath zu Berlin 836. v. Ulrichen, Kreiscommissär zu Sudden 877. Umbeck, Lehrer zu Kirchderne 904. Ursinus, Charlotte, zu Glatz 683. Uetrecht, Kantor zu Waldorf 1861. Valentiner, Hauptpastor zu Flensburg 220. Valentiner, Prediger zu Pronsdorf 1225. Vangerow, Sekret. zu Berlin 1128. Vater, Justizrath in Altenburg 262. Veers, Stud. theol. zu Heide 754. Velhagen, Domänenrentmeister zu Bielefeld 278. Viereck, Gutspächter zu Meisen 568. Viering, Superint. zu Gardelegen 1164. Vieth, Schulrath und Professor zu Dessau 14. Vischer, Generalpostdirektor zu Frankfurt a. M. 687. Vogel, Hauptm. und Professor zu München 91. Vogel, Prediger zu Cunow 871. Vogel, Cantor zu Wingendorf 654. D. Vogler, Buchhändler zu Potsdam 35. Vogler, Hauptmann zu Oberglässersdorf 435. Vogler, Obristlieutenant zu Nürnberg 1040. Voigt, Rentamtsverweser zu Nossen 869. v. Voigt, Hauptm. zu Rheinhausen 442. D. Volger, Hofmedicus zu Lüneburg 787. Volk, Hofgerichtsrath in Rastätten 64. M. Völker, Superintendent zu Dornburg 1426. Völker, Prediger zu Sohrenbohm 516. Volkmer, Stadtrichter zu Mittelwalde 668. Vollimhaus, Ingenieurcapitän zu Oldenburg 87. D. Völz-

Erste Abtheilung.

Theils vollständigere, theils skizzirte Lebensbeschreibungen.



1836*).

* 1. Johann Georg Hoßfeld,

Hauptmann bei dem herzogl. s. Meiningischen Schützenbataillon und Inhaber der herzogl. Verdienstmedaille von 1814, wie auch Ritter der königl. französ. Ehrenlegion (1831), zu Meiningen;

geb. am 21. Aug. 1782, gest. den 2. Jan. 1836.

Er war der älteste Sohn des Schreinermeisters Valentin Hoßfeld zu Behlrieth bei Meiningen, erhielt seinen ersten Unterricht in der dasigen Ortsschule und wollte sich der Handthierung seines Vaters widmen, kam aber schon im Jahre 1802 als Rekrut zum Militär. Hier suchte er sich neben seinen Dienstobliegenheiten immer mehr geistig auszubilden und brachte es dahin, daß er am 4. Februar 1814 zum Unterlieutenant, am 14. November 1821 zum Oberlieutenant und am 17. December 1824 zum Hauptmann ernannt wurde. So war denn sein irdischer Beruf ganz dem Militärdienste gewidmet, wozu sich auch sein in früherer Zeit sehr robuster Körper und seine natürliche Herzhaftigkeit vorzüglich eignete. Die Zeitereignisse boten ihm vielfach Gelegenheit dar, sich auf dem Kriegsschauplatze auszuzeichnen. Seit dem Jahre 1807 machte er alle Feldzüge deutscher Truppen mit, namentlich nach Preußen, Oesterreich, Tyrol, Spanien, Rußland rc. bis zum Friedensschlusse 1815. Rühmend erwähnen noch oft seine alten Kriegscameraden sein ausnehmendes Verhalten in Colberg und Danzig, so lange das herzoglich sächsische Contingent daselbst in Besatzung stand. Ueberall aber erwarb sich Hoßfeld während seiner an Strapatzen und Entbehrungen aller Art so höchst beschwerlichen Dienstzeit durch Ausdauer und Unverdrossenheit die Zufriedenheit seiner Obern und die innigste Zuneigung seiner Cameraden. — Von

*) Da uns diesmal keine Biographien vom Jahr 1835 vorliegen, die wir hier nachträglich zu liefern hätten, so sind wir in den Stand gesetzt, gleich mit dem Jahr 1836 zu beginnen.

der militärischen Laufbahn wenden wir uns nun zum Familienleben des Hingeschiedenen. Er verheirathete sich zuerst am 20. Februar 1812 mit Eva Katharina Wißler von Stedtlingen, aus welcher Ehe ein Sohn, August, jetziger herzoglicher Kellerschreiber, entsprossen ist. Zum zweiten Male verehelichte er sich am 23. Mai 1816 mit Louise Hartmann aus Meiningen, welche jetzt als Wittwe mit ihren beiden Kindern, Ferdinand und Emilie, über den frühen Verlust des innigst geliebten Gatten und Vaters trauert. — Was H.'s Charakter betrifft, so war er als Mensch und Christ ein Mann, der alle Achtung verdiente und sie auch erhielt. Religiös im wahren Sinne des Wortes, von der reinsten Menschenliebe erfüllt, ein treuer Gatte, sorgsamer Vater, ja selbst ein liebevoller, uneigennütziger Pfleger und Erzieher verwaister Kinder, ein gefühlvoller, aufrichtiger Freund, ein gelassener und gottergebener Dulder langer Körperleiden. Mit Ruhe und Standhaftigkeit bei den größten Schmerzen erwartete er seine Todesstunde. Er starb an der Brustwassersucht.

Meiningen. D. J. C. Ihling.

2. Clemens von Raglovich,

königl. baier. Reichsrath, General d. Infanterie, Generalquartiermeister der Armee, Inhaber des Hubertus-, d. Civilverdienst-, des militär. Max-Josephsordens, des Ludwigordens, der franzöf. Ehrenlegion u. s. w., zu München;

geboren zu Dillingen den 29. Januar 1766, gestorben den 2. Januar 1836 *).

Er hat alle Kriege der französischen Revolutionszeit und des Napoleonischen Kaiserreichs mitgemacht und zwar die Feldzüge von 1792 bis 96 mit Wurmser, Clairfait, Herzog Albert von Sachsen-Teschen und Erzherzog Carl im schwäbischen Kreiscontingent, wo er zuletzt zum Obersten des Fürstenbergischen Infanterieregiments vorrückte und den schönen Zug Bellegard's durch das Engadin in die Lombardei unter den österr. Fahnen. Seine Geistesgegenwart und Tapferkeit als Chef eines combinirten Grenadierbataillons in der Wolfsredoute bei Kehl, bei dem Rheinübergang Moreau's 1796, wo er durch seine hartnäckige Vertheidigung eine ganze Divi-

*) Nach: Correspondent von und für Deutschland 1836. Nr. 7 und 10.

sion mehrere Stunden beschäftigte und dann erst der Uebermacht erlag, erwarb ihm die Achtung der Feinde und das hohe Vertrauen des Erzherzogs Carl und als nach dem Rückzug an den Neckar das schwäbische Reichscontingent aufgelöst und nach Hause geschickt wurde, belobte der Feldherr das würdige Betragen sowie die Disciplin und Hingebung des Bataillons Raglovich durch Tagesbefehl. Raglovich wurde in diesem Feldzuge noch in Italien verwendet und durch den Feldmarschall-lieutenant Provera, so wie 1799, als Suwarow die verbündeten Oesterreicher und Russen befehligte, stets zu gefahrvollen Unternehmungen und zu wichtigen Expeditionen gebraucht, die ihm die Achtung und Freundschaft der höheren Offiziere und seiner Waffenbrüder errungen haben. Bei Abtretung der österreichischen Vorlande und eines Theils von Schwaben und Baiern wurden ihm die vortheilhaftesten, für seine Zukunft glänzendsten Anträge gestellt, den österreichischen Dienst nicht zu verlassen; er aber zog vor, dem neuen Vaterlande seine vollen Kräfte zu widmen. Was er nun geleistet und wie sehr man die hohen Talente dieses prunklosen und einfachen Mannes würdigte, zeigte dessen Verwendung in den spätern Campagnen. Eine seiner schönsten Waffenthaten war die im J. 1807 nach ruhmwürdiger Blokade erzwungene Capitulation der Festung Cosel in Schlesien. Nach seiner Rückkehr aus Rußland wurde er dem französischen Heere in Sachsen mit einer baierischen Division beigegeben und hier entwickelte er seltene strategische Gaben und einen solchen Scharfsinn im Entwerfen mannichfacher Operationen, daß die Marschälle Ney und Oudinot, so wie der als Soldat und Schriftsteller bekannte Jomini bei allen Gelegenheiten seinen Rath erholten. Die vortreffliche Haltung und Ordnung der baierischen Division unter Raglovich rettete nach der Schlacht von Jüterbogk die französischen Heerestrümmer vor gänzlicher Vernichtung und der Kaiser selbst berief ihn ins Hauptquartier, um ihn in seiner Nähe zu weiterer Verfügung zu besitzen. Seine Relationen über den Feldzug in Sachsen, über Ursache und Wirkung der ausgeführten Operationen sind Meisterstücke militärischen Styls. Die schnelle Formation der baierischen Reservearmee unter des Kronprinzen (jetzt regierenden Königs) Oberbefehl und ihre Tüchtigkeit, waren zum Theil sein Werk. Nach dem zweiten Feldzuge in Frankreich, wo er eine Division führte, wurde

er bald mit der Bildung des militärisch-topographischen Büreau's beauftragt und zum Chef des Generalquartiermeisterstabs ernannt. Was er hier geleistet, wie sehr er sich bestrebt, Materialien zur Kenntniß des Landes aufzuhäufen und ausarbeiten zu lassen, wie er die Offiziere seines Korps und das topographische Bureau dazu gebildet, das wird noch in spätern Zeiten und bei ernsten Ereignissen eine gerechte und dankbare Erinnerung rege erhalten. Die Schätze, welche das Conservatorium im topographischen Büreau an Karten, Planen und Büchern, an Positionsblättern, Memoiren, Instrumenten und Institutionen enthält, der herrliche, noch unübertroffene Atlas von Baiern, die Pläne der größern Städte des Landes, die geographisch-hydrographischen Straßenkarten — alle diese, einer selbstständigen Armee und dem Staate eben so unentbehrlichen, als zu ihrem Nutzen unberechenbaren Sammlungen sind die Früchte seiner Leitung, seines höhern Strebens zur militärischen Vollkommenheit. Seine Verdienste fanden aber auch gerechte Anerkennung. Noch wenige Monate vor seinem Tode ehrte ihn König Ludwig durch Verleihung eines Infanterieregiments, das nunmehr seinen Namen trägt. Als lebenslänglich ernanntes Mitglied der Kammer der Reichsräthe nahm er an allen Landtagen seit dem Jahre 1819 Theil. Eine langwierige Krankheit machte in der Mitternachtsstunde vom 2. auf den 3. Januar dem Leben dieses, um das Vaterland höchst verdienten und auch als Mensch achtungswerthen Mannes ein Ende, der 70 Jahre alt und eben so lange Offizier war, da schon bei der Taufe der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, in dessen Kontingent sein Vater diente, ihm das Fähndrichspatent als Pathengeschenk übergab. — Verwundet war er dreimal: in dem Gefecht an der Martinsbrücke; in dem mörderischen Treffen unter Suwarow, Melas und Kray gegen Jaubert und Moreau bei Novi (1799) und im Jahre 1812 bei Polozk.

* 3. Christoph Benjamin Klaiber,

Doctor der Theologie und Pfarrer in Stetten im Remsthale im Königr. Würtemberg;

geb. den 7. Aug. 1796, gestorben den 6. Januar 1836.

Er war zu Ohnastetten bei Urach geboren, wo sein im Herbste 1824 verstorbener Vater Pfarrer war. Im

Jahr 1799 wurde sein Vater auf die Pfarrei Grabenstetten befördert und hier genoß er meist von ihm selbst den ersten Unterricht. Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, entschlossen sich seine Eltern, ihn dem Studium der Theologie zu widmen und deßhalb in die lateinische Schule in Kirchheim unter Teck zu schicken. Dort hatte er das Glück, an dem Präceptor Eytel, nunmehr Rector des Pädagogiums in Eßlingen, einen geschickten und gewissenhaften Lehrer zu finden, der ihm zugleich ein treuer, wohlwollender Vater war. Vier Jahre später wurde er in das niedere theologische Seminar zu Schönthal und zwei Jahre darauf in das zu Maulbronn, aufgenommen. Im Herbst 1814 bezog er die Universität Tübingen, wo er in das evangelisch-theologische Seminar eintrat. Als seine Studien im Frühling 1819 beendigt waren, erhielt er die, den Wunsch seines Herzens befriedigende Erlaubniß, seinen kränklichen Vater in Haubach, wo er jetzt Stadtpfarrer war, als Vikar zu unterstützen. Fünf Vierteljahre brachte er so im Kreise der Eltern und Geschwister zu, glücklich durch ihre Liebe, glücklich durch die Freude, wenigstens etwas zur Erheiterung ihrer leidensvollen Tage beitragen zu können, glücklich durch den neuen Beruf und die Liebe der Gemeinde, an der er zu wirken hatte. Im Sommer 1820 wurde er in das theologische Seminar in Tübingen, das er kaum 1/4 Jahre zuvor als Zögling verlassen, als Repetent zurückberufen. Er bekam hier noch den besondern Auftrag, die theologischen Studien der außerhalb des Seminars studierenden Jünglinge zu leiten und mit ihnen Examinatorien zu halten und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er dabei mehr that, als er schuldig war, die gründlichen Kenntnisse, welche er bewährte, das Anregende, was in seiner Behandlung der Sache lag, die humane und dennoch würdige Haltung, mit welcher der junge Mann die nicht ganz leichte Aufgabe löste, ließen ihn mit sichtlichem Erfolge arbeiten und sicherten ihm die dankbare Anhänglichkeit, mit welcher manche und gerade die tüchtigsten der damaligen Studierenden noch jetzt von diesem seinem Wirken sprechen. Die günstige Meinung, welche man schon früher von ihm gefaßt hatte, konnte dadurch nur noch mehr begründet werden und so war es denn sein früherer Lehrer und väterlicher Freund, Prälat D. Bengel *),

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 162.

welcher, selbst mit Vorlesungen überladen, die Veranlassung gab, daß Klaiber schon nach $1\frac{1}{2}$ Jahren den Auftrag erhielt, neben seinen Funktionen als Repetent theologische Vorlesungen zu halten, nicht lange darauf aber als außerordentlicher Professor der Theologie angestellt wurde. Von einer andern Seite war die Absicht dahin gegangen, den vielversprechenden jungen Mann zu desto gründlicherer Vorbereitung zuvor noch auf Staatskosten eine wissenschaftliche Reise antreten zu lassen. Um so mehr war es zu bedauern, daß das Bedürfniß des Augenblicks für das erstere entschied; denn die Aufgabe, die er damit übernahm, war nicht klein. Innerhalb weniger Jahre hatte er beinahe über alle Fächer der theologischen Wissenschaften zu lesen und es gehörte in der That die ganze Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, der eiserne Fleiß, mit welchem er sich seinen Studien widmete, die ihm so eigenthümliche, hingebende Bereitwilligkeit, für seine Pflicht alles zu thun, dazu, um ihn dieses Opfer bringen zu lassen. Denn so muß es wohl genannt werden, da es gewiß weniger die dadurch gebotene Anstrengung war, welche ihn die größere Selbstverläugnung kostete, als die Besorgniß, daß das, was er auf diese Weise extensiv zu leisten genöthigt war, doch mehr oder weniger nur auf Kosten der innern Vollendung geschehen könnte, ein Gedanke, der seinem wissenschaftlichen Geiste wie seiner Gewissenhaftigkeit gleich empfindlich sein mußte. Dennoch sagt er gerade von dieser Periode: „mit innigem Danke gegen Gott blicke ich auf diese Zeit zurück, in welcher Gott mich beglückte durch die treue Liebe meiner Gattin, durch das frohe Gedeihen zweier hoffnungsvoller Kinder, durch die Gesundheit und Kräfte, welche er mir zur Versehung meines mir immer wichtiger und theurer werdenden Amtes schenkte, durch das Freundschaftsband, das ich mit so manchen, von mir verehrten und hoch geachteten ältern und jüngern Männern knüpfte.“ Unter den letzteren darf namentlich auch sein Verhältniß zu dem jetzigen Professor der Theologie in Jena, D. Haase, damals neben Klaiber Privatdocent in Tübingen, genannt werden, welches, unter schwierigen Verhältnissen bewährt, ihm die dauernde Anhänglichkeit und Freundschaft dieses Gelehrten sicherte. — Nur drei Jahre hatte er in diesem Berufe gearbeitet, als Bengels Tod und der Austritt eines zweiten ordentlichen Professors der Theologie eine für ihn und noch mehr für andere unerwartete Verän-

derung seiner Lage herbeiführte. Die zwei erledigten Ordinariate wurden mit 2 durch ihre bisherigen Leistungen gleichfalls bewährten, unserm Verstorbenen im Alter und Dienstjahren vorgehenden Männern besetzt und da von den beiden außerordentlichen Professoren der eine durch jene Ernennungen, wenigstens aus dem finanziellen Standpunkte, entbehrlich schien, so wurde dem jüngern, Klaiber, die Stelle eines ordentlichen Professors am Seminar zu Blaubeuern übertragen. Kl. erkannte die Wichtigkeit auch dieser Stelle, deren Aufgabe die unmittelbare Vorbereitung 14 — 18jähriger Jünglinge zum Uebergang auf die Universität und zum Studium der Theologie ist. Allein er hätte vorzugsweise das Fach der klassischen Literatur, welches ihm ferne geworden war, übernehmen und eben damit seinen mit so viel Liebe ergriffenen theologischen Studien wenigstens für die nächsten Jahre entsagen müssen. Und so kehrte der früheste Wunsch seines Lebens, Seelsorger zu werden und an einer Landgemeinde zu arbeiten, wieder bei ihm zurück und er bat um Enthebung von der ihm zugedachten Professur, wenn gleich sie ihm eine ökonomische Verbesserung bot und um Uebertragung einer Pfarrei. Nicht lange nachher, im Sommer 1827, erhielt er denn auch, ganz nach seinem Wunsche, eine solche Stelle in Stetten, einem freundlichen Marktflecken des Remsthales und von der theologischen Fakultät, als ehrendes Zeugniß ihrer Anerkennung dessen, was er für die Wissenschaft geleistet hatte, zum Abschiede das Diplom als Doctor der Theologie. — Mit derselben Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er bis dahin seinem Lehramte sich gewidmet hatte, lebte er nun auch seinem Berufe als Prediger und Seelsorger. Seine Kanzelvorträge, auf welche er große Aufmerksamkeit verwendete, zeichneten sich durch einfachen, klaren Gedankengang, durch ansprechende Herzlichkeit und durch evangelische Gesinnung aus und waren durch ein männlich schönes Organ unterstützt. Mit derselben Gewissenhaftigkeit widmete er sich der Seelsorge und der Schule und nur seiner Umsicht und Beharrlichkeit gelang es endlich, Hindernisse, welche dem Gedeihen der letzteren lange im Wege gestanden waren, zu besiegen. Aber es war nicht blos die lehrende und beichtväterliche Theilnahme, welche er seiner Gemeinde bewies; er berieth, er unterstützte, er half auch sonst, wo er nur konnte und übte eine Wohlthätigkeit, die je zuvorkommender, je anspruchs-

loser und aufopfernder sie war, desto mehr ihm die Herzen gewann. Allein, wie treu er auch seinem Berufe lebte, so blieb ihm doch immer noch Muße für seine Studien übrig, welchen er sich jetzt mit immer neuer Liebe hingab und in welchen sich nunmehr eine immer größere Reife und Gediegenheit entwickelte. Er unternahm jetzt, auf die Aufforderung eines ihm nahe verwandten und innig befreundeten Mitgliedes des Consistoriums die Herausgabe der theologischen Zeitschrift: „Studien der evangelischen Geistlichkeit Würtembergs", welche er theils mit eigenen, theils mit fremden gediegenen Arbeiten ausstattete und welche von mehr als einem ausgezeichneten Theologen Deutschlands als ein rühmliches Denkmal des unter der würtembergischen Geistlichkeit herrschenden wissenschaftlichen Geistes auch öffentlich anerkannt worden ist. Doch das Hauptwerk seines Lebens, mit dessen Beendigung ihn Gott von seinem Erdenwirken abrief, war seine Schrift: „Die neutestamentliche Lehre von der Sünde und Erlösung. Ein Versuch. Stuttgart 1836." Eine andere, wenn auch kleinere, so doch sehr verdienstliche Arbeit darf hier nicht unerwähnt bleiben: „Bemerkungen über das Leben Jesu von D. Strauß." Als diese Schrift des jungen Theologen wie ein Meteor am theologischen Horizonte erschienen war und allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, von Vielen mit großem Beifall, von noch mehreren mit Unwillen, von ängstlichen Gemüthern mit großer Besorgniß aufgenommen worden war, sprach der ruhig, aber scharfprüfende Klaiber gleich anfangs dasselbe Urtheil über sie aus, welches seitdem von so manchen gewichtigen Stimmen in und außer dem Vaterlande ihres Verfassers ausgesprochen worden ist, daß der historische Christus durch diese keineswegs neuen, sondern nur geschickt und nicht ohne sophistische Kunst zusammengestellten Angriffe durchaus nicht gefährdet werde. Ohne seine Veranlassung aufgefordert, für das gebildete, nichttheologische Publikum eines der gelesensten Tagesblätter eine den ganzen Stand der Frage beleuchtende Würdigung dieser Schrift zu verfassen, unterzog er sich gern und mit Liebe diesem Geschäfte. Allein die Arbeit war ihm durch den reichen Stoff und durch das Interesse, welches sein Herz und sein Geist daran nahm, unter den Händen gewachsen und für die ursprüngliche Bestimmung doch zu umfangreich geworden. Er entschloß sich daher zu einem kürzeren Auszuge, welchem er auch, zum Theil noch

unter den Schmerzen seines letzten Krankenlagers, die letzte beste Kraft seines Geistes widmete. Dieser Auszug ist durch zufällige äußere Gründe nicht erschienen; die größere Arbeit hingegen, welche nach des Verfassers Absicht ungedruckt bleiben sollte, da es in seinem Plane lag, eine Reihe gelehrter Abhandlungen über die durch Strauß neu angeregten Hauptfragen zu bearbeiten, wurde in der Gestalt, in welcher sie unter seinen Papieren sich vorfand, nach seinem Tode den „Studien ꝛc." einverleibt, aus denselben auch besonders abgedruckt und hat sich durch die Klarheit des Ideenganges, durch das Treffende, womit die Schwächen der Straußischen Schrift beleuchtet und entkräftet sind, durch die edle, großartige Auffassung der Hauptmomente der evangelischen Geschichte und durch die schöne Wärme, mit welcher die heilige Sache geführt wird, eine sehr günstige Aufnahme gewonnen und gewiß vielfach segensreich gewirkt. Eine solche verdienstvolle literarische und praktische Thätigkeit mußte ihm allgemeine Achtung und Anerkenntniß erwerben und die Belege dafür könnten aus dem Verhältnisse zu seiner Gemeinde, seiner Amtsgenossen, dem größeren Kreise seiner Freunde und zu der höchsten Kirchenbehörde selbst gegeben werden, erschiene es nicht dem bescheidenen Sinne des Verstorbenen angemessener, darüber hinwegzugehen. — Doch wir haben noch eine neue und interessante Seite seiner vielseitigen Thätigkeit zu berühren: die Mitbegründung und Mitleitung der „Erziehungsanstalt in Stetten." Im Sommer 1830 war das am Dorfe gelegene königl. Lustschloß durch den Tod seines Bewohners, des Herzogs Wilhelm *), Oheim des Königs, frei geworden. Dies brachte den königl. Hoffammeralverwalter Wiedersheim in Stetten, einen Freund Klaibers, um die Erziehung seiner Söhne umsichtig besorgt, auf den Gedanken, die großen und schönen Lokalitäten zur Errichtung einer Erziehungsanstalt nach den Grundsätzen, welche nicht lange zuvor der Verfasser dieser Biographie in seiner Schrift: „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit" ausgesprochen hatte, zu benutzen und legte den Gedanken seinem Freunde vor, um auch ihn ins Interesse zu ziehen. Hatte dieser auch wenige Jahre zuvor die ihm angetragene Lehrerstelle an einer Staats-

*) S. N. Nekr. 8. Jahrg. S. 971.

anstalt abgelehnt, so konnte er doch, bei seinem lebhaften Interesse für alles Reinmenschliche, diesem ansprechenden und wie es schien, sehr zeitgemäßen Unternehmen seine Mitwirkung nicht versagen, ergriff sie vielmehr, als er sich einmal dafür entschieden hatte, mit der ihm eigenthümlichen Wärme, welche der klaren, besonnenen Ruhe seines Charakters eine so schöne Färbung gab und schritt mit seinem Freunde ans Werk. Sie forderten den Verfasser jener Schrift zur Entwerfung eines speziellen Planes auf, luden ihn bald darauf zur unmittelbaren Theilnahme ein, in welche er bei der ganzen Richtung seiner Thätigkeit natürlich nur mit Vergnügen eingehen konnte, baten, als diese Vorbedingungen gegeben waren, den König um die Ueberlassung des Schlosses, welche der edle, alles Gute so gern fördernde und besonders um das Schul- und Erziehungswesen seines Volks hochverdiente Monarch auch mit seltener Großmuth sogleich gewährte, sowie er auch seitdem der Anstalt fortwährende Beweise seiner besondern Huld und Gnade gegeben hat und nun ließen sie im December 1830 die ersten Ankündigungen ausgehen. Am 3. Mai 1831 wurde sie mit bereits 50 Zöglingen eröffnet *). Es herrschte nun, wie es unter so günstigen Auspicien natürlich war, ein jugendlich frisches, freudiges Aufstreben in ihr und die Zahl der Zöglinge wuchs mit dem Vertrauen des Publikums. Allein es mußten, wie es wohl in der Natur der Sache lag, auch Erfahrungen gemacht, auch Hindernisse bekämpft, auch Schwierigkeiten überwunden werden und auch in diesen neuen Verhältnissen bewährte Klaiber die Klarheit seines Blikkes, die Besonnenheit seines Urtheils, die edle Humanität seines Charakters und seine Fähigkeit, für die gute Sache jedes Opfer zu bringen. Beinahe 5 Jahre hat ihr der Verstorbene mit großer Liebe und Treue alle die-

---

*) Gegenwärtig zählt die Anstalt zwischen 80 und 90 Zöglinge mit 14 Lehrern, ist im Sommer 1835 von den Vorstehern der unmittelbaren Aufsicht und Leitung eines Directors (des dazu berufenen Stadtpfarrers in Forchtenberg, Strebel), übergeben worden, welcher ihr in Gemeinschaft mit den Lehrern eine eben so aufopfernd treue, als erfolgreiche Sorgfalt widmet und erfreut sich des ehrenvollen Vertrauens der Eltern, wie der Zufriedenheit der höchsten Sudienbehörde, welche ihr in Folge einer im Herbste 1836 durch den Director des königl. Oberstudienrathes vorgenommenen Visitation das amtliche Zeugniß ertheilt hat, daß „in ihr der Geist des Fleißes, der Ordnung, des sittlich-religiösen Ernstes und der Humanität herrsche.“

jenige Zeit und Kraft gewidmet, welche er irgend — nicht seinem Amte, aber seiner Muße und nicht selten den zur Erholung bestimmten Stunden entziehen konnte und durch die eigenthümlichen Vorzüge seines Geistes und Herzens ungemein wohlthätig und fruchtbar gewirkt. — Sollen wir endlich auch noch von den stilleren Beziehungen seines häuslichen Lebens, in welchen sich das Innere ja noch treuer und unbefangener abspiegelt, als in dem öffentlichen Wirken, ein Wort sagen, so blieb er auch hier seinem Charakter durchaus getreu. Mit großer Liebe und Dankbarkeit hing er an seinen Eltern und von seiner Pietät als Sohn und Bruder ließen sich die edelsten Beweise anführen. Verehelicht hatte er sich schon in Tübingen. Als ihm seine Gattin starb, konnte er sich lange nicht zu einer zweiten Verbindung entschließen. Endlich fand er in der Wittwe eines seiner Freunde wieder eine Lebensgefährtin, welche, seinem Geiste und Herzen gleich befreundet, ihm die treueste, zärtlichste Gattin, seinen drei, von der Verstorbenen ihm hinterlassenen Kindern eine eben so liebevolle als von ihnen geliebte Mutter wurde. Aber dieses neue Verhältniß, in welchem er sich so glücklich fühlte, sollte nur einige Jahre dauern. — Er hatte trotz seiner physischen und geistigen Anstrengungen lange Zeit Krankheiten gar nicht gekannt und seine ganze Erscheinung gab das Bild männlicher Kraft und einer durch körperliche und sittliche Reinheit wohlerhaltenen Gesundheit. Da traten am heiligen Abende des Jahrs 1835, als eben die Weihnachtsbescherung auch seiner Familie den Anbruch des Freudenfestes der Christenheit verkündigen sollte, höchst überraschend die Symptome einer gefährlichen Krankheit, des hitzigen Gliederwehs, ein. Sein Krankenlager wurde nun höchst schmerzhaft, allein er ertrug seine Leiden, die bald mit seinem Tode endeten, mit einer seltenen Fassung und Geduld und bewährte auch in diesem Läuterungsfeuer der Trübsal die Wahrheit seiner Ueberzeugung, die Kraft seines Glaubens, die Zuversicht seiner Hoffnung. — Der Schmerz über seinen Verlust war bei den Vielen, die mit ihm in Beziehung gestanden hatten, groß. Das Gelübde, das er am Grabe seines Vaters ausgesprochen: „seinem Beispiele des Glaubens und der Liebe und Treue gegen seinen Gott und Erlöser nachzufolgen", hatte er treu gehalten. — Es sei dem Verfasser dieser wenigen Blätter, der das Glück gehabt hat, in

den 5 letzten Jahren auf das Engste mit ihm verbunden zu sein, erlaubt, diese kurzen Umrisse seines Lebens mit den Worten zu schließen, welche er an einem andern Orte über ihn ausgesprochen hat: „Er war ein Mann, ausgezeichnet durch Kenntnisse und Klarheit des Geistes, milde und ernst, wohlwollend und wohlthätig, gewissenhaft in seinem ganzen Wirken und dabei in edler Anspruchslosigkeit seiner selbst vergessend, ein treuer Lehrer und Seelsorger, ein dankbarer Sohn, ein liebevoller Gatte und Vater, ein seltener Freund. Er mußte es wohl sein; denn, was er war, ruhte auf dem festen Grunde christlichen Glaubens und christlicher Gesinnung. Wenn sein bescheidener Sinn im Leben jedes Lob ablehnte, so sei es dem Freunde vergönnt, dies hier als Ausdruck der herzlichsten und dankbarsten Freundschaft und der innigsten Ueberzeugung als Nachruf auszusprechen.“ —

F. W. Klumpp,
Professor am königl. Obergymnasium in Stuttgart.

4. Gustav Friedrich Schlichting,

Vicesyndikus u. Mitglied des Raths zu Riga;
geb. den 29. Aug. 1773, gestorben den 6. Jan. 1836 *).

Er war der Sohn des Kaufmanns und Bürgermeisters zu Dorpat, Christian Friedrich Schlichting und bildete sich auf der Schule seiner Vaterstadt, vom Jahre 1790 an auf der Universität Jena, im Jahre 1794 auf der Universität Göttingen für die Rechtswissenschaft. Ins Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1795 Protokollist des Rigaischen Waisengerichts und Advokat der verschiedenen Behörden, 1797 Notar bei dem kaiserlichen Recognitionsgericht von Seiten der Stadt Riga, 1800 Obernotar des Rigaischen Raths, 1827 Mitglied des Raths und Vicesyndikus und 1834 Syndikus. — Er starb, nachdem er viele Jahre in zunehmender Kränklichkeit zugebracht hatte, an der Brustwassersucht. So schmerzvoll die letzte Zeit gewesen war, so sanft schlummerte er hinüber. — Was er im Amte und Berufe als helldenkender, geistvoller, kenntnißreicher Geschäftsmann und was er als solcher in seinen letzten Lebensjahren zu leisten Veranlassung fand, davon zeugen mehrere Dienstarbeiten von

*) Rigaische Stadtblätter. 1836.

Umfang und Ausdauer, die er denn insbesondere in den Jahren 1820 bis 1825 als Mitglied der damaligen Provinzial-Gesetzcommission und in den Jahren 1832 bis 1834 als Delegirter des Raths in der Commission zur Durchsicht des Provinzialrechts, insbesondere das Rigaische Stadtrecht, bearbeitete.

* 5. Hermann Meyer,

pensionirter Domvikar zu Minden und Vikar zu Holdorf im Herzogthum Oldenburg;

geb. im Nov. 1769, gest. den 7. Jan. 1836.

Geboren zu Rüschendorf im Kirchspiel Damme, wo sein Vater Hermann Hackmann mit seiner Frau Elisabeth Meyer ein ansehnliches Bauerngut erheirathet und deren Namen angenommen hatte, erhielt er seine erste Bildung in der Hauptschule zu Damme und besuchte dann von 1784 bis 1791 das Gymnasium Carolinum zu Osnabrück. Im Jahr 1791 bezog er die Universität zu Münster und genoß daselbst ein Jahr den theologischen Unterricht. Am 19. December 1795 erhielt er zu Osnabrück die Priesterweihe, weil damals noch das Kirchspiel Damme zur Diöces des Bischofs von Osnabrück gehörte, konnte jedoch wegen der der Zeit großen Anzahl von Candidaten nicht gleich eine Anstellung erhalten. Etwa ums Jahr 1797 wurde er jedoch Hülfsgeistlicher zu Gesmold im Fürstenthum Osnabrück und im Jahr 1800 oder 1801 wurde er beim Domstifte zu Minden als Vicarius angestellt. Hier blieb er, bis bald nach der Organisation des Königreichs Westphalen das Domstift aufgehoben und er auf Pension gesetzt wurde. Da jedoch die westphälische Regierung die Pension nicht regelmäßig auszahlte und er deshalb in Minden nicht leben konnte, kehrte er nicht lange nachher in das väterliche Haus zu Rüschendorf zurück und unterstützte den damaligen Stationarius zu Holdorf an jedem Sonn- und Feiertage in allen geistlichen Geschäften, im Predigen, Beichtehören und Versehen der Kranken mit den Sterbesakramenten, kurz in allen Zweigen der geistlichen Amtspflichten. — Im Jahr 1814 wurde er darauf als Hülfsgeistlicher zu Steinfeld im Herzogthum Oldenburg angestellt und gegen Ende des Jahres 1816 als Cooperator zu Damme. Im J. 1820 begab er sich wieder als Mitarbeiter an der Seelsorge nach Holdorf, wo er ohne eine bedeutende Einnahme alle Amtsgeschäfte mit wahr-

nahm, wozu ihn die Pension von seinem Vikariat in Minden in den Stand setzte, welche, seit Minden wieder unter preußischen Scepter gekommen war, ihm pünktlich ausgezahlt wurde. Dies bewog ihn auch, die Nähe seines Geburtsorts nicht wieder zu verlassen und als im Jahr 1832 die Vikarie ad Sanctissimam Trinitatem in Damme vakant wurde, nahm er solche am 16. Sept. 1833 nur auf Andringen seiner Verwandten an, weil es eine Familienvikarie war und sonst keiner von der Verwandtschaft diese Stelle bekleiden konnte. — Gewissenhaft und treu versah er die ihm anvertrauten Stellen; sein sanftes und liebevolles Betragen gegen Jeden, besonders gegen Nothleidende, vereint mit einem frommen Lebenswandel, erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe und sanft entschlief er im Herrn, gestärkt durch die Heilsmittel der Religion. — Sein Andenken ist in seiner Gemeinde im Segen und in Minden hat er sich ein unvergeßliches Denkmal gestiftet, indem er seine Domkurie, die er lebenslänglich als Wohnung hätte behalten können und wovon er jährlich 72 Rthlr. Miethe einnahm, unentgeltlich zur Stiftung einer Töchterschule beim Dom einräumte und sogar zur Einrichtung und Instandsetzung dieser Schule 400 Rthlr. aus seinem eigenen Vermögen hergab.

* 6. Joh. Heinr. Hermann Schütte,

Kapellprediger zu Neuenburg im Herzogthum Oldenburg;
geboren d. 1. Aug. 1810, gestorben den 7. Jan. 1836.

Er wurde in Oldenburg geboren und verlor seinen Vater, den Kaufmann J. Conrad Schütte daselbst schon am 9. Februar 1817. Seine würdigen Großeltern und seine durch große Herzensgüte ausgezeichnete Mutter, Margarethe Dettmers, ersetzten ihm aber diesen Verlust. Schon als Knabe zeigte er vorzügliche Anlagen, die sich unter den gediegenen Lehrern des Gymnasiums zu Oldenburg immer mehr ausbildeten, so daß er schnell die untersten Klassen durchlief und stets zu den besten Schülern derselben gezählt wurde. Eine eifrige Theilnahme an einigen, zu wissenschaftlichen Zwecken gebildeten Vereinen unter den Schülern der ersten Klasse, ein unausgesetztes Privatstudium, in der letzten Zeit selbst der auf die Theologie vorbereitenden Disciplinen, ließen ihn im Herbst 1827 „als vollkommen reif" die Universität beziehen. Er wählte Halle, wo er bis zum

Herbst 1829 blieb und wo er gleichfalls durch den ausdauerndsten und dabei geregeltsten Fleiß sich auszeichnete. Wenige, zu wenige Stunden gönnte er sich zur Erholung und zum Vergnügen; vom frühen Morgen bis spät Abends widmete er sich seinem Studium, worauf er dann stets, ehe er sich zur Ruhe begab, aufzeichnete, was er in den verschiedenen Stunden getrieben hatte und wie weit er in dieser oder jener Disciplin gekommen war. Dabei trifft man nicht selten auf Zeichen seines klaren Verstandes und seines reichen Gemüths, das sich mitunter selbst in gelungenen Poesien aussprach. Sein stilles, freundliches Wesen und dann auf der andern Seite auch wieder sein, zuweilen selbst glänzender Humor, seine gediegenen Kenntnisse, verbunden mit einer großen Anspruchslosigkeit, gewannen ihm die Liebe und Achtung Aller, die mit ihm in nähere Berührung kamen. Alle jene Eigenschaften traten aber noch mehr während seines letzten Universitätsjahres in Göttingen hervor. Hier war es, wo er die werthvollsten theologischen Ausarbeitungen, sowohl in lateinischer als in deutscher Sprache lieferte, wo ihm, durch den trefflichen Professor Trefurt gebildet, in der Preisbewerbung für die beste Predigt die ehrenvolle öffentliche Zuerkennung des zweiten Preises ward; hier war es, wo er im heitern Kreise der Freunde oft nur im komischen Versmaase sprach, wo er ein Werk gleich der Jobsiade in Knittelversen verfaßte, wovon noch mehrere Gesänge, nebst andern höchst anziehenden Poesien unter seinen Papieren sich befinden. — Ins Vaterland zurückgekehrt, bestand er zuerst rühmlich das mit ihm angestellte Tentamen und suchte sich dann, so viel wie möglich im Praktischen seines Faches fortzubilden, weshalb er gern den Unterricht, besonders in der Religion, an einer Privatschule für junge Mädchen übernahm und mit großem, von Allen anerkannten Eifer und Erfolg betrieb. Dieselbe Anerkennung ward ihm in Mildeshausen, wo er ein Jahr als Hauslehrer lebte und abermals in Oldenburg, wohin er zurückkehrte, um den Unterricht in allen Realien bei der erwähnten Schule zu leiten. Sein Talent als Lehrer war in jeder Hinsicht ausgezeichnet und überdies wußte er sich die Liebe seiner Schülerinnen in hohem Grade zu erwerben. — Nachdem er im Examen den ersten Charakter erhalten, wurde er vom Consistorium zu Oldenburg zum Kapellprediger in Neuenburg ernannt und auch diesem Amte, welches zugleich

mit einer Schule verbunden ist, stand er mit dem lobenswerthesten Eifer vor und vervollkommnete sich besonders im Predigen so, daß er stets des ungetheiltesten Beifalls sich erfreute und gewiß war sein Wirken daselbst, trotz der kurzen Dauer, das segensvollste zu nennen. Seine Predigten waren aber auch größtentheils meisterhaft. Dabei hatte er durch die fleißige Uebung seines Talents die Kunst zu katechesiren sich im hohen Grade zu eigen gemacht und im letzten Halbjahre vor seinem Tode beschäftigte er sich mit katechetischen Entwürfen über das Oldenburgische Lehrbuch, die, wenn sie vollendet wären, was leider nur zur Hälfte geschah, nicht den niedrigsten Rang unter ähnlichen Schriften eingenommen hätten. — Schon im Anfange seines Aufenthalts in Neuenburg wurde er von einem Brustübel befallen, das bei seiner, ohnehin nicht starken und durch das unausgesetzte Studiren noch mehr geschwächten Constitution weder durch den Gebrauch des Bades in Ems, noch durch die unermüdete Pflege der Seinen gehoben wurde und ihn einer liebenden Braut und seiner schon kränkelnden Mutter entriß, welche noch innerhalb eines Vierteljahrs ihm folgte.

7. David Hieronymus Grindel,

Kreisarzt zu Riga,

geb. d. 28. Sept. 1776, gest. den 8. Jan. 1836 *).

Zu Riga am 28. September 1776 geboren, wurde er früher in der Domschule, darauf von einem Privatlehrer gebildet, der ihn für das Universitätsstudium der Theologie vorbereiten sollte, sah sich jedoch durch den Drang der Umstände genöthigt, bald nach Vollendung seines 12. Lebensjahres als Lehrling in eine Apotheke zu treten, wobei seine Wißbegierde zugleich ihn antrieb, die Vorbildung für höhere Kenntnisse in seinen wenigen freien Stunden zu suchen. Wirklich konnte er, nach Vollendung seiner Lehrjahre, 1795, die Universität Jena beziehen, wo er sich zu dem Studium der Medicin, durch eifrige Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, vorbereitete. Da nöthigten auch ihn 1798 die Zeitverhältnisse, nach Riga zurückzukehren und er wandte jetzt allen Fleiß darauf, für die Landesuniversität, deren Entstehung erwartet wurde, sich zum Lehrer der Naturwis-

*) Rigaische Stadtblätter, 1836, Nr. 6.

senschaften zu bilden, wozu auch Vorträge, die er einem Kreise von Gelehrten hielt, beitragen sollten; zugleich wurde er Stifter einer Gesellschaft, die mit der neueren Chemie sich beschäftigte. Weil es indeß mit der Gründung der Universität sich verzögerte, ging er auf den Vorschlag seines ehemaligen Lehrherrn, sich ihm in der Führung der Apotheke zu verbinden, ein und mußte deshalb den Antrag, als Professor der Chemie bei dem reichsmedicinischen Collegium einzutreten, der ihm bei seiner Prüfung dort gemacht wurde, ablehnen. Im J. 1802 gewann er von der freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg den Preis für die Beantwortung der Frage über die Bereitung des Runkelrübenzuckers und erhielt von der philosophischen Fakultät zu Jena die Doctorwürde. Als am Schlusse desselben Jahres er den Ruf zur Professur der Chemie nach Dorpat erhielt, erlaubten seine Verhältnisse in Riga ihm nicht die Annahme desselben und erst 1804 war ihm, bei der Wiederholung des Rufes, dies möglich, nachdem er unterdeß die Apotheke für eigene Rechnung übernommen, auch seinen Aufenthalt in der Vaterstadt durch Stiftung einer pharmaceutisch-chemischen Gesellschaft, zur Ausbildung für Männer dieses Faches, gemeinnützig gemacht hatte. Zehn Jahre, in denen er zum Collegienrath befördert worden, auch von 1810 bis 1812 Rector gewesen war, lebte er dort, bis die ungünstiger gewordene äußere Lage ihn vermochte, wieder nach Riga zurückzukehren, wo er die früher in seinem Besitz gewesene Apotheke abermals übernahm. Wenig befriedigt von dieser Beschäftigung, besuchte er 1820 wieder Dorpat, zum Arzte sich zu bilden, indeß die damalige Erledigung seiner früheren Professur ihm Gelegenheit gab, zugleich als Lehrer aufzutreten; er vollendete seine Studien, erhielt das Diplom als Arzt erster Klasse und lebte als Heilkünstler seit 1823 zu Riga, in welchem Jahre er zugleich zum Kreisarzt befördert wurde. Als solcher im J. 1831 Mitglied der Gouvernements-Choleracomité, erhielt er später eine Gratification mit einem Jahresgehalte und 1835 die Verdienstschnalle für 20-jährigen Dienst. — Lang' schon den Keim eines verderblichen Uebels mit sich herumtragend, wurde er am 8. Januar das Opfer des Berufseifers, mit welchem er die Geschäfte des Kreisarztes, obwohl zum Polizeiarzte berufen, noch bis zum Jahresschlusse versah. — Er war zweimal verheirathet und mußte den Kummer

erleben, aus der ersten, nur 5 Jahre dauernden Ehe die vier Kinder, welche sie ihm geschenkt hatte, zu verlieren. Aus seiner zweiten Ehe überleben ihn, neben der trauernden Wittwe, ein Sohn und eine Tochter. — Grindel war ein Mann von lebendigem Geiste, reichen Kenntnissen und regem wissenschaftlichen Sinne, den er besonders auch als Schriftsteller im Fache der Botanik, Chemie und Pharmacie bewährte, so wie in mannichfachen Aufsätzen über die Anwendung wissenschaftlicher Entdeckungen auf das Leben. In den Jahren 1818 bis 1821 Herausgeber der Rigaischen Stadtblätter, hat er in dieselben viele Früchte seines Geistes niedergelegt. Er war ein Mann milden, wohlwollenden Sinnes, der seine ärztliche Thätigkeit mit der liebevollsten Uneigennützigkeit übte und mit eigener Aufopferung Leidenden diente. Er hatte Kraft des Wirkens und Tragens, des Glaubens und der Liebe genug, auch in einem sehr mühevollen und eben so entbehrungsreichen Leben dennoch zu finden, was ihn nicht blos aufrecht erhielt, was auch die Freude am Dasein ihm frisch bewahrte. — Seine Schriften sind: Gab mit Joh. Gottl. Fritzsche heraus: die gerettete Ehre des Professors (l. Senators) Wiegleb zu Langensalza und d. Prof. u. Ritters v. Michaelis; e. Seitenstück zu der geretteten Ehre Mosis b. d. von ihm zerstörten goldenen Kalbe rc. (um 1796.) — Allgem. Uebersicht d. neuen Chemie, zur Einleitung für Anfänger dargest. Riga 1799. — Gab mit Anmerkungen heraus: Karl Friedr. Wenzels Lehre von d. Verwandtschaft der Körper. Dresden 1800. — Pharmaceut. Botanik z. Selbstunterrichte, für angehende Apotheker u. Aerzte. Riga 1802. 2. Aufl. 1805. — Ueber verschied. Mittel, die atmosphärische Luft zu reinigen. Ebd. 1802. — Taschenbuch f. prüfende Aerzte u. Apotheker. Ebd. 1803. — Botan. Taschenbuch f. Lief-, Kur- und Esthland. M. illum. Kpfrn. Ebd. 1803. — Russ. Jahrb. der Pharmacie. 4 Bde. Ebd. 1803—06. — Faßlich dargest. Anleitung zur Pflanzenkenntniß. M. 4 Kpfrn. Ebd. 1804. — Versuch üb. d. Natur der Blausäure. Ebd. 1804. — Grundriß der Pharmacie zu Vorlesungen. Ebd. 1806. — Ueb. d. Metallerzeugung oder d. Davy'sche Kaliprodukt. Dorpat 1808. — Mit D. F. Giese: Russisches Jahrb. f. d. Chemie und Pharmacie. 2 Bde. Ebd. 1809—10. — Ideen über d. Vegetation u. einige Worte über d. Dünger. Ebd. 1809. — Erste Rechenschaft über e. Chinasurrogat. 2.

Aufl. Leipz. 1809. — Kritik d. Alkalischen Hypothese. Eine Vorlesung. Riga 1810. — Die organischen Körper, chemisch betrachtet. 2 Bde. Ebd. 1811. 2. Aufl. 1818. — Briefe über d. Chemie f. Dilletanten. Mit Kpfrn. 2 Bde. Riga 1814. — Ansichten der Natur. Leipz. 1819. — Medic. pharmaceut. Blätter. 4 Bde. Riga 1820—22. — Außerdem lieferte er noch Beiträge zu Voigts Magazin f. d. Zustand der neuesten Naturkunde, Hufelands Journal f. prakt. Heilkunde, zum neuen allgem. Journal der Chemie &c.

8. Karl August Steger,

Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Wetzlar; geboren am 9. Nov. 1793, gest. den 8. Jan. 1826 *).

Steger wurde zu Gotha geboren, wo sein Vater, den er kaum 6 Monate alt durch den Tod verlor, Kammerregistrator war. Seine Mutter, welche sich später wieder zum zweiten und dritten Male verheirathet hat, ist gegenwärtig die Gattin des Pfarrers Marschall zu Oberreissen bei Weimar. Von Hause aus ohne Vermögen hielt es dem Verewigten in seiner frühesten Jugend schwer, den Weg zu wissenschaftlicher Bildung zu betreten. Mit Dank hat er in seinen nachgelassenen biographischen Papieren den Namen eines Mannes erwähnt, durch dessen Unterstützung es ihm möglich ward, sich auf das Gymnasium seiner Vaterstadt vorzubereiten; es war sein Pathe, Gentebrück, der ihm jährlich ein Geschenk an Geld zukommen ließ, um davon Privatunterricht zu nehmen. Gleichwohl hatte Steger noch keinen andern Plan, als die Buchdruckerkunst zu erlernen; seine Mutter rieth ihm aber, vorerst das Gymnasium in Gotha eine Zeit lang zu besuchen. Das that er denn; er wendete sich an den noch jetzt lebenden Director D. Döring, welcher ihn 1807 aufnahm. Döring, Kaltwasser, Galletti und A. waren seine Lehrer; besonders interessirte sich für ihn der erstere, dessen lateinischen Stunden, wo Horaz, Livius und Cicero traktirt wurden, er mit großer Aufmerksamkeit beiwohnte. Natürlich wurde nun nicht mehr an die Buchdruckerkunst gedacht. Neben Latein und Griechisch wurde auch das Hebräische mit besonderer Liebe ergriffen und betrieben. Dazu kam noch das Französische, Italienische und Eng-

*) Nach: Zur Erinnerung an K. Aug. Steger &c. Wetzlar 1826.

lische. Die Liebe für diese neuern Sprachen hat er bis zu seinem Lebensende behalten. Nach sechs Jahren, 1813, verließ er das Gymnasium und bezog die Universität Jena, wo er bis zum Frühjahre 1815 sich aufgehalten hat und neben der Theologie, die er anfänglich lediglich zu studiren Willens war, sich auch mit Philologie und neuerer Literatur beschäftigte. Hier hörte er Gabler, Eichstädt, Lorsbach; durch Eichstädt wurde er Mitglied der lateinischen Gesellschaft; Lorsbach veranlaßte ihn, auch das Arabische zu treiben. Da er dafür Neigung gefaßt hatte, dieser aber in Jena nachzugehen nicht hinlängliche Gelegenheit fand, so entschloß er sich, hoffend daselbst mehr Nahrung für jene zu finden, nach Wien sich zu begeben. Er besprach sich darüber mit dem damaligen Generalsuperintendenten Löffler in Gotha, der ihm eine Hauslehrerstelle daselbst ausmachte, in der Hoffnung, er werde dadurch Gelegenheit erhalten, zugleich die Akademie in Wien zu benutzen. Im Jahr 1815 ging er nach Wien, fand es hier aber in der angegebenen Hinsicht ganz anders, als er es gehofft hatte; denn einmal wurden in die Wiener Universität nur die Söhne vornehmer Eltern aufgenommen und sodann waren die Fortschritte im Arabischen nicht hoch anzuschlagen. Gleichwohl trieb er in Wien noch Arabisch und nahm auch das Syrische vor. Die erwähnten Umstände waren zum Theil wohl Ursache, daß Steger Wien wieder verließ. Durch den jetzigen Oberconsistorial-Rath Prof. D. Augusti in Bonn, der damals in Gotha war und dessen Bekanntschaft Steger gemacht hatte, wurde ihm eine neue Hauslehrerstelle in Glogau in Schlesien verschafft. Als er von hier wegging, beabsichtigte er, sich in Gotha am Gymnasium anstellen zu lassen, wozu ihm Hoffnung gemacht worden war. Er fand aber, als er ankam, die Stelle schon besetzt. Bei einem Besuche in Jena, den er jetzt vornahm, besprach er sich mit seinen frühern Lehrern und mit guten Freunden über den Plan, ins Preußische überzugehen. In jener Zeit (1815 bis 1820) fehlte es hin und wieder in Preußen an Schulmännern; Ausländer, wenn sie sich qualificirten, durften daselbst eher noch als jetzt angestellt zu werden hoffen. So glückte es auch dem Verewigten, sich dem königlichen Ministerium in Berlin zu empfehlen und einer Anstellung in der Monarchie entgegenzusehen. Zu dem Ende hatte er eine Arbeit eingereicht, die ihn über

das Examen pro facultate docendi erhob. Seine Ernennung zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium in Marienwerder, die kurz darauf erfolgte, rief ihn von Gotha ab. Allein in Berlin auf der Hinreise angelangt, überfiel ihn ein schweres Kopfleiden, das ihn nöthigte, längere Zeit an diesem Orte zu verweilen; dasselbe war so langwierig, daß er sein neues Amt in Marienwerder aufzugeben sich genöthigt sah, zumal die Besetzung der Stelle einen solchen Aufschub nicht gestattete. Nach Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde er als Gouverneur am Kadettencorps in Berlin angestellt und als diese Stelle aufgehoben wurde, erhielt er 1819 eine Anstellung am neuerrichteten Gymnasium zu Neuwied am Rheine, wo zu gleicher Zeit mit ihm Göttling und Kortüm an der Anstalt wirkten. Als dieses Institut im Jahre 1821 aufgehoben wurde, erhielt er einen Ruf an das Gymnasium zu Wetzlar, wo er seit dem März 1822 als treuverdienter Lehrer gewirkt hat. Hier erst glaubte er im Hafen eingelaufen zu sein und er hat sich auch immer so wohl in Wetzlar gefallen, daß er nie den Gedanken an Veränderung seiner amtlichen Verhältnisse gehabt hat, obgleich einige Male Gelegeheit dazu geboten wurde, namentlich von Seiten seiner eigentlichen Heimath. Aus allzugroßer Liebe für das Land, das ihn als Fremdling aufgenommen hatte, mochte er Preußen nicht verlassen. Im Jahre 1824 wurde er auf Empfehlung des damaligen Konsistoriums in Koblenz von dem königlichen Ministerium in Berlin zum Oberlehrer ernannt. In seinen amtlichen Verhältnissen lag es, im Jahr 1830 sowohl die (lateinische) Festrede *) zum Geburtstage des Königs zu halten, als auch das Programm zu schreiben; letzteres enthält einen „Versuch, einige Stellen aus Xenophons Oekonomikos zu verbessern.“ Was seine übrige schriftstellerische Wirksamkeit anbetrifft, so ist hier seine in den Jahren 1827 — 30 in Gießen erschienene Ausgabe des Herodot anzuführen. Unter seinen zurückgelassenen Papieren hat sich eine beinahe zum Drucke fertige Ausgabe des Platonischen Dialogs Kriton, die er wohl bisweilen mit seinen Freunden besprach, vorgefunden. Ein anderes Manuscript, das ebenfalls die Bestimmung gedruckt zu werden hatte, führt den Titel: **Das griechische Verbum.** — Steger

---

*) De munere regio.

war lange Zeit in Wetzlar ein gesunder, in Gesellschaften heiterer, lebensfroher Mann; er hatte die Welt, wie man sagt, gesehn und vieler Menschen Sitten und Eigenheiten kennen gelernt. Darum war sein Umgang jederzeit belebend und unterhaltend. In dieser Zeit, im Jahre 1825 hat er sich auch verheirathet mit seiner ihn betrauernden Wittwe Johanne Christine geb. Erdmann und obwohl diese Ehe kinderlos blieb, so lebte er doch mit seiner Gattin in den zärtlichsten Verhältnissen. Allein was seinen Gesundheitszustand anbetrifft, so fing dieser sich ungefähr 3 Jahre vor seinem Ende zu verschlimmern an. Ein hartnäckiger Husten setzte ihm dergestalt zu, daß er schon im J. 1834 einen längern Urlaub sich erbitten mußte. Etwas gestärkt und erheitert durch eine Rheinreise in Gesellschaft seiner Gattin und seiner zweiten Schwiegermutter, der Pflegemutter seiner Frau, der Hofräthin Mainoné in Wetzlar, trat er im Herbste 1834 seine Arbeiten in der Schule wieder an; allein es überfiel ihn von nun an ein unheilbringendes Siechthum; seine Kräfte nahmen sichtbar ab, es trat, nach dem ärztlichen Ausdrucke, ein nie zu befriedigender Lufthunger ein, der ihm gewiß manche bittere Stunde in den vollen Schulzimmern, oder auf etwas steil angehenden Wegen brachte. Dieser Zustand, welcher manchmal etwas besser wurde, blieb bis zum 16. December 1835, wo ihn ein Blutsturz überfiel, der siebenmal repetirte. An den Folgen dieser Leiden, die er über drei Wochen auszustehen hatte, mußte er endlich seinen Geist aushauchen, der schon einige Tage vorher sich dem Höheren zugewendet hatte. — Die Trauer- und Gedächtnißreden hielten der Superintendent Schmidtborn, der Director Herbst und der Oberlehrer D. Schirlitz. —

9. Friedrich Christian Weisser,

Oberfinanzrath zu Stuttgart;

geb. den 7. März 1761, gest. den 9. Jan. 1836 *).

Weisser ward zu Stuttgart geboren. Sein Großvater war Klosteramtsschreiber zu Alpirsbach, im Würtembergischen, gewesen; von dessen zahlreicher Familie ließ sich ein Sohn, der Vater des Dichters, zu Stuttgart nieder, wo er das Buchbinderhandwerk übte und

*) Schwäb. Merkur 1836. Januar.

als Obermeister seiner Zunft in hohem Alter starb. — Weisser's Erziehung wurde von einem Verwandten geleitet, der bei der würtembergischen Landschaft eine Stelle bekleidete und da dieser auf eine Gelegenheit hoffte, jenen bei den Ständen unterzubringen, so wurde der Wunsch des Knaben, Theologie zu studiren, nicht erfüllt, sondern derselbe für das Fach der Schreiberei bestimmt und, nachdem er die unteren und mittleren Klassen des Stuttgarter Gymnasiums durchlaufen hatte, im 15. Lebensjahre (1776) dem Stabsamtmann und Amtsschreiber Härlin in Brenz übergeben, wo er seine Lehrjahre zubrachte; dann ging er in die Schreibstube des Amtsschreibers John zu Herrenberg über und blieb dort bis zum Jahre 1784, wo er eine Accessistenstelle am Schreibtische der vormaligen Landschaft zu Stuttgart erhielt; im folgenden Jahre wurde er definitiv bei derselben als Kanzlist angestellt, wurde später zu Führung der Protokolle gebraucht und rückte mit der Zeit zum Registrator und endlich zu dem in den damaligen Verhältnissen bedeutenden Posten eines Landschaftssekretärs vor (1798). In dieser Eigenschaft nahm er in einer verhängnißvollen Zeit thätigen Antheil an den Verhandlungen und Streitigkeiten der Stände mit dem Landesherrn und wurde von den Konsulenten der Landschaft auch zum diplomatischen Verkehr mit den Höfen von Wien und Berlin verwendet. Nach der Staatsveränderung in Würtemberg, in deren Folge die alte Landschaft aufgehoben ward, wurde er in k. Dienste übernommen und am ersten März 1806 zum Obersteuerrath ernannt. Bei einer neuen Organisation des Finanzdepartements im J. 1811 wurde er mit dem Charakter eines Oberfinanzrathes bei der Sektion der Steuern eingetheilt, im November 1817 in die Staatsschuldenzahlungscommission versetzt, nach deren Aufhebung jedoch im Jahr 1819 dem seitdem wieder errichteten Steuercollegium zugetheilt, in welches er 1820 definitiv eintrat. Diesen verschiedenen Aemtern lag er trotz seiner vielfältigen literarischen Beschäftigung mit aller Gewissenhaftigkeit ob. Bei zunehmendem Alter fing er an am Gehör zu leiden und dieses Uebel verschlimmerte sich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens bis zu gänzlicher Harthörigkeit. Er wurde daher aus Veranlassung einer Personalbeschränkung im Finanzdepartement im Jahr 1822 quiescirt und endlich im J. 1826 in völligen Pensionsstand versetzt. In den letzten Jah-

ren schwanden seine Kräfte sichtlich und lange Leiden setzten, nachdem er in den letzten Tagen das Gehör wieder unerwartet erhalten, aber die Sprache gänzlich verloren hatte, seinem Leben am oben genannten Tage ein Ziel. Er war nie verheirathet gewesen, überlebte fast alle seine Verwandten und war in der späteren Zeit nur von wenigen, aber treuen und erprobten Freunden umgeben. — Weisser verdankte den Anbau seines Geistes und Talents, die mannichfaltigen Kenntnisse, die er besaß und die gelehrte Bildung, die sich in seinen Schriften kund gibt, einzig dem eifrigsten Selbststudium und dem Umgang mit einigen dem seinen verwandten und befreundeten Geistern. Mit dem Dichter Conz *) kam er frühzeitig in Verbindung und diese Freundschaft erhielt sich ungetrübt bis zu des ersteren Tode; auch mit Fr. Haug **) der eine ähnliche Bahn in der Literatur einzuschlagen begann und mit dem gelehrten Petersen trat er wohl kurz nach seiner Anstellung in Stuttgart in ein inniges Verhältniß, von welchem, was den erstern betrifft, ein lebhaft fortgesetzter Briefwechsel zeugt, da beide Freunde zeitweise getrennt waren und Gelegenheit hatten, ihre poetischen Versuche und Bestrebungen einander schriftlich mitzutheilen. Die ersten dichterischen Arbeiten Weissers stehen in Stäudlins schwäbischem Musenalmanach 1782—1797, die ersten prosaischen in der Tübinger Monatschrift Flora 1791—1793. Mit selbstständigen Schriften trat er erst viel später hervor, theils, weil bei den hohen Anforderungen, die er an sich, wie an andere, in Beziehung auf Korrektheit stellte, die strenge Feile, der er seine Produktionen unterwarf und wodurch sich besonders seine Prosa den Ruf eines klassischen Styles erworben hat, ihre Mittheilung verzögerte, theils weil die meisten seiner Arbeiten erst später verfaßt worden sind. Als im J. 1807 ein Recensent behauptet hatte, daß Weisser seit 20 Jahren alle Almanache und Taschenbücher mit seinen Epigrammen überschwemmt habe, rühmte er sich in einem Billet an Haug (3. Dec. 1807) der Thatsache, daß von 1787 bis 1807 nicht mehr als 13 Epigramme von ihm in drei Taschenbüchern erschienen seien. Nachdem er sich jedoch endlich entschlossen hatte, mit gesammelten Dichtungen und Aufsätzen vor dem Publikum zu erscheinen, folgten sich seine Werke ziemlich rasch. Zuerst kamen

*) Dessen Biographie s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 631.
**) — — — — 7. — — — — 130.

(Leipzig 1804.) 8 Romanzen von ihm heraus, dann kleine Satyren und Tändeleien (ebd. 1805), 2 Bde. Sinngedichte (Zürich 1806); scherz- und ernsthafte Miscellen (Leipzig 1808); die (unter seinen Schriften auszuzeichnenden) Mährchen der Scheherezade, 6 Thle. (ebd. 1809—12), eine neue Auflage der Satyren und Miscellen, als satyr. Blätter (ebd. 1813); Mährchen, Erzählungen, Anekdoten (Frankfurt a/M. 1816); endlich seine sämmtlichen prosaischen Schriften in 6 Bänden, mit Weissers wohlgetroffenem Bilde (Stuttg. 1818 und 1822). Außerdem hatte er im Vereine mit Fr. Haug die epigrammatische Anthologie (Zürich) herausgegeben. Weissers schriftstellerische Thätigkeit war aber damit keineswegs abgeschlossen. Zu Wiederholung und Umarbeitung des Alten gesellte sich immer wieder Neues, zumal da seine literarischen Fehden dem Satyriker und sarkastischen Epigrammatisten, der keinen Angriff ohne verdoppelte Erwiederung ließ, immer frischen Stoff lieferten und eine Menge Bestrebungen der Zeit und ihrer Literatur ihm auf dem Standpunkte, auf welchen ihn die Bildung gestellt, die ihm seine Jugendzeit verliehen und an die ihn die ganze Anlage seines Geistes gewiesen hatte, stets aufs neue in die Quere kamen. „Zeitgeist, Mode-Thorheiten, Schwärmerei, Mystik, Romantik, Klingelreimerei, Karfunkelpoeten, Schicksalstragödien, Erziehungsneuerungen, Schädellehre, Deutschthum" waren daher das wechselnde Thema seiner Muße. Daneben zog er gegen Bücherschreiber, Uebersetzer, Buchhändler, Künstler, wo er Lächerliches oder Tadelnswerthes an ihnen zu finden glaubte und demzufolge gegen Bücher und Büchersammlungen, gelehrte Anstalten, Tagblätter, Monatschriften und Taschenbücher unermüdet zu Felde; er strafte die Laster des Geizes und Wuchers, des Neides, Stolzes, Hochmuths, der Eitelkeit, Prahlerei, Feigheit, Geschwätzigkeit und andere Untugenden an beiden Geschlechtern, so wie die Entartung socialer Verhältnisse jeder Gattung, in einer stets wachsenden Zahl von Epigrammen, Aphorismen, Recensionen und anderen prosaischen Aufsätzen. Er war ein Todfeind des Selbstmordes und ein Vertheidiger des Nachdrucks; letzterem, was ihm bei Schriftstellern und Buchhändlern keine Gunst erwarb, redete er das Wort besonders in den übrigens mit viel Witz, Geist und genauer Untersuchung der streitigen Frage geschriebenen Briefen Davids an Jonathan (Brünner Sammlung, II. S. 167—203).

Mit diesen Tendenzen, die jedoch auch von Aeußerungen des heiteren, ernsten und wehmüthigen Gefühles, ohne polemische Färbung, unterbrochen sind, erschienen von ihm ferner: Neueste poet. und pros. Werke (Brünn 1820—22, 3 Bde.); poet. sat. Pinselstriche (Ulm 1823); Lilien und Rosen (Ulm 1823); poet. Satyren u. scherzhafte Gedichte (Berlin 1823); Romanzen u. s. w. (Berlin 1823); Muse und Muße (Ulm 1824) und endlich Friedr. Weissers ernste, fröhliche und scherzende Muse, Auswahl der letzten Hand (Halle 1826, nur Poesien enthaltend). Er selbst legte unter seinen Arbeiten auf seine prosaischen Werke und auf einige seiner Elegien verhältnißmäßig den größeren Werth. Nichts war ihm angelegener, als das Bestreben, seine Werke von allen Flecken der Sittlichkeit und Zucht rein zu erhalten. Die letzten Jahre seines Lebens schwieg er und zog sich in sein Inneres zurück, mit Nachdenken und forschenden Zweifeln über das Jenseits beschäftigt und dem eifrigen Studium aller neu erschienenen Bücher, die sich auf diesen Gegenstand bezogen, zugewandt. Wer sich Weissers Bild nur nach seinen Schriften entwerfen wollte, würde sich eine einseitige Vorstellung von ihm machen; in ihnen erscheint er oft leidenschaftlich und bitter, den Haß gegen eine ihm hassenswerth dünkende Sache leicht auf die Person, welche sie verfocht, übertragend und gegen den Tadel seiner eigenen Ansichten in hohem Grade empfindlich; während er im Privatleben und im persönlichen Umgange viel Wohlwollen auch gegen solche bewies, die er seinen Meinungen auch nicht geneigt wußte, viel Billigkeit gegen entschieden anders Denkende, ja volle Anerkennung einzelner Anhänger einer literarischen Schule, die er als solche schonungslos verfolgte. Gegen seine Freunde war er vom thätigen Gefühle einer „antiken Freundschaft" beseelt, wie er selbst sie von einem derselben, nach einer brieflichen Aeußerung, zu genießen hatte; er scheute für sie keine persönliche Mühe und Aufopferung bis in sein hohes Alter und in frischer Jugend ruhte er einst nicht, bis er einem während der französischen Revolution um seiner politischen Meinung willen (die Weisser nicht theilte) verläumdeten und verfolgten Freunde zur Wiederherstellung seines Rufs und seines Glückes verholfen hatte. Und so bestimmte er denn auch, nachdem ihm die meisten seiner vertrauten Genossen im Tode vorangegangen waren, noch auf dem Sterbebette die Namen der Freunde,

welche ihn zur letzten Ruhestätte begleiten sollten, die ihn am 18. Januar 1836 aufgenommen hat. — Außer den genannten Schriften und vielen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften und Almanachen schrieb er noch: Vier neue Satyren. Nebst e. poet. und pros. Anhange. Stuttg. 1822. — Schalkheit u. Einfalt. Oder der Simplicissimus des 17. Jahrhund. im Gewande des 19ten. 2 Bde. Berlin 1822. — Ernste und heitere Stunden. Ebd. 1824.

* 10. Carsten Carstensen,

Katechet am königl. Schullehrerseminar zu Kiel;

geb. den 19. Juli 1782, gest. d. 10. Jan. 1836.

Er war der älteste Sohn des noch lebenden Schullehrers Peter Carstensen zu Humelfeld, Kirchspiels Kosel, Probstei Hütten, im Herzogthume Schleswig und schon sehr frühzeitig zeigten sich bei ihm besondere Geistesanlagen. So z. B. konnte er in seinem 4. Jahre sehr gut in jedem ihm vorgelegten Buche lesen, welches ihn seine Mutter, die er schon früh verlieren mußte, gelehrt hatte. Schon damals waren ihm die Balgereien seiner Spielkameraden zuwider und er suchte sich immer von ihren Spielen, aus diesem oder jenem Vorwande, zurückzuziehen, um zu seiner Mutter zu eilen und zu lernen. Die Schule besuchte er in diesem Alter schon und wollte niemals ohne Buch sein, welches dem Vater manche Ausgaben verursachte, indem der kleine Knabe sehr oft solche zerriß. Thätigkeitstrieb und unbegränzte Wißbegierde charakterisirten seine früheste, wie seine ganze Jugendzeit. Was seine Schulkameraden lernten, war unserm wißbegierigen C. nicht genug, daher er denn auch allenthalben, wo er ein Buch sah, mit Begierde darnach haschte und, wenn sein Inhalt sich für ihn eignete, mit Eifer darin lernte. So, mit herrlichen Kenntnissen ausgerüstet und sich dem Schulfache widmend, trat er nach seiner Confirmation, 1797, die Hülfslehrerstelle an der Schule zu Hestoft, Amts Gottorp, an. Hier schon erntete er den größten Beifall von seinen Vorgesetzten und Schulinteressenten ein. Mit allem Eifer bereitete er sich hier, ohne jede anderweitige Anleitung, auf das Seminar vor und bezog im Jahre 1800 das Kieler Schullehrerseminar, wo er sich 3 Jahre aufhielt und mit dem ersten Charakter entlassen wurde. Er kam nun, in der Eigenschaft eines Hauslehrers, zum

Pastor Vollertsen in Hütten und verlebte dort 3 Jahre. Hier, unter der Anleitung des geschickten Pastors Vollertsen, legte er sich auf das Studium der alten Sprachen und bereitete sich auf die Universität vor. Er fühlte sich hierzu im Jahre 1806 reif und trat nun seine akademische Laufbahn an. Dort lebte er in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit seinem ehemaligen Lehrer auf dem Seminar, nunmehrigem Professor an der Universität, Müller, mit dem gelehrten Eckermann, jetzigen Senior der Universität, dessen Vorlesungen er auch stets besuchte und Anderen. Besonders eifrig studirte er Pädagogik und deren Hülfswissenschaften und keine wichtige Erscheinung auf dem Gebiete derselben blieb ihm fremd. Mit prüfendem Blick beurtheilte er hier Alles und wußte treffend den rechten Punkt zu finden. Das Unterrichten war seine liebste Beschäftigung; während er studirte, erwarb er sich $2\frac{1}{2}$ Jahre lang seinen Unterhalt durch unausgesetzten Unterricht unter andern bei dem Consistorialrath Fock *), bei dessen Kindern er den Unterricht in jener Zeit ganz zu besorgen hatte. In der ersten Hälfte des Jahres 1810 stand es mit dem Kieler Schullehrerseminar sehr schlecht; die durch den Abgang des Professors Müller erledigte Stelle war nicht wieder besetzt worden und dazu kam noch, daß der damalige Professor Gensichen **) wohl für keinen Posten weniger, als gerade für diesen sich eignete; man sah sich daher nach einem Manne um, der das verfallene Institut wieder in Aufnahme zu bringen im Stande sei und wählte Carstensen. Einen geschickteren und kräftigeren Mann hätte man hierzu auch nicht wählen können; mit noch 3 andern Lehrern, dem Schreib- und Rechenmeister Petersen, dem Musiklehrer Kellner und dem Gärtner Hansen, wurde er von dem Etatsrath Weber, als erstem Directionsmitgliede, eingeführt und begann seine Wirksamkeit mit einer Rede über den „Seminaristendünkel". Durch seinen Unterricht sowohl, als durch sein Benehmen lernten die Seminaristen bald einsehen, daß er auf seinem Platze sei und viele derselben, die aus Unzufriedenheit mit der vorigen Einrichtung ausgezogen waren, kehrten jetzt voll Freude zurück. Deutsche Sprache, biblische Geschichte und die

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. d. N. Nekr. S. 720.
**) — — — 12. — — — — 1288.

praktischen Uebungen der Seminaristen, so wie die Aufsicht über diese und die Waisenknaben wurden ihm vorläufig bis Michaelis zugetheilt (das Seminar war mit dem Waisenhause verbunden), wo dann die neue Organisation des Seminars eigentlich erst in Kraft trat. Unserm C. fielen außer jenen Gegenständen nun auch noch der Unterricht in der Religion, das Ganze der Methodik und Pädagogik und deren Hülfswissenschaften zu (lauter Gegenstände, worin der Professor hätte unterrichten sollen). Unter dieser Bürde von Unterrichtsgegenständen arbeitete er meisterhaft, obgleich er oft klagte, daß er sie nicht durchzuarbeiten vermöchte. Auch wurde ihm in vielen Fällen, wo der Vorstand des Seminars verreiste, die ganze Macht zu Theil, im Seminar zu wirken und hier zeigte er dann meisterhaft, was er leisten konnte. Er scheute keine Mühe, keine Aufopferung war zu groß für ihn und sein Feuereifer durchdrang die Seminaristen so, daß die Strenge, womit er nebenbei auf Ordnung hielt, überflüssig war. Unter der Leitung eines solchen Mannes konnte es also nicht fehlen, daß das Seminar sich wieder zu Ansehn und Blüthe erhob. Ein Mißverhältniß lag jedoch immer in der Beschaffenheit der Kräfte und der Vertheilung der Arbeit. Bei den Behörden verlor die Anstalt an Vertrauen; ein eigener Unstern schien über derselben zu walten. Darum hat die einst so berühmte Anstalt so unglaublich viele Jahre brach liegen müssen. Nach der Suspendirung des Seminars brachte C. seine Zeit nicht in Unthätigkeit hin, sondern bildete privatim junge Leute zum Schulfache, sowohl theoretisch als praktisch und sah manche herrliche Früchte daraus hervorgehen. In dieser Zeit trat er auch als Schriftsteller auf. Aber mitten in seiner thätigen Laufbahn wurde er von dem Tode überrascht. — Seine Schriften sind: Fibel. Kiel 1816. — Handbuch der Katechetik mit besonderer Hinsicht auf den katechetischen Religionsunterricht. Ein Commentar über H. Müllers Handbuch der Katechetik. Altona 1821 — 1823. 2 Bde. — Zeitschrift für Volksschulwesen. Altona u. a. O. 1824—1830. 8 Bände.

* 11. Johann Konrad Rothmund,

erster Stadtpfarrer und gewesener Antistes der evangel. Geistlichkeit des Kantons St. Gallen;

geb. den 28. Dec. 1758, gest. den 11. Jan. 1836.

Er war in St. Gallen geboren, im Schooß einer nicht zahlreichen, aber dürftigen Familie. Frühe wendete er sich den Studien zu und bestimmte sich für den Predigerberuf. Seine Schule machte er bis in sein 20. Jahr in seiner Vaterstadt, wo es jedoch um den theologischen Unterricht damals ärmlich aussah. Im J. 1778 bezog er eine Hauslehrerstelle in Frankfurt a/M., die er, wegen angegriffener Gesundheit, nach Verfluß eines Vierteljahres wieder verlassen mußte. Die vielseitig wirksame „wohlthätige Gesellschaft" in St. Gallen, deren Faktotum der vortreffliche Pfarrer Peter Stähelin (nachmaliger Antistes) war, unterstützte ihn, daß er in das Pensionat sich aufnehmen lassen konnte, welches der berühmte Joh. Kaspar Häfeli in Zürich kurz vorher für studirende Jünglinge eröffnet hatte. Daselbst besuchte er auch die öffentlichen Collegia. Mit diesem seinem neuen Verhältniß war für Rothmunden ein besserer Stern aufgegangen. Häfeli, obwohl nur wenig älter als er, hatte großen Einfluß auf ihn; er war ein sehr prägnanter Charakter, damals in seiner schönsten Blüthe und mächtig aufgeregt durch Lavater, Herder und andere Glieder jenes weit verbreiteten edeln Kreises, in welchem ein frisches, freies und doch warm religiöses Leben des Geistes und Gemüths der frostigen, zerstörenden Aufklärerei, die von Berlin aus systematisch wirkte, entgegentrat. Auch mit Lavatern selbst und mit dessen nächsten Freunden kam Rothmund in Berührung. Im J. 1780 ließ er sich in die ascetische Gesellschaft in Zürich aufnehmen. Von der Aernte dieser schönen Zeit hat er lange gelebt und die Klänge aus seiner erhöhten Stimmung tönten noch viele Jahre in seinen Predigten, Lehren, Schreiben und Wirken nach. Besonders sind seine theologischen Ansichten durch sein ganzes nachheriges Leben so ziemlich dieselben geblieben, wie er sie zum Theil aus Herder's ältern Schriften, zum Theil sonst in Zürich sich angeeignet hatte. — Nach St. Gallen zurückgekehrt, ließ er sich den 20. November 1780 in den theologischen Wissenschaften examiniren, worauf er den 24. zum Predigtamte geweihet

wurde. Dann bezog er eine Pfarrvikarstelle bei Häfeli's Großvater, Freudweiler, in Elsau, Kantons Zürich, wo er beinahe drei Jahre zubrachte. Im November 1783 ward er Provisor in der Schule in Arbon im Thurgau, wo er mit Treue und Beifall arbeitete und inzwischen sich einen eigenen häuslichen Heerd bauete. Auf Ostern 1788 ward er nach St. Gallen zurückberufen, um eine Lehrerstelle an der eben damals sehr verbesserten öffentlichen Knabenschule zu bekleiden. Doch zog ihn ursprüngliche Vorliebe bald ganz in den Predigerberuf hinüber, den er freilich auch in seinen letzten zwei Anstellungen nicht völlig hatte bei Seite setzen müssen. Er ward im December 1788 von der Gemeine Stein im Kanton Appenzell zum Pfarrer gewählt. Sein Nachbar, in der Gemeine Hundwil, war sein trautester Freund, der ehr- und liebenswürdige Scherrer von St. Gallen *). In dieser seiner Pfarrstellung erwarb sich R. jene — fast zu große, kaum beneidenswerthe Leichtigkeit im Predigen, die dem in mancherlei Verhältnisse hineingestellten Geistlichen, besonders in den höhern Jahren, so vortheilhaft, aber dem gebildetern und bedürfnißreicheren Theile des christlichen Publikums weniger angenehm und nützlich ist. Scherzend sagte, als R. wieder in St. Gallen stand, einer seiner Berufsgenossen: „R. ist unser geschicktester Prediger, weil man ihn schicken darf, wann und wohin sich sonst Niemand mehr schicken läßt.“ Wie sehr er sich übrigens sein Amt angelegen sein ließ, dafür zeugt unter andern seine „Glaubens- und Sittenlehre“, die er noch als Pfarrer in Stein, besonders für Konfirmanden herausgab. Gewinn pflegt eine solche Arbeit nicht zu bringen und auf Schriftstellerruhm ging der einfache, anspruchslose R. auch nicht aus. Aus Interesse für die Kirche, mehr als aus Eigenliebe freuete er sich darüber, sein Buch hie und da in Gemeinen des Kantons Appenzell und später auch in seiner Vaterstadt gebraucht zu sehen. In diese kehrte er im Jahre 1795 zurück, wo er wieder eine Lehrerstelle an der Bürgerknabenschule übernahm. Sehr bald ward er nebenbei zum Sonntagabendlehrer (eine Art von Diakonus an der Hauptkirche) erwählt. Im J. 1797 rückte er in die oberste deutsche Realschule vor und übernahm zugleich eine Rechnenschule. Seine

*) Siehe J. J. Scherrer und G. K. Scherrer, von P. Scheitlin. St. Gallen 1822.

ungemeine Fähigkeit, sich Alles leicht anzueignen, was den Stoff seiner Thätigkeit auszumachen bestimmt war und überhaupt sein heller Kopf, ließen ihn mit Glück im Schulamt arbeiten. Für die Naturlehre, die Anthropologie und die Anfänge der Logik und Psychologie schrieb er sich aus den besten Büchern eigene Hefte für seinen Unterricht zusammen. Im Sommer von 1798 erhielt er die Nachmittagpredigerstelle in St. Leonard bei St. Gallen und zugleich eines der vier Diaconate der Stadt. — Die Revolution in seinem Vaterlande hatte keinen besondern Einfluß auf ihn; er fügte sich leicht in sie, ohne eben thätigen Antheil an ihr zu nehmen. Uebrigens blieb er durch sein ganzes Leben ein treuer, guter Bürger und eben dieses sein Bürgerthum war es, was ihm einerseits manches äußerliche Geschäft erträglicher machte, andererseits ihm gewisse allzugeistliche Leute, die sich ihm bisweilen näherten, stets wieder entfremdete. Als im Anfang des Jahrs 1800 aus Auftrag der Administration des Kantons Säntis durch Pfarrer Scherrer eine Hülfsgesellschaft errichtet wurde, übernahm R. dabei die Aktuarstelle. Bei wachsenden Sorgen für seine zahlreiche Familie blieb sein weiches Herz immer auch fremder Noth offen. An Hauskreuz fehlte es ihm bis in seine spätesten Tage nie und es war dies wohl ein nothwendiges Gegengewicht in die Wage seines Lebens, damit nicht ein überhandnehmender sanguinischer Sinn ihn über alles, was Gewohnheitsschranke und Standessitte war, hinauslocke. Gewiß ist, daß eine nie gehobene Beschränktheit seiner ökonomischen Lage, verbunden mit einem, an feine Sitte wenig sich kehrenden Wesen und mit wirklichen Verirrungen, ihn stets in einer gewissen Niedrigkeit erhielten, die seinem Ansehn und Einflusse wenig zuträglich war. Dafür machte er denn aber auch reichliche wichtige Erfahrungen, die ihm namentlich als Prediger vortrefflich zu statten kamen und seinem Worte für Zuhörer von tieferem Bedürfniß und von lebensbewährtem Christenthum oft eine ganz besondere Kraft und augenscheinlichen Segen gaben. So sehr ihn kleinliche Menschen verkannten, weil es ihm an sogenanntem Ton und an jener gepriesenen Weltgefügigkeit gebrach, um so mehr schätzten ihn die Tüchtigern und Edlern um seiner Biederkeit, Gutmüthigkeit, Uneigennützigkeit und Dienstfertigkeit, um seiner Geschäftstauglichkeit und Arbeitsamkeit und um seiner Predigerleistungen willen. So genoß er der vollen Ge-

wogenheit des zartsinnigen Scherrers, dessen Amtsnachfolger und Amtsgehülfe er in vielen Stellen zu sein die Freude genoß. Er galt auch wirklich im Publikum als der rechte Arm jenes vielwirksamen Mannes *). Leichtigkeit und Sicherheit im Auffassen und Zerlegen, Klarheit im Anordnen, Folgerichtigkeit im Schließen und Kombiniren waren vorragende Eigenschaften an R. und darum war er ein geborner Geschäftsmann. Von Stellen, die ihm diesfalls anvertraut wurden und in welchen seine Brauchbarkeit sich erst recht herausstellte, nennen wir hier nur die bedeutenderen: Aktuariat des Kapitels St. Gallen, der evangel. Kantonssynode und des Kirchenraths; Armencommission; Schulinspektoratsadjunktur. Mit Uebergehung kleinerer Stellen in Geschäfts- und im Predigerfache begleiten wir ihn im Spätjahr 1803 von der Pfarrstelle in St. Leonard zu der eines vierten Stadtpfarrers. Wenn angenommen werden muß, daß die gute Besorgung der sogenannten Geschäfte zwar auch den nützlichen Mann macht, weil sie in unsern Tagen zur unläugbaren Nothwendigkeit geworden, so muß hinwieder zugestanden werden, daß die Geschäftsbrauchbarkeit, weil sie doch großentheils auf mechanischer Routine beruht, an sich noch kein besonders großes Verdienst hat. Wie oft wird da die Kraft eines zu Besserem tüchtigen Mannes in so ferne nutzlos verschlungen, als auch ein minder Begabter die Form hätte erfüllen können! Welchen Schaden hat Kirche und Wissenschaft überhaupt, besonders in St. Gallen erlitten, weil man dieses nie bedenken wollte! Darum gehört bei R. von allem dem, was er leistete, der erste Rang seinen Predigerleistungen. Sie waren ihm denn auch bei weitem die liebsten. Den Forderungen der Schule genügten sie freilich nicht und dressirte Homileten würden R.'s Kanzelsprache viel zu einfach und farblos gefunden haben; allein indem er, mit Beseitigung aller Ziererei, in der, seinem Charakter in hohem Grad eigenen Natürlichkeit, in seinen Vorträgen meist in das Innere des menschlichen und christlichen Lebens eindrang und das dort Gefundene mit charakteristischer Treue zu zeichnen, mit ruhiger Besonnenheit zu entwickeln und mit Herzlichkeit, ja bisweilen mit ergreifender Wärme anzuwenden wußte, hat er sich um

*) S. am angef. Orte S. 135 und 270 und: Denkmal auf J. M. Fels, S. 82.

die Erbauung reiferer Christen, die, über die Täuschung eitelen Flitters hinweg, eine stärkende, nachhaltige Nahrung suchten, große Verdienste erworben. Er war ein christlicher Praktiker, ohne ein moralisirender Schwätzer zu sein. Besonders auch genügte er, ohne im mindesten in pietistische Aengstlichkeit und orthodoxen Streiteifer zu fallen, den Altgläubigen, zu einer Zeit, wo des rationalistischen hohlen Geschwätzes täglich mehr wurde. So erfreute er sich während einer Reihe von Jahren eines wohlbesetzten Auditoriums, wobei wir das „wohl" nicht eben auf eine ausgezeichnet große Köpfezahl gedeutet wissen wollen. Gründe, die in seiner Persönlichkeit und in gewissen Vorfällen lagen, zum Theil auch unverschuldet waren, hielten den „großen Haufen" von ihm ab. In dieser Hinsicht übertraf ihn der verehrte und vielgeliebte Scherrer, obschon dieser, bei der großen Last seiner Geschäfte und beim Mangel an religiöser Tiefe, seine Zuhörer meist nur in einem überschwänglichen Wortstrome dahinriß. Auch wirkten neben Rothmund noch andere beliebte Prediger: der gelehrte, feierliche, fromme und originelle Stähelin, der fleißig arbeitende und eifrige Wartmann, der geniale und gemüthvolle Scheitlin, der stattliche und sonore, freilich meist mit fremden Arbeiten auftretende J. Zollikofer und, in französischer Zunge, der an Kunst und Pracht der Rede Alles überbietende Tschudi. — Mehr aus ökonomischem Bedürfniß als aus besonderer Neigung und Tüchtigkeit meldete sich Rothmund im J. 1805 für die vakante Professur der philologischen und geschichtlichen Studien und er erhielt die Stelle, obschon sich neben ihm der gelehrtere, in der literarischen Welt bekannte, aber in St. Gallen nicht beliebte J. M. Affsprung dafür beworben hatte. Im J. 1812 wurden die Lehrfächer der Geographie und Geschichte davon getrennt und 1821 ward unserm Professor auf eigenes Verlangen ein Adjunkt beigegeben, weil er, um anderweitiger Anstellungen willen, auch den mäßigsten Anforderungen nicht mehr genügen konnte. — Zu Anfang des Jahres 1813 rückte Rothmund in die dritte Stadtpfarrerstelle vor und wurde Camerarius des Stadtkapitels; im November 1815, nach Stähelins Hinschiede, zweiter Stadtpfarrer. Nach Scherrers nun erfolgter Beförderung zu den höchsten geistlichen Stellen im J. 1816 wurde R. Mitglied des evangelischen Kantonskirchenrathes und Vicarius Antistitis, so wie auch Decanus im Stadtkapitel.

Den 27. December 1821, am Todestage seines Freundes Scherrer, ward er mit dem nun erledigten ersten Stadtpfarramte bekleidet und im folgenden Jahr Erbe fast aller von Scherrer verwalteten Stellen. Er wurde Mitglied des evangelischen Erziehungsrathes, Schulinspektor im Bezirke St. Gallen, Mitglied des evangelischen Ehegerichts, Präsident der Bibelgesellschaft. Am 2. Juli wählte die Synode fast einhellig ihn zum Antistes. Er betrat diese oberste Stufe, die, nach damaliger Schätzung und um der vortrefflichen Antecessoren Stähelin und Scherrer willen, von hohem Glanz umgeben war, mit bescheidenem Sinne und es war ihm Ernst, als er dem Kupferstecher, der sein Bild herausgeben wollte, bemerkte, daß er nicht an seine Vorgänger hinanreiche. Es lag in seinen Vorzügen und Mängeln, daß er in amtlicher Stellung Niemanden drückte und seinen Vorrang Andere nicht empfinden ließ. — Die Professur hatte er nun aufgegeben. In seinen Kanzelvorträgen war ein neuer Aufschwung bemerklich; aber der Hinschied seines Scherrer, die unfreundlichere Nachbarschaft eines ehrsüchtigen, ihn hart drängenden Kollegen und vor Allem die Last der Jahre drückte ihn bald empfindlich. Er erlag zwar nicht so frühe als sein Vorgänger; aber auch er hatte sich abgearbeitet. Gegen 1830 hin brach seine Kraft zusehends. Doch hielt er noch den 28. November des genannten Jahres, zwar mit schwacher Stimme, die Jubelpredigt seines 50jährigen Predigerlebens und wollte es nicht annehmen, als die an gleichem Tage ihn beglückwünschende Deputation seines Kapitels im Namen desselben ihm die Abnahme seiner Predigten anbot. Er schleppte sich auf die Kanzel und sank oft fast auf derselben zusammen. Eine Frühlingspredigt im J. 1831 war seine letzte Rede von heiliger Stätte. Unterm 5. Juli dieses Jahres, als die Amtsdauer seines Antistitiums abgelaufen war, ließ er der Synode durch seinen Sohn (Pfarrer in Krummenau im obern Tokenburg) anzeigen, daß er sich für nicht mehr wahlfähig halte und legte sofort seine Stellen nieder. Bald sah er sich durch zunehmende Schwäche in seine Wohnung gebannt, wo seine Tochter die treue Pflegerin seines Alters war. Zu Anfang des Jahres 1834 legte er, bei der neuen Kircheneinrichtung in St. Gallen, auch noch seine Pfarrstelle nieder, die er, um des Einkommens willen, bisher hatte beibehalten müssen. Ein kleiner Altersehrensold und das unverkümmerte

Weilen in der lange besessenen Pfarrwohnung bereiteten ihm einen sorgenfreien Feierabend. Harmlos verflossen ihm, bei allmählig sich abstumpfendem Gefühl und Gedächtniß, die letzten, einsamen Tage und gottergeben sah er seinem Ende entgegen, das endlich am oben genannten Tage in Folge von gänzlicher Entkräftung und eines hinzugetretenen Brustfiebers erfolgte. Die ihn gekannt hatten, segneten an seinem Sarge die Tage seiner Mühe und Arbeit, in der Zuversicht, daß sie nicht vergeblich werde gewesen sein. — Von Rothmund ist im Drucke erschienen: Morgen- und Abendgebete für christliche Haushaltungen. St. Gallen 1786. — Predigt über d. Nutzen einer christl. Erziehung. Ebd. 1788. — Freundesworte an junge Christen zum Andenken an ihren Confirmationstag. Ebd. 1791. — Unterricht in der christl. Glaubens- und Sittenlehre. Nach J(acobi), B(ertrand) und Z(ollikofer). Ebd. 1794. 2. Aufl. 1809, 3. Aufl. 1816. — Der Ruf des Vaterlandes. (Ein Lied.) 1798. — Anrede und Gebet den 3. Mai 1798. — Schreiben eines Bürgers aus dem Kanton Säntis, den Hauptort desselben betreffend. St. Gallen 1798. — Ein Wort an meine lieben Mitbürger. 1806. — Gedächtnißrede auf Antistes Stähelin. St. Gallen 1815. — Katechismus zum Gebrauch in den Kirchen u. Schulen der Stadt St. Gallen. Ebd. 1817. 2. A. 1821, 3. A. 1830. — In Zeitschriften erschien von ihm: Mehres in der Schrift „Für Gott, Menschheit u. Vaterland." St. Gallen 1781 und 82. — In den Sammlungen auf Zollikofers Tod (4. Sammlung: Ein Schärfchen auf Z.'s Grab, von einem seiner Mitbürger). 1788. — In den Preisschriften über Verbesserung der (St. Gallenschen) Töchterschulen. 1790. Eine Abhandlung. — Sein wohlgetroffenes Bildniß ist auf der St. Gallenschen Stadtbibliothek zu sehen, eine sehr kleine Kopie davon in den Bildnissen der St. Gallenschen Decane, von J. J. Bernet, 1833. Ferner ward es für die Reihe der St. Gall. Antistes in gr. 4. gestochen von K. H. Merz, nach dessen eigenhändiger Zeichnung.

J. J. Bernet.

* 12. Franz Wilhelm Schellhorn,

großherzogl. s. Weimarischer Rath, Kammersekretär u. Kammer-Archivar zu Weimar;

geb. am 5. März 1750, gest. den 12. Jan. 1826.

Er war der Sohn des herzogl. Oberconsistorialbautenmeisters Schellhorn zu Weimar, der ihm die sorgfältigste Erziehung geben ließ. Eine schwache Gesundheit in früher Jugend bewirkte, daß er erst vom 12. Lebensjahre an den Unterricht in den alten Sprachen, so wie in den übrigen Schulwissenschaften benutzen konnte. Dessenungeachtet bezog er, mit Kenntnissen wohl ausgerüstet, bald nach dem plötzlich erfolgten Ableben seines Vaters in schwerer Zeit, im Jahre 1771, wo die Preise der ersten Lebensbedürfnisse auf einen sehr hohen Punkt gesteigert waren, die Universität Jena, um die Rechte und Kameralwissenschaften zu studiren. So wie die Noth oft im Menschen schlummernde Kräfte weckt und stärkt, so war es auch bei Schellhorn der Fall. Seine verwittwete unvermögende Mutter unterstützte ihn zwar auf der Universität nach Kräften, allein diese Unterstützung langte bei der damaligen Theuerung nicht aus. Da bildete Schellhorn die bis dahin in ihm geschlummerte Anlage zum Zeichnen und Malen aus, in welcher bildenden Kunst er nie Unterricht genossen. Nachdem er sich durch unermüdeten Fleiß einige Fertigkeit erworben, crayonirte er Porträts nach dem Leben. Er traf sehr gut, fand Beifall und verdiente sich in Mußestunden manchen Thaler, den er zur Fortbildung in der Rechts- und Kameralwissenschaft benutzte. Von der Akademie mit Kenntnissen bereichert zurückgekehrt, hatte er bereits Fortschritte in der Miniaturmalerei ebenfalls ohne alle Anleitung gemacht und die von ihm gefertigten Porträts fanden Beifall. Deshalb riethen ihm seine Freunde, zu fernerer Ausbildung eine Kunstreise zu unternehmen. Der unvergeßliche Großherzog Karl August*) aber, der unermüdliche Beschützer und Beförderer von Kunst und Wissenschaft, damals noch Erbprinz, wünschte Sch. dem Vaterlande zu erhalten und bewirkte noch vor seinem Regierungsantritte (welcher am 3. September 1775 stattfand), daß S. am 3. Dec. 1774 bei dem Kammercollegium als Wegebauconducteur angestellt wurde. Bald

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 6. Jahrgang S. 466.

nachher ward die Chaussée zwischen Weimar und Erfurt angelegt, deren Bau S. mit Umsicht, Thätigkeit und Beharrlichkeit leitete. Nach Vollendung dieser Kunststraße erfolgte seine Anstellung als Kammerregistrator. Im Jahre 1781 sehr glücklich verheirathet, traf ihn schon im März des folgenden Jahres der harte Schlag, daß seine Lebensgefährtin kurz nach der Entbindung von einer noch jetzt lebenden Tochter durch den Tod von ihm getrennt wurde. Mit ihr schwanden ihm alle Lebensfreuden, es war ihm zu eng in Weimar und er trat mit Einwilligung des Fürsten im Monate April 1784 eine längere Kunstreise nach Hamburg und die Umgegend an, wo einige treue Universitätsfreunde von ihm wesentlich sich aufhielten. Dort bildete er sich als schon geachteter Miniaturmaler mehr und mehr aus und kehrte mit Kenntnissen u. Lebenserfahrungen bereichert nach Verlauf einiger Jahre nach Weimar zurück. Sein noch fortdauernder Stand der Ledigkeit sagte ihm, der Geselligkeit und Mittheilung hoch achtete, nicht länger zu. Er verheirathete sich daher im J. 1790 zum zweiten Male und, nach der schon im folgenden Jahre ganz ohne sein Verschulden stattgefundenen Trennung einer unglücklichen Ehe, im Jahre 1793 zum dritten Male. Die letztere Gattin gewährte ihm vollen Ersatz für die erstere so bald von ihm geschiedene Gattin, um so heftiger aber war sein Schmerz, da dieselbe, nachdem sie ihm drei Kinder geboren, von denen noch ein Sohn in Weimar lebt, in der Blüthe ihres Lebens im Jahre 1813 durch den Tod von ihm getrennt wurde. — Im Jahre 1789 ward S. bei dem Kammercollegium als Sekretär angestellt und zeichnete sich durch unermüdete Thätigkeit, Geschicklichkeit, Ordnungsliebe, Beharrlichkeit und Verschwiegenheit aus. Zeugniß seines Fleißes und seiner Beharrlichkeit gibt besonders eine schätzbare Arbeit, die er bei dem Kammercollegium im Laufe mehrerer Jahre gefertiget hat, nämlich die veränderte Einrichtung der gangbaren Repositur, die systematische Ordnung der Kammerakten und die Fertigung eines übersichtlichen vollendeten Repertoriums über dieselben, worin sein Andenken fortlebt und fortleben wird. Dieser Arbeit halber bezeugte ihm das Kammercollegium in einem Dekrete vom 26. Juli 1797 ausgezeichneten Beifall über seine gewohnte, auch dabei bewiesene Thätigkeit, so wie über seinen Diensteifer. — In späterer Zeit reiste er als Miniaturmaler nochmals und er hatte sich durch seine

mit Meisterhand ausgeführten Porträts solchen Ruf erworben, daß ihm nicht Zeit genug übrig blieb, allen Anforderungen zu genügen und daß sogar anerkannte Künstler ihn aufsuchten, um die in Farbenmischung, Anwendung der Farben und der Miniaturmalerei selbst durch viele Versuche und die größte Beharrlichkeit von ihm gemachten Erfahrungen, in sofern sie sich bewährt hatten, zu erlernen. Mit Lust und Liebe widmete S. bei gewissenhafter und fleißiger Besorgung seiner Dienstgeschäfte die Mußestunden der Malerei bis zu seinem 82. Lebensjahre. In diesem malte er noch, mit fester, kunstfertiger Hand, einen Christus und eine Madonna. Es genügte ihm jedoch nicht, etwas zu copiren und weil seine Phantasie nicht mehr lebhaft genug war, um nach dem Leben malen zu können, so legte er nun den Pinsel für immer nieder. — Gesund und kräftig an Geist und Körper feierte er am 3. Dec. 1824 unter lebhafter Theilnahme und Auszeichnung von Seiten des Großherzogs Karl August, des geh. Raths von Göthe *), der Glieder des großherzogl. Kammercollegiums, seiner Kollegen, Verwandten und Bekannten, das 50jährige Dienstjubiläum. Der Großherzog verlieh ihm an diesem Tage in Anerkennung seiner treuen und nützlichen Dienste, die silberne Verdienstmedaille, mit der Erlaubniß, sie am Bande des Hausordens vom weißen Falken zu tragen, als ein Merkmal besonderer Zufriedenheit. Göthe übersandte ihm am Morgen jenes Tages folgendes eigenhändig geschriebene Gedicht:

Daß im großen Jubeljahre
Wir Dein Jubiläum schmücken,
Das erlebe, das gewahre
Treuer Diener, mit Entzücken.

Dir gelangs, in stiller Sphäre
Deinen Fürsten zu begleiten,
Werde theilhaft seiner Ehre
Bis in allerspätste Zeiten.

Weimar den 3. Dec. 1824. Göthe.

Nach der festlichen Feier jenes Tages blieb Schellhorn noch vier Jahre lang in reger Wirksamkeit als Staatsdiener, Nützliches schaffend, wo er es vermochte. Erst im J. 1828 ward er in Ruhestand versetzt und ihm

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.

sein bezogener Gehalt als Pension bestimmt. Von nun an lebte er ein wahrhaft patriarchalisches Leben, innigst geliebt von Kindern, Enkeln und Urenkeln, in deren Kreise er sein höchstes Glück erkannte und fand; wegen seiner Biederkeit, Moralität und seines auch im hohen Alter noch regen Sinnes für Kunst und Wissenschaft geehrt und geachtet von allen, die seiner Gesellschaft sich erfreueten. — In ruhiger, gottergebener Stimmung, den Blick zum Himmel gewendet und mit inniger Sehnsucht nach den Lieben, die ihm im Tode vorangegangen, entschlummerte er, tief betrauert von Kindern, Enkeln und allen, die ihn gekannt. Er hinterließ nur Freunde, denn er war im strengsten Sinne des Worts ein braver, edler Mensch, ein liebevoller Vater, ein treuer Freund und ein gewissenhafter Staatsdiener.

* 13. Carl Lebrecht Schumann,

evangelischer Pfarrer der Parochie Weickelsdorf (Prov. Sachsen); geb. den 15. Jan. 1770, gest. den 12. Jan. 1836.

Sein Vater, Johann Michael S., bekleidete zuerst das Pfarramt Löbitz bei Naumburg a. d. Saale, wo unser S. geboren wurde und kam dann in gleicher Eigenschaft nach Weickelsdorf; seine Mutter, die er frühzeitig verlor, war die Tochter eines Arztes in Zeitz, eine an Geist und Herz hochgebildete Frau, die ihre Kinder selbst in den Elementen des Wissens unterrichtete. Nachdem unser S. auf dem Gymnasium zu Zeitz, wo er durch sittliches Betragen und Fleiß die Liebe seiner Lehrer sich erwarb, die nöthige Vorbildung erhalten hatte, bezog er, 18 Jahre alt, die Universität Leipzig und ward, nach vollendetem Triennium und gut bestandenem Examen, als Hülfsprediger seinem Vater zugesellt. Wegen seines so ausgezeichneten Predigertalents, seines würdevollen Betragens und seines liebreichen Umganges auch mit dem Geringsten hatte er in allen 4 Gemeinden, die zu obiger Parochie gehören, das Verlangen erregt, ihn nach dem durch die Ruhr im Jahr 1797 erfolgten Ableben seines Vaters als ihren Seelsorger zu besitzen, welcher Wunsch auch durch die verstorbene Fürstin von Reuß-Ebersdorf, als damalige Collatrice jener, so wie vieler anderer Pfarrstellen in der Umgegend, befriedigt wurde. Mit Lust und Liebe ergriff er alle Geschäfte seines großen Amtes, allein die

außerordentliche Regsamkeit seines cholerischen Temperaments, so wie die oft überhäuften Berufsgeschäfte (oft hatte er in 4 Tagen 11 Predigten nach einander zu halten), daneben die Sorge um 5 Söhne und eine Tochter, welche alle jetzt versorgt sind, so wie endlich der nagende Aerger, den ihm sein zweiter widerspenstiger, schadenfroher und heimtückisch-bösartiger Schulmeister verursachte, untergruben seine kräftige Gesundheit und er sah sich genöthigt, 2 Jahre vor seinem Tode seinen jüngsten Sohn, der jetzt als Hauslehrer in der Familie des Herrn Haugk zu Leipzig lebt, als Gehilfen in seinem Amte anzunehmen. Immer heftiger wurden seine Leiden und so verschied er schon am oben genannten Tage nach langem Krankenlager, hinterlassend eine Gattin, mit der er sich im J. 1799 vermählt hatte, die jüngste Tochter des verst. Pfarrers Beyer zu Daumitzsch bei Neustadt a/O., dessen ältester Sohn noch jetzt jenes Pfarramt bekleidet. Im traulichen Zusammenleben mit ihr fand er nach ungewöhnlichen Strapazen augenblickliche Stärkung und Erholung und statt an weltliche Zerstreuungen zu denken, galt ihnen beiden der häusliche Kreis als der vorzüglichste Sitz lebender Freuden. Seinen Amtsbrüdern um und neben sich war er ein aufrichtiger, rath- und dienstwilliger Freund. Daß sie dies zu schätzen wußten, zeigte sich in den Tagen der Schwäche, wo die meisten derselben sich beeiferten, ihm im Amte oder sonst zu helfen. Ganz besonders verdienen hier bezeichnet zu werden die Hrn. Pastoren: Niezholdi in Goldschau, Thomä in Weißenborn, Hahn in Lindau und Oertel in Buchheim. Seiner Gemeinde war er ein wohlwollender Vater. Für ihr zeitliches und ewiges Wohl sorgte er sowohl durch Schule und Kirche und wußte vermöge der ihm inwohnenden Kraft Unsittlichkeit, Aberglauben und Rohheit aus ihr zu verbannen. Eben so erwarb er sich dadurch Verdienste, daß er statt des alten das neue Dresdner Gesangbuch einführte. — Als im Jahr 1813 in Weickelsdorf und in dem dahin eingepfarrten nahen Dorfe Roda das Scharlachfieber so grassirte, daß kein Haus davon verschont blieb, ja in vielen Häusern alle darniederlagen, da war er fast der Einzige, der sich nicht nur zu allen Kranken wagte und ihnen die verordneten Medikamente nebst Trostsprüchen der Religion reichte, sondern auch dem verlassenen vor Hunger schreienden Viehe Futter vorwarf. Kein Armer ging ohne Gabe

von ihm; Hülfsbedürftigen lieh oder verschaffte er, um ihnen die gerichtlichen Kosten zu ersparen, auf bloße Handschrift Gelder und die vielen Unbemittelten in der Gemeinde Thierbach versah er jährlich regelmäßig mit Getreide. Seine immer und immer auf einen in Liebe thätigen Glauben hinweisende, ganz dem Fassungsvermögen der Landleute und ihren Verhältnissen angemessene Predigtweise, verbunden mit einem offenen, frommen Blicke, würdiger Haltung, freiem Vortrage, wohl- und weithintönender Stimme führte nicht blos aus seinen Gemeinden ein zahlreiches Auditorium herbei, sondern zog auch Viele aus andern Orten, namentlich an Festtagen zum erbaulichen Anhören seiner begeisterten Reden heran. Am meisten glückten ihm Gelegenheitspredigten und Reden. In den spätern Jahren gewöhnte er sich, bei weiser Menschenkenntniß, Gewandtheit der Sprache und voller Bekanntschaft mit der Bibel und den besten Liedern, ans Predigen nach aufgeschriebenen Dispositionen oder nach Meditationen so sehr, daß ihm der Vortrag einer wörtlich concipirten Rede weit weniger gelingen wollte, als das Extemporiren. Der auch dort einreißend wollenden Sitte, die Todten ohne Rede oder Predigt begraben zu lassen, suchte er dadurch vorzubeugen, daß er oft freiwillig und unentgeltlich derlei Reden hielt und so blieb die feierliche Beerdigung in Ehren. — Seine Tochter ist an den Pastor Mulert in Wetteburg bei Naumburg verheirathet und der Professor an der königl. sächs. Fürstenschule zu Meißen — früher Lehrer an der Thomasschule und Privatdocent an der Universität Leipzig — D. Schumann, rühmlichst bekannt in der theologischen und philologischen Welt, so wie der Apotheker in Pößneck sind Söhne des Entschlafenen.

— L. — — 5310 —

* 14. Gerhard Ulrich Anton Vieth,

herzogl. Anhalt-Dessauischer Schulrath und Professor der Mathematik zu Dessau;

geb. den 8. Jan. 1763, gest. den 12. Jan. 1836.

Er war zu Hocksiel, einem Hafen und Marktflecken in der damals Anhalt-Zerbstschen Herrschaft Jever, wo sein Vater, Julius Eberhard, Amtmann war, geboren. Seine erste Jugend verlebte er theils im elterlichen, theils im großelterlichen Hause zu Waddewerden. Der

Unterricht wurde von Hauslehrern besorgt. Neigung und erste Anleitung zur Mathematik, so wie den ersten Unterricht im Französischen und Italienischen verdankte er aber seinem Vater, der zugleich praktischer Geometer und Hydrotekt war. Im Jahre 1777 kam er nach Jever in die dortige Gelehrtenschule, wo nach damaliger Sitte fast nur lateinische und griechische Sprache gelehrt wurde. In der Mathematik hatte er Privatunterricht. Im Jahre 1781 ging er auf die Universität nach Göttingen, studirte hier Jurisprudenz unter Böhmer, Beckmann, Pütter und v. Selchow, in dessen Hause er wohnte; Cameral- und Handlungswissenschaft unter Beckmann, Mathematik und Physik unter Kästner und Lichtenberg; auch übte er sich auf dem Fechtboden im Fechten und Voltigiren. Im Jahre 1783 folgte er der Aufforderung des geh. Raths v. Nostitz, dessen Sohn, der im Philanthropin zu Dessau war, auf die Universität nach Leipzig zu begleiten, wo er selbst dann auch die beste Gelegenheit hatte, seine juristischen Studien unter Schott und Biener, die mathematischen und physikalischen unter Gehler und Hindenburg fortzusetzen. Im Jahre 1785 reiste er nach Jever zurück, wurde dort in die Zahl der Advokaten aufgenommen, erhielt aber, ehe er seine juristische Praxis anfing, einen Antrag von dem Director Neuendorf in Dessau, an der dort neu organisirten Hauptschule die Stelle eines Lehrers der Mathematik und französischen Sprache zu übernehmen. Aus Liebe für das Fach nahm er dies an, ohne jedoch der juristischen Kammer ganz zu entsagen. Er kam den 6. August von Jever in Dessau an und ertheilte die erste Lehrstunde den 28. August als Subrector und Lehrer der Mathematik. Im Jahr 1786 im August trat er in sein Verhältniß ein, anfangs mit der Idee, nur ein paar Jahre dort zu bleiben; fand aber in dem Wohlwollen des ehrwürdigen Fürsten und des Erbprinzen, in der Annehmlichkeit der Stadt und Gegend, in der befriedigenden Nützlichkeit des Berufs und nachher in der Verbindung mit einer geliebten Gattin so viel schöne Bande, die ihn an Dessau fesselten, daß er jene Ideen aufgab. Er benutzte daher auch keine von den Gelegenheiten, die sich ihm anboten, in ein anderes Verhältniß überzugehen. Von dem Fürsten von Zerbst wurde er aufgefordert, architektonische und militärische Risse und Aufsätze einzusenden, in der Absicht, ihn im Bauwesen anzustellen, worauf bald nachher, 1792, ein

Ruf an diesen Ort folgte, indem der Fürst ihn zum Hofrath und zu seinem Geschäftsträger in Regensburg ernannte, welchen er aber ablehnte. So machte er auch keinen Gebrauch von einer Privataufforderung, sich zu der durch Hindenburg's Tod vakanten Lehrstelle der Mathematik und Physik in Leipzig zu melden. Nach Neuendorfs Tode wurde ihm 1799 die Direction der Hauptschule und die Inspection über die übrigen Schulen in der Stadt und nähern Umgegend übertragen. Im Jahre 1804 ließ der Herzog ihn nach der Sternwarte Seeerg bei Gotha reisen, wo er einigen astronomischen geodätischen Operationen beiwohnte, welche der Oberst von Zach *) zum Behuf einer (unvollendet gebliebenen) Gradmessung mit eben so viel Eifer als Einsicht leitete. Bei der Erweiterung der Hauptschule, 1819) wurde er zum Schulrath ernannt, wobei er jedoch seine Geschäfte als Professor der Mathematik beibehielt, die er 49 Jahre verwaltet hat. — Seine Gattin, die ihn über 34 Jahre durch Liebe und häusliche Tugenden beglückte, starb 1827 den 1. Mai sehr plötzlich. Sie war Mutter von 11 Kindern, wovon 3 ihr voran gingen. Ein Sohn blieb im Kriege als Militär 1814. — Was Vieth als Lehrer war, das wissen Hunderte, um nicht Tausende zu sagen, seit einem halben Jahrhunderte dankbar zu rühmen. Er verband Güte mit Ernst und Strenge, war ein abgesagter Feind des Pedantismus, in welcher Form er sich auch zeigte und haßte alle Kleinigkeitskrämereien, so wie er dem lächerlichen Gelehrtenstolze, an welchem die Dunse aller Nationen noch heutzutage so sehr leiden, höchst abhold war. Darum genoß auch Vieth die allgemeinste Hochachtung und Verehrung in und außerhalb der Schule, in und außerhalb Anhalt, in und außerhalb Deutschland. Rüstigen Körpers und spartanisch streng in seinem Wandel, war er stets der wärmste Freund gymnastischer Uebungen und selbst Meister in den verschiedenen Arten derselben. Als Gelehrter und als fruchtbarer Schriftsteller ist Vieth zu rühmlich bekannt, als daß wir nöthig hätten, noch viel Rühmens davon zu machen. Seine Schriften erlebten fast alle mehrere (2—5) Auflagen, wurden auch überall gut und nach Verdienst aufgenommen. Mehrere davon sind vergriffen. So friedliebend er war, so gern er jedem Ver-

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. d. N. Nekr. S. 648.

* 12. Franz [illegible] Sch[illegible].

großherzogl. [illegible] Weimarischer [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].

geb. am [illegible] gest. [illegible]

Er war der [illegible] des [illegible] tenmeisters Schellhorn zu Weimar [illegible] die sorgfältigste Erziehung [illegible]. Eine [illegible] heit in früher [illegible] daß er [illegible] bensjahre an den [illegible] in den alten Sprachen [illegible] wie in den übrigen [illegible] Dessenungeachtet [illegible] rüstet, bald nach dem [illegible] Vaters in [illegible] der ersten [illegible] gesteigert [illegible] und Kameral[illegible] Noth oft im [illegible] stärkt, so war [illegible] Schellhorn [illegible] verwittwete [illegible] auf der Universität [illegible] jung [illegible] Da bildete [illegible] merte Anlage [illegible] cher bildenden [illegible] nem er [illegible] erworben, [illegible] traf sehr [illegible] stunden manchen [illegible] Rechts- und Kameral[illegible] demie mit [illegible] bereits [illegible] ohne alle [illegible] ten Porträts [illegible] Freunde, [illegible] nehmen. [illegible] aber, der [illegible] und Wissenschaft, [illegible] dem Vaterlande [illegible] nem Regierungs[illegible] stattfand), daß [illegible] collegium als [illegible]

---

*) Dessen Biographie [illegible]

Jahren fast ganz entzog, war er äußerst unterhaltend, Humorist im hohen Grade, witzig und ironisch, satyrisch, ohne (wie Kästner) zu verletzen. Durch hohe Gunst, die er nie suchte, zeichnete ihn nicht allein Herzog Franz aus, sondern auch der jetzt regierende Herzog Leopold Friedrich, dem das wahre Verdienst, so bescheiden es sich auch ausspricht, niemals entgeht. Seine Schriften sind: Vermischte Aufsätze für Liebhaber mathemat. Wissenschaften. Mit 2 Blättern Kupfer u. 4 Tabellen. Berlin 1792. Zweite unveränderte Aufl. 1796. — Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen. 2 Bände. M. Kpfrn. u. Musik. Berlin 1794. 1795. 2. unveränd. Aufl. in 3 Thln. M. 16 Kpfrn. u. Musik. Leipz. 1818. — Erster Unterricht in der Mathematik für Bürgerschulen, welcher das Gemeinnützlichste u. Faßlichste aus der Rechenkunst, Meßkunst, Mechanik und Baukunst enthält. M. 9 Kupfertafeln. Leipz. 1796. 2. verbess. u. verm. Aufl. 1798. 3. verb. u. verm. Aufl. 1805. 4. Aufl. m. 14 Kupfertafeln, einem verjüngten Maaßstab, gewöhnl. Winkelmesser und Sehnenmaaßstab. 1815. 5. A. mit 18 Kupfertafeln. 1821. 6. A. 1836. — Holländische Uebersetzung. Leiden 1800. — Anfangsgründe der Mathematik. 1r Theil Arithmetik u. Geometrie. Leipzig 1796. Mit 9 Kupfertafeln. 2. verb. Aufl. 1805. 3. verm. u. verb. Aufl. 1816. Auch unter d. Titel: Lehrbuch der reinen Mathematik. Als 2. Abtheilung dieses ersten Theils erschienen. a) Mathemat. Abhandlungen mit 7 Kupfertafeln. Leipzig 1825. 2. Thl. Statik, Optik u. Astronomie, Leipzig 1796. Mit 7 Kupfertafeln. 2. verb. Aufl. 1808. 3. verb. A. in 2 Abthlgn.: 1) Dynamik u. Akustik mit 6 Kupfertafeln. Leipzig 1824. 2) Optik und Astronomie mit 8 Kupfertafeln. Leipzig 1826. (Beide führen auch den Titel: Lehrbuch d. physisch-angewandten Mathematik. 1. u. 2. Thl.) 3r Theil. Praktische Arithmetik u. die praktische Geometrie. 1. Abtheilung mit 4 Kupfertafeln. Leipzig 1813. 3r Thl. der prakt. Geometrie 2. Abthlng. mit 13 Kupfertafeln. Leipzig 1821. (Beide unter dem Titel: Lehrbuch der praktischen Mathematik, 1. u. 2. Thl.) — Kurze Anleitung zur Differentialrechnung, als Ergänzung zum Lehrbuch der reinen Mathematik. Leipzig 1823. (ist auch in den Anfangsgründen der Mathematik, 2. Thl. 1. Abthlng., enthalten.) — Musterzeichnungen zur Uebung für die Jugend in Bürgerschulen, gezeichnet von Vieth, gestochen unter Dan. Bergers Aufsicht. 4 Hefte. Berl. 1796

—1798. — Anfangsgründe der Naturlehre für Bürgerschulen mit 4 Kupfertafeln. Leipzig 1797. 2. A. 1801. 3. verb. A. mit e. Register 1806. 4. A. 1816. 5. A. mit 6 Kupfertafeln 1823. — Physikalischer Kinderfreund. 1r Thl. mit 8 erläuternden Vignetten. Leipzig 1798. 2. A. 1801; mechan. u. statist. Inhalts. 3. A. 1815. 2r Thl. mit 3 schwarzen u. illuminirten Kupfern u. 3 Vignetten. Leipz. 1798. 2. A. 1803. (Hydrostatischen u. aerostatischen Inhalts.) 3r Thl. Ebd. 1800. Mit Karten u. Vignetten. 2. A. 1805. (Fortsetzung des vorigen.) 4r Thl. Ebd. 1801. 2. A. 1808. (Fortsetzung d. vorigen.) 5r Thl. Ebd. 1802. 2. A. 1812. (Wärme, Licht u. Elektricität betreffend.) 6r Thl. Ebd. 1803. (Meistens dioptrischen u. catoptr. Inhalts.) 2. verm. u. verb. A. 1820. 7r Thl. Ebd. 1804. (Fortsetzung d. vorigen mit Kpfrn.) 8r Thl. Ebd. 1806. (Akust. Inhalts.) 9r Thl. Ebd. 1808. 10r Thl. Ebd. 1809. Der 9. u. 10. Thl. auch unter d. Titel: Astronom. Unterhaltungen f. die Jugend, nebst Planisphären zur Astrognosie. Mit 5 Kupfern 1r u. 2r Thl. Nachdruck: Wien 1801 mit Kpfrn. — Atlas der alten Welt, bestehend a. 12 Kärtchen, entworfen u. gezeichnet von Vieth u. mit erklärenden Tabellen herausgegeben von C. Ph. Funke. Weimar 1800. (A. mit französ. u. lat. Text u. Titel.) 2. verb. A. 1804. — Histor. Bemerkungen, die Hauptschule zu Dessau betreffend. Rede beim Osterexamen 1801 gehalten. — Anzeige der öffentl. Prüfung in der Hauptschule zu Dessau. Dessau 1804. — Rede beim Schlusse d. öffentl. Examens in der Hauptschule z. Dessau. Dessau 1804. — Progr. Prüfung neu erfundener Auflösung des Delischen Problems u. der Trisektion d. Winkels. Dessau 1806. — Progr. Ueb. die Ortsbestimmung v. Dessau aus astronom. Beobachtungen. Ebd. 1807. — Feier des Jubelfestes. Dessau 1809. — Progr. Ueber Kalenderformen und Kalenderreformen. Dessau 1809. — Betrachtungen über d. Spiel, besond. über das Pharao. Elberfeld 1815. — Progr. Ueber figurirte Zahlen. Dessau 1817. — Progr. Ueber das Doppeltheater des Curio. Dessau 1818. — Grundriß d. Physik für Schulen. Zerbst 1818. Mit 1 Kpfr. — Progr. Ueber Durchschnitte der Tangenten. Dessau 1819. — Sammlung einiger in der Hauptschule zu Dessau gehaltener Reden. Dessau 1819. — Leitfaden zur vollständigen Bearbeitung des wiederhergestellten Apollonius von Franz Vieta, nach den Combinationen der gegebe-

nen Elemente u. ihrer Lage gegen einander entworfen. Mit e. Steindrucktafel. Ebd. 1820. — Mit Ch. Fr. Stadelmann: 2 Reden bei Einweihung der erneuerten Hauptschule zu Dessau. Dessau 1820. — Außerdem lieferte er noch Beiträge zu Hindenburgs Leipz. Magaz., zu Archenholz neuer Literatur u. Völkerkunde, zu Gilberts Annalen der Physik, zu Voigts Magaz. für d. Zustand der Naturkunde, zu Zachs monatl. Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskenntniß, zum allgem. Anzeiger der Deutschen, zur Berliner Monatsschrift, zu Funkes nützl. Unterhaltungen, zu Wagners Gespenstern, zur großen allgem. Encyclopädie; viele Recensionen z. Jenaischen, Halle'schen u. Leipz. Literaturzeitung. In den letzten Jahren war er blos noch Mitarbeiter bei der Leipz. Literaturzeitung. Außer den Zeichnungen und Rissen, die schon genannt oder zu den oben angeführten mathemat. Schriften gehören, sind noch von ihm: Zeichnungen zu den Kupfertafeln zur 1. Auflage von Funkes Naturgeschichte; Vorlegeblätter zum geometr. und architekt. Zeichnen; Plan von Dessau u. der umlieg. Gegend, 1809 und Plan des Wörlitzer Gartens 1809. Sein Bildniß vor dem 72. Bande der Encyklopädie von Krünitz, ein anderes ward von Sporon und Rohrahn herausgegeben (Dessau 1835.), ein drittes von Fritsch u. Sohn (Dessau 1836.).

15. Johann George Domann,

emer. Schulmeister zu Wormlage (Prov. Brandenburg);
geboren am 22. Mai 1750, gestorben den 13. Jan. 1836 *).

Domann war in dem Dorfe Bresenichen in der Grafschaft Drehna in der Niederlausitz gelegen, geboren, wo sein Vater eine kleine Häuslerwohnung bewohnte und sich in ziemlich dürftigen Umständen befand. Aus dem Grunde konnte er, da er noch mehrere Kinder hatte, für die Ausbildung seines Sohnes nur wenig thun. Sein erster Unterricht in seinem Orte war auch nach seiner eigenen Aussage sehr dürftig. Doch da er in der Schule sehr aufmerksam und fleißig war, so lernte er doch mehr, als seine Mitschüler und zeichnete sich immer unter ihnen aus. Schon vor der Confirmation mußte er seine väterliche Behausung verlassen und in fremde Dienste treten, wo er das Geschäft eines

*) Nach der preuß. Volksschulzeitung. 1836. Nr. 20.

Viehhirten übernahm und durch diesen Umstand wurde er fast ganz dem Schulunterrichte entzogen. In dieser für ihn ungünstigen Lage suchte er sich jedoch selbst zu helfen, wie und wo er konnte. Immer hatte er auch in seiner Brottasche seine Schulbücher mit zur Hand und übte sich in denselben, während die andern Hirten oft unnütze und sogar schädliche Spiele vornahmen. Zu einer Zeit, als er so eben recht andächtig in seinem Buche las, kam der Prediger des Orts ganz unbemerkt in seine Nähe und wunderte sich nicht wenig, einen studirenden Hirten hier zu finden. Durch die Vermittelung dieses würdigen Mannes kam er nun in die damalige Schulmeisterstube nach Frankendorf bei Luckau, wo er mehrere Jahre bei dem dasigen Schulmeister Henzka einen guten Unterricht genoß und lobenswürdige Fortschritte machte. Daß er hier mit Armuth und mancherlei Noth zu kämpfen hatte, läßt sich leicht denken. Doch er ertrug alle diese Unannehmlichkeiten mit standhaftem Muthe und war nur immer darauf bedacht, sich für die Welt geschickt und brauchbar zu machen. Unter seinen Mitschülern zeichnete er sich auch als ein tüchtiger Schreiber aus und er wurde deswegen als ein solcher erst nach Lübben, dann nach Finsterwalde empfohlen. Im Jahre 1771 wurde ihm die Stelle eines Schullehrers im Dorfe Brödenau bei Sonnenwalde anvertraut, wo er 15 Jahre hindurch die Kinder des Orts fleißig und gewissenhaft unterrichtet hat. Seinen unermüdeten Eifer, sich in seinem Amte immer geschickter zu machen, bemerkten nicht nur seine Vorgesetzten, sondern auch die ganze Gemeinde und darum wurde er von Allen geschätzt und geliebt. Nachdem er hier 15 Jahre mit großem Segen gewirkt hatte (was auch die Alten zu seiner Ehre bekennen), wurde er im Jahre 1787 als Schulmeister und Organist nach Wormlage berufen. Hier fand er viel zu thun. Der religiöse Sinn der Jugend war hier unter der Leitung seines alten kranken Vorgängers aus seinen Grenzen getreten und er fühlte sich nun dazu berufen, die ihm anvertraute Jugend zu sittlich guten Menschen zu bilden. Doch dieses sein Vorhaben machte ihm viel zu schaffen, weil der Unterricht in jenen Zeiten zu sehr beschränkt war. Im Sommer, wo derselbe ganz aufhörte, ging das an den Kindern wieder verloren, was im Winter war gesammelt worden. Doch hatte er, trotz allen diesen Hindernissen, durch sein

eignes frommes und stilles Wirken seinen Kindern und auch der ganzen Gemeinde ein gutes Beispiel gegeben und seine Belehrungen blieben nicht fruchtlos. Groß war die Freude für ihn, als später das Gesetz des unvergeßlichen Hrn. v. Trosky*) erschien, nach dem auch in der Niederlausitz die Kinder im Sommer, wenigstens drei Tage in der Woche, die Schule besuchen mußten. Von nun an ging's besser. Ein Lehrplan, den man in unsern Tagen in den meisten Schulen mit viel Lehrgegenständen recht bunt ausgestattet, irgendwo im Schulzimmer angeheftet findet, war in seinem Schullokale nicht vorhanden, denn er meinte: „Er könne sich nicht genau an einen solchen halten, weil die vielen Lehrgegenstände ihm die Zeit rauben würden, das Wichtigste zu lehren und das Wichtigste sei das Wort Gottes." Nachdem er hier in Wormlage auf seiner zweiten Stelle 37 Jahre in frommer Stille gelebt und gewirkt hatte, erschien 1822 der erfreuliche Tag, wo er das seltene 50jährige Amtsjubiläum öffentlich feiern konnte. Seine Freunde und benachbarten Amtsbrüder wollten auch zu seiner Ehre ein solches veranstalten; doch D. wollte dies nicht geschehen lassen. Im Jahre 1824 sollte er in den Ruhestand versetzt werden, weil mehr sein Alter als seine Thätigkeit berücksichtigt wurde. Der Tag seiner Emeritirung erschien und D. durfte hoffen, von seinem Amte so liebevoll entlassen zu werden, wie er es verdiente. Doch ganz unerwartet und ohne Ursache mußte ihn an diesem Tage eine sehr bittere Kränkung treffen, die sich nicht leicht beschreiben läßt und auch hier nicht namhaft gemacht werden soll. In stiller Zurückgezogenheit verlebte er nun seine übrigen Tage, kräftigen Geistes bis zu seinem am oben genannten Tage erfolgten Tode.

* 16. Carl Christoph Traug. Tauchnitz,

Buchhändler, Buchdruckerei- u. Schriftgießerei-Besitzer in Leipzig;
geb. den 29. Oct. 1761, gestorben den 14. Jan. 1836.

Tauchnitz wurde in Großpardau, einem Dorfe bei Grimma geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Schullehrer, war unvermögend, um den eifrigen Wunsch seines Sohnes, studiren zu wollen, zu befriedigen. Tauchnitz war daher genöthigt, statt der wissenschaftlichen Studien einen ihnen verwandten Industriezweig zu wählen.

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.

Er wurde 1777 als Lehrling in die Offizin des Buchdruckers Sommer in Leipzig aufgenommen. Beharrlicher Fleiß und geschmackvolle Eleganz in der Arbeit waren die Eigenschaften des Jünglings, welche ihm bald die besondere Liebe seines Lehrherrn verschafften. Nach überstandener Lehrzeit begannen die Wanderjahre des angehenden Künstlers. Mehrere Jahre blieb er in Berlin und bildete dort seine technischen Talente in der Offizin des berühmten Unger aus, durch den er besonders zu aufmerksamerer Beachtung der Stempel- und Formschneidekunst angeregt wurde. Er faßte hier zuerst mit dämmernden Hoffnungen den Plan, einst die Formschneidekunst mit der Typographie in innigere Verbindung zu setzen und beide vereint fortzubilden. 1792 kehrte Tauchnitz in das Haus seines Lehrherrn als tüchtiger Factor zurück. Jede Mußestunde benutzte er, um sich zur Errichtung und Führung eines eignen typographischen Geschäfts die nöthigen Vorkenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Mit einer einzigen Presse begann er in seinem 35. Jahre selbstständig seine Kunst zu üben. Das kleine Geschäft erwuchs durch Tauchnitzens unermüdliche Emsigkeit, strenge Präcision und schnelle Umsicht bald zu ausgedehnter Größe. Schon im Jahr 1800 verband er mit der typographischen Offizin eine Schriftgießerei und bald darauf eine Verlagsbuchhandlung, für welche er in einem stattlichen Hause, das er in den Jahren 1803—05 erbaute, die bequemsten Lokale einrichtete. Von dieser Zeit an beginnt der Blüthenstand und der culturgeschichtliche Einfluß der industriellen Thätigkeit, welcher T. seine künstlerischen Talente widmete. T. betrieb wirklich die Typographie als Kunst, in sofern er sie zu einer plastischen, adäquaten, würdigen Ausprägung oder Versinnbildung des Gedankens zu erheben suchte. Durch ihn ist die deutsche Typographie die Rivalin der vorgeschrittneren ausländischen geworden. Jede typographische Erfindung des Auslandes verwendete T. schnell zur Vervollkommnung der Kunst. Für die Stempelschneidekunst, die damals in Deutschland noch auf sehr niedriger Staffel war, bildete er junge kunstsinnige Männer aus. Die in England verschönerten Formen der lateinischen Typen wurden durch seine Schriftgießerei wetteifernd nachgebildet und in seinen lateinischen Verlagsartikeln angewendet. T. ist der erste deutsche Typograph, welcher die längst in England und Frankreich heimische Stereotypie zu

uns verpflanzte, eine Kunst, die man bis dahin in Deutschland nur dem Namen nach kannte. Er errichtete 1816 eine Stereotypengießerei nach Stanhope's Methode, nach welcher die Fehler des Schriftsatzes immer noch verbessert werden können — der einzig mögliche Weg, ein Buch zur höchsten Stufe der Correktheit zu führen. Nachher machte er auch den Versuch, die Stereotypie auf den Musikaliendruck überzutragen; die von Friedrich Schneider bearbeiteten Klavierauszüge aus den Opern Don Juan von W. A. Mozart und Tankred von G. Rossini sind gelungene Proben des neuen stereotypirten Notensatzes. Wenn man die 1806, 1816, 1825 erschienenen Schriftproben vergleicht, wird man das rastlose Streben Tauchnitzens erkennen, die Typographie immer mehr zu erweitern und auszubilden. Tauchnitz ging noch in den letzten Tagen seines Lebens damit um, in einer neuen, vollständigen Zusammenstellung seiner Schriftproben, zu denen in der letzten Zeit die zierlichsten orientalischen Schriften und eine sinnig-schöne Schreibschrift gekommen waren, dem deutschen Publikum die Resultate seines künstlerischen Strebens als Vermächtniß zu hinterlassen. Doch nahm ihn der Tod plötzlich mitten aus den großartigsten Entwürfen und Arbeiten hinweg. — Wenn wir die typographische Thätigkeit des Entschlafenen im großen Ganzen überschauen, so gruppiren sich vor unsern Blicken drei Perioden, die mit drei auf einander folgenden Zeitrichtungen parallel laufen. Wir finden hierin weder etwas Zufälliges, noch etwas Berechnetes. Wie in dem Reich der Natür, so ist auch in dem Reich des Geistes jede große Neugestaltung das Ergebniß wechselwirkender Kräfte, welche unter der Hülle scheinbarer Zufälligkeiten einem Ziele zustreben. Der Geistesschwache haftet an diesen Zufälligkeiten, welche nur Phasen in dem großen Entwickelungsproceß sind; der Geistesstarke sieht in der flüchtigen Erscheinung die Idee, welche unter vielen Wehen sich ans Leben ringt. Jener haftet an der vorübergehenden Welle der Zeit, dieser übersieht den Strom, in dem sie nur ein Atom ist, seine Quelle und seine Mündung. Jener wird daher selbst nur unbewußt ein Etwas sein, welches der Zeitgeist zur Erreichung seines Zweckes nutzt; dieser aber wird den Zeitgeist in sein Bewußtsein aufnehmen und eine mächtige, entweder dämmernde oder fördernde Wirkung auf ihn üben können. Tauchnitz gehörte unter diejenigen, welche von der jedesmaligen

Zeitrichtung nach der Tiefe ihres Strebens mächtig influirt wurden und mächtig auf sie rückwirkten. Nicht flüchtige Moden, nicht an sich bedeutungslose Momente, nicht Einseitigkeiten der Zeit motivirten T.'s Thätigkeit; sondern die Zeit in ihrer Ganzheit aufgefaßt, das Ziel ihres Strebens, ihr innerster Charakter. In dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts widmete T. alle seine Kräfte der Schule und dem Gymnasium. An die Stelle der kirchlichen Orthodoxie war, vorzüglich durch Einwirkung der deutschen Philosophen, die rationale Wissenschaft getreten, welche nun als durchdringendes Princip auch in die Pädagogik eingeführt werden mußte. Die alten Katechismen wurden antiquirt; die Zeit arbeitete vielgeschäftig an einer Reform der Jugendbücher, die ihr Bedürfniß geworden war. Tauchnitz schaute mit durchdringendem Auge in den Krater der Zeit und in den Gährungsproceß ihrer Elemente. Unterstützt durch Karl Lang († 1822 als Director der Erziehungsanstalt zu Wackerbartsruhe bei Dresden), einen durch Kenntnisse, Kunstfertigkeit und Darstellungsgabe ausgezeichneten Pädagogen, war T. unablässig bemüht, der Literatur der Kinder- und Jugendschriften den Charakter und das Gepräge zu geben, welches der aufgeklärte Geist der Zeit erheischte. „Die Gallerie der unterirdischen Schöpfungswunder", „Haushaltung der Menschen unter allen Himmelsstrichen", „der kleine Bildermann, ein Fabelbuch" und viele andere Unterrichts- und Unterhaltungsschriften für die Jugend wurden damals von Tauchnitz gedruckt und verlegt. Fast alle wurden mit geschmackvollen illuminirten Kupfern geschmückt. Tauchnitz war mit den Kupferstechern Adrian Zingg (dem Herausgeber des großen bei Tauchnitz erschienenen Kupferstichwerks) und Haldenwang*) (in Karlsruhe) in Verbindung getreten. Letzterer lieferte die 6 geistreichen Blätter „zur Geschichte der Kunst" in Aqua tinta. — In jener Zeit culminirten auch die philologischen Studien in Deutschland. Während man auf der einen Seite, um den alten Obskurantismus zu verlassen, geflügelten Schrittes in die Aufklärung der Neuzeit übergegangen war: verließ man auf der andern Seite die Gegenwart, um sich in dem alten Hellas und Latium, unter den Göttern Griechenlands zu ergehen. Man grub mit unsäglichen Anstrengungen nach den

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 1202 u. im 10. Jahrg. S. 4.

Trümmern eines versunkenen Pompeji, während der Vulkan der französischen Revolution seine verwüstenden Lavaströme über das Vaterland ausgoß. Es war die Zeit der Klassik. Da begann T., abermals im innigsten Rapport mit der Zeitrichtung, 1808 seine „Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker." Er veranstaltete nach und nach von allen klassischen Schriftstellern des Alterthums neue Ausgaben, in elegantem, scharfem, streng geschichtetem Druck, ohne Commentare, die den Preis erhöhen und die Lektüre oft unnütz aufhalten, wohlfeil, bequem, geschmackvoll. Nicht blos in Deutschland, bis nach Amerika und namentlich nach Griechenland, wo damals die Studien der vaterländischen Alterthümer erblühten, verbreiteten sich diese Textabdrücke der alten Autoren. Die voluminösen Werke suchte T. dadurch für den Gebrauch bequemer zu machen, daß er Gesammtausgaben in einem Bande veranstaltete. J. G. Kreyssig besorgte den Cäsar, K. F. A. Nobbe den Cicero. Der Theocrit erschien in einer Prachtausgabe, die mit den splendidesten Italiens und Englands rivalisirt; der Homer in einer eleganten Preisausgabe (die Angabe eines Druckfehlers wurde mit einem Ducaten honorirt), in 2 Theilen, mit einer Vorrede Gottfr. Hermann's. Diese klassische Bibliothek, aus der Offizin T.'s, ist jetzt, nach dem Versprechen des Verstorbenen, auf der Leipziger Rathsbibliothek mit der Aufschrift aufgestellt worden: „Ex Votis Caroli Tauchnitii." — Gegen Klassik und Rationalismus trat zu Anfang unsers Jahrhunderts ein mehr oder wenig strenger Offenbarungsglaube reagirend auf, nicht ohne Einfluß der 1795 gegründeten Londoner Missionsgesellschaft und der 1804 gleichfalls zu London gestifteten brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft. Diese Reaktion war nichts vorübergehendes; ihre Folgen dauern immer noch in gesteigerter Einwirkung fort. T. erfaßte auch diese Richtung der Zeit, obgleich sein Gemüthsleben sich ihr nie assimilirte. Er verlegte die christgläubigen Schriften Johannes Goßner's, eines Mannes, der durch seine auf Reisen gehaltenen religiösen Vorträge unvertilgbare Eindrücke in seinen Zuhörern zurückgelassen hat. Unter diesen Schriften ist die Biographie Martin Boos's das trefflichste, das Schatzkästchen (1825) das noch jetzt verbreitetste. Seit 1819 erschien bei T. die heilige Schrift in verschiedenen Ausgaben, die er theils in Auftrag und für Rechnung der britischen Bibelgesellschaft, theils nach

eigenem Plan, einfach, aber geschmackvoll stereotypirte. — Auf dem Gebiete der Wissenschaft traten in der neuesten Zeit Klassik und Orientalismus in Opposition. Die Linguistik ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die beiden klassischen Sprachen ohne Kenntniß der alten indischen Muttersprache weder lexikalisch, noch grammatisch richtig aufgefaßt werden können. Das Studium der klassischen Literatur selbst, verleidet durch eine pedantische, mehr conjekturale, als historische Wort- und Buchstabenkritik, wurde zum Theil antiquitirt durch das Studium der nicht minder ergiebigen morgenländischen Literaturen und die orientalische Philologie vermied mit Glück die spinösen Abwege der klassischen. Der Orient war es, der auch unsern Tauchnitz in seinen letzten Lebensjahren anzog. Wir sehen den rastlos thätigen, jugendlich rüstigen Greis mit möglichst richtiger und geschmackvoller Darstellung orientalischer Schriftcharaktere beschäftigt. Das hebräische alte Testament erschien, besorgt von August Hahn, in einem geschmackvollen, die englischen Schriften in Schärfe und Deutlichkeit weit übertreffendem Abdrucke und dann in einer kleineren Ausgabe, deren letztere die vollkommensten sind, welche die hebräische Typographie gehabt hat. 1834 gab T. in dem Koran, herausgegeben von dem Prof. Flügel in Meißen, ein Musterbild arabischer Schrift. Eine kleinere Handausgabe des Koran hatte T. fast bis zur Hälfte gefördert, als Gott ihn aus diesem Leben abrief. Ein anderes colossales Werk, dem der Verewigte noch in den letzten Tagen seines Lebens seinen ganzen Eifer widmete, dessen einstige Vollendung zu seinen schönsten Hoffnungen gehörte, wurde von ihm mit bewunderungswürdiger Kraft und Umsicht dirigirt. Es ist die von Julius Fürst unternommene Umarbeitung der Buxtorfischen Concordanz zum A. T., welcher ein vollständiges, in allen seinen Ergebnissen originelles Lexikon in rabinischer und lateinischer Sprache, sprachgeschichtliche Feuilleton's und übersichtliche Tabellen, nebst einem neuberichtigtem Abdruck der Masora beigegeben werden. Von dem ersten Bande des Werkes: „Zur Geschichte der jüdischen Poesie“ von Fr. Delitzsch, welchem nach der Vorrede eine Reihe von Bänden folgen soll, war der erste Bogen gedruckt, als T. plötzlich starb. Er entschlief in den Morgenstunden des oben genannten Tages, nachdem er noch am vorigen Tage emsig und energisch sein Geschäft geleitet und am Abend eine Vergnügungsreise

auf sein Landgut unternommen hatte. — Der Charakter des Verewigten war in jeder Hinsicht über die Alltäglichkeit erhaben und in großartigen markanten Zügen ausgeprägt. In der Arbeit hatte T. jene rastlose Thätigkeit, die mit dem Gegenstande ringt, um ihn zu überwältigen, die, von glühender Sehnsucht, nach einem vorgesteckten Ziele getrieben, gleichsam die eigenen Kräfte überbietet, um dieses Ziel zu erreichen. Diese hastige, beflügelte Emsigkeit, die noch mehr als bloßer Fleiß ist, war bei Tauchnitz habituell, er änderte nicht einmal gefaßte Pläne und Vorsätze, es dauerte aber lange, ehe er einen Plan faßte, mit dem festen Willen, ihn ins Werk zu setzen. Aber, war dies einmal geschehen, so war dieser Wille eisern, er scheute weder Kraftanstrengung, noch Kostenaufwand, um den Entwurf zu verwirklichen. Dabei war es nicht der Vortheil, der die Thätigkeit des Verewigten motivirte und spornte, sondern die Ehre, die er dem Vortheil stets überordnete. Die Energie, mit der T. das zu seinem großen Geschäft nöthige zahlreiche Personal regierte, war bewunderungswürdig. Wie ein Feldherr durch die Reihen seines Kriegsvolkes, schritt T. durch die Arbeitszimmer seiner Offizin. Sein durchdringendes, blitzendes Auge bemerkte schnell alle Mängel und Fehler und schon sein Blick war Bestrafung des Fehlenden, Belohnung des Fleißigen und Befehl, dem gehorsamt wurde. Man hätte diese diktatorische, furchterweckende Strenge Despotie nennen können, hätte T. damit nicht ein liebreiches, anziehendes Wesen verbunden, welches den Blitz seines Blickes und den Donner seiner Rede wie erquickender Regen begleitete. T. verstand die Kunst, sich zugleich Ehre und Liebe von Seiten der Seinigen zu verschaffen. Er gehörte nicht in die Zahl jener reichen Parvenu's, welche ihren Untergebenen doppelt und dreifach die Unbill entgelten lassen, die sie selbst in gleichen Verhältnissen ehemals erfuhren; sondern sich in die Lage eines Lernenden und Dienenden zurücksetzend, milderte er die nöthige Strenge durch die theilnehmendste Liebe. Energie und Sanftmuth waren bei T. in contrastirenden Gegensätzen vorhanden. Beide traten oft als Extreme excentrisch hervor; die Energie wurde zu heftigem Zorne, die Sanftmuth zu einer kindlichen Liebe, die nichts Theueres hat, was sie nicht mittheilen möchte. Leidenschaftlicher Zorn war bei T. jedoch nur momen-

tan, nicht nachhaltig und T. war demüthig genug, um Uebereilungen in solchen Augenblicken nachher einzugestehen, ja sogar abzubitten. T. war überdies sehr liberal und bereitwillig, junge Männer, an denen er Talente bemerkte, zu unterstützen und zu beschäftigen. Er nahm herzlichen Antheil an ihren Bestrebungen, ermuthigte sie durch Versprechungen und ermahnte sie insbesondere, durch eine strenge Diät sich ja eine gesunde Seele in gesundem Körper zu erhalten.

* 17. Johann Ritter von Herring,

Herr der Herrschaft Habrowan, k. k. privileg. Großhändler, Ritter des österr. kais. Leopoldordens, mähr. Landstand und ordentl. beisitzendes Mitglied der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, zu Brünn;

geboren d. 14. Febr. 1758, gestorben den 15. Jan. 1836.

Herring wurde zu Tennenlohe, einem ehemals markgräfl. Brandenburg-Anspachischen, jetzt k. baier. Orte, geboren, woselbst sein Vater eine Art Freigut nebst einem Wirthshause auf der Straße von Nürnberg nach Erlangen besaß und in der ganzen Gegend als ein biederer schlichter offener Mann bekannt war. Herring wurde zeitig eine Waise; kaum 7 Jahre alt starb ihm der Vater und wenige Jahre darauf auch die Mutter. Er hatte zwei ältere Geschwister, einen Bruder, der die Wirthschaft übernahm und eine Schwester, beide sind bereits gestorben. Den ersten Unterricht genoß er in seinem Geburtsorte, wo der Schullehrer zu dem aufgeweckten, viel Talent verrathenden Knaben, von der glücklichsten Gesichtsbildung, eine besondere Neigung faßte — und dieser an sich höchst unbedeutende Umstand wurde der mächtig wirkende Hebel, durch den wir unsern Herring auf seinem spätern Standpunkte erblicken. Die Gattin des Schullehrers hatte nämlich vor ihrer Verehelichung in dem Nürnberger Handlungshause Mayer u. Sohn gedient und war dort so gerne gesehen, daß sie auch verheirathet dasselbe öfters noch besuchte und bei dieser Gelegenheit ihren kleinen verwaisten Liebling mitnahm. Das offene freundliche Gesicht des Knaben, der Freimuth, mit dem er auf jede Frage antwortete, gewann ihm so sehr die Zuneigung des Mayerschen Hauses, daß man ihn dort als Lehrling aufnahm. Bald wurde er auch hier durch Fleiß, Treue, Gehorsam und Raschheit im ganzen Hause beliebt, der wahrhaft väter-

liche Lehrherr Mayer sparte nichts, unsern Herring möglichst geistig ausbilden zu lassen und wahrte mit äußerster Umsicht den kräftig blühenden Jüngling vor einer listigen oder gewaltsamen Aushebung und Versendung nach Amerika. Nach dem 7. Lehrjahre wurde H. freigesprochen und trat als Commis in die Handlung Georg Wollrab in Nürnberg, welche nach einer getroffenen Uebereinkunft mit den übrigen Nürnberger Kaufleuten alle Jahre die 4 Brünner, 3 Altbrünner und 7 Nicolsburger Märkte besuchte. Auf diese Art kam unser H. in Geschäften seines Prinzipals am 6. December 1777 als ein 19jähriger Jüngling zum erstenmal nach Brünn, ohne zu ahnen, daß diese Stadt ihm einst eine neue Heimath werden sollte. Denn als fast zu gleicher Zeit mit Publicirung des Toleranzediktes der Handel mit Colonialwaaren verboten wurde, so hörten zwar die Nürnberger auf, die östr. Märkte zu besuchen, doch fanden sich mehrere bewogen, unter dem schützenden Panier der Toleranz sich förmlich anzusiedeln, wodurch bedeutende Fonds ins Land gezogen und große Kapitalien durch lebhaften Geschäftsverkehr in Umlauf gesetzt wurden. Das Nürnbergische Haus, in dessen Angelegenheiten H. bisher gereist war, schickte den eignen Sohn nach Brünn, der mit Bewilligung der Regierung eine Großhandlung unter der Firma: Herzogenrath u. Greissinger etablirte. Von diesem Zeitpunkt an ist Brünn als H.'s dauerndes Domicil zu betrachten, denn er blieb bis 1791 in dieser neu etablirten Großhandlung, in welchem Jahr er nach mehreren fruchtlosen Versuchen, eine Spezereihandlung zu errichten, endlich durch ein Handbillet Kaiser Josephs von Laxenburg an den Baron Tagelemann, damaligen Referenten in Kommerzialsachen, spätern Armeeminister, das Privilegium zum Etablissement seiner Großhandlung erhielt, nachdem die Regierung sich bereits seiner Umsicht, Thätigkeit und Treue in den Jahren 1789, 1790 und 1791 zum Einkaufe von Staatspapieren auf ihre Rechnung mit dem wünschenswerthesten Erfolge bedient hatte. Brünn war als Fabrikstadt erst im Aufleben, daher der Tummelplatz eines so gut berechnenden hellsehenden Geschäftsmannes. Mit gewohnter Energie ergriff H. jede Gelegenheit, hier kräftig einzuwirken. Der Tod des Schönfärbers Glockfin bewog ihn, sich im Jahre 1793 mit Friedr. Schöll, damals Vorsteher der Mundischen Färberei, zu associren, die Glockfin'sche Färberei zu übernehmen und durch 19 Jahre in

dieser Gesellschaft fortzuführen. In demselben Jahre wußte H. für sich, Müller u. Greisinger in Gesellschaft ein Privilegium zur Errichtung einer Leihbank in Brünn zu erwirken, die seit dem Jahr 1751 in den Händen der Juden gewesen war und letzteren nun abgenommen wurde. Die Gesellschaft erhielt die Bewilligung auf 15 Jahre. Mit diesem Privilegium war zugleich die Herausgabe der Brünner Zeitung und des Intelligenzblattes vereint, welches letztere durch die Andresche Zeitschrift, patriotische Tageblätter, so bekannt geworden ist. Im Jahre 1794 etablirte H. in Verbindung mit Enzmann eine Tuchfabrik in Krzizanau. Diese an sich sehr vielseitigen und gewiß jeden nur mittelmäßigen Kopf schon verwirrenden Verbindungen genügten dem rastlosen, thätigen, umsichtsvollen und für den erhöhten Flor seiner neuen Heimath stets besorgten H. nicht. Er war ganz der Mann dazu, alle noch vorhandenen Mängel zu entdecken und denselben mit allen Kräften zu begegnen. Er etablirte 1796 in Gesellschaft mit dem Altgrafen Salm, den Feintuchfabrikanten Hopf u. Breinlich, dem Apotheker Betke die erste Wollspinnerei in Oesterreichs Staaten, nachdem Salm und Betke auf Kosten der Gesellschaft in England gewesen waren, um sich selbst zu unterrichten und ein paar tüchtige Werkführer mit allen nöthigen Maschinen und Zeichnungen mitzubringen. Dieses gelungene Unternehmen wurde auch von der Regierung durch besondere Belobungsdekrete gewürdigt. Noch in demselben Jahre errichtete die Gesellschaft auch eine englische Lederfabrik. Im Jahr 1802 übernahm H. das ganz in Verfall gerathene und nach vielfachen Einbußen von mehreren Gesellschaften aufgegebene Rossitzer Steinkohlenwerk, eine neue Gesellschaft mit Andree, Greisinger, von Faustmantel, Homolatsch und Küttner bildend und erhob dieses Werk nach 12jähriger Geduld zu einer für Brünn und seine Fabriken höchst schätzbare Quelle des Gedeihens. Auch seinen Brünner Mitbürgern legte er eine dauernde Verbindlichkeit auf. Bei der städtischen Branntweinbrennerei starb der emphyteutische Besitzer, der Israelit Dobruschka und da der Magistrat auf das Einstandsrecht verzichtete, erstand H. diese Brennerei, welche eine Fülle höchst lästiger, bereits mit den damaligen Zeitverhältnissen gar sehr in Widerspruch stehender Emolumente genoß, auf dem Wege der Licitation um 32,000 fl. H. wußte auch dieses Geschäft mit Energie und solchem

Erfolge anzugreifen, daß ein sehr bedeutender Gewinn außer Zweifel lag. Da aber der Bürgerausschuß diese Revenue an sich zu bringen wünschte, that es H. ohne allen Gewinn gegen seinen eigenen Vortheil. Gegenwärtig trägt diese Brennerej der Stadt jährlich 12,000 fl. Pacht, obgleich alle diese lästigen Emolumente, welche früher bestanden, gestrichen wurden. Im Jahr 1805 rettete H., von der Regierung dazu ermächtigt, die sämmtlichen Materialgüter der k. k. Oekonomie durch Ankauf von den Franzosen. Obgleich diese rein patriotische That ihn in ein Meer von Verdrießlichkeiten und herben Kummers stürzte, dessen Ursachen unberührt bleiben mögen, da sie dort wo nöthig, zur glänzendsten Ehrenrettung unsers H.'s ohnehin bekannt wurden, so benahmen so bittere Erfahrungen dem tüchtigen Manne doch nicht den Muth, sich im Jahr 1809 zum Besten der k. k. Familie in noch gewagtere Unternehmungen einzulassen. Seine Leistungen in diesem für die k. k. Staaten so verhängnißvollen Jahre stellten H.'s ausgezeichnete Bürgertugenden und seine deutsche Manneswürde in den höchsten Glanzpunkt. Im lebendigen Gefühle seiner Unterthans- und Bürgerpflichten, im unerschütterlichen Willen, ihnen treu zu bleiben, scheiterten alle dem Despotismus fremder Machthaber zu Gebot stehenden Einschüchterungsmittel an dem erprobten Muthe des geraden, ehrlichen, festen Patrioten. Weder Drohungen, noch Arrest und das Abführen durch 16 Mann Wache, mit dem ausgesprengten Gerüchte, H. werde erschossen, konnte von ihm mehr als die feste Erklärung abzwingen: „Nichts in der Welt vermöge ihn von seiner Pflicht als Staatsbürger und Unterthan zu entbinden" — und sein Muth besiegte selbst den Feind. Davoust (Hamburger Andenkens) gab nach. Der anbefohlene Verkauf sämmtlicher Schäfereien, Woll- und Getreidevorräthe auf den k. k. Familienherrschaften unterblieb, da H. sich im entscheidenden Augenblicke als dessen Eigenthümer auswieß und die ausgeschriebenen Contributionen leistete. Nach so wichtigen dem Staat geleisteten Diensten und nach so manchem unverkennbaren Zuge des wahren Seelenadels erhielt H. im Jahr 1810 als Beweis der Anerkennung seiner Verdienste den erbländischen Ritterstand mit dem Leopoldorden. Noch ein schmeichelhafter Beweis der allerhöchsten Gesinnungen wurde H. im J. 1816 zu Theil, in welchem vom k. k. Hofkriegsrath in Wien, als der Fürst Schwarzen-

berg noch Präsident desselben war, der geheime Auftrag an das mährische Gouvernement erging, H. zu unterrichten, daß der Kaiser nur in ihn das besondere Vertrauen setze, für Rechnung des Staates im Auslande Getreide einzukaufen, was auch pünktlich geschah. — Auch den mährisch-schlesischen Ständen, sowie der Brünner Bürgerschaft brachten sein Patriotismus, seine ausgebreiteten Bekanntschaften, hohe Uneigennützigkeit und vielen Geschäftskenntnisse im Jahr 1809 besonders durch Rückgängigmachung eines Lieferungscontrakts höchst wichtige Vortheile. — Wer aber glauben wollte, daß nur immerwährend der Sonnenschein des Glücks H.'s Unternehmungen zugelächelt habe, würde sehr irren. Es traten auch einigemal in seinem Leben, wie in dem der meisten großen Geschäftsmänner höchst kritische Zeitverhältnisse ein, in denen nur Muth, Besonnenheit und Beharrlichkeit vor jenem Sturze zu bewahren vermochten, dem auch der umsichtigste und solideste Kaufmann durch unmöglich vorauszusehende Verhältnisse nahe gebracht werden kann. Vorzüglich war dies im J. 1811 der Fall, wo ihn eine Zahlung von 30,000 fl. in die peinlichste Verlegenheit stürzte und er in Gefahr stand, mit den Früchten des angestrengtesten Fleißes, durch eine sonderbare Verkettung von Umständen, auch den mühsam errungenen Ruf seines Hauses zu verlieren. In dieser verzweifelten Lage wendete er sich an den Erzherzog Ferdinand von Este, der früher in Brünn bei ihm gewohnt hatte und der edle Erzherzog rettete H. durch Vorstreckung der nöthigen Gelder. Bei der großen Menge von Unternehmungen in früheren Zeiten, den verschiedenen stets sehr verzweigten Geschäften läßt sich leicht einsehen, daß H.'s Comptoir eine wahre Muster- und Bildungsschule für angehende Handelsmänner genannt zu werden verdiente; die in seinem Hause eingeführte Ordnung und aus allem hervorleuchtende Solidität haben bei mehreren seiner Commis den gesegnetsten Erfolg gehabt und deren Zukunft auf eine lohnende Art sicher gestellt. — Herring war der evangelisch-augsburgischen Confession zugethan und eine der wichtigsten Stützpunkte dieser Gemeinde in Brünn, denn man darf annehmen, daß die Kirche und Schule daselbst seit mehr als dreißig Jahren eine jährliche Unterstützung von mehr als 1500 fl. erhielt, einer Menge anderer milden Gaben, die seinem Herzen zum Bedürfniß geworden waren, nicht zu gedenken. Dem Brünner Museum hat er als

wirkliches Mitglied der mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau und Landeskultur einen vollständigen physikalischen Apparat von hohem Werthe geschenkt. — Obschon ihn das Glück hoch gestellt und mit großem Vermögen beschenkt hatte, so besaß er doch nicht jenen Stolz, durch den sich der gewöhnliche Emporkömmling bemerkbar macht. — Oft erinnerte Herring sich früherer Zeiten und sagte dann gerne von sich selbst: Heut' bleibt es mir unerklärlich, wie der arme, Eltern- und freundenlose Landknabe ein solcher Mann werden konnte, so wie ich anderseits heute staune, was der Verwegene oft gewagt hat! — Unbekanntschaft mit der Größe der Gefahr, unermüdeter Fleiß, lautere Zwecke und ein gutes Gewissen haben mir überall durchgeholfen." — Verheirathet war er seit dem 4. Oct. 1795 mit Franziska, verw. Müller, geborne Unger, mit welcher er bis zu seinem Hinscheiden eine glückliche, übrigens kinderlose Ehe führte.

18. M. Benjamin Gotth. Weiske,

außerordentlicher Professor zu Leipzig;

geb. im J. 1783, gestorben den 17. Januar 1836 *).

Weiske wurde zu Schulpforta geboren. Sein Vater war der bekannte Philolog und Professor an jener berühmten Bildungsanstalt, Benjamin Weiske. Der Beruf des Vaters und noch mehr Neigung und Talent führten ihn ebenfalls zum wissenschaftlichen Stande und schon als Zögling der Pforte verrieth er durch seinen Eifer, mit welchem er alle Unterrichtszweige der Anstalt umfaßte, den heißen Durst nach Wissen und erweckte durch die Fortschritte seiner geistigen Ausbildung große Hoffnungen. Noch mehr bethätigte er dies als Zögling der Leipz. Universität, wo er mit fast übermäßiger Anstrengung dem Studium der Philologie oblag, um nach dem Beispiele des Vaters als Jugendlehrer aufzutreten. Leider verfiel er nicht lange nach dem Beginne seiner Universitätszeit in eine schwere Krankheit, die seinen ohnehin zarten Körper so hart angriff, daß körperliche Schwäche und Siegthum sein Erbtheil fürs ganze Leben blieben. Indeß schwächte dies nicht die hohe Regsamkeit seines Geistes; vielmehr bildete er sich so schnell und so tüchtig aus, daß er als 23jähriger Jüngling zum

*) Leipziger Tageblatt 1836, Nr. 25.

Lehrer am Lyceum in Lübben gewählt, nicht lange darauf zum Conrector des Lyceums in Görlitz ernannt und erst 27 Jahre alt (im J. 1810) als Professor an die Fürstenschule in Meißen berufen wurde. An der letztern Anstalt besonders, an der er bis zum Jahre 1818 als Lehrer wirkte, offenbarte er seine Tüchtigkeit als solcher in vorzüglichem Grade, sowohl durch den großen Eifer, mit welchem er das Lehr- und Erziehungsgeschäft betrieb, als auch durch sein glückliches Lehrtalent und den reichen Schatz des Wissens, den er wohl zu benutzen verstand. Als er an die Schule in Meißen kam, wurden dort die alten Sprachstudien, oder vielmehr nur das Studium des Lateinischen, denn das Griechische lag sehr darnieder, noch mit vielem Pedantismus betrieben und die Erlernung der Sprachen gewöhnlich nur auf den äußeren Empirismus begründet, der weder das geistige Leben des Alterthums aufschloß, noch auch den Grad der geistigen Ausbildung herbeiführte, welchen diese Studien gewähren können. Die allerdings tüchtige Bildung, welche die Anstalt ihren Zöglingen gab, wurde mehr durch das anhaltende Hinwenden aller geistigen Thätigkeit auf einen Punkt, durch stark angeregtes und eifrig gepflegtes Privatstudium und die früh erweckte und sorgsam beförderte Selbstthätigkeit der Schüler mühselig erworben, als durch weises Benutzen des in den Unterrichtsgegenständen enthaltenen Bildungsstoffes erleichtert und gefördert. Weiske war es nun, der zuerst die rationellere Behandlung der Sprachen in die Schule verpflanzte, das geistvollere Auffassen derselben beförderte, das Studium des Griechischen belebte und die Erklärung der alten Schriftsteller nicht blos grammatisch und historisch betrieb, sondern auch auf die Erkenntniß ihres ästhetischen Werthes seine Schüler hinzuleiten verstand. Nicht minder geistreich behandelte er auch andere Lehrgegenstände, in denen er unterrichtete und namentlich führte er eine bessere und methodischere Unterrichtsweise in der Geographie und Geschichte herbei. In diesem Streben wurde er allerdings dadurch sehr unterstützt, daß die im Jahre 1812 vorgenommene Umgestaltung der Schule und besonders die zu derselben Zeit erfolgte Anstellung mehrerer ausgezeichneten Gelehrten als Lehrer, welche in gleicher Weise für die Bildung der Jugend sorgten, einen wissenschaftlicheren und methodischeren Bildungsgang herbeiführten und das wissenschaftliche Leben der Schule zu einer vorzüg-

lichen Höhe erhoben. Indessen auch unter dem Zusammenwirken so ausgezeichneter Kräfte wußte W. eine solche Stellung sich zu erhalten, daß er fortwährend für einen der vorzüglichsten Lehrer der Schule galt und für gewisse Unterrichtszweige, besonders für das geschmackvolle und sachgemäße Erklären der griechischen Dichter und Redner, als einzig dastand. Sein Wirken war hierbei um so bewundernswerther, je mehr Kränklichkeit und körperliche Schwäche fortwährend seinen geistigen Aufschwung hemmten und die kräftige und freudige Thätigkeit beschränkten. Namentlich bildete sich in den letzten Tagen seines dortigen Aufenthalts ein heftiges Asthma aus, das ihm die Ausübung seines Amtes unsäglich erschwerte. Natürlich blieben diese körperlichen Leiden nicht ohne Einfluß auf seinen Geist und wenn sie auch dessen intellektuelle Kraft nicht verminderten, so hinderten sie doch die vollständige Aeußerung derselben und drückten seine natürliche Freundlichkeit und Liebe oft zum Mißmuth und Mißtrauen hinab. Es ist übrigens kein geringer Beweis für seine Vorzüglichkeit als Lehrer, daß diese unvermeidlichen Schwächen doch die Liebe und Verehrung der Schüler gegen ihn nur in seltenen Fällen zu hemmen oder zu untergraben vermochten. Sein krankhafter Zustand nahm endlich so überhand, daß er im Jahre 1818 sich genöthigt sah, sein Amt niederzulegen. Auf nicht eben liberale Weise in den Ruhestand versetzt und von seinen Körperleiden schwer darniedergedrückt, erhielt er sich doch die warme Liebe für die Wissenschaften und den regen Eifer für nützliche Thätigkeit. Er begab sich nach Leipzig, um hier als Universitätslehrer nach Kräften noch ferner zu nützen. Mit Ueberwindung mancher Schwierigkeiten erwarb er sich eine außerordentliche Professur in der philosophischen Fakultät. Sein geschwächter kranker Körper, der sich nur erst in den letzten Lebensjahren wieder etwas erholte, erlaubte freilich nur eine beschränkte akademische Thätigkeit und namentlich vermochte er wegen anhaltender Engbrüstigkeit immer nur vor einem kleineren Kreise von Zuhörern Vorlesungen zu halten. Dennoch blieb auch so der Segen und Erfolg seines Wirkens nicht aus und namentlich erwarb er sich das Verdienst, daß er besonders die antiquarische und archäologische Richtung der philologischen Studien verfolgte und dadurch eine bemerkbare Lücke bei der Universität ausfüllte. Den meisten Einfluß übte er auf die Mitglieder

der lausitzischen Gesellschaft, die ihn zu ihrem Präses erwählte und auf deren geistige Fort- und Ausbildung er eben so glücklich und allseitig einwirkte, wie er es früher als Gymnasiallehrer gethan hatte. Eine eigenthümliche Richtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit für diesen Kreis akademischer Zuhörer äußerte er hier noch dadurch, daß er durch den ihm inwohnenden wissenschaftlichen Skepticismus dieselben zu reger Selbstthätigkeit und selbstständiger und gründlicher Prüfung und Erforschung der Wissenschaften mächtig anregte. Weil er eben seines Körperzustandes wegen nur in kleinem Kreise thätig zu sein vermochte, so verwendete er auf diese Wenigen einen um so regeren Fleiß und bemühte sich, den guten Samen desto sorgfältiger auszustreuen. Dasselbe that er auch als Direktor der antiquarischen Gesellschaft, zu welchem er bei der nach Chr. D. Becks*) Tode eintretenden Umgestaltung und Erweiterung des philologischen Seminars ernannt wurde. Für beide Gesellschaften interessirte er sich so lebhaft, daß er die praktischen Uebungen derselben mit der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit leitete und höchst ungern eine Zusammenkunft derselben aussetzte. Ja als im Laufe des Jahres 1835 sein krankhafter Zustand eine bedenklichere Richtung nahm und weder eine angewandte Frühlingskur, noch eine im Herbst unternommene Gebirgsreise nach Salzburg Erleichterung brachte, da wurden dennoch die Uebungen beider Gesellschaften mit Eifer und bis wenig Wochen vor seinem Tode, zuletzt auf seiner Studierstube, fortgeführt. So lange nun aber diese rege geistige Thätigkeit, die nicht minder lebendig auch im häuslichen Leben und im Kreise der Freunde hervortrat, den hinfälligen und entkräfteten Körper aufrecht erhielt, so erlag derselbe doch endlich und mit dem Morgenlichte des oben genannten Tages schied der kräftige und hohe Geist aus der kraftlosen Körperhülle. Der Verstorbene brachte sein Leben nur auf 52¼ Jahre und dieses Leben war arm an körperlichen Genüssen und Freuden, aber reich in geistigen Regungen, reich an Verdiensten. Fast dreißig Jahre hat Weiske dem Staate gedient und die Weise, wie er seiner Amtspflicht genügte, läßt die reiche Saat erkennen, welche er ausgestreuet hat. Alle seine Kraft widmete er seinem Berufe; nur ihm lebte er. Als Schriftsteller ist er wenig bekannt ge-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 810.

worden und hat nur einige kleine Schriften u. Aufsätze dem Drucke übergeben, Schüler aber hat er eine große Zahl gezogen und alle hängen mit großer Liebe an ihrem Lehrer und preisen einstimmig seine großen Verdienste um sie. Eine Anzahl seiner frühern Schüler hatte er sich zu spätern Lebensfreunden herangezogen, mit denen er viel und herzlich verkehrte. Aber auch seine jüngern Schüler erkannten und verehrten in ihm den väterlichen Freund. Wie sehr sie an ihm hängen, davon gab schon die große Theilnahme Zeugniß, die sie bei seinem Tode und Begräbnisse kundgaben. — Seine Schriften sind: Orationem de Halonenso Demostheni, cui vulgo abjudicatur, vindicat, adjectis sub finem observationibus maximam partem criticis etc. Lubbenae 1807. Progr. De praepositionibus Graecis. Gorlicii 1809. — Progr. De hyperbole, errorum in historia Philippi, Amyntae filii commissorum genetrice. P. I. Lips. 1817. P. II. III. 1818. Misn. 1819. (Ist die Ausgabe für den Buchhandel.) — Hatte Antheil an Dion. Longini de sublimate, edit. Benj. Weiske.

* 19. Thomas von Wolan,

königl. sächs. Generallieutenant der Infanterie, Ritter des St. Heinrichsordens zu Dresden;

geb. den 8. Nov. 1759, gest. den 20. Jan. 1836.

Zu Wilna in Litthauen geboren, trat der Verewigte im Jahr 1778 als Fahnjunker in das damalige kursächsische Infanterieregiment Graf zu Solms ein, in welchem er 1784 zum Souslieutenant, am 6. Nov. 1793 zum Premierlieutenant avancirte und auch die Adjutantenfunktion versah, sowie er dem Feldzuge am Rhein 1794 beiwohnte. Unterm 15. December 1802 wurde er zum Hauptmann befördert, war als solcher im Feldzuge von 1806 bei der Affäre von Schleiz und der Schlacht bei Jena und avancirte am 28. Febr. 1808 zum Major. Im Feldzuge von 1809 befand er sich beim Korps des Generals von Thielmann in Sachsen, wo er mehrere unabhängige Kommando's hatte und so gute Dienste leistete, daß er das Ritterkreuz des St. Heinrichsordens erhielt. Im Kriege gegen Rußland (1812) stand das Regiment (damals von Rechten), nachdem es bereits mehrere Jahre hindurch einen Theil der Besatzung von Danzig gebildet hatte, mit dem Regimente von Low zusammen, im Armeekorps des Marschalls Victor, Her-

zogs von Belluno. W. hatte durch sein Benehmen sich den Beifall des Marschalls so erworben, daß dieser ihm das Kommando des Regiments Low übertrug, als dessen Oberst wegen Krankheit das Korps verlassen mußte. Beim welthistorischen Uebergange über die Beresina focht das Victorsche Korps und mit ihm W. noch zuletzt gegen den Feind, in dessen Gefangenschaft der Verewigte beim weitern Rückzuge gerieth. Am 8. Juli 1815 zum Oberstlieutenant ernannt, führte W. ein Landwehrregiment nach dem Elsaß und wurde mit zur Einschließung von Neubreisach verwendet. Am 5. Juni 1817 erfolgte seine Beförderung zum Obersten, er befehligte als solcher das Leibgrenadier-, später das Leibinfanterieregiment, eine Stellung, in welcher er sich durch humanes und ritterliches Benehmen die Achtung und Liebe seiner Untergebenen im hohen Grade zu erwerben wußte. Im Jahre 1828 trat er mit dem Grade als Generalmajor in Pension, doch wurde er schon im nächsten J. wieder als Präsident des geh. Kriegsgerichtscollegiums in den Staatsdienst berufen. Eine veränderte Organisation dieser obersten Militärjustizbehörde war die Ursache, daß W. 1835 abermals in Pension trat und dabei den Rang als Generallieutenant erhielt. — W. verheirathete sich erst in späten Jahren mit der Wittwe des Oberforstmeisters von Gersdorff, einer gebornen Gräfin Hopfgarten, die aber noch vor ihm starb.

Dresden. Fr. von Witzleben.

* 20. Heinrich Gottfried Müller,

Pfarrer zu Döllstedt (im Gothaischen);

geb. den 13. Sept. 1753, gest. den 21. Jan. 1836.

Er war zu Eccardsleben, einem zum Amte Tonna gehörigen kleinen Dorfe geboren, wo sein Vater, Joh. Gottfr. Müller, der nachher nach Großbrettbach versetzt wurde, Pfarrer war. Von diesem seinem Vater erhielt er den ersten Unterricht in der Religion und den alten Sprachen, bezog hierauf im Jahre 1770 das Gymnasium zu Gotha und im Jahr 1775 die Universität Jena, um sich der Theologie zu widmen. Nach 3 Jahren kehrte er ins Vaterland zurück und wurde, nach rühmlich überstandener Prüfung, unter die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufgenommen. Hierauf ertheilte er 16 Jahre lang Unterricht; zuerst in Osthausen als Privatlehrer bei dem damaligen Pfarrschreiber, dann als

solcher 8 Jahre lang den Kindern des Hofraths und Bürgermeisters Stieler in Gotha, unter welchen Kindern sich der nachmals als Geograph so berühmt gewordene im J. 1836 verstorbene geh. Hofrath Stieler befand und dann unterrichtete er 9 Jahre lang mehrere Kinder in einer Privatschule. In Gotha wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, daß er in den engen Cirkel der Candidaten des Predigtamts aufgenommen wurde, welchen das Predigen in den Stadtkirchen bei Abhaltungen der Stadtgeistlichen obliegt und unser M. erhielt damals allgemeinen Beifall und hatte sich auch dieserhalb der Gunst des damaligen Generalsuperintendenten Koppe zu erfreuen. Im J. 1794 wurde er von dem herzogl. schwerinschen Kammerherrn von Stein zum Pfarrer in Großkochberg und von dem herzoglichen Oberconsistorium zu Gotha zum Pfarrer des Filials Milbitz ernannt. Im Jahr 1795 verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des Pfarrers Förbel zu Oberweißbach, mit welcher er eine lange Reihe von Jahren in glücklicher Ehe lebte und 5 Kinder, 2 Söhne und 3 Töchter mit ihr zeugte. In Kochberg verlebte er 14 Jahre zufrieden und vergnügt; er wurde von seiner Gemeinde geliebt und geschätzt, auch lebte er sonst noch in angenehmen Verhältnissen, daher er an keine Veränderung gedacht haben würde, wenn ihm nicht das so sehr beschwerliche Filial Milbitz eine solche wünschenswerth gemacht hätte. Er trug daher diesen seinen Wunsch dem Oberconsistorium zu Gotha vor; allein weil Großkochberg eine Patrimonialstelle ist, so blieb er lange unerfüllt, bis ihm endlich im Junius 1808 die Substitution der Pfarrei zu Döllstedt unter einer bedeutenden Abgabe an den noch lebenden alten Pfarrer angetragen wurde. Er nahm dieser schweren Abgabe ungeachtet dieses Pfarramt an, wurde aber schon im J. 1809, nach erfolgtem Tode des Pfarrers, an dessen Stelle ernannt. Hier erlebte er manche Freude, doch auch manches Leid; so starb im J. 1811 seine Gattin und sein jüngster Sohn ertrank. Im J. 1829 wurde ihm sein Sohn Ernst Friedrich, seither Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal, als Substitut beigesetzt und in demselben J. erhielt dieser sein Sohn, der sich mit der Tochter des Schuldirectors Lenz zu Schnepfenthal verheirathet hatte, die Zusicherung, der Nachfolger seines Vaters nach dessen Tode zu werden. Unter diesen Abwechselungen des Lebens erreichte unser Müller

Lehrer am [illegible] in Lübben [illegible], nicht lange her auf [illegible] des [illegible] in [illegible] erst im Jahre [illegible] als [illegible] an die Fürstenschule in [illegible] berufen wurde. [illegible] ter Anstalt [illegible] als Lehrer [illegible], [illegible] seine [illegible] als [illegible] in [illegible] Eifer, mit welchem er das [illegible] betrieb, als [illegible] den reichen Schatz des [illegible] zu verwerthen verstand. [illegible] wurden [illegible] das Studium des [illegible] sehr [illegible], und [illegible] und die Erklärung [illegible] den äußeren [illegible] stige Leben des [illegible] Grad der geistigen [illegible] diese Studien [illegible]. [illegible] tige Bildung, welche [illegible] wurde mehr durch das [illegible] geistigen Thätigkeit [illegible] regtes und [illegible] erweckte und [illegible] Schüler mühsam [illegible] des in den [illegible] stoffes erleichtern [illegible]. [illegible] der zuerst die [illegible] die Schule [illegible] den beförderte, das [illegible] und die Erklärung [illegible] grammatisch und [illegible] Erkenntniß ihres [illegible] zuleiten verstand. [illegible] auch andere Lehrgegenstände [illegible] und namentlich [illegible] Unterrichtsweise in [illegible] bei. In diesem [illegible] sehr unterstützt, daß [illegible] Umgestaltung der Schule [illegible] ben Zeit erfolgte Anstellung [illegible] Gelehrten als Lehrer, welche in [illegible] Bildung der Jugend [illegible] und methodischeren Bildungsgang [illegible] das wissenschaftliche Leben der Schule zu einer [illegible]

seit mehreren Jahren hatte er an Hypochondrie gelitten und daher in den Jahren 1819 und 1820 Badereisen nach Wangeroge, Carlsbad und Teplitz gemacht; im J. 1828 aber wurde er zum erstenmale von einem nervösen Gesichtsschmerz befallen, dessen Ursprung man der Behandlung durch einen auswärtigen Arzt zuschrieb. Er besuchte daher im Jahr 1829 das Seebad zu Wangeroge noch einmal und fand sich dadurch ziemlich erleichtert, so daß er im J. 1830 wieder seine Amtsgeschäfte vollständig annehmen konnte. Bald stellte aber der unleidliche Schmerz sich wieder ein und da er in seiner Heimath keine Hülfe fand, machte er desfalls Reisen nach Bremen und Hannover, aber kein Mittel, weder allopathische noch homöopathische, konnten ihn von seinem Uebel befreien. Er legte daher im Jahr 1833 seine Predigerstelle nieder und suchte in Würzburg Hilfe, aber eben so vergeblich. Im J. 1834 ging er wieder nach Carlsbad und hielt sich dann in Dresden, Leipzig, Zeiz und Halle auf, wo er allenthalben die berühmtesten Aerzte zu Rath zog. Durch den D. Krukenberg in Halle erhielt er noch die meiste Linderung und blieb daher dort, bis endlich der Tod ihn von seinen langjährigen Leiden befreite. — Er hatte 10 Kinder gehabt, wovon ihn 7 überlebten, nämlich ein Sohn, welcher Landmann geworden ist und 6 Töchter. — Außer einer im Jahr 1811 in der Petrikirche zu Hamburg gehaltenen Predigt, welche er im J. 1814 zum Besten der vertriebenen Hamburger drucken ließ, hat er herausgegeben: 3 Gelegenheitspredigten. Oldenburg 1811.

* 22. Joh. Friedr. Ludwig Sprenger,

zweiter Prediger zu Hameln;

geboren am 10. März 1792, gest. den 26. Jan. 1836.

Er war zu Ribbesbüttel bei Gifhorn geboren. Sein Vater, Joh. Daniel Julius Sprenger, lebte daselbst als Organist und wurde später als Kantor nach Hälfeld bei Fallersleben versetzt. Seine Mutter war Dorothea, geb. Diederichs. In dem Hause der Eltern erhielt er mit seinen Brüdern und mit mehreren Knaben einen ausgezeichneten Unterricht zur Vorbereitung auf eine höhere Schule, und kam 1808 nach Braunschweig auf das Katharineum, von wo er ungefähr 1812 nach Göttingen ging. Seine besondere Tüchtigkeit blieb nicht unbemerkt; denn kaum hatte er seine akademische Lauf-

bahn vollendet, als das Konsistorium in Hannover ihm das Rektorat in Sulingen verlieh. In diesem Amte weckte er ein neues Leben und die Behörden, wie die Familien, mit denen er in Verbindung kam, erkannten freudig seinen Eifer, daß ein festes Band der Freundschaft, welches nur der Tod löste, sie mit ihm verknüpfte. Nur einige Jahre sollte er hier weilen; denn als er 1818 es versuchte, in Hameln mit denen, welche zur Wahl predigten, in die Schranken zu treten, war der Beifall, den er fand, so groß, daß er fast einstimmig gewünscht, gewählt, bestätigt und am 31. Januar 1819 als zweiter Prediger an der Hauptkirche in Hameln eingeführt ward, gerade an dem Sonntage, an dem sein Kollege die Gedächtnißpredigt auf ihn halten mußte. Von seinem 27. Jahre bis zu dem fast erreichten 44sten lebte er hier, arbeitete er größtentheils nur für die Stadt. Nicht allein für das Kirchen- und Schulwesen derselben war er unermüdet thätig, um Gebrechen zu heben und das Bessere zu schaffen, sondern auch als Mitglied des Armenwesens erwarb er sich große Verdienste. Auch als Schriftsteller machte er sich bekannt durch die Theilnahme an dem hannoverschen Schulfreunde, an den gemeinnützigen Blättern und hamelnschen Anzeigen, an Vaters Jahrbuch der Andacht (Jahrgang 1833), an Schuderoffs Jahrbüchern u. der allgemeinen Kirchenzeitung. Außer einer Confirmationsfeier von 1825 und mehreren Nachrichten über das Hamelnsche Armenwesen gab er eine Geschichte der Stadt Hameln 1827 heraus, die ihn über 5 Jahre beschäftigte und die lange seinem Namen die verdiente Anerkennung bewahren wird. Er hinterließ eine Wittwe, Louise, geborne Wannschaff und 2 taubstumme Töchter, denen eine gesunde Tochter und ein gesunder Sohn vorangegangen waren. Er war ein tiefer Kenner der Musik, für welche er auch Gedichte verfaßte. Er hatte einen Körperbau mehr kleiner als mittlerer Höhe und konnte ohne Nachtheil anhaltend arbeiten. Seine Predigten las er, weil er sie seinem Gedächtniß nicht wörtlich einzuprägen vermochte. Er war ein angenehmer Gesellschafter und ein treuer Freund. — Eine Krankheit von wenigen Tagen, die er sich durch Erkältung zugezogen hatte, die hitzige Gicht, entriß ihn unerwartet am oben genannten Tage der Erde. Feierlichst ward er bestattet. — Im Jahr 1836 erschien: Sammlung von Predigten, ei-

nigen Trau- und Taufreden, gehalten von Sprenger, zweitem Prediger in Hameln. Nach seinem Tode zum Besten seiner beiden taubstummen Töchter herausgegeben und mit einer Rede an seinem Grabe, wie mit der Gedächtnißpredigt auf ihn begleitet von Schläger. Hannover. —

S.

23. Wilhelmine Louise,

Großherzogin von Hessen und bei Rhein rc., zu Darmstadt;

geb. d. 10. Sept. 1788, gest. den 27. Jan. 1836 *).

Wilhelmine Louise war die jüngste Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden und der Markgräfin Amalie Friederike **), einer Schwester des verstorbenen Großherzogs Ludwig I. von Hessen und zu Karlsruhe geboren. Sie war von väterlicher Seite die Enkelin des Markgrafen, späteren Großherzogs Karl Friedrich und der Prinzessin Karoline Louise von Hessen-Darmstadt, Landgrafen Ludwigs VIII. Tochter; von mütterlicher Seite die Enkelin des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt und seiner Gemahlin, der Landgräfin Henriette Christine Caroline, gebornen Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, einer der ausgezeichnetsten, geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit, welcher bekanntlich Friedrich der Große im Schloßgarten zu Darmstadt ein Denkmal setzen ließ, mit der Inschrift: „foemina sexu, ingenio vir“ (von Geschlecht ein Weib, an Geist ein Mann). Und die Enkelin sollte solcher Ahnen würdig werden. Zwar verlor sie schon in einem Alter von 13 Jahren ihren Vater, der bei einem Besuche seiner Tochter, der Königin Friederike von Schweden, am 15. December 1801 zu Arboga in Schweden durch einen unglücklichen Sturz das Leben einbüßte. Die Mutter aber, die Markgräfin Amalie, die würdige Tochter jener geistreichen Fürstin, die so treffliche Kinder erzogen hatte — einen Ludewig von Hessen, eine Karoline von Hessen-Homburg, Friederike von Preußen,

*) Nach: Beilage zu Nr. 48 der großherzogl. hessischen Zeitung. 1836.

**) S. im 10. Jahrg. d. N. Nekr. S. 958.

Amalie von Baden, Natalie-Alexiewna von Rußland, Louise von Weimar *) rc. — hatte mit gleicher Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder geleitet. Fünf Töchter: Karoline, Elisabeth, Friederike, Marie und Wilhelmine sollten die Zierden der Throne von Baiern, Rußland, Schweden, Braunschweig und Hessen werden; eine Tochter, die Prinzessin Amalie, Zwillingsschwester der Königin Karoline von Baiern, starb unvermählt. Nur einen Sohn hatte die Markgräfin (ein Prinz, Karl Friedrich, starb schon im Alter von einem halben Jahre), den Großherzog Karl Ludwig Friedrich, der, seit 1808 Mitregent seines Großvaters Karl Friedrich, 1811 demselben in der Regierung folgte und 1818 starb. — Nach den Stürmen des Revolutionskrieges, der Deutschland in seinen Grundfesten erschüttert und auch Hessen stark heimgesucht hatte, ward im Jahre 1803 der Zustand des deutschen Vaterlandes neu geordnet und die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt ging daraus in verjüngter Gestalt, größer und kräftiger hervor. Eine glücklichere und ruhigere Zeit schien gekommen, eine erfreulichere Aussicht schien sich dem Lande zu eröffnen, die unendlich erhöht ward, als jetzt die Kunde erschallte, der Erbprinz werde sich vermählen, die Prinzessin Wilhelmine von Baden, die damals noch nicht 16 Jahre zählte, sei die Auserkorene. Der Jubel des Landes war allgemein und sprach sich aufs rührendste und herzlichste aus, als, nachdem am 19. Juni 1804 die Vermählung zu Karlsruhe vollzogen worden war, das junge fürstliche Paar am 16. Juli seinen feierlichen Einzug in die hessischen Lande und die landgräfliche Residenz Darmstadt hielt. — Trat auch die erwartete Ruhe für Deutschland nicht ein; erhoben sich die Stürme des Krieges mit erneuerter und verdoppelter Wuth; zertrümmerten sie sogar das ehrwürdige tausendjährige Kaiserreich der Deutschen; mußte das junge Paar mit den fürstlichen Eltern selbst Darmstadt verlassen, wo der Feind eindrang und die Residenz eine Zeitlang nach Gießen verlegen (1805); so gingen dennoch die Hoffnungen, welche Fürst und Land auf das schöne neugeschlossene Band gesetzt hatten, aufs herrlichste in Erfüllung, — die Ehe ward eine der segensreichsten — Wilhelmine ganz das Glück Ludwigs. Nach zwei Jahren (9. Juni 1806) setzte

---

*) Deren Biographie s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 141.

worden und hat nur einige kleine Schriften u. Aufsätze dem Drucke übergeben, Schüler aber hat er eine große Zahl gezogen und alle hängen mit großer Liebe an ihrem Lehrer und preisen einstimmig seine großen Verdienste um sie. Eine Anzahl seiner frühern Schüler hatte er sich zu spätern Lebensfreunden herangezogen, mit denen er viel und herzlich verkehrte. Aber auch seine jüngern Schüler erkannten und verehrten in ihm den väterlichen Freund. Wie sehr sie an ihm hängen, davon gab schon die große Theilnahme Zeugniß, die sie bei seinem Tode und Begräbnisse kundgaben. — Seine Schriften sind: Orationem de Halonenso Demostheni, cui vulgo abjudicatur, vindicat, adjectis sub finem observationibus maximam partem criticis etc. Lubbenae 1807. Progr. De praepositionibus Graecis. Gorlicii 1809. — Progr. De hyperbole, errorum in historia Philippi, Amyntae filii commissorum genetrice. P. I. Lips. 1817. P. II. III. 1818. Misn. 1819. (Ist die Ausgabe für den Buchhandel.) — Hatte Antheil an Dion. Lougini de sublimate, edit. Benj. Weiske.

* 19. Thomas von Wolan,

königl. sächs. Generallieutenant der Infanterie, Ritter des St. Heinrichsordens zu Dresden;

geb. den 8. Nov. 1759, gest. den 20. Jan. 1836.

Zu Wilna in Litthauen geboren, trat der Verewigte im Jahr 1778 als Fahnjunker in das damalige kursächsische Infanterieregiment Graf zu Solms ein, in welchem er 1784 zum Souslieutenant, am 6. Nov. 1793 zum Premierlieutenant avancirte und auch die Adjutantenfunktion versah, sowie er dem Feldzuge am Rhein 1794 beiwohnte. Unterm 15. December 1802 wurde er zum Hauptmann befördert, war als solcher im Feldzuge von 1806 bei der Affäre von Schleiz und der Schlacht bei Jena und avancirte am 28. Febr. 1808 zum Major. Im Feldzuge von 1809 befand er sich beim Korps des Generals von Thielmann in Sachsen, wo er mehrere unabhängige Kommando's hatte und so gute Dienste leistete, daß er das Ritterkreuz des St. Heinrichsordens erhielt. Im Kriege gegen Rußland (1812) stand das Regiment (damals von Rechten), nachdem es bereits mehrere Jahre hindurch einen Theil der Besatzung von Danzig gebildet hatte, mit dem Regimente von Low zusammen, im Armeekorps des Marschalls Victor, Her-

zogs von Belluno. W. hatte durch sein Benehmen sich den Beifall des Marschalls so erworben, daß dieser ihm das Kommando des Regiments Low übertrug, als dessen Oberst wegen Krankheit das Korps verlassen mußte. Beim welthistorischen Uebergange über die Beresina focht das Victorsche Korps und mit ihm W. noch zuletzt gegen den Feind, in dessen Gefangenschaft der Verewigte beim weitern Rückzuge gerieth. Am 8. Juli 1815 zum Oberstlieutenant ernannt, führte W. ein Landwehrregiment nach dem Elsaß und wurde mit zur Einschließung von Neubreisach verwendet. Am 5. Juni 1817 erfolgte seine Beförderung zum Obersten, er befehligte als solcher das Leibgrenadier-, später das Leibinfanterieregiment, eine Stellung, in welcher er sich durch humanes und ritterliches Benehmen die Achtung und Liebe seiner Untergebenen im hohen Grade zu erwerben wußte. Im Jahre 1828 trat er mit dem Grade als Generalmajor in Pension, doch wurde er schon im nächsten J. wieder als Präsident des geh. Kriegsgerichtscollegiums in den Staatsdienst berufen. Eine veränderte Organisation dieser obersten Militärjustizbehörde war die Ursache, daß W. 1835 abermals in Pension trat und dabei den Rang als Generallieutenant erhielt. — W. verheirathete sich erst in späten Jahren mit der Wittwe des Oberforstmeisters von Gersdorff, einer gebornen Gräfin Hopfgarten, die aber noch vor ihm starb.

Dresden. Fr. von Witzleben.

* 20. Heinrich Gottfried Müller,

Pfarrer zu Döllstedt (im Gothaischen);

geb. den 13. Sept. 1753, gest. den 21. Jan. 1836.

Er war zu Eccardsleben, einem zum Amte Tonna gehörigen kleinen Dorfe geboren, wo sein Vater, Joh. Gottfr. Müller, der nachher nach Großbrettbach versetzt wurde, Pfarrer war. Von diesem seinem Vater erhielt er den ersten Unterricht in der Religion und den alten Sprachen, bezog hierauf im Jahre 1770 das Gymnasium zu Gotha und im Jahr 1775 die Universität Jena, um sich der Theologie zu widmen. Nach 3 Jahren kehrte er ins Vaterland zurück und wurde, nach rühmlich überstandener Prüfung, unter die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufgenommen. Hierauf ertheilte er 16 Jahre lang Unterricht; zuerst in Osthausen als Privatlehrer bei dem damaligen Pfarrschreiber, dann als

solcher 8 Jahre lang den Kindern des Hofraths und Bürgermeisters Stieler in Gotha, unter welchen Kindern sich der nachmals als Geograph so berühmt gewordene im J. 1836 verstorbene geh. Hofrath Stieler befand und dann unterrichtete er 9 Jahre lang mehrere Kinder in einer Privatschule. In Gotha wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, daß er in den engen Cirkel der Candidaten des Predigtamts aufgenommen wurde, welchen das Predigen in den Stadtkirchen bei Abhaltungen der Stadtgeistlichen obliegt und unser M. erhielt damals allgemeinen Beifall und hatte sich auch dieserhalb der Gunst des damaligen Generalsuperintendenten Koppe zu erfreuen. Im J. 1794 wurde er von dem herzogl. schwerinschen Kammerherrn von Stein zum Pfarrer in Großkochberg und von dem herzoglichen Oberconsistorium zu Gotha zum Pfarrer des Filials Milbitz ernannt. Im Jahr 1795 verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des Pfarrers Förbel zu Oberweißbach, mit welcher er eine lange Reihe von Jahren in glücklicher Ehe lebte und 5 Kinder, 2 Söhne und 3 Töchter mit ihr zeugte. In Kochberg verlebte er 14 Jahre zufrieden und vergnügt; er wurde von seiner Gemeinde geliebt und geschätzt, auch lebte er sonst noch in angenehmen Verhältnissen, daher er an keine Veränderung gedacht haben würde, wenn ihm nicht das so sehr beschwerliche Filial Milbitz eine solche wünschenswerth gemacht hätte. Er trug daher diesen seinen Wunsch dem Oberconsistorium zu Gotha vor; allein weil Großkochberg eine Patrimonialstelle ist, so blieb er lange unerfüllt, bis ihm endlich im Junius 1808 die Substitution der Pfarrei zu Döllstedt unter einer bedeutenden Abgabe an den noch lebenden alten Pfarrer angetragen wurde. Er nahm dieser schweren Abgabe ungeachtet dieses Pfarramt an, wurde aber schon im J. 1809, nach erfolgtem Tode des Pfarrers, an dessen Stelle ernannt. Hier erlebte er manche Freude, doch auch manches Leid; so starb im J. 1811 seine Gattin und sein jüngster Sohn ertrank. Im J. 1829 wurde ihm sein Sohn Ernst Friedrich, seither Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal, als Substitut beigesetzt und in demselben J. erhielt dieser sein Sohn, der sich mit der Tochter des Schuldirectors Lenz zu Schnepfenthal verheirathet hatte, die Zusicherung, der Nachfolger seines Vaters nach dessen Tode zu werden. Unter diesen Abwechselungen des Lebens erreichte unser Müller

das hohe Alter von 83 Jahren und entschlief sanft an Altersschwäche.

Ch. Credner.

* 21. Samuel Lentz,

gewesener Prediger zu Osternburg im Herzogthum Oldenburg;
geb. den 1. Nov. 1772, gest. zu Halle d. 22. Jan. 1836.

Lentz, ein Nachkomme Luthers, wurde zu Benneckenstein am Harz geboren, wo sein Vater gleiches Namens, ein geborner Oldenburger, Prediger war. Seine Mutter war eine geborne Reddersen. Seinen ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause, kam jedoch in seinem 12. Jahre zu dem Pastor Jacobi zu Gudersleben, wo er 3 Jahre blieb. In seinem 15. Jahre kam er auf das Gymnasium zu Halberstadt und im J. 1790 bezog er die Universität Halle, wo er bis 1794 Theologie studirte. Er hielt sich dann einige Zeit im väterlichen Hause auf und begab sich darauf nach Halberstadt, wo er examinirt und unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen wurde. — Im Jahr 1795 wurde er Hauslehrer bei den Kindern des Kaufmanns Thevenij in Hamburg, übernahm auch mehrere Predigten für den damaligen Prediger an der Jacobikirche, besuchte und erbaute statt desselben die Gefangenen und bereitete unter andern einen gewissen Candidaten der Theologie, Rüsau, der in religiösem Wahnsinn Frau und Kinder ermordet und dann den Selbstmord versucht hatte, zum Tode vor, wozu derselbe verurtheilt war. Auch in Hamburg bestand er das Examen und wurde unter die Candidaten des Ministerii aufgenommen. Da jedoch sein Vater im Jahre 1798 mit Tode abgegangen war, ging er nach seinem Geburtsorte, hielt sich dort einige Zeit auf und machte im J. 1801 eine Reise nach Oldenburg, seine dortigen Verwandten zu besuchen. Er fand bei denselben eine freundliche Aufnahme und da es ihm im Lande seiner Väter gefiel, auch gerade damals wenig Candidaten der Theologie im Oldenburgischen waren, meldete er im J. 1802 auch hier sich zum Examen und bestand ehrenvoll. Schon im J. 1805 wurde er darauf als Pastor zu Hasbergen angestellt und noch in demselben Jahre verheirathete er sich mit Charlotte Sophie Zedelius, der einzigen Tochter des Pastors Zedelius zu Jahde. Im J. 1809 wurde er nach Osternburg versetzt, wo er 1821 seine Frau durch den Tod verlor. Schon

zessin Elisabeth ergriffen sein. Namentlich im J. 1833 war sie sehr leidend und besuchte zur Herstellung ihrer Gesundheit das Bad Ems. Auch in dem Jahre 1835 litt sie wieder bedeutend und besuchte deshalb mit dem besten Erfolge Marienbad in Böhmen. Mit dem Winter aber stellten sich mancherlei rheumatische Beschwerden ein. Ein entzündliches Fieber trat hinzu, das einen nervösen Charakter annahm und in seiner Heftigkeit allen Bemühungen der Kunst widerstand. — Ruhig war ihr Tod. Mit einem leisen Athemhauche ging ihre Seele hinüber in jene besseren Regionen. — Sie war eine der edelsten und besten der Frauen, die sorgfältigste und liebevollste Gattin, die zärtlichste und verständigste Mutter: sie war eine Dame von Geist und Charakter, von Geschmack und hoher Bildung, von edlem und mildem Sinne; sie war die Seele ihrer Familie, die sich in treuer Liebe um sie reihte. In ihrem Aeußern war sie von hoher, stattlicher Gestalt — eine königliche Figur — ernst in ihrem Wesen. Dies wohl die Ursache, warum sie auch das Loos gerade der besseren Menschen theilte, von Manchen verkannt zu werden. Nur ausgezeichnete Menschen sind es, welche gewinnen, je näher man sie kennen lernt und daß sie zu diesen gehörte, darüber ist wieder nur Eine Stimme, bei allen, welche sie kannten. — Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über die Beerdigung der Höchstseligen zu sagen, die in einer kurzen schriftlichen Verfügung ganz von ihr bestimmt, abermals einen charakterist. Zug ihres innersten Seins gibt. Vor Sonnenaufgang wollte sie, ganz in der Stille und ohne alles Gepränge, an der Seite ihrer Kinder in jener Kapelle auf der Rosenhöhe beigesetzt sein, wo sie selbst sich das Grab bereitet hatte. Und so geschah es auch. Der Hofprediger Leidhecker hatte vor dem Schließen des Sarges im großherzoglichen Palais ein Gebet gesprochen und ihrem Willen gemäß die Einsegnung vollzogen; Hofprediger Zimmermann hielt eine kurze und angemessene Trauerrede an der Gruft auf der Rosenhöhe, wo eine Trauermusik, durch die Hofkapelle ausgeführt, den Akt der Beisezzung begleitete. In tiefer Trauer und namenlosem Schmerze und dennoch mit christlicher Fassung wohnte ihm die großherzogliche Familie bei. Hierauf erschienen die Schützlinge der Höchstseligen, ihre Waisenkinder aus Niederramstadt, knieten und weinten am Sarge ihrer hohen Wohlthäterin und beteten in kindlicher Un-

schuld — ein rührender und erschütternder Anblick und doch zugleich das schönste Denkmal des Lebens und Wirkens der Verklärten.

24. Rudolph Fürst Kinsky von Wchynic und Tetau *),

k. k. wirklicher geh. Rath u. Kämmerer, Präsident der k. k. Landesregierung und der Stände im Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns, Ritter des Maltheserordens, Großkreuz des k. sardinischen St. Mauritius- und St. Lazarus-, des Konstantinischen St. Georgordens von Parma, des großherzogl. hessen-darmstädtischen St. Ludwigordens, Landstand in Böhmen, Oesterreich ob und unter Enns, Indigena von Ungarn, Herr d. Herrschaften Chotzen, Rossitz, Böhmisch-Kamnitz, Ilovitz, Herzmamniestez und Horazdiowitz 2c. 2c., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und wohlthätigen Vereine, Protektor der Gesellschaft der Musikfreunde zu Linz; — zu Linz;

geb. d. 30. März 1802, gest. den 27. Jan. 1836 **).

Fürst Kinsky wurde zu Prag geboren, wo sein Vater, den er schon im Jahre 1812 verlor, Oberst war; seine Mutter, Karoline, geborne Freiin von Kerpen, war Sternkreuz-Ordens- und Palastdame der Kaiserin und Oberhofmeisterin der Erzherzogin Sophie. In den ersteren Lebensjahren zart und schwächlich, bezeugte Rudolph doch schon von Kindheit an bei jeder Veranlassung eine seltene Herzensgüte und wahrhaft ritterlichen Edelmuth. In Prag, wo er seit dem Tode seines Vaters die sorgfältigste mütterliche Erziehung genoß, widmete er sich mit aller Liebe und allem Fleiß seinen Studien, wobei er immer das hohe Ziel vor Augen hatte, sich kräftig auszubilden, um seiner Zeit seinem über alles geliebten Vaterlande nützlich werden zu können; daher beschäftigte er sich als Jüngling vorzüglich mit der Geschichte und Landeskunde von Böhmen und allen dahin führenden Wissenschaften. Durch Ordensbulle vom 1. December 1822 wurde er zum Ehrenritter des Maltheserordens ernannt und betrat mit dem Jahr 1825 als Conceptspraktikant bei dem Landesgubernium in

---

*) Der seit 1747 nach dem Rechte der Erstgeburt fürstl. Ast des uralten Hauses Kinsky besitzt in Böhmen vier Majorats- u. acht Allodialherrschaften und auf diesem Geschlechte ruht das Oberst-Erblandhofmeisteramt des vorgenannten Königreichs.

**) Nach dem Nekrolog von G. A. Kaltenbrunner. Linz 1836.

Prag seine öffentliche Laufbahn. Er durchging nun alle Dienstgrade bei dem Kreisamte zu Beraun und dem Landesgubernium zu Prag bis zum Hofrathe der k. k. vereinigten Hofkanzlei, in welcher Eigenschaft ihm die wichtigen Referate der direkten Steuern und das Landesreferat von Böhmen anvertraut waren. Im Febr. 1827 wurde ihm die hohe Auszeichnung zu Theil, die Beglückwünschungen des k. k. Hofes zur funfzigjährigen Feier der Vermählung des Großherzogs von Hessen-Darmstadt *) dahin zu überbringen und im März 1835 bei der Thronbesteigung des Kaisers Ferdinand als Gesandter an die Höfe von Turin und Parma abgeordnet zu werden. Von allen 3 Höfen wurde er mit hohen Orden ausgezeichnet. Im Juli 1835 wurde er zum Regierungschef von Oberösterreich ernannt. Nach einem kurzen Krankenlager entschlief er am oben genannten Tage. Als sein Tod bekannt wurde, schien sich über den Häuptern der Bewohner von Linz eine schwere Wolke des Unheils gelagert zu haben, es war, als hätte jeder Familienkreis ein theures Glied verloren. Während der drei Tage, als die Todtenkerzen in einem Saale des Landhauses den traurigen Kreis um das fürstliche Paradebett schlossen, schwiegen alle Freuden des Carnevals und selbst eine Vorstellung im Schauspielhause fand keine Zuschauer. Aber er verdiente auch in vollem Maase diese treue Liebe. Das freundliche Antlitz, auf welchem sich die reinste Güte des Herzens, ein schönes Gemüth, Wohlwollen und Liebe zu allen Menschen spiegelten; sein wahrhaft religiöser Sinn, der von aller Uebertreibung eben so sehr, als von frivoler Gleichgiltigkeit gegen das Erhabenste und von jeder Intoleranz entfernt war; der glühende Sinn für alles Gute und Schöne in Kunst u. Leben; die liebenswürdige Humanität, das Ergebniß hoher ethischer und wissenschaftlicher Bildung; die Milde, mit welcher er alles Schroffe zu versöhnen suchte; die Herablassung gegen Alle, die sich ihm nahten; das lebendige Mitgefühl für Alle, die der Hülfe bedurften; sein reiches, wohlthätiges Wirken im Stillen; die so vielfältig bewiesene fürstliche Großmuth: alle diese Eigenschaften, vereinigt mit einem Geiste, in einem Herzen, sie mußten ihm in kurzer Frist die moralische Macht über alle Stände, über alle Klassen des Volkes erringen.

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 300.

Auch gestatteten es dem Fürsten die engeren Kreise der dorti-gen conventionellen Verhältnisse, sich zu Linz dem Glücke seines Familienlebens mit größerer Freiheit als anderswo hingeben zu können. Dies schöne häusliche Bild des Reinmenschlichen wirkte mit dem vereinten Zauber der Liebe und der Tugend und der Ausfluß eines so edlen und so hochgestellten Geistes, dessen tiefe, geheime Macht von oben herab sich fortschlingt durch alle Glieder der gesellschaftlichen Kette, bis an deren äußerste Ringe, hatte in kurzer Zeit einen leicht bemerkbaren Aufschwung, gleichwie des öffentlichen Vertrauens, so der höhern geselligen Verhältnisse bewirkt. Scheiden wir auch vom Fürsten den Menschen, so stellt sich uns auch der Letztere, für sich allein, als eine im Leben seltene, schöne, hocherfreuliche Erscheinung dar. Darum trauert mit der erhabenen Fürstenwittwe und ihren verwaiseten Kindern, mit allen jenen Herzen, die mit ihm durch Blut und Liebe verwandt waren, eine ganze Provinz und unter ihren Bewohnern wird sein Gedächtniß fortleben und übergetragen werden auf spätere Generationen. — Am 12. Mai 1825 vermählte er sich mit der Gräfin Wilhelmine, Tochter des berühmten k. k. Generalfeldzeugmeisters Hieron. Grafen zu Colloredo-Mannsfeld, aus welcher höchst glücklichen Ehe 4 Kinder, 3 Töchter und ein Sohn, entsprossen sind. Von Geschwistern überlebte ihn nur ein Bruder, Joseph Graf von Kinsky, kaiserl. Major im Infanterieregimente Erzherzog Ludwig.

* 25. Philipp Daniel Benjamin Seifert,

Doctor der Medicin, praktischer Arzt zu Greifswald und Beisitzer des vormaligen kön. schwedischen Gesundheitscollegiums von Pommern und Rügen;

geb. am 11. Sept. 1767, gest. den 27. Januar 1836.

Er war zu Triebsees, einem pommerschen Städtchen an der mecklenburgischen Grenze geboren, wo sein Vater, Christoph Benjamin Seifert, nachdem er mehrere Jahre als Militärarzt in der Armee Friedrichs des Großen gedient hatte, als Arzt lebte. Trotz seiner sehr weitläuftigen und ausgebreiteten ärztlichen Praxis, welche er in der Stadt Triebsees und deren Umgegend mit vielem Glücke und rastloser Thätigkeit bis in sein hohes Greisenalter und fast ein halbes Jahrhundert hindurch ausübte, übernahm er dennoch die Erziehung und

den Unterricht seines einzigen Sohnes selbst, wozu ihn einerseits die unvollkommenen und mangelhaften Schulanstalten seines Wohnortes nöthigten, andererseits aber auch eine gründliche und gelehrte Bildung befähigten. Unser S. bezog 1788 die Universität Greifswald mit nicht gewöhnlichen Vorkenntnissen ausgerüstet und besonders im Besitz einer solchen Gründlichkeit in der Kenntniß und einer solchen Gewandtheit in dem Gebrauche der lateinischen Sprache, welche oft die Bewunderung seiner Freunde und Zeitgenossen erregt hat, ohne daß er je einen andern Lehrer als seinen Vater gehabt hätte. Wenn der Umstand, daß das Vaterhaus gleichzeitig bis zum Besuche der Universität seine einzige Schule war, keinen hemmenden Einfluß auf die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner gelehrten Bildung ausübte, so scheint dennoch derselbe Umstand, welcher ihn den Umgang mit Schulfreunden und Genossen seiner Kindheit und Jugend entbehren ließ, in ihm eine Neigung zur Abgeschiedenheit und einsamen Stille erzeugt zu haben, welche auch in spätern Jahren ein Grundzug seines Charakters blieb. 2 Jahre, von 1788—1790, studirte er in Greifswald Medicin und das ungewöhnliche Wohlwollen, welches ihm in dieser Zeit die damaligen Professoren der Medicin, der Archiater, Rehfeld und der Archiater v. Weigel*) schenkten, erwiederte er mit Verehrung und Dankgefühl bis in sein spätes Alter. Im Jahre 1790 ging er nach Jena und verfolgte hier seine Studien bis zum Herbste 1792, um welche Zeit er die medicinische Doctorwürde — nachdem er seine Inauguraldissertation: de annis climactericis geschrieben hatte — erwarb. Nachdem er darauf noch ein halbes Jahr bei dem damaligen Collegium medico-chirurgicum in Berlin studirt hatte, begab er sich nach Triebsees in der Absicht, seinen altersschwachen Vater in den beschwerlichen Geschäften des ärztlichen Berufes zu unterstützen. Inzwischen war in Greifswald der Archiater Rehfeld gestorben und eine an ihn gelangte Aufforderung, sich um die durch diesen Todesfall erledigte Professur der Medicin zu bewerben, bestimmte ihn, sich nach Greifswald zu begeben. Hier schrieb er Behufs seiner Bewerbung eine Abhandlung „De pinguedine." und wiewohl er von der medicinischen Fakultät an erster Stelle der schwedischen Regierung zum ordentlichen Professor der Medicin präsentirt wor-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 699.

den war, ward dennoch diese Professur einem Andern verliehen. Durch dieses Fehlschlagen seiner Hoffnungen und seiner gerechten Erwartungen ward er bestimmt, sich ganz der ärztlichen Praxis hinzugeben und niemals, so oft sich auch später dazu die günstigsten Veranlassungen darboten, hat er sich nachher wieder um ein akademisches Lehramt beworben. Auch hielt ihn von solcher Bewerbung die ungewöhnliche Ausbreitung zurück, die sehr bald sein praktisch-ärztlicher Wirkungskreis gewann und durch welche alle seine Kräfte ganz in Anspruch genommen wurden. Seine gründliche ärztliche Gelehrsamkeit und seine gediegenen Kenntnisse, seine pünktliche Pflicht- und Berufstreue, sowie sein humanes, menschenfreundliches Entgegenkommen und nicht minder eine edle Urbanität seines Benehmens gewannen ihm bald ein großes Publikum, das ihm ein seltenes Vertrauen zugewendet und bis zu seinen letzten Lebenstagen erhalten hat. Aber nicht allein diese Eigenschaften machten ihn zu einem ausgezeichneten Arzte und rechtfertigten sowohl das Vertrauen, mit welchem ihm das Publikum, als auch die Achtung, mit welcher ihm seine Collegen uneingeschränkt entgegenkamen, sondern noch mehr war er durch eine unbedingte Uneigennützigkeit in der Ausübung seines Berufes gegen Hohe und Niedere, durch stille, aber ungemessene Wohlthätigkeit gegen alle Hülfsbedürftige, mit denen ihn sein Beruf so vielfach zusammenführte, sowie durch die anspruchloseste Bescheidenheit gegen seine Collegen, ein leuchtendes Vorbild für seine Berufs- und Zeitgenossen und ein Muster edler Aerzte. Vom Jahre 1794 bis zum J. 1836 lebte er ganz allein seinem ausgedehnten praktischen Wirkungskreise und obwohl er viel las und alle seine Mußestunden ausschließlich den Studien widmete, so hat er dennoch, trotz seines Fleißes, so wie trotz seiner gründlich gelehrten Bildung nie eine Zeile mehr geschrieben, nachdem er die auf kurze Zeit von ihm betretene akademische Lehrbahn verlassen. — Im J. 1796 hatte er sich mit Friederike von Sjöholm verheirathet, mit welcher er in sehr glücklicher, aber kurzer Ehe lebte, indem sie, nachdem sie ihm zwei Söhne geboren, im J. 1802 ihm durch den Tod entrissen ward. Dieser Schicksalsschlag war nicht der einzige, den er mit der ihm eigenen tiefen christlichen Frömmigkeit ertrug. Eine schwächliche Körperconstitution bereitete ihm viele, harte und schmerzhafte köperliche Leiden, durch welche er häufig auf das Krankenbette geworfen und seinen Be

geschäften entzogen ward, — auch ließ die Vorsehung ihn den Schmerz erleben, seinen jüngsten Sohn im J. 1835 kurz vor sich im gereiften Mannesalter sterben zu sehen. — Sein stilles Leben und sein bescheidenes Wirken ist ohne äußeren Glanz und ohne weit verbreiteten Ruhm gewesen, aber dennoch ein Leben voll nützlicher, segensreicher und wohlthuender Thätigkeit für seine Mitbürger und alle, die ihn kannten. Für die Vielen, welche ihn und seinen seltenen innern Werth gekannt haben, denen er Helfer, Tröster, Freund und Wohlthäter gewesen, wird sein Andenken in Segen bleiben. —

Greifswald. Prof. D. Sfrt.

* 26. Ludwig Philip Strack,

Landschaftsmaler und Hofmaler des Großherzogs von Oldenburg;

geb. am 10. Aug. 1761, gest. den 27. Jan. 1836.

Ludwig Strack ist aus der bekannten zahlreichen Künstlerfamilie der Tischbeins hervorgegangen und zu Haina im Kurhessischen, unfern der Lahn, drei Meilen von Frankfurt geboren. Sein Großvater mütterlicher Seite, Johann Heinrich Tischbein, Bäcker und Tischler zugleich, lebte dort mit seinem Eidam Strack, Vater unsers Ludwig und Klosterbäcker zu Haina, denn das ehemalige Cisterzienserkloster daselbst war zu einer milden Stiftung für Gemüthskranke eingerichtet. Der kleine Ludwig trieb sich in der schönen Gegend umher und schon als Knabe wandte ohne Unterricht er sich der Kunst zu. Am meisten hielt er sich zu Hirten und Bauern und erkaufte sich oft die Erlaubniß, Pferde auf die Weide reiten zu dürfen, durch kleine Bilderchen, die er in Ermangelung eines Pinsels mit getrockneten Birnstielen malte. Bis in sein dreizehntes Jahr besuchte er die Schule des Orts, dann wurde er seinem Schwager, dem Hofmechanikus Breithaupt in Cassel in die Lehre gegeben. Die Mechanik wollte ihm aber gar nicht schmecken und schon nach 6 Monaten kam er zu seinem Vetter, dem Porträtmaler Tischbein, Gallerieinspektor in Cassel, in die Lehre. Hier konnte er seinem natürlichen Triebe folgen; er zeichnete viel nach Gips und übte sich fleißig in der Nachahmung der Natur, zeichnete Bäume und Landschaften und machte bald sehr bedeutende Fortschritte. Die große Freiheit, die er bei seinem Vetter genoß, erlaubte ihm eine wohlthätige Ausdehnung nach allen Seiten; er copirte in der Ga-

mals so reichen Gallerie Alles, was ihm zur Hand war, hauptsächlich Ruysdael, Wouvermann, van der Velde, Potter u. a. m. Diese Sachen geriethen ihm bald so wohl, daß sein Vetter sie schon zu guten Preisen verkaufen konnte und als er 16 Jahre alt war, fand ein Bilderhändler aus Holland, Namens Weubels, so großes Gefallen daran, daß er für einen bestimmten annehmlichen Preis Alles in Beschlag nahm, was er nur immer nach eigner Wahl copiren mochte. Der Vetter schenkte ihm nun eine silberne Uhr und salarirte ihn mit einem Kronthaler wöchentlich, worüber Ludwig eine übergroße Freude hatte, die schon hinlänglich zeigt, wie wenig Ansprüche seine Bescheidenheit machte. Im J. 1783 verweilte der letztverstorbene Herzog Peter Friedr. Ludwig von Oldenburg*), damals noch Prinz von Holstein und Coadjutor des Bisthums Lübeck, in Cassel und forschte nach einem Maler, den er in Dienst zu nehmen wünschte. Der Onkel, Johann Heinrich Tischbein, der den Prinzen malte, schlug ihm seinen Vetter Ludwig vor, dessen Arbeiten Beifall fanden und der darauf nach Oldenburg abreiste, wo er hinlänglich Beschäftigung fand. Von seinen zahlreichen Gemälden aus jener Zeit kann man jedoch keine mehr anführen, da solche bei der Invasion der Franzosen aus den Schlössern zu Oldenburg und Rastede gestohlen sind; indeß war auch damals sein Talent noch nicht zur Reife gediehen, da er ohne Unterschied Figuren, Landschaften, Porträts, Architektur u. s. w. malte, also mit seinem eigentlichen Berufe noch nicht im Reinen war. Auch fand er in Oldenburg wenig Gelegenheit, sich auszubilden, da es ihm nicht allein an allem künstlerischen Umgange fehlte, sondern auch die Natur, arm und schmucklos wie sie war, ihm wenig Anlaß geben konnte, sie zu studiren. Indeß sehnte er sich doch nach Gegenständen, die seinen künstlerischen Sinn befriedigen konnten und ein jetzt auch schon verstorbener, sehr geschickter Silberarbeiter, mit dem er hauptsächlich umging, reizte diese Sehnsucht noch mehr durch seine Erzählungen von fremden Ländern, von der Herrlichkeit südlicher Natur, von Kunstwerken und künstlerischen Reisen. Er konnte endlich nicht länger widerstehen, empfahl sich der Gnade des Prinzen und wanderte einstweilen nach Hamburg, nachdem er ein Jahr in Oldenburg zugebracht hatte.

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 7. Jahrgang S. 148.

In Hamburg und Lübeck, wo es eine Menge Gemäldesammlungen von Werth bei Privatpersonen gab, brachte Strack zwei Jahre zu und lebte fast ausschließlich mit den Gliedern seiner Familie, namentlich mit seinem Vetter Jacob Tischbein, mit dem Onkel Anton Tischbein, der damals wohl sein eigentlicher Meister war und mit dem Onkel Jacob Tischbein. Dieser letztere hatte eine Tochter, Magdalene, als sehr geschickte Blumenmalerin und Stickerin geschätzt, die ihrem Vetter Strack verlobt wurde, welcher ihr nach alter deutscher Künstlerweise versprach, zu wandern und nach beendigten Wanderjahren heimzukehren und sich mit ihr zu verbinden. Dies Versprechen, in Gegenwart der versammelten Familie abgelegt, wurde dem jungen Maler ein bestimmtes Lebensziel und eine neue Flamme im Herzen, der Kunst nahe verwandt und ein Sporn zu eifrigem Streben nach höherer Ausbildung. Er verließ daher im J. 1786 Lübeck, wo seine Braut lebte und Hamburg, nachdem er dort mehr Porträts als Landschaften gemalt hatte und kehrte mit erhöhter Liebe und verdoppeltem Eifer nach Cassel zurück. Hier studirte er mit angestrengtem Fleiße die großen Meister zu seiner Bildung und malte andere bestellte Bilder zu seinem Unterhalt und Erwerbe. Dies waren zum Theil Landschaften, aber doch meistens Porträts, zuweilen auch große Porträts mit landschaftlichem Hintergrunde. Auch seine Copien großer Meister wurden ihm gut bezahlt und da er den Auftrag bekam, das schöne Bild von Schalken, die thörichten Jungfrauen, in der Gallerie zu Düsseldorf zu copiren, begab er sich dahin. Es war aber dort nicht erlaubt, ganze Gemälde zu copiren, sondern die jungen Künstler mußten sich mit einzelnen Figuren und Gruppen der großen Gemälde begnügen, die sie studierten. Dazu benutzte denn auch Strack, weil er seinen Zweck nicht erreichen konnte, seinen Aufenthalt von einigen Monaten in Düsseldorf. Schon früh als Zögling der Malerakademie, welche vom Carolinum in Cassel getrennt worden war, hatte Strack den nachher berühmt gewordenen Pferdemaler Pforr zum Gefährten gehabt und beide hatten die ersten goldnen Preismedaillen von der Akademie erhalten. Jetzt aber, etwa zu Ende des Jahrs 1788, nach sorgfältiger Prüfung aller Akademisten, ward unserm Strack das von der Akademie ausgesetzte Reisestipendium von 600 Rthlr. auf 3 Jahre zugestanden. Mit dem Frühlinge des J. 1789

reiste er in Gesellschaft des Landschaftsmalers Reinermann nach Italien ab, zu welcher Reise sie lange vorher gemeinschaftlich sich vorbereitet hatten. Ohne sich aufzuhalten, reisten sie nach Rom, brachten kaum einen Tag in Mantua, Bologna und Florenz zu und eilten, in Rom angekommen, ohne Speise und Trank abzuwarten, ohne auch nur das Bedürfniß einer Erfrischung zu fühlen, fort ins Pantheon, nach St. Peter, aufs Forum u. s. w. Strack fand in Rom den Landschaftszeichner Nahl *), den Bildhauer Ruhl und mehrere Landsleute und Bekannte, die ihn in die Werkstätten der Künstler, zu den Trümmern des alten Roms, in die Villen, Palläste, Gallerien und Kirchen führten, aber schon nach wenig Monaten mußte er nach Neapel reisen, wohin sein Vetter, Wilhelm Tischbein **), Director der Akademie der Künste daselbst, ihn dringend einlud. Tischbein wohnte damals noch mit dem Landschaftszeichner Kniep ***) zusammen, der aus Göthe's ****) Briefen aus Italien bekannt ist. Sie nahmen Strack in ihr Haus auf und wurden ihm Lehrer und Führer. Hier ward nun Strack erst seines eigentlichen Berufs sich bewußt, verließ ganz die Porträtmalerei und wurde für immer nur Landschaftsmaler. Mit Kniep nahm er sein Standquartier in Lacava, wo auch Claude Lorrain die Natur studirt hat und durchstreifte die Gegend weit und breit umher mit einem Fleiße und einer Sorgfalt, die den günstigsten Einfluß auf seine Bildung hatten. Schon damals bekam er einen Namen unter den Landschaftsmalern in Neapel und seine Bilder waren gesucht, aber auch die Arbeiten anderer Künstler seines Faches, welche sich dort aufhielten, wußte er zu seinem Vortheile zu benutzen. Weniger zog ihn jedoch Philipp Hackert an, als Moore und Kniep. Nach einem Aufenthalte von 15 Monaten in Neapel reiste Strack wieder nach Rom, um nun auch die dortige Landschaft mit ihren Ruinen, Villen u. s. w. zu studiren und nachdem er auch hier recht fleißig und thätig gewesen war, kam er zu Anfang des Jahrs 1791 nach Neapel zurück. Hier fand sich bald Gelegenheit zu einer noch interessanteren Reise. Zwei Polen und ein Engländer suchten als Be-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1316.
**) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. d. N. Nekr. S. 516.
***) — — — 8. — — — — 793.
****) — — — 10. — — — — 197.

gleiter auf einer Reise nach Sicilien einen geschickten Landschaftsmaler und einen gelehrten Antiquar. Ihre Wahl fiel auf Strack und den kürzlich in Berlin verstorbenen Hofrath Hirt. Die Reise begann mit dem Anfange des Sommers 1791, umfaßte ganz Sicilien, dann Malta und Calabrien und endigte ungefähr nach Jahresfrist in Neapel. Strack hatte seinen Reisegefährten nur Copien, mehr oder weniger ausgeführt, zu liefern; die ersten Zeichnungen nach der Natur behielt er für sich und diese Studien wurden für ihn ein Schatz malerischer Kenntnisse und Einsichten, der zugleich von seinem Fleiße zeugt. Ein Jahr lebte St. noch in Neapel und ging dann wieder nach Rom, wo er besonders in Tivoli, Frascati, Albano, Ariccia, Gensano und Nemi sich Monate lang aufhielt. Hier studirte er besonders die Effekte der Luft und des Himmels und kehrte oft mehrere Tage nach einander auf denselben Standpunkt zurück, um einen einzigen Moment der Beleuchtung genau zu erfassen. Auch der Umgang mit den Künstlern in Rom wirkte vortheilhaft auf sein Talent. Es waren der Kupferstecher Gmelin, der Landschaftsmaler Reinhart *), der Landschaftsmaler Voigt, der Landschaftszeichner Nahl, der Maler Fedor, Angelica Kaufmann, der Architekt Weinbrenner **) und der Bildhauer Trippel. Auf Anrathen des bekannten Raths Reifenstein in Rom legte St. sich auch auf die Wachsmalerei der Alten und verfuhr dabei nach den Vorschriften des Grafen Caylus. Er hat damals mehrere enkaustische Gemälde verfertigt, die noch in Rom vorhanden sind, allein er zog doch die Oelmalerei vor und dieser blieb er getreu fürs Leben. Fünf Jahre hatte er in Italien gelebt, gelernt und genossen, da mahnte ihn die Pflicht, nach Deutschland zurückzukehren. Die Liebe seiner Verlobten zu ihm, ihre Sehnsucht nach ihm hatten ihr eine Krankheit zugezogen, die nur seine Rückkehr heilen zu können schien und als er die Nachricht davon erhielt, zögerte er keinen Augenblick, Italien zu verlassen, obgleich ihm die Trennung von dem schönen Lande nicht leicht wurde, wo er alle Reize der Künste und der Natur wie das Glück der Freundschaft genießen und zugleich mit Leichtigkeit sich nicht allein die Bedürfnisse des Lebens, sondern sogar Reichthümer hätte erwerben können. Im

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 540.
**) — — — 4. — — — — 100.

Jahr 1794 verließ er Italien mit schwerem Herzen und wie er auf der Hinreise nicht genug hatte eilen können, so war er jetzt darauf bedacht, nichts zu versäumen, was er an einem Wege noch finden konnte, den er schwerlich hoffen durfte, in seinem Leben noch einmal zu machen. Er ging über Venedig und Wien nach Cassel, wo er eine Anstellung als Hofmaler bekam und dann 1795 nach Lübeck, wo er nach 9jähriger Abwesenheit sich mit der Verlobten verband. Auf der Reise nach Lübeck hatte er seinem Gönner, dem Prinzen von Holstein, der während seiner Abwesenheit Bischof zu Lübeck und regierender Administrator des Herzogthums Oldenburg geworden war, aufgewartet, welcher mehrere Bestellungen bei ihm machte und darauf 1797 ihn als Hofmaler in seine Dienste nahm. — Strack verließ nun Cassel und zog nach Eutin, wo nach und nach, besonders um den Unruhen des Kriegs im südlicheren Deutschland zu entgehen, mehrere der besten Köpfe Deutschlands sich zu den einheimisch gewordenen versammelt hatten. Im Umgange mit Voß *), Jacobi, Stollberg **), Schlosser ***), Nicolovius †) u. a. m. bildete Strack auch seinen Geist immer mehr aus und selbst die Natur Holsteins war, wenn auch keine hesperische, doch eine heitere und freundliche. Viele Gemälde im Schlosse zu Eutin sind Zeugen seines Fleißes während seines dortigen Aufenthalts. Im Jahr 1803 zog Strack dem Wunsche des Herzogs gemäß nach Oldenburg, um auch dort die Schlösser desselben mit seinen Bildern zu schmücken und mit Ausnahme der Zeit der französischen Occupation, die er in Altona, Eutin und Hamburg zubrachte, hat er Oldenburg, das er 1811 verließ, nach 1815 nicht wieder verlassen. — Glücklich lebte er im Kreise seiner Familie und im Umgange mit Freunden seiner Kunst, der er mit unermüdeter Thätigkeit anhing. Noch in der letzten Woche seines Lebens konnte er sich mit Malen beschäftigen und er entschlief sanft und ruhig, wie er gelebt hatte, ohne eigentliche Krankheit, wenn nicht das Alter selbst eine Krankheit ist. — Stracks Werke sind durch ganz Europa zerstreut; von den neuern finden sich die vorzüglichsten in Hamburg, Altona, Itzehoe, Kiel, Schwerin,

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 171.
**) — — — — 2. — — 1148.
***) — — — — 7. — — 180.
†) — — — — 9. — — 896.

Weimar und Petersburg. Besonders aber enthalten die großherzoglichen Schlösser zu Oldenburg, Eutin und Rastede eine Menge derselben, deren Gegenstände meistens italienische Gegenden nach der Wahl des verstorbenen Herzogs sind. Indeß machte er doch, so lange sein Alter es zuließ, von Oldenburg aus mehrere Reisen nach Holstein, Holland, den Niederlanden u. s. w., um Stoff zu größern Landschaftsgemälden zu sammeln, die er nach Kopenhagen, Hamburg, Bremen und Holland lieferte. In den spätern Jahren seines Lebens aber war er fast ausschließlich für den Großherzog von Oldenburg beschäftigt, indem er die in den verschiedenen Ländern des Großherzogthums aufgenommenen Landschaftszeichnungen in Oel ausführte, auch andere Oelgemälde für die Schlösser zu Oldenburg und Rastede lieferte. Mehrere seiner Gemälde sind in Kupfer gestochen, unter andern auch in Jacobi's überflüssigem Taschenbuche. Briefe von ihm finden sich unter den Briefen von Joh. Heinr. Merk; auch gab er heraus: Monumente aus dem Heidenthum im Herzogthum Oldenburg. Oldenburg. — Seine treue Magdalena Tischbein überlebte ihn und von seinen Kindern blieben ihm 5. Die älteste der beiden Töchter ist eine geschickte Blumenmalerin, der älteste Sohn, welcher sich in Kopenhagen und nachher auf Reisen gebildet hat, ist in großherzogl. Oldenb. Diensten als Architekt angestellt. Der zweite Sohn hat sich seit 1822 in Holland und am Rhein zum Schiffsbaumeister gebildet und hauptsächlich dem Bau der Dampfschiffe sich gewidmet; er wohnt in Duisburg am Rhein. Der jüngste Sohn ist Porträtmaler und hat seinen ersten Unterricht vom Vater, seine Ausbildung aber in Dresden, München und Italien erhalten.

27. Johann Heinrich Theodor Schmid,

außerordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Heidelberg;

geboren am 24. Juni 1799, gestorben den 29. Jan. 1836 *).

Nur da, wo Wissen und Wollen sich in dem Leben eines ausgezeichneten Gelehrten für das Wahre und

---

*) Nach: Das Leben Heinrich Schmid's ꝛc. in kurzem Umrisse dargestellt von D. Karl Alexander Frhrn. v. Reichlin-Meldegg. Heidelberg 1836.

Gute vereinigt darstellen, fühlt sich der denkende Beobachter des Menschen von Hochachtung ergriffen und stellt sich und andern die Persönlichkeit eines solchen Mannes zur Nachahmung dar. Eine solche ausgezeichnete Persönlichkeit war unser Schmid. Er wurde zu Jena geboren und war der älteste Sohn des im Jahre 1812 zu Jena verstorbenen Professors der Theologie u. Kirchenraths Karl Christian Erhardt Schmid, eines vielseitig gebildeten Gelehrten (s. Conversationslex.), der durch seine zahlreichen Schriften viel zur Verbreitung der Kantischen Philosophie beitrug. Den ersten Unterricht unsers Schmid und den seines jüngern Bruders (des jetzigen außerordentlichen Professors der Rechte zu Jena) übernahm der Vater, der im Jahr 1806 ein eigenes Erziehungsinstitut gründete, um den Unterricht seiner beiden Söhne ganz nach seinen Ansichten leiten zu können. Die von ihm befolgte Methode war weniger darauf berechnet, ein großes Material von Kenntnissen im Gedächtniß seiner Zuhörer anzuhäufen, als frühzeitig die Kraft eines selbstständigen Denkens bei ihnen zu entwickeln. Ungeachtet der großen Störungen, die dieser Unterricht durch die immer zunehmende Kränklichkeit des Vaters erlitt, blieb er doch nicht ohne einen merklichen Einfluß auf Schmids intellectuelle Bildung; auch verdankt derselbe seinem Vater die frühzeitige Entwickelung eines tiefen sittlichen Ernstes und einer ungewöhnlichen moralischen Kraft, die auch seine spätern wissenschaftlichen Bestrebungen charakterisirt. Nach seines Vaters Tode übernahm der würdige Primarius der theologischen Fakultät, der geh. Consistorialrath Gabler, als Vormund die Leitung von Schmids fernerem Unterricht. Die Kriegsjahre 1813 und 1814 brachten in diesen manche Störung, hatten aber in sofern einen wesentlichen Einfluß auf Schmids Charakterbildung, als er in dieser Zeit zuerst daran gewöhnt wurde, die politischen Ereignisse, die Europa erschütterten, mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Die Begeisterung, welche damals die deutsche Jugend ergriff und selbst mehrere von denen, die noch kürzlich seine Spielgenossen waren, in die Reihen der Krieger trieb, erfaßte auch seine Seele und ließ die heiße Liebe zum Vaterlande nie wieder in ihm erlöschen. — Schon im J. 1814 wurde S. reif befunden, in die oberste Klasse des weimarischen Gymnasiums aufgenommen zu werden. Einer der jüngern Söhne Gablers, der nachmals ebenfalls die akade-

mische Laufbahn betrat, aber durch Kränklichkeit gezwungen ward, eine Pfarrstelle in Oßmannstädt bei Weimar anzunehmen, ward hier sein Stubengenosse und ein für sein ganzes Leben durch Gleichheit der Gesinnung eng verbundener Freund. Mit dem Jahre 1817 bezog S. die Universität Jena. Er beschäftigte sich das erste Jahr blos mit philologischen und philosophischen Studien, ehe er zur Theologie, der er sich gewidmet hatte, überging. Luden und Fries waren es vorzüglich, welche ihn durch ihre ganze Persönlichkeit und durch die Gegenstände ihrer Vorträge begeisterten. Hauptsächlich wirkten die Vorträge von Fries in sofern veredelnd und begeisternd auf S.'s jugendliches Gemüth, als der Lehrer den Schülern die Bedeutsamkeit der Philosophie für das Leben und in dieser Wissenschaft die Ideale des Wahren, Guten und Schönen als dessen, was sein und durchaus werden soll, mit Hinblick auf das wirklich Bestehende darstellte und sie also mit dem höchsten und letzten Ziele alles menschlichen Strebens im Leben und in der Wissenschaft vertraut zu machen suchte. Die Friesische Richtung in der Kantischen Philosophie blieb für S. die Richtung seines Philosophirens bis zur letzten Zeit seines Lebens und nie sprach er ohne eine wahrhaft rührende Begeisterung von diesem seinem ersten Lehrer der Philosophie. Sodann wandte er sich zum Studium der Theologie, für welche er theils durch die von seinem Vater erhaltene Erziehung, theils durch den eigenthümlichen Hang zum Spekuliren, theils durch die religiöse Richtung der Friesischen Schule eine besondere Vorliebe gewann. Unter den Theologen hatten der ältere Gabler und Baumgarten-Crusius bei Weitem den größten Einfluß auf S.'s Ausbildung; durch den letztern scheint ihm auch, nach einer Bemerkung des jüngern Bruders, die erste Anregung zu seiner Geschichte des Mysticismus im Mittelalter gegeben worden zu sein. S. nennt in seinem handschriftlichen Nachlasse Kosegarten, Gabler, Danz, Baumgarten-Crusius und Klein als seine theologischen Lehrer in Jena. Er schloß sich anfangs am meisten an Gabler an, den damaligen Veteran der theologischen Fakultät, dessen populärer, klarer und gemüthlicher Vortrag von allen Theologen am meisten besucht war. Seine Zuhörer neigten sich, wie der Lehrer, nach S.'s handschriftlichem Nachlasse, zum Rationalismus. S. nennt in dem Nachlasse Baumgarten Crusius einen Mann, dem er unendlich viel ver-

dankt, einen der umfassendsten und gründlichsten Gelehrten und einen eben so scharfen als tiefen Denker. Vorzüglich waren des Letztern Vorträge über Dogmatik für ihn durch den philosophischen Theil von höchster Bedeutung, da er in dieser Beziehung von Gabler, dessen dogmatische Seite er die schwächste nennt, nicht befriedigt wurde. Die Studienjahre unsers S.'s fielen in eine der denkwürdigsten Perioden des akademischen Lebens. Nach den Kriegen des deutschen Volkes zur Befreiung vom Joche der französischen Herrschsucht hatte sehr natürlich ein zum Fortwirken geneigtes Streben edler Art sich vieler jugendlichen Gemüther bemächtigt. Deutschland hatte die Herrschaft des gewaltigen Korsen zum zweitenmale abgeschüttelt. Deutsche Jünglinge hatten unter der Fahne des Vaterlandes gegen die eroberungssüchtigen Franken gekämpft. Fichtes Reden und Körners Lieder begeisterten die lenksame Masse. Ueberall hatten sich Vereine zur Abwehr des auswärtigen Joches, zum Dienste des Vaterlandes gebildet. Verbindungen, welche sich Verbesserung des Bestehenden zum Zwecke setzten, zogen von jeher diejenigen Jünglinge an, welche mit ernstem, ehrlichem Willen und einer der nöthigen Erfahrung voraneilenden Begeisterung das Bessere wollten, wenn auch oft Egoisten, ihre Plane weniger auf das Ideale einer hochglühenden Phantasie, als auf das Reale ihrer herrschsüchtigen Absichten bauend, den Edleren ohne sein Wissen als Mittel eines verwerflichen, eher zerstörenden, als aufbauenden Zweckes zu gebrauchen suchten. Also gestaltete sich, wie dieses die Licht- und Schattenseite aller solchen Verbindungen zu sein pflegt, auch die deutsche Burschenschaft. Oeffentliche Vereine zur Heranbildung der körperlichen und geistigen Kraft verbanden an vielen Orten die hoffnungsvollsten deutschen Jünglinge. Anfangs war diese Verbindung von untadelhafter, ehrenwerther Tendenz, von politisch gefährlichen Grundsätzen oder Planen war hier noch gar keine Spur. Die Idee der Einheit des deutschen Volkes wurde nur als geistige Einheit aufgefaßt und nur in dem Studentenleben selbst sollte sie auch äußerlich in der Einen Gemeinschaft aller Studenten dargestellt werden. Ueberhaupt beschränkte sich diese Burschenschaft mit ihren Bestrebungen ganz auf das Studentenleben; sie dachte nicht daran, schon jetzt in die politischen Bewegungen der Zeit handelnd einzugreifen. Doch wurde leider die Tendenz dieser jugend-

lichen Gemüther bei allem ehrlichen Willen, den die meisten hatten, eine leicht verkehrte, weil die Gelegenheit, sie nach allen Lebenserfahrungen zu leiten, zu wenig benutzt und allzu Vieles dem Wechsel der Zeit und den Leidenschaften überlassen wurde. Der Geist, der die Völker gegen Buonaparte's Gewaltherrschaft bewaffnete, hatte auch die Jugend ergriffen und dadurch sich selbst einen Oppositionsgeist herauf beschworen, gegen dessen Ausartung jugendliche Verbindungen sich nicht leicht sorgfältig genug sichern. Die Worte Freiheit, Recht, Gesetz, Staats- und Kirchenreform sind bald gesprochen und wurden von Manchen in neuerer Zeit bis zum Eckel wiederholt, ohne daß sie den Inhalt deutlich zu denken gewohnt sind. Weder die Feier des Wartburgfestes vom Jahre 1817, an welcher Schmid, durch einzelne akademische Vorträge und durch seine Uebungen begeistert, in keiner andern Ueberzeugung, als in der, das Gute und Wahre dadurch lebhaft mitbefördern zu helfen, als ein rüstiger Turner Antheil nahm, noch die Burschenschaft, deren Mitglied S. in der entschiedensten Ueberzeugung war, dadurch zum Glücke des deutschen Vaterlandes auf die gesetzliche Weise der ruhigen Reform mitzuwirken, konnte in den Augen des verständigen Beobachters, welcher Zweck, Mittel und Menschen erwog, selbst bei dem ehrlichsten Willen vieler der ersten Theilnehmer zur Verwirklichung eines wahrhaft und allgemein dauernden guten Zweckes führen, da schon bei dem Wartburgsfeste selbst nach S.'s eigener Bemerkung (Conversationslexikon der neuesten Zeit Bd. 4. S. 718.) „jugendlicher Uebermuth" sich geltend gemacht hatte. Daß aber die Burschenschaft in einzelnen Verzweigungen später wirklich eine für das politische und verständig religiöse Leben gefährliche Richtung erhielt und durch Zwangsmaßregeln in das Dunkel des Geheimnisses zurückgedrängt, in geheime Bündnisse und durchaus verwerfliche Wagstücke ausartete, hat S. selbst in seinem beachtungswerthen Aufsatze über das Universitätswesen in dem Conversationslexikon der neuesten Zeit, welches ihm mehrere sehr gute Aufsätze verdankt, mit Freimuth geschildert. Oft mißbilligte auch S. in den spätern Jahren seines Lebens das excentrische Politisiren, welches durch Aufregung der Leidenschaft das verständige Denken in der Geburt erstickt und vermittelst der Affekte das menschliche Geschlecht zur Wahrheit und Freiheit zu führen wähnt.

— Im Jahre 1821 machte S. das theologische Candidatenexamen in Weimar. Die Gründlichkeit, mit der er sich zu dieser Prüfung vorbereitet hatte, beweist, wie wenig er zu denen gehörte, die sich durch Nebenzwecke geheimer Bündnisse von dem Hauptzwecke des wissenschaftlichen Lebens hatte abbringen lassen. Durch die Theilnahme an der ersten burschenschaftlichen Verbindung war er mehr dem Tone und Geschmack der Zeit, als einer ruhigen und einsichtsvollen Ueberlegung gefolgt. Wer wird diese anfangs feurige Begeisterung des vortrefflichen, nur nach dem Bessern ringenden Jünglings wie etwas Vorsätzliches verdammen? Ist es doch dem gereiften Manne oft schwer, zu einer ruhigen Zeitbetrachtung sich aus dem unaufhaltsam fluthenden Zeitstrom herauszuarbeiten und als ruhiger Beobachter an das Ufer der vorübereilenden Fluthen zu stellen. Nachdem sich S. der theologischen Candidatenprüfung unterzogen hatte, ging er (1821) noch ein Jahr nach Göttingen, um sich an der Georgia Augusta unter des gründlichen und pragmatischen Historikers, Planks des Aeltern, Leitung dem Studium der Kirchengeschichte zu widmen und zunächst zur akademischen Laufbahn vorzubereiten. Eine wegen seiner frühern Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen eingeleitete Untersuchung machte S.'s Auftreten im Gebiete der Docenten an der Hochschule Jena auf mehrere Jahre unmöglich. Er beschäftigte sich nun in der gezwungenen Muße, die ihm gewährt war, mit der Ausarbeitung seiner Geschichte des Mysticismus (eigentlich des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode, Jena 1824.), durch die er eben so sehr seinen Fleiß als sein Talent einer treuen und lebendigen Auffassung und scharfen, konsequent durchgeführten Kritik fremder philosophischer Systeme bewährte. Gewiß ist nach diesem Anfange einer vollständigen Geschichte des Mysticismus im Mittelalter, in welcher sich S. als einen würdigen Schüler des Göttinger Meisters im Historischen erwies, für die Wissenschaft sehr zu bedauern, daß seine nachmals sich ausschließend auf die spekulative Philosophie erstreckende Wirksamkeit ihn an der Fortsetzung und Vollendung dieses guten Buches hinderte. Reichliche Materialien aus den Scholastikern und Mystikern des Mittelalters, Albert dem Großen, Thomas von Aquino, Duns Scotus u. A. lagen unter den nachgelassenen Schriften vor

und wurden nach S.'s ausdrücklichem Wunsche einem mit ihm durch die gleiche historische Richtung der Studien enger verbundenen Freunde (Prof. Liebner in Göttingen, der sich in neuerer Zeit durch seinen Hugo von St. Victor bleibendes Verdienst um die gründliche Bearbeitung der Kirchengeschichte gesammelt hat) übergeben. Dabei setzte S. das Studium der spekulativen Philosophie, namentlich von der religiösen und moralischen Seite, mit ununterbrochener Anstrengung fort und wurde darin durch den persönlichen Umgang von Fries und durch die besondern, wohlwollenden Ermunterungen seines Vetters, des ausgezeichneten Juristen, Geheimeraths Schmid in Jena, nicht wenig unterstützt. Vorzüglich diente ein aus mehreren Artikeln bestehender Aufsatz im Hermes, eine Revision der Bearbeitungen der philosophischen und theologischen Moral, zu dessen Herausgabe ihn die freundliche Aufmunterung des geh. Raths Schmid hauptsächlich bestimmte, sehr dazu, ihn in der literarischen Welt bekannter zu machen. Seine Bestrebungen erstreckten sich natürlich auf diejenigen Theile der Philosophie, die ihm als Theologen die anziehendsten und verständlichsten sein mußten, auf Moral, Psychologie und Religionsphilosophie, am meisten. Im Jahre 1828 wurde ihm in Verbindung mit Fries und Schröter die Redaktion der von Klein gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten wissenschaftlichen Oppositionsschrift übertragen, die von nun an auch auf Philosophie ausgedehnt wurde und sich zum Hauptzwecke eine gründliche und vorurtheilslose, freimüthige Erörterung neu angeregter theologischer und philosophischer Gegenstände setzte. Die Schrift gewann auch eine Reihe von ausgezeichneten Mitarbeitern, wie Paulus, Baumgarten-Crusius u. s. w. Doch gelang es nicht, dieses Journal auch buchhändlerisch zu heben, da der bisherige Lesekreis ein ganz anderer war, als der, für welchen Schmid schrieb. Im Jahre 1829 erlangte er die Erlaubniß, in Jena zu lesen, auf die gesetzlich vorgeschriebene Art und darauf erhielt er in Folge eines ehrenvollen Rufes der großherzogl. badischen Regierung die durch den Tod des ordentl. Professors Hofrath Erhardt *) erledigte Stelle eines Lehrers der Philosophie an der Hochschule zu Heidelberg, mit dem besondern

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 948.

Auftrag, auch Religionsphilosophie nach dem allgemeinen Bedürfniß und Ueberzeugungsgang vorzutragen. Voll jugendlicher Kraft und mit einem feurigen, lebendigen Geiste, mit vielen und gründlichen theologischen und philosophischen Kenntnissen ausgerüstet, durch seinen hochachtbaren Charakter sich die Freundschaft Vieler erwerbend, in einer glücklichen Ehe mit einer vortrefflichen Frau, der Tochter des verdienstvollen kön. sächsischen Pfarrers Krause lebend, im Besitze einer ehrenvollen Stellung, unter den Theologen und Philosophen Deutschlands als Schriftsteller ausgezeichnete Achtung verdienend, wirkte S., seit 1830 als außerordentlicher Lehrer der Philosophie in Heidelberg, in einer Lage, welche immer mehr vor vielen andern eine glückliche und segensreiche werden konnte. Allein ein anfangs unbedeutend scheinendes Brustübel entwickelte sich immer merklicher. Häufig wiederkehrender Bluthusten, der ganze Bau seines Körpers und alle äußern Zeichen ließen auf ein Lungenleiden schließen, das aller Kunst der Aerzte trotzte und dem zuletzt der Vielleidende unterlag. — Ein Kind ward ihm geboren und starb sogleich nach der Geburt. Ein Knabe, Reinhold, wurde 4 Monate, ein Mädchen, Sophie, 10 Monate alt. Allein die jugendlichen Knospen verwelkten und der junge, tief empfindende Vater schien nur darum Vaterfreuden fühlen zu sollen, um den Verlust der höchsten Besitzthümer eines glücklichen Menschenlebens desto tiefer zu empfinden. Mit philosophischem Gleichmuth und religiöser Empfindung suchte und fand er selbst in den Leiden die freundlichere Seite und ihre höhere Beziehung zum Leben. Oft hörten wir ihn, mit dem uns in den letzten Jahren gemeinschaftliche Richtung der Studien und zum Theile ähnliche Lebensschicksale enger verbanden, sagen, er fühle sich auch nur in der Erinnerung an die wenigen Monate, in denen er Vater war, glücklich und ziehe die kurze Freude weit dem egoistischen Gedanken vor, niemals Vater gewesen zu sein. Die Regierung erlaubte ihm gern, ein ganzes Winterhalbjahr hindurch die Wiederherstellung seiner Gesundheit in seinem Geburtslande zu suchen. Der Schein von Genesung war nicht dauerhaft. In den letzten Monaten, in denen er weder das Haus verlassen, noch, was ihm, dem Immerthätigen, die härteste Prüfung war, auch nur die kleinste literarische Arbeit vollenden konnte, erschienen ihm die

innige Liebe und die unermüdet treue Pflege der Gattin, die den Schmerz über den lange vorausgesehenen Verlust unter der freundlichen Miene der zarten Theilnahme an seinen Freuden verbarg und der Besuch des Freundes als die erfreulichen Seiten in seinem leidenvollen Leben, die er bei jeder Gelegenheit herauszuheben und zu würdigen wußte. Noch einige Tage vor seinem Tode beurkundete er die innige Sorgfalt für das künftige Schicksal seiner Gattin durch eine testamentarische Verfügung. Nie beunruhigte ihn auch nur einen Augenblick die Beängstigung vor dem Tode. Er schien es unter der Würde des Philosophen und Christen zu halten, vor dem zu zittern, was er als Unabänderliches, Bestimmtes erkannte, was ihm als der Anfang zur Auflösung der körperlichen Bestandtheile, als der Anfang zu einer neuen, schönern Entwicklung der Seele, nicht aber als Zernichtung erschien. Die besonders in den letzten zwei Jahren seines Aufenthalts in Heidelberg mit geheimer Gewalt zunehmende Brustkrankheit hatte ihn gehindert, als Lehrer ganz so zu wirken, wie man dieses nach seinen Kenntnissen, nach seinem Talente und nach der ihm eigenthümlichen Art, mit der er das richtig aufgefaßte Fremde und das Selbstgeschaffene im Gespräche Andern zu verdeutlichen verstand, zu erwarten hatte. Dagegen fand man in den Schriften, die er seit seinem Aufenthalt in Heidelberg herausgab, die ruhige, besonnene Untersuchung eines klaren und scharfen Verstandes, die Vorurtheilslosigkeit und Freimüthigkeit eines edlen Charakters und die stille Begeisterung einer jugendlich kräftigen Phantasie. Diese vielversprechende, fortschreitende Entwickelung eines mit so reichem Inhalt ausgestatteten Geistes wurde in der denkenden Mitwelt und auch von Vorgesetzten als Sachkennern anerkannt und ermuntert. In seinem Versuche einer Metaphysik der innern Natur (Leipzig 1834) schließt er sich an die metaphysischen Grundsätze der Naturphilosophie der Kantischen Schule und vornemlich an Fries (Metaphys. S. 392—419.) an. Von Scharfsinn, Sachkenntniß und religiösem Gefühle zugleich zeugt vornemlich das prüfende Werk über Schleiermachers *) Glaubenslehre, mit Beziehung auf die Reden über die Religion (Leipzig 1835). Schmid suchte die Freiheit

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekrol. 12. Jahrg. S. 152.

und Unpartheilichkeit des Urtheils neben der Selbstständigkeit und Entschiedenheit desselben in dieser Schrift zu behaupten. In seinem Schwanengesang, einem Werke, vor dessen Vollendung ihn der Tod ereilte (Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben für denkende Leser, Stuttgart 1836), begann Schmid die Summe seiner philosophischen Erfahrungen niederzulegen. Er rügt mit freimüthiger Besonnenheit manches Verkehrte der philosophischen Tendenzen unserer Tage. S. war auch einer der fleißigsten und gründlichsten Mitarbeiter an dem Brockhaus'schen Conversationslexikon der neuesten Zeit und an vielen bedeutenden Journalen Deutschlands. Die vom Geheimerath Schlosser, geh. Hofrath Muncke und Oberbibliothekar Prof. Bähr redigirten Heidelberger Jahrbücher verdanken dem thätigen und lichten Geiste Schmids manche gediegene Recension der philosophischen Schriften unserer Zeit. — Mit Achtung nennt seinen Namen der Gelehrte, mit Liebe der Schüler, mit Begeisterung der Freund. Gleichmuth im Glück und Unglück, ein wahrhaft philosophischer und darum wahrhaft religiöser Geist, eine theilnahmsvolle Seele, welche auch in den Stürmen die Hoffnung für das Bessere nie verlor, eine Seele, aus deren körperlichem Auge noch im Scheiden der das letzte und höchste Ziel des Menschen unverrückt festhaltende Blick leuchtete, eine warme und ungeheuchelte Liebe zur gesetzlichen Freiheit ohne Schwärmerei und ohne alles excentrische Haschen nach Extremen, ein rücksichtsloses Bekämpfen des Irrthums und eine liebevolle Duldung des Irrenden beurkundeten, daß Schmid nicht blos in seinen Schriften, sondern im Leben Philosoph war. Ferne sind diejenigen, die unserm Schmid im Leben die theuersten waren. Verlassen ist seine Wohnung. Nur das bescheidene Veilchen und die dunkle Cypresse blühen, von der trauernden, jetzt im fernen Vaterhause weilenden Gattin gepflegt und von dem Thaue des Morgens und der Thräne des Freundes benetzt, auf dem stillen, grünenden Grabhügel, der sich über den körperlichen Ueberresten des Verblichenen wölbt. In der Nähe erheben sich die Grabstätten der frühe der elterlichen Sorge entrissenen Kleinen. Der Wind wehet über die Gräber, verhallet sind die Worte, welche der treffliche Redner und Freund am Grabe des Verstorbenen sprach:
bald wird Moder, was Fleisch und Leben war;

die Erinnerung an den Edeln lebt fort im Andenken der Freunde, unvergänglich, wie das, was in Schmid während seines irdischen Lebens wirkte, wie sein unsterblicher Geist, unvergänglich, wie das Bild der ewigen Vollkommenheit, das sich der Verblichene in den Stunden der Weihe, in Schrift und Leben zum Musterbilde der irdischen Nachahmung setzte. —

* 28. Johann Georg von Frisch,

königl. würtembergischer Oberfinanzrath zu Stuttgart;
geb. den 21. Nov. 1763, gest. den 30. Jan. 1836.

Frisch war das jüngste von 5 Kindern des ehemaligen herzogl. würtemb. Landschaftsregistrators Wolfgang Adam Frisch zu Stuttgart und seiner zweiten Gattin Johanne Sidonie Elisabeth, geb. Wohnlich aus Pforzheim in Baden. Seinen allgemein geschätzten Vater verlor er schon am 19. April 1768 und der Mutter allein lag nun die Erziehung und Erhaltung ihrer 3 Kinder ob (zwei waren vor dem Vater gestorben). Sie leistete redlich, was sich von einer treuen Mutter nur erwarten läßt; von ihr erhielt unser F. die ersten Eindrücke der Liebe und häuslichen Zucht. Sein Unterricht war der gewöhnliche, den damals und zum Theil noch jetzt Kinder aus dem Mittelstande, die sich nicht einem gelehrten Berufe widmen, genossen; er besuchte, bis ins 14. Jahr das untere Gymnasium in Stuttgart und hatte auch einigen Privatunterricht im Schreiben, Rechnen und in Sprachen. Die Neigung des Knaben entschied sich für die Studien; allein zum Universitätsbesuch besaß die gute Mutter bei weitem nicht genug Vermögen und der damals eben erst vom Herzog Karl gegründeten Schule für Kunst und Wissenschaften, auf der Solitüde, mochte sie ihren Liebling auch nicht überlassen, oder wie sie sagte — aufopfern; — denn jene Anstalt erschien, wegen der strengen Gesetze und militärischen Zucht ihr wie vielen andern fürchterlich. Sie mit ihren rathgebenden Freunden bestimmten ihn demnach zur Schreiberei. Im 15. Jahre kam er denn zu dem Kloster-Amts- und Gegenschreiber Gmelin in Hirsau am Schwarzwald in die Lehre und mußte täglich 10 Stunden, meist mit Abschreiben beschäftigt, am Schreibtisch sitzen, wohl auch Haus- und Feldarbeiten verrichten, so daß ihm keine Zeit zu Erholungen übrig blieb; von

dem erforderlichen Unterricht in den vorkommenden Geschäften war aber gar nicht die Rede. Diese Behandlung konnte nicht anders, als nachtheilig wirken und Abneigung und Widerwillen gegen den angetretenen Lehrlingsstand und gegen den Prinzipal erzeugen. Zum Glück lernte um die Mitte der Lehrzeit der damalige Oberamtmann Steeb den Jüngling kennen und erklärte sich alsbald für seinen Beschützer. Er nahm ihn als Actuar öfters mit sich auf Amtsorte zu Rechnungsabnahmen und Ruggerichten und verpflichtete ihn im 2. Jahre der Lehre als Amts- und Gegenschreibereiscribenten. Hier erst sammelte Frisch sich deutliche Begriffe von Inventur-, Theilungs-, Steuer- und Rechnungsgeschäften, die er bisher mechanisch hatte betreiben müssen. Im J. 1782 trennte er sich von Gmelin, versah ein Jahr lang die herrschaftlichen Rechnungsgeschäfte in Beutelspach und kam denn durch die Empfehlung seines Gönners Steeb als Actuar zu dem damaligen Stabskeller Fischer nach Heimsheim. In dem Hause und unter der Leitung dieses in Theologie und Jurisprudenz, die er beide nach einander studirt hatte, in Sprachen und schöner Literatur wohlerfahrenen und in seinem Amte höchst thätigen und geübten Biedermannes, im Kreise und Umgang mit seiner würdigen Familie fand und gewann der junge Mann, was er bisher schmerzlich vermißt hatte: Muster und Vorbild und Gelegenheit, in Theorie und Praxis seiner Bestimmung sich gründlich auszubilden und er suchte nun das, was früher bei ihm vernachlässigt worden war, mit verdoppeltem Eifer nachzuholen. Am Ende des 4. Jahres seines Aufenthalts in Heimsheim nahm Frisch den Antrag als Rechnungsprobator und erster Scribent des Oberamtmanns Gerok's in Alpirsbach an und wußte hier, aller mühsamen Geschäfte ungeachtet, noch einige Zeit zu gewinnen, um in Geometrie und ausübender Feldmeßkunst bei dem benachbarten Pfarrer M. Wurster in Wittendorf einigen Unterricht zu nehmen. Der Wunsch seiner hochbetagten Mutter, die er fortwährend unterstützte, verbunden mit dem seiner Verwandten und vielen Freunde, bewog ihn, den ihm durch einen 11jährigen Aufenthalt (in Hirsau und Alpirsbach) liebgewordenen Schwarzwald mit dem Unterland zu vertauschen und die von dem Oberamtmann und Keller D. Pistorius in dem Stuttgart nahe gelegenen Waiblingen an-

getragene Stelle eines Rechnungsprobators anzunehmen, die er zur größten Zufriedenheit seines Vorgesetzten 3 Jahre versah. Im Jahre 1797 bewarb er sich mit Erfolg um eine Buchhalterstelle bei dem vormaligen Kirchenrath in Stuttgart. Seine Anstellung als Kirchenraths-Buchhalter erfolgte nach den damals gesetzlichen Prüfungen am 27. Januar 1798; er genoß aber noch 2 Jahre lang nicht die ordentliche Besoldung von 300 fl., sondern blos werktäglich 1 fl. Taggeld. Dieser geringe Gehalt wurde in der Folge auf täglich 1 fl. und auf eine Gratification von 60 fl., halb Geld, halb Naturalien, erhöhet. Inzwischen brachten Nebenbeschäftigungen, die ihm der damalige Kirchenrathsdirector von Hochstetter gab, sein Einkommen zu 1000 bis 1200 fl. Freilich hatte er dabei großer Anstrengung nöthig und mußte auf alle Erholung Verzicht leisten. Jahrelang ließ er sich täglich um 2 Uhr Nachts vom Nachtwächter wecken. Daher kam es denn auch, daß der arbeitsame Mann nach und nach den Schlaf verlor und bei annahendem Alter stets über Schlaflosigkeit Klage zu führen hatte. In seiner neuen Stellung wurde seine Thätigkeit, Brauchbarkeit und Geschicklichkeit bald erkannt und er erhielt nicht nur mehrere commissarische Aufträge, sondern auch schon im ersten halben Jahr seiner Anstellung die Funktionen eines Rechnungsraths. Als er endlich in die volle Besoldung eintrat, verheirathete er sich 1800 mit Rosine Gottliebe, der jüngsten Tochter des gewesenen Dekans Wilhelm Friedrich Hochstetter in Waiblingen, die ihm 4 Kinder gebar. Im Jahr 1803 wurde er zum Maulbronnischen Pfleger in Wiersheim ernannt. Zwei und ein halbes Jahr verflossen ihm und den Seinigen hier ohne Störung im Genusse häuslichen Glückes und Vergnügens, als unvermuthet Unglück über sie hereinbrach. Die zwei jüngsten Kinder erkrankten und starben wenige Stunden nach einander an demselben Tage (1. Oct. 1805) und einige Monate darauf (20. December) folgte ihnen auch die Mutter. Die Rücksicht, daß seine 2 unmündigen Kinder der Pflege einer Mutter, seine Oekonomie einer Hausfrau bedurften, bewogen ihn zur zweiten Ehe zu schreiten (1806) und er wählte eine Verwandte und Freundin der ersten Frau, die Tochter des Apothekers Joh. Jacob Unfried in Mark-Gröningen, welche ihm einen Sohn gebar. Die politischen Veränderungen, welche der Presburger Friede auch in Würtemberg herbeiführte, hatten auch auf die

bürgerliche Stellung des Verewigten Einfluß; er ward im Frühjahr 1806 zum Kreissteuerrath in Rothenburg ernannt. Zwar vermochten seine und seiner Freunde Vorstellungen bei dem Minister des Innern, Grafen Normann-Ehrenfels, daß er jene Stelle nicht antreten mußte; allein die neue Organisation der Oberfinanzkammer im Juni 1807 verursachte eine Vermehrung des Personals und er erhielt die Stelle eines Oberökonomieraths bei dem landwirthschaftlichen Departement der königl. Oberfinanzkammer. Was und wie Frisch in seinem neuen Amte gewirkt und die Interessen der Regierung und des Volkes gleichmäßig im Auge gehabt hat, dies zu erzählen, gehört nicht hieher; nur das sei bemerkt, daß sein vieljähriger Aufenthalt im Ober- und Unterland Würtembergs, seine mehrfachen commissarischen Reisen in die meisten Oberämter ihn mit allen Verhältnissen und Zuständen des Landvolkes bekannt gemacht und die Erfahrungen, die er vornemlich in Wieresheim, wo er eigenen Landbau betrieb, gesammelt hatte, ihn vor vielen andern befähigten, für die gesammte Landwirthschaft und für die Aufhebung oder Feststellung der Feudallasten im Vertragswege erfolg- und segensreich thätig zu sein. Sein Verdienst ward auch vom Staat anerkannt: er wurde am 26. Novemb. 1817 Mitglied und vortragender Rath bei dem neuconstituirten Oberfinanzcollegium mit 2200 fl. Gehalt, erhielt im September 1821 das Ritterkreuz des Ordens der würtembergischen Krone; wurde dann im September 1822 als vorsitzender Rath zur Oberrechnungskammer versetzt und hatte von der Zeit an die Einnahmen und Ausgaben des Staats, das Budget und die Etats zu bearbeiten. Diesem beschwerlichen und anstrengenden Amte stand er mit der größten Gewissenhaftigkeit vor, ohne sich und seine Gesundheit zu schonen, welche schon durch seine frühere angestrengte Thätigkeit und die unglücklichen Familienereignisse untergraben war. Bei seiner gleichmäßig fortdauernden Arbeitsamkeit und Anstrengung nahm, sobald das höhere Alter eintrat, die eingewurzelte Schlaflosigkeit zu, früher ihm ganz unbekannte Leiden (Magenkrampf, Gelbsucht, Lungenentzündung) kamen seit dem Jahr 1831 fast periodisch wieder, schwächten seine geistigen und körperlichen Kräfte und hinderten ihn an der Erfüllung seines Berufs. Daher bat er schon im Jahr 1832, in welchem zwei Hauptfinanzetats gefertigt werden mußten, entweder seiner Dienste

und wurden nach S.'s ausdrücklichem Wunsche einem mit ihm durch die gleiche historische Richtung der Studien enger verbundenen Freunde (Prof. Liebner in Göttingen, der sich in neuerer Zeit durch seinen Hugo von St. Victor bleibendes Verdienst um die gründliche Bearbeitung der Kirchengeschichte gesammelt hat) übergeben. Dabei setzte S. das Studium der spekulativen Philosophie, namentlich von der religiösen und moralischen Seite, mit ununterbrochener Anstrengung fort und wurde darin durch den persönlichen Umgang von Fries und durch die besondern, wohlwollenden Ermunterungen seines Vetters, des ausgezeichneten Juristen, Geheimeraths Schmid in Jena, nicht wenig unterstützt. Vorzüglich diente ein aus mehreren Artikeln bestehender Aufsatz im Hermes, eine Revision der Bearbeitungen der philosophischen und theologischen Moral, zu dessen Herausgabe ihn die freundliche Aufmunterung des geh. Raths Schmid hauptsächlich bestimmte, sehr dazu, ihn in der literarischen Welt bekannter zu machen. Seine Bestrebungen erstreckten sich natürlich auf diejenigen Theile der Philosophie, die ihm als Theologen die anziehendsten und verständlichsten sein mußten, auf Moral, Psychologie und Religionsphilosophie, am meisten. Im Jahre 1828 wurde ihm in Verbindung mit Fries und Schröter die Redaktion der von Klein gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten wissenschaftlichen Oppositionsschrift übertragen, die von nun an auch auf Philosophie ausgedehnt wurde und sich zum Hauptzwecke eine gründliche und vorurtheilslose, freimüthige Erörterung neu angeregter theologischer und philosophischer Gegenstände setzte. Die Schrift gewann auch eine Reihe von ausgezeichneten Mitarbeitern, wie Paulus, Baumgarten-Crusius u. s. w. Doch gelang es nicht, dieses Journal auch buchhändlerisch zu heben, da der bisherige Lesekreis ein ganz anderer war, als der, für welchen Schmid schrieb. Im Jahre 1829 erlangte er die Erlaubniß, in Jena zu lesen, auf die gesetzlich vorgeschriebene Art und darauf erhielt er in Folge eines ehrenvollen Rufes der großherzogl. badischen Regierung die durch den Tod des ordentl. Professors Hofrath Erhardt *) erledigte Stelle eines Lehrers der Philosophie an der Hochschule zu Heidelberg, mit dem besondern

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 948.

Auftrag, auch Religionsphilosophie nach dem allgemeinen Bedürfniß und Ueberzeugungsgang vorzutragen. Voll jugendlicher Kraft und mit einem feurigen, lebendigen Geiste, mit vielen und gründlichen theologischen und philosophischen Kenntnissen ausgerüstet, durch seinen hochachtbaren Charakter sich die Freundschaft Vieler erwerbend, in einer glücklichen Ehe mit einer vortrefflichen Frau, der Tochter des verdienstvollen kön. sächsischen Pfarrers Krause lebend, im Besitze einer ehrenvollen Stellung, unter den Theologen und Philosophen Deutschlands als Schriftsteller ausgezeichnete Achtung verdienend, wirkte S., seit 1830 als außerordentlicher Lehrer der Philosophie in Heidelberg, in einer Lage, welche immer mehr vor vielen andern eine glückliche und segensreiche werden konnte. Allein ein anfangs unbedeutend scheinendes Brustübel entwickelte sich immer merklicher. Häufig wiederkehrender Bluthusten, der ganze Bau seines Körpers und alle äußern Zeichen ließen auf ein Lungenleiden schließen, das aller Kunst der Aerzte trotzte und dem zuletzt der Vielleidende unterlag. — Ein Kind ward ihm geboren und starb sogleich nach der Geburt. Ein Knabe, Reinhold, wurde 4 Monate, ein Mädchen, Sophie, 10 Monate alt. Allein die jugendlichen Knospen verwelkten und der junge, tief empfindende Vater schien nur darum Vaterfreuden fühlen zu sollen, um den Verlust der höchsten Besitzthümer eines glücklichen Menschenlebens desto tiefer zu empfinden. Mit philosophischem Gleichmuth und religiöser Empfindung suchte und fand er selbst in den Leiden die freundlichere Seite und ihre höhere Beziehung zum Leben. Oft hörten wir ihn, mit dem uns in den letzten Jahren gemeinschaftliche Richtung der Studien und zum Theile ähnliche Lebensschicksale enger verbanden, sagen, er fühle sich auch nur in der Erinnerung an die wenigen Monate, in denen er Vater war, glücklich und ziehe die kurze Freude weit dem egoistischen Gedanken vor, niemals Vater gewesen zu sein. Die Regierung erlaubte ihm gern, ein ganzes Winterhalbjahr hindurch die Wiederherstellung seiner Gesundheit in seinem Geburtslande zu suchen. Der Schein von Genesung war nicht dauerhaft. In den letzten Monaten, in denen er weder das Haus verlassen, noch, was ihm, dem Immerthätigen, die härteste Prüfung war, auch nur die kleinste literarische Arbeit vollenden konnte, erschienen ihm die

innige Liebe und die unermüdet treue Pflege der Gattin, die den Schmerz über den lange vorausgesehenen Verlust unter der freundlichen Miene der zarten Theilnahme an seinen Freuden verbarg und der Besuch des Freundes als die erfreulichen Seiten in seinem leidenvollen Leben, die er bei jeder Gelegenheit herauszuheben und zu würdigen wußte. Noch einige Tage vor seinem Tode beurkundete er die innige Sorgfalt für das künftige Schicksal seiner Gattin durch eine testamentarische Verfügung. Nie beunruhigte ihn auch nur einen Augenblick die Beängstigung vor dem Tode. Er schien es unter der Würde des Philosophen und Christen zu halten, vor dem zu zittern, was er als Unabänderliches, Bestimmtes erkannte, was ihm als der Anfang zur Auflösung der körperlichen Bestandtheile, als der Anfang zu einer neuen, schönern Entwicklung der Seele, nicht aber als Zernichtung erschien. Die besonders in den letzten zwei Jahren seines Aufenthalts in Heidelberg mit geheimer Gewalt zunehmende Brustkrankheit hatte ihn gehindert, als Lehrer ganz so zu wirken, wie man dieses nach seinen Kenntnissen, nach seinem Talente und nach der ihm eigenthümlichen Art, mit der er das richtig aufgefaßte Fremde und das Selbstgeschaffene im Gespräche Andern zu verdeutlichen verstand, zu erwarten hatte. Dagegen fand man in den Schriften, die er seit seinem Aufenthalt in Heidelberg herausgab, die ruhige, besonnene Untersuchung eines klaren und scharfen Verstandes, die Vorurtheilslosigkeit und Freimüthigkeit eines edlen Charakters und die stille Begeisterung einer jugendlich kräftigen Phantasie. Diese vielversprechende, fortschreitende Entwickelung eines mit so reichem Inhalt ausgestatteten Geistes wurde in der denkenden Mitwelt und auch von Vorgesetzten als Sachkennern anerkannt und ermuntert. In seinem Versuche einer Metaphysik der innern Natur (Leipzig 1834) schließt er sich an die metaphysischen Grundsätze der Naturphilosophie der Kantischen Schule und vornemlich an Fries (Metaphys. S. 392—419.) an. Von Scharfsinn, Sachkenntniß und religiösem Gefühle zugleich zeugt vornemlich das prüfende Werk über Schleiermachers *) Glaubenslehre, mit Beziehung auf die Reden über die Religion (Leipzig 1835). Schmid suchte die Freiheit

*) Dessen Biogr. s. im N. Nekrol. 12. Jahrg. S. 152.

und Unpartheilichkeit des Urtheils neben der Selbstständigkeit und Entschiedenheit desselben in dieser Schrift zu behaupten. In seinem Schwanengesang, einem Werke, vor dessen Vollendung ihn der Tod ereilte (Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben für denkende Leser, Stuttgart 1836), begann Schmid die Summe seiner philosophischen Erfahrungen niederzulegen. Er rügt mit freimüthiger Besonnenheit manches Verkehrte der philosophischen Tendenzen unserer Tage. S. war auch einer der fleißigsten und gründlichsten Mitarbeiter an dem Brockhaus'schen Conversationslexikon der neuesten Zeit und an vielen bedeutenden Journalen Deutschlands. Die vom Geheimerath Schlosser, geh. Hofrath Muncke und Oberbibliothekar Prof. Bähr redigirten Heidelberger Jahrbücher verdanken dem thätigen und lichten Geiste Schmids manche gediegene Recension der philosophischen Schriften unserer Zeit. — Mit Achtung nennt seinen Namen der Gelehrte, mit Liebe der Schüler, mit Begeisterung der Freund. Gleichmuth im Glück und Unglück, ein wahrhaft philosophischer und darum wahrhaft religiöser Geist, eine theilnahmsvolle Seele, welche auch in den Stürmen die Hoffnung für das Bessere nie verlor, eine Seele, aus deren körperlichem Auge noch im Scheiden der das letzte und höchste Ziel des Menschen unverrückt festhaltende Blick leuchtete, eine warme und ungeheuchelte Liebe zur gesetzlichen Freiheit ohne Schwärmerei und ohne alles excentrische Haschen nach Extremen, ein rücksichtsloses Bekämpfen des Irrthums und eine liebevolle Duldung des Irrenden beurkundeten, daß Schmid nicht blos in seinen Schriften, sondern im Leben Philosoph war. Ferne sind diejenigen, die unserm Schmid im Leben die theuersten waren. Verlassen ist seine Wohnung. Nur das bescheidene Veilchen und die dunkle Cypresse blühen, von der trauernden, jetzt im fernen Vaterhause weilenden Gattin gepflegt und von dem Thaue des Morgens und der Thräne des Freundes benetzt, auf dem stillen, grünenden Grabhügel, der sich über den körperlichen Ueberresten des Verblichenen wölbt. In der Nähe erheben sich die Grabstätten der frühe der elterlichen Sorge entrissenen Kleinen. Der Wind wehet über die Gräber, verhallet sind die Worte, welche der treffliche Redner und Freund am Grabe des Verstorbenen sprach und bald wird Moder, was Fleisch und Leben war; aber

die Erinnerung an den Edeln lebt fort im Andenken der Freunde, unvergänglich, wie das, was in Schmid während seines irdischen Lebens wirkte, wie sein unsterblicher Geist, unvergänglich, wie das Bild der ewigen Vollkommenheit, das sich der Verblichene in den Stunden der Weihe, in Schrift und Leben zum Musterbilde der irdischen Nachahmung setzte. —

* 28. Johann Georg von Frisch,

königl. würtembergischer Oberfinanzrath zu Stuttgart; geb. den 21. Nov. 1763, gest. den 30. Jan. 1836.

Frisch war das jüngste von 5 Kindern des ehemaligen herzogl. würtemb. Landschaftsregistrators Wolfgang Adam Frisch zu Stuttgart und seiner zweiten Gattin Johanne Sidonie Elisabeth, geb. Wohnlich aus Pforzheim in Baden. Seinen allgemein geschätzten Vater verlor er schon am 19. April 1768 und der Mutter allein lag nun die Erziehung und Erhaltung ihrer 3 Kinder ob (zwei waren vor dem Vater gestorben). Sie leistete redlich, was sich von einer treuen Mutter nur erwarten läßt; von ihr erhielt unser F. die ersten Eindrücke der Liebe und häuslichen Zucht. Sein Unterricht war der gewöhnliche, den damals und zum Theil noch jetzt Kinder aus dem Mittelstande, die sich nicht einem gelehrten Berufe widmen, genossen; er besuchte, bis ins 14. Jahr das untere Gymnasium in Stuttgart und hatte auch einigen Privatunterricht im Schreiben, Rechnen und in Sprachen. Die Neigung des Knaben entschied sich für die Studien; allein zum Universitätsbesuch besaß die gute Mutter bei weitem nicht genug Vermögen und der damals eben erst vom Herzog Karl gegründeten Schule für Kunst und Wissenschaften, auf der Solitüde, mochte sie ihren Liebling auch nicht überlassen, oder wie sie sagte — aufopfern; — denn jene Anstalt erschien, wegen der strengen Gesetze und militärischen Zucht ihr wie vielen andern fürchterlich. Sie mit ihren rathgebenden Freunden bestimmten ihn demnach zur Schreiberei. Im 15. Jahre kam er denn zu dem Kloster-Amts- und Gegenschreiber Gmelin in Hirsau am Schwarzwald in die Lehre und mußte täglich 10 Stunden, meist mit Abschreiben beschäftigt, am Schreibtisch sitzen, wohl auch Haus- und Feldarbeiten verrichten, so daß ihm keine Zeit zu Erholungen übrig blieb; von

dem erforderlichen Unterricht in den vorkommenden Geschäften war aber gar nicht die Rede. Diese Behandlung konnte nicht anders, als nachtheilig wirken und Abneigung und Widerwillen gegen den angetretenen Lehrlingsstand und gegen den Prinzipal erzeugen. Zum Glück lernte um die Mitte der Lehrzeit der damalige Oberamtmann Steeb den Jüngling kennen und erklärte sich alsbald für seinen Beschützer. Er nahm ihn als Actuar öfters mit sich auf Amtsorte zu Rechnungsabnahmen und Ruggerichten und verpflichtete ihn im 2. Jahre der Lehre als Amts- und Gegenschreibereiscribenten. Hier erst sammelte Frisch sich deutliche Begriffe von Inventur-, Theilungs-, Steuer- und Rechnungsgeschäften, die er bisher mechanisch hatte betreiben müssen. Im J. 1782 trennte er sich von Gmelin, versah ein Jahr lang die herrschaftlichen Rechnungsgeschäfte in Beutelspach und kam denn durch die Empfehlung seines Gönners Steeb als Actuar zu dem damaligen Stabskeller Fischer nach Heimsheim. In dem Hause und unter der Leitung dieses in Theologie und Jurisprudenz, die er beide nach einander studirt hatte, in Sprachen und schöner Literatur wohlerfahrenen und in seinem Amte höchst thätigen und geübten Biedermannes, im Kreise und Umgang mit seiner würdigen Familie fand und gewann der junge Mann, was er bisher schmerzlich vermißt hatte: Muster und Vorbild und Gelegenheit, in Theorie und Praxis seiner Bestimmung sich gründlich auszubilden und er suchte nun das, was früher bei ihm vernachlässigt worden war, mit verdoppeltem Eifer nachzuholen. Am Ende des 4. Jahres seines Aufenthalts in Heimsheim nahm Frisch den Antrag als Rechnungsprobator und erster Scribent des Oberamtmanns Gerok's in Alpirsbach an und wußte hier, aller mühsamen Geschäfte ungeachtet, noch einige Zeit zu gewinnen, um in Geometrie und ausübender Feldmeßkunst bei dem benachbarten Pfarrer M. Wurster in Wittendorf einigen Unterricht zu nehmen. Der Wunsch seiner hochbetagten Mutter, die er fortwährend unterstützte, verbunden mit dem seiner Verwandten und vielen Freunde, bewog ihn, den ihm durch einen 11jährigen Aufenthalt (in Hirsau und Alpirsbach) liebgewordenen Schwarzwald mit dem Unterland zu vertauschen und die von dem Oberamtmann und Keller D. Pistorius in dem Stuttgart nahe gelegenen Waiblingen an-

getragene Stelle eines Rechnungsprobators anzunehmen, die er zur größten Zufriedenheit seines Vorgesetzten 3 Jahre versah. Im Jahre 1797 bewarb er sich mit Erfolg um eine Buchhalterstelle bei dem vormaligen Kirchenrath in Stuttgart. Seine Anstellung als Kirchenraths-Buchhalter erfolgte nach den damals gesetzlichen Prüfungen am 27. Januar 1798; er genoß aber noch 2 Jahre lang nicht die ordentliche Besoldung von 300 fl., sondern blos werktäglich 1 fl. Taggeld. Dieser geringe Gehalt wurde in der Folge auf täglich 1 fl. und auf eine Gratification von 60 fl., halb Geld, halb Naturalien, erhöhet. Inzwischen brachten Nebenbeschäftigungen, die ihm der damalige Kirchenrathsdirector von Hochstetter gab, sein Einkommen zu 1000 bis 1200 fl. Freilich hatte er dabei großer Anstrengung nöthig und mußte auf alle Erholung Verzicht leisten. Jahrelang ließ er sich täglich um 2 Uhr Nachts vom Nachtwächter wecken. Daher kam es denn auch, daß der arbeitsame Mann nach und nach den Schlaf verlor und bei annahendem Alter stets über Schlaflosigkeit Klage zu führen hatte. In seiner neuen Stellung wurde seine Thätigkeit, Brauchbarkeit und Geschicklichkeit bald erkannt und er erhielt nicht nur mehrere commissarische Aufträge, sondern auch schon im ersten halben Jahr seiner Anstellung die Funktionen eines Rechnungsraths. Als er endlich in die volle Besoldung eintrat, verheirathete er sich 1800 mit Rosine Gottliebe, der jüngsten Tochter des gewesenen Dekans Wilhelm Friedrich Hochstetter in Waiblingen, die ihm 4 Kinder gebar. Im Jahr 1803 wurde er zum Maulbronnischen Pfleger in Wieresheim ernannt. Zwei und ein halbes Jahr verflossen ihm und den Seinigen hier ohne Störung im Genusse häuslichen Glückes und Vergnügens, als unvermuthet Unglück über sie hereinbrach. Die zwei jüngsten Kinder erkrankten und starben wenige Stunden nach einander an demselben Tage (1. Oct. 1805) und einige Monate darauf (20. December) folgte ihnen auch die Mutter. Die Rücksicht, daß seine 2 unmündigen Kinder der Pflege einer Mutter, seine Oekonomie einer Hausfrau bedurften, bewogen ihn zur zweiten Ehe zu schreiten (1806) und er wählte eine Verwandte und Freundin der ersten Frau, die Tochter des Apothekers Joh. Jacob Unfried in Mark-Gröningen, welche ihm einen Sohn gebar. Die politischen Veränderungen, welche der Presburger Friede auch in Würtemberg herbeiführte, hatten auch auf die

bürgerliche Stellung des Verewigten Einfluß; er ward im Frühjahr 1806 zum Kreissteuerrath in Rothenburg ernannt. Zwar vermochten seine und seiner Freunde Vorstellungen bei dem Minister des Innern, Grafen Normann-Ehrenfels, daß er jene Stelle nicht antreten mußte; allein die neue Organisation der Oberfinanzkammer im Juni 1807 verursachte eine Vermehrung des Personals und er erhielt die Stelle eines Oberökonomieraths bei dem landwirthschaftlichen Departement der königl. Oberfinanzkammer. Was und wie Frisch in seinem neuen Amte gewirkt und die Interessen der Regierung und des Volkes gleichmäßig im Auge gehabt hat, dies zu erzählen, gehört nicht hieher; nur das sei bemerkt, daß sein vieljähriger Aufenthalt im Ober- und Unterland Würtembergs, seine mehrfachen commissarischen Reisen in die meisten Oberämter ihn mit allen Verhältnissen und Zuständen des Landvolkes bekannt gemacht und die Erfahrungen, die er vornemlich in Wieresheim, wo er eigenen Landbau betrieb, gesammelt hatte, ihn vor vielen andern befähigten, für die gesammte Landwirthschaft und für die Aufhebung oder Feststellung der Feudallasten im Vertragswege erfolg- und segensreich thätig zu sein. Sein Verdienst ward auch vom Staat anerkannt: er wurde am 26. Novemb. 1817 Mitglied und vortragender Rath bei dem neuconstituirten Oberfinanzcollegium mit 2200 fl. Gehalt, erhielt im September 1821 das Ritterkreuz des Ordens der würtembergischen Krone; wurde dann im September 1822 als vorsitzender Rath zur Oberrechnungskammer versetzt und hatte von der Zeit an die Einnahmen und Ausgaben des Staats, das Budget und die Etats zu bearbeiten. Diesem beschwerlichen und anstrengenden Amte stand er mit der größten Gewissenhaftigkeit vor, ohne sich und seine Gesundheit zu schonen, welche schon durch seine frühere angestrengte Thätigkeit und die unglücklichen Familienereignisse untergraben war. Bei seiner gleichmäßig fortdauernden Arbeitsamkeit und Anstrengung nahm, sobald das höhere Alter eintrat, die eingewurzelte Schlaflosigkeit zu, früher ihm ganz unbekannte Leiden (Magenkrampf, Gelbsucht, Lungenentzündung) kamen seit dem Jahr 1831 fast periodisch wieder, schwächten seine geistigen und körperlichen Kräfte und hinderten ihn an der Erfüllung seines Berufs. Daher bat er schon im Jahr 1832, in welchem zwei Hauptfinanzetats gefertigt werden mußten, entweder seiner Dienste

enthoben, oder für jene Anfertigung mit einem Gehülfen unterstützt zu werden. Letzteres ward ihm bewilligt und so führte er sein Amt fort bis zur Mitte des Jahres 1835, wo zunehmendes Leiden und Abnahme seiner Kräfte ihn nöthigten, um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Die Bitte ward ihm mit Belassung seines Gehaltes und Bezeigung der allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen vieljährigen eifrigen Diensten gewährt. Schon im J. 1832 schrieb Frisch: „Ich sehne mich, meinen Lebensabend, der nur kurz sein kann, in der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften hinzubringen.“ Was er vermuthet, das traf ein; sein Lebensabend, den er dazu benutzte, die vielen Pfleg- und Vormundschaften, die ihm seit vielen Jahren nicht allein von Freunden und Verwandten, sondern auch von Fremden sowohl aus der Stadt, als auch aus vielen Gegenden des Landes anvertraut waren, in Ordnung zu bringen und abzugeben und sein Haus zu bestellen, war kurz. Nachdem er so die letzten Pflichten, die ihm oblagen, mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit und Pünktlichkeit abgethan und die ältesten seiner Jugendgenossen, Freunde und Freundinnen, die von der im Herbst und Winter 1835/6 herrschenden Grippe ins Grab gerafft wurden, zur Ruhestätte begleitet hatte, ward er selbst auch von einem dem Anscheine nach leichten und gewöhnlichen Katarrh befallen, der nach einem fünftägigen Krankenlager seinem irdischen Leben durch eine Lungenlähmung ein stilles und leichtes Ende machte. — Frisch war von großer, magerer Gestalt, mit blonden Haaren und blauen lebhaftrollenden Augen; seine Haltung war immer leicht und gerade. In früheren Jahren ritt er gern und liebte Jagd und Landbau, wo er denn selbst Hand anlegte. Die letztere Neigung begleitete ihn auch in die Stadt und bis zum Tode. Er hatte sich vor der Stadt einen beträchtlichen Garten angekauft, den er sehr verbesserte; die reiche und ausgesuchte Baumschule in demselben war ganz das Werk seiner Hand; wie er denn um die Baumzucht und Veredlung der Obstsorten auch in Hohenheim und andern Orten sich anerkannte Verdienste erwarb. War Frisch nicht in seiner Amtsstube, noch in seinem Hause, so konnte man sicher sein, ihn in seinem Garten zu finden; denn öffentliche Orte der Geselligkeit und des Vergnügens besuchte er mit seiner Familie kaum jedes Jahr

 Dagegen sah er gern Besuche von Freunden

und Bekannten in seinem Hause und an seinem Tisch und unterhielt sie herzlich, einfach und belehrend aus dem reichen Schatze seines Lebens; er erzählte sehr gut, führte die Personen sehr charakteristisch und selbstredend auf und durchwob seine Erinnerungen mit feinen Bemerkungen und gefälligem Witz. Oefteres Unwohlsein störte in den letzten Jahren seine Heiterkeit; doch hörte man ihn nicht leicht darüber klagen. In seiner Umgebung hielt er auf Reinlichkeit und Ordnung, die sogleich einen freundlichen Eindruck auf die Besuchenden machte, deren von jeher viele zu ihm kamen, die eben Rath und Hülfe bedurften und nicht leicht ging Einer ohne Trost und Auskunft von ihm. Auch im übrigen Umgang war er gefällig, theilnehmend und voller Aufmerksamkeit und Schonung; er beobachtete streng alle Formen der Höflichkeit und des Anstandes, die seiner Generation gäng und gebe waren, über die aber jetzt viele der Jüngeren sich wegsetzen. In der häuslichen Erziehung seiner Kinder zeigte er mehr die Strenge und verbarg, manchmal mit Unrecht, die zärtliche Liebe und ängstliche Sorgfalt; denn er war schwer zu befriedigen, weil er meinte, er dürfe von den Kindern nach Maasgabe der Opfer, die er brachte und der Erleichterung ihrer Ausbildung, während ihm selbst die seinige so schwer geworden, sehr vieles und eben nach seinem Sinne fordern. Von geistlichen Voreltern stammend (der Großvater war Prälat und Consistorialrath) und den geistlichen Stand in jeder Beziehung hochachtend, hätte er daher seine Söhne am liebsten als Prediger gesehen; allein der älteste, der diesem Stand mit Eifer und Liebe zugethan war, starb in der Blüthe seiner Jahre, 8 Jahre vor dem Vater; der jüngere aber, auch Theolog, zog das Lehramt vor. Er selbst las sehr gern Predigten und besuchte auch regelmäßig die Kirche, ohne deshalb aber ein ängstlich-Gläubiger zu sein. Von Dogmatik und minutiösen menschlichen Satzungen ungeirrt, beobachtete er streng die göttlichen Gebote, die dem Menschen ins Herz geschrieben sind; seine Religiosität bestand in strenger Gewissenhaftigkeit, zu deren Begründung er einige — nicht sehr viele — Kernsprüche der Bibel stets in Bereitschaft hatte. Kurz, in kirchlichem Glauben, wie in Sitte, Charakter und Bildung gehörte er dem besten Geist des für immer denkwürdigen und aufgeklärten 18. Jahrhunderts an.

Prof. Kopp.

* 29. Johann Gottfried Arnold,

Prediger zu Liegnitz;

geb. den 12. Febr. 1769, gestorben den 1. Febr. 1836.

Arnold wurde zu Züllichau geboren. Seine ihm in frühem kindlichen Alter schon durch den Tod entrissenen Eltern waren der Bürger und Schneidermeister J. Arnold und Eleonore, geb. Buttermann. Frühzeitig gewahrte man an ihm die Vorliebe für geistige Beschäftigung und einen unermüdlichen Fleiß, welche mit nicht geringen Geistesgaben verbunden, ihm die Gunst seiner Lehrer auf dem königl. Waisenhause in seiner Vaterstadt erwarben. In dieser Anstalt und auch später in dem mit ihr verbundenen Pädagogium fand er väterliche Freunde, welche sich der verlassenen Waise annahmen und in den Wissenschaften weiterförderten, so daß er im Jahre 1791 die nahe gelegene Universität zu Frankfurt a/O. beziehen konnte. Bald fand er hier Aufnahme in dem Hause des Kaufmanns Schreer und übernahm mit gewissenhaftem Eifer die Erziehung eines Sohnes in dieser Familie. In ihr hat er glückliche Tage verlebt und wurde liebreich unterstützt, sich während dreier Jahren eine gediegene theologische Bildung, besonders unter seinem von ihm innigst verehrten Lehrer und Gönner, Prof. D. Steinbarth, anzueignen. Nach Verlauf des Trienniums übernahm er die Funktion eines Lehrers und Erziehers in dem Hause des Ministers Baron von Zedlitz auf Kapsdorf bei Schweidnitz. Nach abgelegtem theologischen Examen wurde er in seinem 25. Lebensjahre schon, 1794, nachdem er nur wenige Monate Hauslehrer gewesen war, auf eine abgehaltene Probepredigt als zweiter Diaconus an die Kirche zu U. L. Frauen nach Liegnitz berufen und hat von 1794—1809 jedes der beiden Diaconate an beiden evangelischen Kirchen und von 1809 bis zu seinem Tode das Pastorat an gedachter Kirche mit gewissenhafter Treue verwaltet. Im zweiten Jahre seiner Amtswirksamkeit wählte er die nachgelassene jüngste Tochter des Diaconus Joh. Christ. Fr. Mathaei, Friederike Wilhelmine, zu seiner Lebensgefährtin, mit welcher er 41 Jahre manche Sorge, aber noch mehr Freuden theilte. Sie überlebte ihn mit 6 Söhnen und 3 Töchtern. In jugendlicher Begeisterung übernahm A. sein Amt und es war ihm vergönnt, 42 Jahre lang ungestört zu wirken.

und Unpartheilichkeit des Urtheils neben der Selbständigkeit und Entschiedenheit desselben in dieser Schrift zu behaupten. In seinem Schwanengesang, einem Werke, vor dessen Vollendung ihn der Tod ereilte (Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben für denkende Leser, Stuttgart 1836), begann Schmid die Summe seiner philosophischen Erfahrungen niederzulegen. Er rügt mit freimüthiger Besonnenheit manches Verkehrte der philosophischen Tendenzen unserer Tage. S. war auch einer der fleißigsten und gründlichsten Mitarbeiter an dem Brockhaus'schen Conversationslexikon der neuesten Zeit und an vielen bedeutenden Journalen Deutschlands. Die vom Geheimerath Schlosser, geh. Hofrath Muncke und Oberbibliothekar Prof. Bähr redigirten Heidelberger Jahrbücher verdanken dem thätigen und lichten Geiste Schmids manche gediegene Recension der philosophischen Schriften unserer Zeit. — Mit Achtung nennt seinen Namen der Gelehrte, mit Liebe der Schüler, mit Begeisterung der Freund. Gleichmuth im Glück und Unglück, ein wahrhaft philosophischer und darum wahrhaft religiöser Geist, eine theilnahmsvolle Seele, welche auch in den Stürmen die Hoffnung für das Bessere *nie* verlor, eine Seele, aus deren körperlichem Auge noch im Scheiden der das letzte und höchste Ziel des Menschen unverrückt festhaltende Blick leuchtete, eine warme und ungeheuchelte Liebe zur gesetzlichen Freiheit ohne Schwärmerei und ohne alles excentrische Haschen nach Extremen, ein rücksichtsloses Bekämpfen des Irrthums und eine liebevolle Duldung des Irrenden beurkundeten, daß Schmid nicht blos in seinen Schriften, sondern im Leben Philosoph war. Ferne sind diejenigen, die unserm Schmid im Leben die theuersten waren. Verlassen ist seine Wohnung. Nur das bescheidene Veilchen und die dunkle Cypresse blühen, von der trauernden, jetzt im fernen Vaterhause weilenden Gattin gepflegt und von dem Thaue des Morgens und der Thräne des Freundes benetzt, auf dem stillen, grünenden Grabhügel, der sich über den körperlichen Ueberresten des Verblichenen wölbt. In der Nähe erheben sich die Grabstätten der frühe der elterlichen Sorge entrissenen Kleinen. Der Wind wehet über die Gräber, verhallet sind die Worte, welche der treffliche Redner und Freund am Grabe des Verstorbenen sprach und bald wird Moder, was Fleisch und Leben war; aber

die Erinnerung an den Edeln lebt fort im Andenken der Freunde, unvergänglich, wie das, was in Schmid während seines irdischen Lebens wirkte, wie sein unsterblicher Geist, unvergänglich, wie das Bild der ewigen Vollkommenheit, das sich der Verblichene in den Stunden der Weihe, in Schrift und Leben zum Musterbilde der irdischen Nachahmung setzte. —

* 28. Johann Georg von Frisch,

königl. würtembergischer Oberfinanzrath zu Stuttgart;

geb. den 21. Nov. 1763, gest. den 30. Jan. 1836.

Frisch war das jüngste von 5 Kindern des ehemaligen herzogl. würtemb. Landschaftsregistrators Wolfgang Adam Frisch zu Stuttgart und seiner zweiten Gattin Johanne Sidonie Elisabeth, geb. Wohnlich aus Pforzheim in Baden. Seinen allgemein geschätzten Vater verlor er schon am 19. April 1768 und der Mutter allein lag nun die Erziehung und Erhaltung ihrer 3 Kinder ob (zwei waren vor dem Vater gestorben). Sie leistete redlich, was sich von einer treuen Mutter nur erwarten läßt; von ihr erhielt unser F. die ersten Eindrücke der Liebe und häuslichen Zucht. Sein Unterricht war der gewöhnliche, den damals und zum Theil noch jetzt Kinder aus dem Mittelstande, die sich nicht einem gelehrten Berufe widmen, genossen; er besuchte bis ins 14. Jahr das untere Gymnasium in Stuttgart und hatte auch einigen Privatunterricht im Schreiben, Rechnen und in Sprachen. Die Neigung des Knaben entschied sich für die Studien; allein zum Universitätsbesuch besaß die gute Mutter bei weitem nicht genug Vermögen und der damals eben erst vom Herzog Karl gegründeten Schule für Kunst und Wissenschaften, auf der Solitüde, mochte sie ihren Liebling auch nicht überlassen, oder wie sie sagte — aufopfern; — denn jene Anstalt erschien, wegen der strengen Gesetze und militärischen Zucht ihr wie vielen andern fürchterlich. Sie mit ihren rathgebenden Freunden bestimmten ihn demnach zur Schreiberei. Im 15. Jahre kam er denn zu dem Kloster-Amts- und Gegenschreiber Gmelin in Hirsau am Schwarzwald in die Lehre und mußte täglich 10 Stunden, meist mit Abschreiben beschäftigt, am Schreibtisch sitzen, wohl auch Haus- und Feldarbeiten verrichten, so daß ihm keine Zeit zu Erholungen übrig blieb; von

Kirchen lebte er in der brüderlichsten Eintracht und die Liebe und der Eifer, mit welchen er sich seinem Berufe hingab, war so lebendig in ihm, daß er sich größere Anstrengungen auferlegte, als seine schwache Körperkraft zu leisten vermochte. In seinem tief gebildeten Geiste paarte sich warme, ungeheuchelte Frömmigkeit mit reichen inneren Erfahrungen, welchem herrlichen Schatze seine öffentlichen Vorträge entströmten und kräftig die Liebe zu Gott und zum Heilande in die Herzen seiner Zuhörer senkten.

Leistikad,
Prediger zu Köslin.

* 31. D. Georg Ludwig Hartig,

königl. preußischer Ober-Landforstmeister, Staatsrath und Ritter zu Berlin;

geboren d. 2. Sept. 1764, gestorben den 2. Febr. 1836.

Erfüllt von dem Andenken des verehrten Mannes, der in seiner Laufbahn so viel und segensreich gewirkt, blicken wir mit Trauer auf seinen Heimgang, da er, obgleich schon im vorgerückten Alter, doch mit seltener Kraft und Thätigkeit ausgerüstet war, die ihn noch lange uns zu erhalten hoffen ließ. — Er stand, wie nur Wenige, an seinem Platze und so mußte er auch etwas Vorzügliches entwickeln — in sich selbst hatte er die Sicherheit und Festigkeit, die zum Fortschreiten in der Wissenschaft so nöthig ist. Eine hervortretende kräftige Lebensfrische, eine klar sich aussprechende Biederkeit waren die Grundlagen seines Charakters. — Hartig wurde zu Gladenbach, in der Nähe von Marburg, geboren, wo der Vater als hessen-darmstädtischer Forstmeister lebte. Wie seine Vorfahren dem Forstfache angehörten, so zeigte auch der junge Hartig eine vorherrschende Neigung für dasselbe, worin er die Elementarkenntnisse sich im väterlichen Hause erwarb. Zur weitern praktischen Ausbildung ging er im Jahr 1779 nach dem Harz, wo sein Oheim das Harzburger Forstrevier verwaltete, welches dem herzoglich braunschweigischen Antheil am Harze zugehörig. Hier war nun Gelegenheit, sich in allen Zweigen des Forst- und Jagdwesens tüchtig praktisch auszubilden und einen Schatz von Kenntnissen zu sammeln, mit welchem er nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurückkehrte, mit dem Vorsatze, die Uni-

getragene Stelle eines Rechnungsprobators anzunehmen, die er zur größten Zufriedenheit seines Vorgesetzten 3 Jahre versah. Im Jahre 1797 bewarb er sich mit Erfolg um eine Buchhalterstelle bei dem vormaligen Kirchenrath in Stuttgart. Seine Anstellung als Kirchenraths-Buchhalter erfolgte nach den damals gesetzlichen Prüfungen am 27. Januar 1798; er genoß aber noch 2 Jahre lang nicht die ordentliche Besoldung von 300 fl., sondern blos werktäglich 1 fl. Taggeld. Dieser geringe Gehalt wurde in der Folge auf täglich 1 fl. und auf eine Gratification von 60 fl., halb Geld, halb Naturalien, erhöhet. Inzwischen brachten Nebenbeschäftigungen, die ihm der damalige Kirchenrathsdirector von Hochstetter gab, sein Einkommen zu 1000 bis 1200 fl. Freilich hatte er dabei großer Anstrengung nöthig und mußte auf alle Erholung Verzicht leisten. Jahrelang ließ er sich täglich um 2 Uhr Nachts vom Nachtwächter wecken. Daher kam es denn auch, daß der arbeitsame Mann nach und nach den Schlaf verlor und bei annahendem Alter stets über Schlaflosigkeit Klage zu führen hatte. In seiner neuen Stellung wurde seine Thätigkeit, Brauchbarkeit und Geschicklichkeit bald erkannt und er erhielt nicht nur mehrere commissarische Aufträge, sondern auch schon im ersten halben Jahr seiner Anstellung die Funktionen eines Rechnungsraths. Als er endlich in die volle Besoldung eintrat, verheirathete er sich 1800 mit Rosine Gottliebe, der jüngsten Tochter des gewesenen Dekans Wilhelm Friedrich Hochstetter in Waiblingen, die ihm 4 Kinder gebar. Im Jahr 1803 wurde er zum Maulbronnischen Pfleger in Wieresheim ernannt. Zwei und ein halbes Jahr verflossen ihm und den Seinigen hier ohne Störung im Genusse häuslichen Glückes und Vergnügens, als unvermuthet Unglück über sie hereinbrach. Die zwei jüngsten Kinder erkrankten und starben wenige Stunden nach einander an demselben Tage (1. Oct. 1805) und einige Monate darauf (20. December) folgte ihnen auch die Mutter. Die Rücksicht, daß seine 2 unmündigen Kinder der Pflege einer Mutter, seine Oekonomie einer Hausfrau bedurften, bewogen ihn zur zweiten Ehe zu schreiten (1806) und er wählte eine Verwandte und Freundin der ersten Frau, die Tochter des Apothekers Joh. Jacob Unfried in Mark-Gröningen, welche ihm einen Sohn gebar. Die politischen Veränderungen, welche der Presburger Friede auch in Würtemberg herbeiführte, hatten auch auf die

bürgerliche Stellung des Verewigten Einfluß; er ward im Frühjahr 1806 zum Kreissteuerrath in Rothenburg ernannt. Zwar vermochten seine und seiner Freunde Vorstellungen bei dem Minister des Innern, Grafen Normann-Ehrenfels, daß er jene Stelle nicht antreten mußte; allein die neue Organisation der Oberfinanzkammer im Juni 1807 verursachte eine Vermehrung des Personals und er erhielt die Stelle eines Oberökonomieraths bei dem landwirthschaftlichen Departement der königl. Oberfinanzkammer. Was und wie Frisch in seinem neuen Amte gewirkt und die Interessen der Regierung und des Volkes gleichmäßig im Auge gehabt hat, dies zu erzählen, gehört nicht hieher; nur das sei bemerkt, daß sein vieljähriger Aufenthalt im Ober- und Unterland Würtembergs, seine mehrfachen commissarischen Reisen in die meisten Oberämter ihn mit allen Verhältnissen und Zuständen des Landvolkes bekannt gemacht und die Erfahrungen, die er vornemlich in Wiereshaim, wo er eigenen Landbau betrieb, gesammelt hatte, ihn vor vielen andern befähigten, für die gesammte Landwirthschaft und für die Aufhebung oder Feststellung der Feudallasten im Vertragswege erfolg- und segensreich thätig zu sein. Sein Verdienst ward auch vom Staat anerkannt: er wurde am 26. Novemb. 1817 Mitglied und vortragender Rath bei dem neuconstituirten Oberfinanzcollegium mit 2200 fl. Gehalt, erhielt im September 1821 das Ritterkreuz des Ordens der würtembergischen Krone; wurde dann im September 1822 als vorsitzender Rath zur Oberrechnungskammer versetzt und hatte von der Zeit an die Einnahmen und Ausgaben des Staats, das Budget und die Etats zu bearbeiten. Diesem beschwerlichen und anstrengenden Amte stand er mit der größten Gewissenhaftigkeit vor, ohne sich und seine Gesundheit zu schonen, welche schon durch seine frühere angestrengte Thätigkeit und die unglücklichen Familienereignisse untergraben war. Bei seiner gleichmäßig fortdauernden Arbeitsamkeit und Anstrengung nahm, sobald das höhere Alter eintrat, die eingewurzelte Schlaflosigkeit zu, früher ihm ganz unbekannte Leiden (Magenkrampf, Gelbsucht, Lungenentzündung) kamen seit dem Jahr 1831 fast periodisch wieder, schwächten seine geistigen und körperlichen Kräfte und hinderten ihn an der Erfüllung seines Berufs. Daher bat er schon im Jahr 1832, in welchem zwei Hauptfinanzetats gefertigt werden mußten, entweder seiner Dienste

enthoben, oder für jene Anfertigung mit einem Gehülfen unterstützt zu werden. Letzteres ward ihm bewilligt und so führte er sein Amt fort bis zur Mitte des Jahres 1835, wo zunehmendes Leiden und Abnahme seiner Kräfte ihn nöthigten, um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Die Bitte ward ihm mit Belassung seines Gehaltes und Bezeigung der allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen vieljährigen eifrigen Diensten gewährt. Schon im J. 1832 schrieb Frisch: „Ich sehne mich, meinen Lebensabend, der nur kurz sein kann, in der Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften hinzubringen.“ Was er vermuthet, das traf ein; sein Lebensabend, den er dazu benutzte, die vielen Pfleg- und Vormundschaften, die ihm seit vielen Jahren nicht allein von Freunden und Verwandten, sondern auch von Fremden sowohl aus der Stadt, als auch aus vielen Gegenden des Landes anvertraut waren, in Ordnung zu bringen und abzugeben und sein Haus zu bestellen, war kurz. Nachdem er so die letzten Pflichten, die ihm oblagen, mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit und Pünktlichkeit abgethan und die ältesten seiner Jugendgenossen, Freunde und Freundinnen, die von der im Herbst und Winter 1835/6 herrschenden Grippe ins Grab gerafft wurden, zur Ruhestätte begleitet hatte, ward er selbst auch von einem dem Anscheine nach leichten und gewöhnlichen Katarrh befallen, der nach einem fünftägigen Krankenlager seinem irdischen Leben durch eine Lungenlähmung ein stilles und leichtes Ende machte. — Frisch war von großer, magerer Gestalt, mit blonden Haaren und blauen lebhaftrollenden Augen; seine Haltung war immer leicht und gerade. In früheren Jahren ritt er gern und liebte Jagd und Landbau, wo er denn selbst Hand anlegte. Die letztere Neigung begleitete ihn auch in die Stadt und bis zum Tode. Er hatte sich vor der Stadt einen beträchtlichen Garten angekauft, den er sehr verbesserte; die reiche und ausgesuchte Baumschule in demselben war ganz das Werk seiner Hand; wie er denn um die Baumzucht und Veredlung der Obstsorten auch in Hohenheim und andern Orten sich anerkannte Verdienste erwarb. War Frisch nicht in seiner Amtsstube, noch in seinem Hause, so konnte man sicher sein, ihn in seinem Garten zu finden; denn öffentliche Orte der Geselligkeit und des Vergnügens besuchte er mit seiner Familie kaum jedes Jahr einmal. Dagegen sah er gern Besuche von Freunden

und Bekannten in seinem Hause und an seinem Tisch und unterhielt sie herzlich, einfach und belehrend aus dem reichen Schatze seines Lebens; er erzählte sehr gut, führte die Personen sehr charakteristisch und selbstredend auf und durchwob seine Erinnerungen mit feinen Bemerkungen und gefälligem Witz. Oefteres Unwohlsein störte in den letzten Jahren seine Heiterkeit; doch hörte man ihn nicht leicht darüber klagen. In seiner Umgebung hielt er auf Reinlichkeit und Ordnung, die sogleich einen freundlichen Eindruck auf die Besuchenden machte, deren von jeher viele zu ihm kamen, die eben Rath und Hülfe bedurften und nicht leicht ging Einer ohne Trost und Auskunft von ihm. Auch im übrigen Umgang war er gefällig, theilnehmend und voller Aufmerksamkeit und Schonung; er beobachtete streng alle Formen der Höflichkeit und des Anstandes, die seiner Generation gäng und gebe waren, über die aber jetzt viele der Jüngeren sich wegsetzen. In der häuslichen Erziehung seiner Kinder zeigte er mehr die Strenge und verbarg, manchmal mit Unrecht, die zärtliche Liebe und ängstliche Sorgfalt; denn er war schwer zu befriedigen, weil er meinte, er dürfe von den Kindern nach Maasgabe der Opfer, die er brachte und der Erleichterung ihrer Ausbildung, während ihm selbst die seinige so schwer geworden, sehr vieles und eben nach seinem Sinne fordern. Von geistlichen Voreltern stammend (der Großvater war Prälat und Consistorialrath) und den geistlichen Stand in jeder Beziehung hochachtend, hätte er daher seine Söhne am liebsten als Prediger gesehen; allein der älteste, der diesem Stand mit Eifer und Liebe zugethan war, starb in der Blüthe seiner Jahre, 8 Jahre vor dem Vater; der jüngere aber, auch Theolog, zog das Lehramt vor. Er selbst las sehr gern Predigten und besuchte auch regelmäßig die Kirche, ohne deshalb aber ein ängstlich-Gläubiger zu sein. Von Dogmatik und minutiösen menschlichen Satzungen ungeirrt, beobachtete er streng die göttlichen Gebote, die dem Menschen ins Herz geschrieben sind; seine Religiosität bestand in strenger Gewissenhaftigkeit, zu deren Begründung er einige — nicht sehr viele — Kernsprüche der Bibel stets in Bereitschaft hatte. Kurz, in kirchlichem Glauben, wie in Sitte, Charakter und Bildung gehörte er dem besten Geist des für immer denkwürdigen und aufgeklärten 18. Jahrhunderts an.

Prof. Kopp.

* 29. Johann Gottfried Arnold,

Prediger zu Liegnitz;

geb. den 12. Febr. 1769, gestorben den 1. Febr. 1836.

Arnold wurde zu Züllichau geboren. Seine ihm in frühem kindlichen Alter schon durch den Tod entrissenen Eltern waren der Bürger und Schneidermeister J. Arnold und Eleonore, geb. Buttermann. Frühzeitig gewahrte man an ihm die Vorliebe für geistige Beschäftigung und einen unermüdlichen Fleiß, welche mit nicht geringen Geistesgaben verbunden, ihm die Gunst seiner Lehrer auf dem königl. Waisenhause in seiner Vaterstadt erwarben. In dieser Anstalt und auch später in dem mit ihr verbundenen Pädagogium fand er väterliche Freunde, welche sich der verlassenen Waise annahmen und in den Wissenschaften weiterförderten, so daß er im Jahre 1791 die nahe gelegene Universität zu Frankfurt a/O. beziehen konnte. Bald fand er hier Aufnahme in dem Hause des Kaufmanns Schreer und übernahm mit gewissenhaftem Eifer die Erziehung eines Sohnes in dieser Familie. In ihr hat er glückliche Tage verlebt und wurde liebreich unterstützt, sich während dreier Jahren eine gediegene theologische Bildung, besonders unter seinem von ihm innigst verehrten Lehrer und Gönner, Prof. D. Steinbarth, anzueignen. Nach Verlauf des Trienniums übernahm er die Funktion eines Lehrers und Erziehers in dem Hause des Ministers Baron von Zedlitz auf Kapsdorf bei Schweidnitz. Nach abgelegtem theologischen Examen wurde er in seinem 25. Lebensjahre schon, 1794, nachdem er nur wenige Monate Hauslehrer gewesen war, auf eine abgehaltene Probepredigt als zweiter Diaconus an die Kirche zu U. L. Frauen nach Liegnitz berufen und hat von 1794—1809 jedes der beiden Diaconate an beiden evangelischen Kirchen und von 1809 bis zu seinem Tode das Pastorat an gedachter Kirche mit gewissenhafter Treue verwaltet. Im zweiten Jahre seiner Amtswirksamkeit wählte er die nachgelassene jüngste Tochter des Diaconus Joh. Christ. Fr. Mathaei, Friederike Wilhelmine, zu seiner Lebensgefährtin, mit welcher er 41 Jahre manche Sorge, aber noch mehr Freuden theilte. Sie überlebte ihn mit 6 Söhnen und 3 Töchtern. In jugendlicher Begeisterung übernahm A. sein Amt und es war ihm vergönnt, 42 Jahre lang ungestört zu wirken.

Mit ungeschwächter Kraft hat er bis wenige Wochen vor seinem unvorhergesehenen Tode mit unermüdlicher Thätigkeit und einem Eifer sein Amt verwaltet, daß jüngere Collegen es ihm kaum gleich zu thun vermochten. Zweimal besorgte er sogar wegen Krankheit seiner Collegen allein durch mehrere Jahre die Geschäfte in seiner großen Parochie und doch hat man ihn niemals über Entkräftung, niemals über häufige Arbeit klagen hören. Als Jugendlehrer war er nicht minder thätig und arbeitete mit nicht geringem Erfolg sowohl in den seiner Aufsicht anvertrauten Elementarschulen, als auch in einem eigenen Privatinstitute, dem er 20 Jahre lang seine Kräfte widmete, als auch besonders in dem Unterrichte der Confirmanden. Wie in seinen Predigten, so trug er auch hier die reine christlich-biblische Lehre klar und deutlich, zugleich auch herzlich und eindringlich vor. Allem mystischen Wesen und aller Heuchelei war er abhold, aber mit Wärme und Lebendigkeit sprach er von den heiligsten Dingen zu Erwachsenen und Kindern. Lange genug hat er den Umtrieben frömmelnder Egoisten, welche schon seit vielen Jahren in jener Stadt und Umgegend ihr gefährliches Haupt zu erheben suchten, widerstanden. Aber auch er hat redlich sein gutes Theil dazu beigetragen, daß seine Kirchgemeinde von einem kirchlichen Sinne und ächt-christlichem Geiste im Allgemeinen beseelt blieb. Als Mensch war er der höchsten Achtung werth. Sanftmüthig, leutselig und Irrende mit Schonung zurechtweisend, dem Beleidiger liebevoll vergebend, konnte er nur gegen Heuchler und Feinde der Gerechtigkeit unwillig werden; sie mußten seinen heftigen Angriff erfahren. Hätte man von ihm als Familienvater nun weniger erwarten können? Frühzeitig das jugendliche Gemüth bildend, trug er seinen freundlichen, treuen, geraden Sinn auch auf seine Kinder über und sorgte für sie mit eigner Entbehrung, mit solcher Mühe und Aufopferung, daß er sich schon deshalb die Achtung aller derer erwarb, welche in seine Familie Eingang fanden. So lebte er, treu und bieder, thätig und beharrlich, als Christ gläubig, fromm und Gott ergeben, von Allen geachtet, von den Seinen geliebt und verehrt, ohne drängende Sorgen und beneidenswerth sollte nun erst sein Alter sich gestalten, als er den jüngsten seiner Söhne für den irdischen Beruf ausgebildet sah, da entriß ihn der Tod den Seinen.

* 30. Karl Ludwig Adolph Müller,

Diakonus und Frühprediger an St. Marien und Pastor an der Schloßkirche zu Köslin;

geb. den 12. Oct. 1805, gest. den 1. Febr. 1836.

Zu Magdeburg, wo Müller das Licht der Welt erblickte, empfing er auf den dortigen Schulen seine erste Bildung, bis er im Jahre 1820, als sein Vater als Kanzleiinspektor bei der königlichen Regierung zu Köslin angestellt wurde, das Gymnasium dieses Ortes bezog. Durch seine häusliche Erziehung, besonders durch die Lehren und das Vorbild seiner frommen Mutter, wurde in ihm der Grund zu jener Richtung seines geistigen Wesens gelegt, welche sich in seinem spätern Leben durch die feurigste Gottesliebe aussprach und während seines amtlichen Wirkens schöne Früchte getragen hat. Auch er war ein Beweis, wie einflußreich edle Mütter auf die Richtung ihrer Söhne einwirken können und wie durch ihre Erziehung das, was sie als Männer einst wirken, bedingt wird. Während seines 6jährigen Besuchs des Gymnasiums zeichnete er sich durch unverdrossenen Fleiß und nicht gewöhnliche Fähigkeiten aus und als er im Jahr 1826 ehrenvoll von demselben entlassen wurde, bezog er die Friedrich-Wilhelmsuniversität zu Berlin, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, wozu ihn die Richtung seines Gemüths so mächtig hinzog. Seine erste Prüfung bestand er im Jahre 1830 zu Berlin und die zweite im folgenden Jahre zu Stettin. Die Zeugnisse der hohen Consistorien, welche er sich in jenen Prüfungen erwarb, bezeugen seine gründliche und umfassende theologische Ausbildung. Nachdem er interimistisch während eines halben Jahres das Pfarramt zu Ristow bei Schlave verwaltet hatte, wurde er von dem Magistrat zu Köslin, als Patron der St. Marienpfarrkirche, zum Diakonat an derselben berufen, womit zugleich das Pastorat an der Schloßkirche verbunden ist, welches Amt er am 13. November 1831 antrat. Gleich darauf verheirathete er sich mit Johanne Louise Blaß, welche er als Wittwe hinterlassen. In seiner so glücklichen Ehe, in welcher die innigste Liebe waltete und welche durch das sanfte, liebevolle Wesen seiner treuen Gattin immer neue Nahrung erhielt, wurden ihm drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, geboren. Mit seinen beiden Amtsgenossen an denselben

Kirchen lebte er in der brüderlichsten Eintracht und die Liebe und der Eifer, mit welchen er sich seinem Berufe hingab, war so lebendig in ihm, daß er sich größere Anstrengungen auferlegte, als seine schwache Körperkraft zu leisten vermochte. In seinem tief gebildeten Geiste paarte sich warme, ungeheuchelte Frömmigkeit mit reichen inneren Erfahrungen, welchem herrlichen Schatze seine öffentlichen Vorträge entströmten und kräftig die Liebe zu Gott und zum Heilande in die Herzen seiner Zuhörer senkten.

Leistikad,
Prediger zu Köslin.

* 31. D. Georg Ludwig Hartig,

Königl. preußischer Ober-Landforstmeister, Staatsrath und Ritter zu Berlin;

geboren d. 2. Sept. 1764, gestorben den 2. Febr. 1836.

Erfüllt von dem Andenken des verehrten Mannes, der in seiner Laufbahn so viel und segensreich gewirkt, blicken wir mit Trauer auf seinen Heimgang, da er, obgleich schon im vorgerückten Alter, doch mit seltener Kraft und Thätigkeit ausgerüstet war, die ihn noch lange uns zu erhalten hoffen ließ. — Er stand, wie nur Wenige, an seinem Platze und so mußte er auch etwas Vorzügliches entwickeln — in sich selbst hatte er die Sicherheit und Festigkeit, die zum Fortschreiten in der Wissenschaft so nöthig ist. Eine hervortretende kräftige Lebensfrische, eine klar sich aussprechende Biederkeit waren die Grundlagen seines Charakters. — Hartig wurde zu Gladenbach, in der Nähe von Marburg, geboren, wo der Vater als hessen-darmstädtischer Forstmeister lebte. Wie seine Vorfahren dem Forstfache angehörten, so zeigte auch der junge Hartig eine vorherrschende Neigung für dasselbe, worin er die Elementarkenntnisse sich im väterlichen Hause erwarb. Zur weitern praktischen Ausbildung ging er im Jahr 1779 nach dem Harz, wo sein Oheim das Harzburger Forstrevier verwaltete, welches dem herzoglich braunschweigischen Antheil am Harze zugehörig. Hier war nun Gelegenheit, sich in allen Zweigen des Forst- und Jagdwesens tüchtig praktisch auszubilden und einen Schatz von Kenntnissen zu sammeln, mit welchem er nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurückkehrte, mit dem Vorsatze, die Uni-

Millionen Morgen Staatswaldungen abgeschätzt und die Betriebseinrichtung festgestellt worden ist. Im J. 1813 zum Mitglied der Kommission zur Veräußerung der Domänen ernannt, wirkte er sehr wohlthätig dadurch, daß seine Taxarten den Waldungen einen höhern und wahren Werth gaben und daher dem Staate erhalten wurden. Mit seinen Amtsgeschäften begann er auch seine Vorlesungen vor einem großen Auditorium, die er bis zum Jahre 1821 fortsetzte, wo seine Dienstgeschäfte und Reisen ihn veranlaßten, das Lehramt an den bisherigen fürstl. Carolathschen Forstmeister Pfeil zu übergeben, der als Oberforstrath und Professor in preußische Dienste trat. Als aber im Jahr 1830 ein Forstlehrinstitut zu Neustadt-Eberswalde, 6 Meilen von Berlin, unter Direktion des Oberforstraths Pfeil errichtet wurde, übernahm er von neuem das Lehramt bei der Berliner Universität als Professor hon. und D. der Philosophie, wobei ihn einer seiner Söhne, der Oberförster, jetzige Professor Theodor Hartig unterstützte. Sein Monarch ehrte ihn durch die Verleihung des rothen Adlerordens 4r Klasse, dem später die 3r Klasse und bei dem letzten Ordensfeste die Schleife dazu folgte. Auch war er Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, als: der naturforschenden Freunde zu Berlin, der Societäten des Ackerbaues und der Künste zu Paris und zu Jemappe, so wie der Societät der Forst- und Jagdkunde in Sachsen rc. Bis nur wenige Wochen vor seinem Tode hat er sein Lehramt verwaltet. Von seinen literarischen Arbeiten erschienen in Berlin: Anleitung zur Berechnung des Geldwerthes eines im Betreff seines Naturalertrages schon taxirten Forstes. Berlin 1812. — Kubiktabellen. 1813. (4. Aufl. Berlin 1837.) — Instruktion, wonach die Holzkultur in den königl. preußischen Forsten betrieben werden soll. Berlin 1814. — Forst- u. Jagd-Archiv, welches vom Jahre 1816 bis 1820 in vierteljährigen Heften erschien und wovon später 1822 und 23 noch 2 Bände erfolgten. — Neue Instruktion für die königl. preuß. Forstgeometer und Forsttaxatoren, durch Beispiele erklärt. Leipzig 1819. — Anleitung z. wohlfeilen Kultur der Waldblößen. Berlin 1826. — Anleitung zur Vertilgung oder Verminderung der Kiefernraupen. Berlin 1827. — Anleitung zum Unterricht junger Leute im Forst- und Jagdwesen. Berlin 1827. — Beitrag zur Lehre von Ablösung der Holz-, Streu- und Weidservituten. Berlin 1829. — Abhandlungen

über interessante Gegenstände beim Forst- und Jagdwesen. Berlin 1830. — Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange in gedrängter Kürze. Berlin 1831. — Entwurf einer allgemeinen Forst- und Jagdordnung mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat. Berlin 1833. — Gutachten über die Frage: Welche Holzarten belohnen den Anbau am reichsten? und: Wie verhält sich der Geldwerth des Waldbodens zu dem des Ackers? Berlin 1833. — Forstliches und forstnaturwissenschaftliches Conversations-Lexikon. Berlin 1834., woran der Sohn, Prof. Hartig Mitarbeiter war. — Ueberhaupt beurkunden 30 Werke seine literarische Thätigkeit; das 31. Werk hat er noch im Manuscript unvollendet hinterlassen unter dem Titel: Der große Wildgarten, das zweckmäßigste Mittel, den Klagen des Landmannes über Wildschaden vorzubeugen, ohne Nutzen und Vergnügen der Jagd ganz zu opfern. — So stand und wirkte er mit ausgezeichneter Kraft bis im Monat Januar 1836, als die zu Berlin herrschende Grippe ihn und seine Familie auf das Krankenlager warf. Schon in der Genesung begriffen, wurde er durch den Tod eines 16jährigen Sohnes seiner vor mehreren Jahren verstorbenen Tochter, dem seine theure Gattin folgte, so erschüttert, daß er letztere nur 9 Tage überlebte. In diesem Jahre hätte er die Freude gehabt, sein 50jähriges Ehebündniß und das 50jährige Lehramt zu feiern. Dem Berufe und seinem Familienkreise, worin Verehrung und innigste Anhänglichkeit das schönste Bild häuslichen Glückes darstellten, lebte er einzig und allein. Von seiner zahlreichen Familie (13 Kinder, worunter 9 Söhne und 4 Töchter, folgten ihm nach Berlin) überleben ihn 5 Söhne und eine Tochter.

* 32. D. Johann Peter Hundeiker,

herzogl. braunschweigischer Educationsrath, zu Friedstein bei Dresden;

geb. am 29. Nov. 1751, gest. den 2. Febr. 1836.

Zu den Männern, deren Leben und Wirken ein segensreiches war, gehörte unstreitig der nun auch hinüber gegangene Hundeiker. Er war ein edler und hoher Geist, welcher in seinem engeren Kreise, wie für die Welt, Gutes wollte und that nach den ihm verliehenen Kräften. Früh mußte er diese Kräfte üben lernen und wohl mag ein kurzer Abriß seines Lebens da-

zu dienen, jungen aufstrebenden Gemüthern ein schönes Beispiel zu geben, wie ein edler Wille auch im Kampfe gegen äußere Hindernisse mit Gott sein Ziel erreicht. — Hundeiker wurde in Groß-Laffert, einem bedeutenden Dorfe im Fürstenthum Hildesheim geboren. Sein Vater war Krämer daselbst, ein streng-redlicher, tüchtiger Mann; seine Mutter, ohne auf die Art von Bildung Anspruch machen zu können, welche sich in höhern Ständen so leicht erwirbt, war ausgezeichnet durch Geist und Herzensgüte. In allen Lagen ihres Lebens, in allen Verhältnissen wußte sie sich würdig zu behaupten und mit der ihrem Wesen angebornen Anmuth sich Liebe und Vertrauen überall zu erwerben. Von ihrem entscheidenden Einflusse auf seine geistige, wie auf die religiöse Richtung seines Gemüths sprach H. noch im Greisenalter nur mit kindlich dankbarer Anerkennung und Rührung. Ihren Vorstellungen gab der Vater nach, als er sich entschloß, seinen Sohn nach zurückgelegtem 11. Jahre nach Braunschweig auf die Waisenhausschule zu schicken, um mehr als es in der Dorfschule geschehen konnte, die Anlagen zu entwickeln, welche unverkennbar im Thun und Wesen des Knaben sich aussprachen. Damals kannte man die Kunst noch nicht, das Lernen dem Schüler zu erleichtern. Trocknes Auswendiglernen oft nur halbverstandener Dinge, Schläge für den zu Lebhaften oder zu Trägen, das waren die Mittel, welche in jener Zeit sehr häufig für genügend gehalten wurden, den Geist zu entwickeln. Früh aber regte sich in dem jungen H. das Gefühl, es müsse eine bessere Art des Unterrichts geben als diese und wenn ihm dann die Möglichkeit vorschwebte, einst selbst Lehrer zu werden, welches ihm als das höchste Glück erschien, so nahm er sich schon damals vor, nach besserer Lehrweise zu forschen, als die war, unter welcher er seufzte. Nach zwei in Braunschweig verlebten Jahren nahm der Vater den jungen H. von da zurück; er fürchtete, der Knabe möchte zu viel Gefallen an gelehrten Dingen finden und um dagegen wirken zu können, wollte er ihn mehr in seiner Nähe haben, denn sein Sohn sollte Kaufmann werden. Es wurde beschlossen, den Knaben nach dem Städtchen Peine zu bringen, da der Rector der dortigen Schule, unter dessen Obhuth man H. stellen wollte, ein Freund der Familie war. Mehrere Monate vergingen, ehe dieser Plan ausgeführt wurde und H., der sie bei seinen Eltern zubrachte, be-

Kirchen lebte er in der brüderlichsten Eintracht und die Liebe und der Eifer, mit welchen er sich seinem Berufe hingab, war so lebendig in ihm, daß er sich größere Anstrengungen auferlegte, als seine schwache Körperkraft zu leisten vermochte. In seinem tief gebildeten Geiste paarte sich warme, ungeheuchelte Frömmigkeit mit reichen inneren Erfahrungen, welchem herrlichen Schatze seine öffentlichen Vorträge entströmten und kräftig die Liebe zu Gott und zum Heilande in die Herzen seiner Zuhörer senkten.

Leistikad,
Prediger zu Köslin.

* 31. D. Georg Ludwig Hartig,

königl. preußischer Ober-Landforstmeister, Staatsrath und Ritter zu Berlin;

geboren d. 2. Sept. 1764, gestorben den 2. Febr. 1836.

Erfüllt von dem Andenken des verehrten Mannes, der in seiner Laufbahn so viel und segensreich gewirkt, blicken wir mit Trauer auf seinen Heimgang, da er, obgleich schon im vorgerückten Alter, doch mit seltener Kraft und Thätigkeit ausgerüstet war, die ihn noch lange uns zu erhalten hoffen ließ. — Er stand, wie nur Wenige, an seinem Platze und so mußte er auch etwas Vorzügliches entwickeln — in sich selbst hatte er die Sicherheit und Festigkeit, die zum Fortschreiten in der Wissenschaft so nöthig ist. Eine hervortretende kräftige Lebensfrische, eine klar sich aussprechende Biederkeit waren die Grundlagen seines Charakters. — Hartig wurde zu Gladenbach, in der Nähe von Marburg, geboren, wo der Vater als hessen-darmstädtischer Forstmeister lebte. Wie seine Vorfahren dem Forstfache angehörten, so zeigte auch der junge Hartig eine vorherrschende Neigung für dasselbe, worin er die Elementarkenntnisse sich im väterlichen Hause erwarb. Zur weitern praktischen Ausbildung ging er im Jahr 1779 nach dem Harz, wo sein Oheim das Harzburger Forstrevier verwaltete, welches dem herzoglich braunschweigischen Antheil am Harze zugehörig. Hier war nun Gelegenheit, sich in allen Zweigen des Forst- und Jagdwesens tüchtig praktisch auszubilden und einen Schatz von Kenntnissen zu sammeln, mit welchem er nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurückkehrte, mit dem Vorsatze, die Uni-

bedeutendsten Männer damaliger Zeit und niemals wandte sich H. vergebens um Belehrung an ihn. Viel trug dieser Mann, welcher Separatist war, zur Läuterung der religiösen Ansichten des Jünglings bei, der schwere Kämpfe in sich zu bestehen und hart mit düsteren und quälenden Zweifeln zu ringen hatte, ehe das rechte Licht reinen christlichen Glaubens in ihm aufging. Aber er kämpfte muthig und gewann endlich den Felsengrund, auf welchem sein ganzes Wesen ruhte. — Vergebens hatte er durch Jerusalems und Reimarus Betrachtungen Ruhe zu erlangen gehofft, sie wurde ihm erst nach dem Lesen von Basedow's Philalethie und dessen methodischen Unterricht. Nie sprach er ohne lebhafte Dankbarkeit darüber, daß er durch Basedow's Bücher, wie später durch seine mündlichen Unterhaltungen gelernt habe, Kirchenthum vom Christenthum zu unterscheiden und wie sehr er auch in seinen religiösen Ansichten von denen jenes trefflichen Mannes abwich, so betrachtete er ihn doch immer als seinen geliebten Führer zum Heil. Während dieser eifrigen Bestrebungen, sich selbst zu bilden, erlosch in ihm niemals die Sehnsucht, welche schon des Knaben Brust bewegt hatte, Lehrer und Erzieher zu werden; deshalb nahm er mit Bewilligung seiner Eltern ein kleines Mädchen von 4 Jahren ins Haus und versuchte nun an diesem Kinde seine Fähigkeiten als Lehrer und Erzieher. Vieles von dem, was er bis dahin über Erziehung und Unterricht gedacht und geforscht hatte, trat nun ins Leben. So erfand er z. B. den Lesekasten. Dieser ist nachmals vielfach benutzt, empfohlen u. theilweise verändert worden; aber ihm gebührt die Ehre der ersten Erfindung. So war es auch H., der, wie s seine Privatfibel beweiset, der Veranlasser der spätern Lautirmethode wurde. Er selbst hatte die Freude, zu sehen, wie seine Art zu lehren, sowohl bei seinen ersten pädagogischen Versuchen, wie bei allen seinen nachmaligen Schülern den besten Erfolg hatte. In jene Zeit fällt auch sein durch einen Zufall erfolgtes Bekanntwerden mit dem Leibmedikus Wagler zu Braunschweig, der sich durch den Geist und den Scharfsinn in der mit ihm gepflogenen Unterredung auf das höchste angezogen fühlte. Diese Bekanntschaft war ein folgenreiches Ereigniß für H.'s ganzes künftiges Leben, denn Wagler nahm sich von nun an seiner mit warmer Liebe an. Schon in den nächsten Tagen schrieb er ihm, nähere Aufschlüsse von ihm begehrend über den Gang sei-

über interessante Gegenstände beim Forst- und Jagdwesen. Berlin 1830. — Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange in gedrängter Kürze. Berlin 1831. — Entwurf einer allgemeinen Forst- und Jagdordnung mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat. Berlin 1833. — Gutachten über die Frage: Welche Holzarten belohnen den Anbau am reichlichsten? und: Wie verhält sich der Geldwerth des Waldbodens zu dem des Ackers? Berlin 1835. — Forstliches und forstnaturwissenschaftliches Conversations-Lexikon. Berlin 1834, woran der Sohn, Prof. Hartig Mitarbeiter war. — Ueberhaupt beurkunden 30 Werke seine literarische Thätigkeit; das 31. Werk hat er noch im Manuscripte unvollendet hinterlassen unter dem Titel: Der große Wildgarten, das zweckmäßigste Mittel, den Klagen des Landmannes über Wildschaden vorzubeugen, ohne Nutzen und Vergnügen der Jagd ganz zu opfern. — So stand und wirkte er mit ausgezeichneter Kraft bis im Monat Januar 1837, als die zu Berlin herrschende Grippe ihn und seine Familie auf das Krankenlager warf. Schon in der Genesung begriffen, wurde er durch den Tod eines 16jährigen Sohnes seiner vor mehreren Jahren verstorbenen Tochter, dem seine theure Gattin folgte, so erschüttert, daß er letztere nur 8 Tage überlebte. In diesem Jahre hätte er die Freude gehabt, sein 50jähriges Ehebündniß und das 50jährige Lehramt zu feiern. Dem Staate und seinem Familienkreise, worin Verehrung und innigste Anhänglichkeit das schönste Bild häuslichen Glückes darstellten, lebte er einzig und allein. Von seiner zahlreichen Familie (13 Kinder, worunter 9 Söhne und 4 Töchter) folgten ihm nach Berlin; überleben ihn 5 Söhne und eine Tochter.

* 32. D. Johann Peter Hundeiker,

herzogl. braunschweigischer Consistorialrath, zu Friedheim bei Dresden;

geb. am 25. Nov. 1751, gest. den 1. Febr. 183.

Zu den Männern, deren Leben und Wirken ein segenreiches war, gehörte unstreitig der nun auch hinüber gegangene Hundeiker. Er war ein edler und biederer Geist, welcher in seinem engeren Kreise, wie für die Welt, Gutes wollte und that nach den ihm verliehenen Kräften. Früh mußte er diese Kräfte üben lernen und wohl mag ein kurzer Abriß seines Lebens be-

zeichnete, hochgebildete edle Frau, überlebte ihren Jugendfreund um ein Jahr und war das letzte Glied des schönen Kreises, in welchem H.'s geistiges Wesen athmete; er stand mit ihr bis zu seinem Tode in freundschaftlichem Briefwechsel. — Im Jahr 1775 verlor er seinen redlichen Vater und mußte sich nun um so ausschließlicher dem Berufe widmen, für welchen er erzogen war; jedoch hinderte ihn das nicht, nach allen Seiten hin die schönen Verhältnisse zu befestigen und zu erhalten, welche ihn so sehr beglückten. Besondere große Freude gewährte ihm Waglers ehrendes Vertrauen, der bei allem, was die Erziehung seiner Söhne betraf, den Rath seines jungen Freundes begehrte und ihn mehr und mehr als Herzens- und Hausgenossen behandelte. Zugleich aber bemühte sich der edle Freund mündlich und schriftlich, die Lebhaftigkeit und Heftigkeit des jungen Hitzkopfes zu mildern, welche diesen auch wohl in spätern Jahren noch überwallte. Alles dieses trug dazu bei, ihn immer weiter zu treiben auf der Bahn des Wissens — er wagte es allmählig, bei dieser oder jener Veranlassung kleine Aufsätze, freilich ohne seinen Namen drucken zu lassen; bei verschiedenen Gelegenheiten gab er Proben eines bedeutenden dichterischen Talents, welches indeß nie volle Ausbildung erhielt. Seine Kinderlieder wurden bald allgemein gekannt, in Kinderbücher aufgenommen und besonders hervorgehoben. So geschah es, daß H. im Jahr 1778 zuerst durch die pädagogischen Unterhandlungen, dann durch Basedow und Wolke schriftlich einen Ruf ans Philanthropin zu Dessau bekam. Er entschloß sich, nach langem Bedenken, nicht ohne Zureden Waglers, dessen Briefe über diesen Gegenstand eben so viel Freundschaft, wie ein tief religiöses Gemüth darthun, zur Reise dahin. Vergebens aber bemühte sich Basedow, den jungen Mann dort zu fesseln; dieser glaubte nicht den Erwartungen entsprechen zu können, welche man von ihm hegte. B. erbot sich, ihm Muße und Lehrer zu gewähren, um sich zu unterrichten, wie er es nöthig fände; er zeigte ihm die freundlichste Aussicht für die Zukunft, er machte ihm Vorschläge, wie sie nur das innigste Vertrauen eingeben kann — H. widerstand den lockendsten Anerbietungen, theils aus dem schon angegebenen Grunde, theils aus Liebe zu seiner Mutter, welche den Gedanken an Trennung von ihm nicht

zu fassen vermochte. Wie ungern Basedow auch seinen Wunsch aufgab und ob er ihn auch einen hartnäckigen Trotzkopf nannte, ehrte er doch die Gründe seines jungen Lieblings und blieb ihm zugethan in treuer Zuneigung. Eben so blieb Wolke ihm bis an seinen Tod ein wahrer und treuer Freund. Seinem Aufenthalt in Dessau verdankt H. auch die Bekanntschaft und Freundschaft Campe's — dort lernte er auch Göthe *) kennen und dieser ohne in nähere Beziehung zu ihm getreten zu sein, erinnerte sich doch seiner Jugendbekanntschaft mit großer Bestimmtheit noch wenige Jahre vor seinem Tode. Der Schwiegersohn und die Tochter H.'s brachten nemlich dem Dichtergreise Grüße von jenem. „Ach", antwortete Göthe, „grüßen sie ihn herzlich wieder, wir kannten uns in der Zeit, wo Männer Knaben erzogen, jetzt ist's umgekehrt, die Knaben wollen Männer erziehen." — Im Innern bereichert, von tausend neuen Ideen ergriffen, um Vieles gereifter, kam er wieder in Lassert an. Wie erschien ihm sein Geschäft jetzt doppelt schwer und allen seinen Neigungen widerstrebend; aber dennoch widmete er sich ihm mit Ernst und Pflichttreue, ohne seine höhere Ausbildung zu vernachlässigen. Bald nach seiner Rückkehr von Dessau gab ihm sein schon seit Monaten kränkelnder Freund und Wohlthäter Wagler († 1778) einen neuen Beweis seines ehrenden Vertrauens. Er vertraute ihm seine beiden Söhne an, wovon der älteste, Fritz, damals noch nicht 3 Jahre alt war. Für diesen schrieb H. mehrere seiner ausgezeichneten Kinderlieder und er war es, welcher den zuerst in den pädagogischen Unterhandlungen abgedruckten Aufsatz veranlaßte: Die erste Entdeckung des göttlichen Namens an ein dazu vorbereitetes Kind. Nun verheirathete er sich auch mit der Tochter eines benachbarten Predigers, einem eben so vortrefflichen als liebenswürdigen Mädchen, welche sein Leben verschönerte, ihm eine treue, zärtliche Gattin, eine wahre Genossin seiner Sorgen und Mühen, wie seiner Freuden, seinen Kindern und Pflegekindern die liebevollste Mutter und Pflegerin wurde. Aber die Begründung seiner Häuslichkeit hinderte ihn keineswegs, nach außenhin und für das Wohl Anderer thätig zu sein. So hatte er z. B. längst begonnen, mit warmer Liebe und thätigem Eifer Theil zu nehmen an den Ereignissen in seinem Dorfe.

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

Aufgewachsen unter den Landleuten, kannte er genau die Art, wie sie behandelt sein wollen und bald hatte der junge Mann das volle Vertrauen derer gewonnen, mit deren Kindern, oder mit denen selbst er in der Schule gewesen war. Die Bauern seines Dorfes waren im Allgemeinen, wie die meisten der damaligen Zeit, roh, abergläubisch, unwissend und verschrieen als Zänker und Säufer. Seinem Zureden gaben sie nach, als sie anfingen, in Krankheiten einen ordentlichen Arzt zu Rath zu ziehen. Er machte ihnen die erforderlichen Krankenberichte, aus seinem Hause empfingen sie die heilsamen Speisen und Getränke. Bei unbedeutenden Fällen wagte er auch wohl, ihnen selbst dieses oder jenes Mittel zu rathen. Ja, es gelang ihm einigemal, dem Tode Nahe, oder schon todt Geglaubte, durch Anwendung zweckmäßiger Mittel ins Leben zurückzurufen und von da an stand sein Ansehen fest, das Vertrauen auf ihn war begründet. Unmerklich bildete er sich einen Kreis aus den Besten und Aufgewecktesten der Gemeine, sowohl Männer als Frauen, welche er oft, gewöhnlich Sonnabend Abends, um sich versammelte. Hier wurde der Keim zur Bildung der ganzen Gemeinde gelegt. Man sprach über Alles, man las Vieles, was dem Landmanne nützlich und belehrend sein konnte; man sang auch wohl ein frohes Lied aus Hoppenstedts Volksschulliedern, wozu H. selbst so manchen Beitrag geliefert hatte. Durch diesen Kreis lernte das Dorf auch das Beckersche Noth- und Hülfsbüchlein kennen, an welchem H. gleichfalls sowohl berathend, als Beiträge liefernd Theil genommen hatte. Von Tag zu Tag stieg das Vertrauen in den guten Willen und die Einsichten des Mannes, welcher jedem Mitgliede der Gemeinde überlegen an Geist wie an äußerer Stellung, es doch nicht verschmähte, sich ohne alle Ansprüche in ihre öffentlichen Versammlungen zu mischen, als Gast sich einzustellen bei ihren Hochzeiten, ihre Kinder aus der Taufe zu heben, kurz sich überall ihnen freundlich beizugesellen. Wo er war, durfte keine Rohheit mehr stattfinden, jeder Streit mußte aufhören; aber aus allen Kräften unterstützte er gesellige Fröhlichkeit, welche er durch Gesang zu veredeln wußte. So geschah es, daß als der alte Rector der Schule immer schwächer wurde, die Angesehensten der Gemeinde sich einst bei einer frohen Versammlung um ihn drängten, mit herzlichen Bitten, doch dafür zu sorgen, daß die Schule eine bes-

ner geistigen und moralischen Bildung. H. empfing diesen Brief des gelehrten, edlen und bürgerlich hochgestellten Mannes mit überschwenglicher Freude, er fühlte sich hoch geehrt, aber gleichwohl vergingen mehrere Tage, ehe er sich entschließen konnte, ihn zu beantworten. Es schien ihm unmöglich, daß er genügend einem solchen Manne schreiben könne. Endlich aber faßte er Muth, schrieb und gab sich ohne Rückhalt dem edlen Manne hin, der mit väterlicher, liebevoller Theilnahme zu ihm gesprochen hatte. Er verhehlte ihm nichts; nicht sein Verlangen, dem Lehrerfache sich zu widmen; nicht das tiefe, innere Widerstreben, mit welchem er, nach dem Wunsche seines Vaters, sich seinem nunmehrigen Geschäfte gewidmet; nicht die Art, wie er an seiner Ausbildung gearbeitet habe und nicht, nach wie viel Qualen, Schmerzen und innerer Zerrissenheit es ihm endlich durch das Lesen der Basedowschen Schriften gelungen, die Religionszweifel gänzlich zu besiegen, unter denen er fast erlegen sei. Wagler, dessen ganzes Herz dieser Brief gewann und der ihn drucken lassen wollte, was aber H. entschieden ablehnte, theilte ihn seinen gelehrten Freunden in der Nähe und Ferne, theils im Original, theils in Abschriften mit. Auf diese Weise wurde der bis dahin unbekannte junge Mann in den Kreis von Männern eingeführt, deren Namen er mit unbegrenzter Ehrfurcht zu nennen gewohnt war, denen nahe zu treten er nie gehofft hatte. Es öffneten sich ihm die Häuser namhafter Gelehrten, wie die der vornehmeren Welt in Braunschweig; er wurde beehrt mit Briefen von Basedow, Wolke *), Rochow **), Feddersen u. s. w. Man denke sich seine Seligkeit, man denke sich die Masse neuer ihm werdender Eindrücke! Von einer andern Seite hatte er auch in Hildesheim die Bekanntschaft Raves, eines trefflichen Mannes, gemacht, der ihm in jeder Beziehung bis zu dessen Tode ein wahrer, thätiger und helfender Freund blieb; durch diesen trat er in enge freundschaftliche Verbindung mit Eludius ***) u. machte später auch Bekanntschaft mit dem edlen Dohm und a. m. Rave's Tochter, welche ihm nachmals ihren einzigen Sohn, den jetzigen Obertribunalrath v. Schrader in Tübingen anvertraute, eine ausge-

---

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. d. N. Nekr. S. 28.
**) Dessen — — 6. — — — — 162.
***) — — — 13. — — — — 559.

trauten Kinder, als seine beiden ältesten Söhne, Julius und Wilhelm, eines ausgedehnteren Unterrichts bedurften, auch ein tüchtiger Schullehrer angestellt war, übergab er diesem die Schule und widmete sich ausschließlich der Erziehung seiner eigenen, wie der fremden Kinder. Die Zahl dieser letztern vermehrte sich jedoch so sehr, daß er sich genöthigt sah, durch einen Anbau sein Haus zu vergrößern. Die ersten Familien Braunschweigs und Hildesheims übergaben ihm ihre Söhne; ein junger Schottländer und zwei Spanier wurden ihm durch seinen Freund Campe zugeführt. Er mußte daher mehrere Gehülfen anstellen und war so, ohne sein Zuthun, wenigstens ohne es eigentlich bestimmt zu wollen, Vorsteher einer blühenden Erziehungsanstalt geworden. Der Traum seiner Kindheit war verwirklicht und selige Gefühle des Dankes gegen Gott und der Freude, Gutes zu wirken, schwellten seinen Busen. Man darf jedoch nicht glauben, daß sein gewonnener Standpunkt frei von Sorgen war. Sein kleines Vermögen war durch den Bau erschöpft; seine Handelsgeschäfte hatte er ganz niedergelegt; ein abermaliger Bau war nothwendig geworden; um ihn auszuführen, mußte er Geld erborgen und die mäßige Summe, welche er sich als Pension für seine Zöglinge zahlen ließ, reichte kaum aus, die Zinsen des fremden Geldes zu erübrigen. Wie ihn aber auch diese Sorgen drückten und seinen natürlichen Ernst vermehrten, unwandelbar fest stand in ihm das Vertrauen auf seinen höchsten Lenker und Führer und muthig schritt er vorwärts auf der Bahn, die Gott ihm bereitet. Ueber die Grundsätze, welche ihm und seinen Gehilfen zur Richtschnur dienten, findet man Ausführlicheres in der Schrift seines geistvollen Mitarbeiters und Freundes F. G. Becker: Die Erziehungsanstalt zu Vechelde. Hier stehe nur eine kurze Andeutung von H.'s Persönlichkeit und der damit in Zusammenhang stehenden Erziehungsweise. Er war ein schlank aufgewachsener Mann von mittlerer Größe; seine gerade Haltung, die Art, wie er den Kopf trug; die blitzenden, geistvollen blauen Augen; die erhabene, ausdrucksvolle Stirn gaben seinem ganzen Erscheinen etwas wahrhaft Gebietendes. Der gewöhnliche Ausdruck des edlen Gesichts war Eifer, ja strenger Ernst und dieser, früh genährt durch seine ganze geistige Entwickelung, war auch der Grundzug seines Charakters. Doch liebte

und beförderte er gern heitere Geselligkeit und jugendliche Munterkeit, rügte es aber sehr, wenn diese die Grenzen überschritt. In der Regel verhüllte er unter strengem Aeußern die große Fülle von Liebe und Weichheit seines Herzens. Diese zeigten sich nur ohne Hülle gegen ganz junge Kinder, mit welchen er auf eine wahrhaft rührende Weise zu tändeln, zu plaudern und sie zu beschäftigen wußte. In dem Maaße, wie sie sich entwickelten, nahm auch sein Ernst gegen sie zu und nur selten sah man ihn seinen eigenen, wie den anvertrauten Kindern Liebkosungen ertheilen; auch Lobsprüche waren selten. Ein ruhiges: „Recht gut! Fahr nur so fort!“ oder dergl. galt Allen für überschwängliches Lob. Seine Lebensweise war streng geregelt und Gleiches begehrte er von seinem ganzen Hause; von dem Größesten wie von dem Kleinsten verlangte er unbedingten Gehorsam und rastlosen Fleiß in den der Arbeit gewidmeten Stunden. Man beschuldigte ihn wohl zu großer Strenge, dann aber pflegte er zu antworten: Das Leben spielt nicht, also soll auch der Erzieher nicht spielen. Dagegen trat wieder alle schöne Wärme seines reichen Herzens in seinen religiösen Vorträgen, wie in diesem Unterrichte hervor. Es mochte geschehen, daß er verstimmt, mit finsterm oder sorgenvollen Gesicht zu seinen Schülern eintrat, hatte er aber das Buch aufgeschlagen, begann er zu ihnen zu sprechen von Gott und Christus, dann verklärte sich mehr und mehr das edle Antlitz und mit gespannter Aufmerksamkeit hingen die Zuhörer an den Lippen, welche religiöse Wahrheiten aussprachen, die einem warmen und frommen Herzen entströmten. Die Liebe, die dauernde Verehrung fast aller seiner Zöglinge hat wohl in diesen schönen Stunden ihren festen Grund. Der Erfolg seiner Erziehungsweise widerlegte am besten die Ansichten derer, welche behaupten, Ernst und Strenge erzeugten Heuchler, oder machten zaghaft, verschlossen und schüchtern; H.'s Zöglinge waren fast alle offen, mittheilend und freimüthig, so daß jedem die Anstalt besuchenden Fremden der heitere Geist des Ganzen und die edle Sitte des Hauses angenehm auffiel. Das Verhältniß der Zöglinge zu H. und seiner Gattin war ein durchaus kindliches. Der Mittag- und Abendtisch versammelte die ganze Familie und auch alle Besuche wurden nur an dem Institutstische bewirthet. Kleine Feste, Spaziergänge, Spiele wurden von H. auf alle Weise begün-

stigt und immer nahm seine Familie Theil daran. So geschah es, daß das Leben im Institut ein Familienleben war. Jeder wußte, H. sei unerbittlich streng; aber jeder wußte auch, diese Strenge sei nur schreckend für den Faulen, Leichtsinnigen, Bösartigen. Wohl traf es sich, daß mancher Jüngling die Anstalt verließ, ohne Liebe, ohne Dankgefühl für seinen Pflegevater, welcher dem Scheidenden mit dem schmerzlichen Gefühl, Lehre und Warnung sei fruchtlos geblieben, nachsah; aber es ist auch geschehen, daß viele von diesen in spätern Jahren sich in tiefer Erkenntniß ihres Unrechts, mit lebhafter Reue, mit der kindlichsten Liebe schriftlich an den Pflegevater wandten, oder daß sie ihn persönlich aufsuchten und ihm sagten, wie sich fern von ihm ihren Herzen die Ueberzeugung von seiner väterlichen Liebe und Treue immer siegender aufgedrungen habe. Solche Briefe, solche Besuche beglückten den Greis noch in seinen letzten Jahren und gehörten zu seinen süßesten Freuden. Dies mag hinreichen, einen allgemeinen Begriff von H.'s Wirken als Vorsteher eines Instituts zu geben. Die Zahl seiner Zöglinge stieg von Jahr zu Jahr, der Raum wurde abermals zu beschränkt und noch waren die Kosten des zweiten Baues nicht verschmerzt, als schon ein dritter größerer begonnen werden mußte. Natürlich mußte auch mit der Zahl der Zöglinge, die so verschieden waren an Jahren wie an Geist und Kenntnissen, die Zahl der Lehrer wachsen. Das Hundeiker'sche Institut genoß eines ausgezeichneten Rufes und wiederholt erhoben sich ehrenwerthe Stimmen in öffentlichen Blättern, welche sein Lob verkündeten. Unter seinen Zöglingen befanden sich Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier, Schweden, Portugiesen u. s. w.; sie waren von allen Confessionen, aber allen ertheilte H. den gleichen Religionsunterricht; nur zur Vorbereitung für die Firmelung wurden die Katholiken während einiger Wochen von einem Priester ihres Glaubens unterrichtet. Die Vorbereitung zur Konfirmation aber war ausschließlich sein Geschäft. Das Institut, in welchem so mancher junge Braunschweiger geistig und moralisch gebildet wurde, erregte auch die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand. Im Sommer 1804 führte ihn eine Reise durch Vaffert und er benutzte sie dazu, die Anstalt durch den Augenschein kennen zu lernen. So sehr gewann Alles, was er dort sah und hörte, seinen Bei-

fall, daß er das Institut seinem eigenen Lande zu gewinnen wünschte. Die Verhandlungen darüber währten nicht lange, zu groß waren die Vortheile, welche H. angeboten wurden und er entschloß sich bald, sein geliebtes Laffert mit einem andern Aufenthalt zu vertauschen. Das Schloß Vechelde wurde ihm für sich und sein Institut mit dazu gehörigem großen Garten, Wiese, freiem Holz und dgl. überlassen. So angelegentlich betrieb der Fürst diese Sache, daß schon am 29. Oct. desselben Jahrs das Institut in Vechelde einziehen konnte. Der Herzog hatte jede nöthige Veränderung treffen lassen; ja er hatte für die anständige Meublirung mehrerer Zimmer gesorgt und forderte H. wiederholt auf, wenn er noch Wünsche habe, sie ihm dreist auszusprechen. Schwer ward der Abschied von Laffert, dessen Bewohner noch wetteiferten, dem Scheidenden Beweise ihrer Anhänglichkeit zu geben; doch war es natürlich, daß H. mit unbeschreiblich seligen Gefühlen, in der Mitte seiner Lieben, in die Hallen einzog, in welchen er schon vor Jahren so schöne Stunden erlebt hatte, als Gast seines, fürstlichen Freundes, des Herzogs Ferdinand. Einen neuen Beweis von des Herzogs Huld empfing er wenige Tage nach seinem Einzuge, indem ihm ein gnädiges Handschreiben desselben zu Theil wurde, dem zugleich das Patent als Edukationsrath beigefügt war. So schien nun der edle Mann auf dem Gipfel seines Glücks zu stehen, was um so mehr erhöht schien, als in dem nächsten Jahre sein ältester Sohn, Julius, ihm als Gehülfe zur Seite trat. Dieser folgte jedoch schon nach wenigen Jahren dem Berufe, für welchen er sich gebildet hatte und trat als Prediger ein. Ehe dieser jedoch Vechelde verließ, kehrte der zweite Sohn, Wilhelm, von der Universität zurück und dieser, welcher seines Vaters Laufbahn betrat, wurde von da an als der Nachfolger desselben betrachtet. Die Unterstützung der Söhne machte es möglich, die Ausbildung der dem Institut anvertrauten Knaben bis zur Reife für die Universität zu vervollkommnen. Trotz aller dieser befriedigenden Umstände aber häuften sich in den nächsten Jahren für H. schwere Sorgen. Jener unselige Krieg, der für ganz Deutschland so unheilvoll wirkte, wurde auch für ihn eine Quelle mannichfachen Trübsals. Ein großer Theil der Ausländer, namentlich Engländer, wurde abgerufen, so daß die Zahl der Zöglinge sich bedeutend verminderte; dazu stieg der Preis

der ersten Lebensbedürfnisse auf eine beängstigende Höhe und es bedurfte der ganzen Umsicht und Thätigkeit seiner Gattin zur anständigen Fortsetzung des Haushalts. Jedoch stieg die Zahl der Zöglinge trotz der ungestümen Zeitumstände bald wieder. Vor Ausbruch des Krieges wurde H. von einem dem Herzoge nahe stehenden Freunde oft aufgefordert, diesen zu ersuchen, ihm Vechelde als freies Eigenthum zu übergeben; man setzte hinzu, der Herzog erwarte es; jener aber konnte sich zu einer Bitte nicht entschließen, welche ihm um so unbescheidener schien, je größer des Herzogs Güte gegen ihn war. So kam die Zeit heran, wo der Fürst zur Armee abging; schwer verwundet, sterbend kehrte er zurück und nun war es zu spät, das Versäumte nachzuholen. Niederschlagend mußte für H. die als Folge des unglücklichen Krieges auch in seinen Verhältnissen eintretende Veränderung der Dinge sein; denn die neue Regierung nahm ihm sogleich alle ihm vom Herzog bewilligten Vortheile, z. B. das freie Brennholz, 1000 Herrendienste, welche man ihm zur Bearbeitung der Gärten zugewiesen hatte ꝛc. Sein Recht, das Schloß zu bewohnen, blieb anfangs unangetastet, doch zwang man ihn, das Brandkassengeld dafür zu entrichten. Mit schmerzlicher Ergebung fügte er sich in die Anordnungen und nur das Blühen seines Instituts und die Liebe zu seiner Familie vermochten ihn aufrecht zu erhalten. Fortwährend gehörte auch der Verkehr mit ausgezeichneten Männern zu seinen theuersten Erholungen. In unwandelbarer Treue hielt er seine früheren freundschaftlichen Verbindungen fest, knüpfte aber zugleich auch manches neue, Herz und Geist erfreuende Band. Dahin gehört ganz besonders seine persönliche Bekanntschaft mit Dräseke, welcher ihm auch seinen einzigen Sohn anvertraute. Wer aber glauben wollte, daß der Eifer und die Sorge, welche H. seinem Berufe widmete, ihn verhindert hätte, an den Ereignissen der Zeit Theil zu nehmen, würde sehr irren; er folgte ihnen mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Geistes und nährte in den Herzen seiner Zöglinge eine warme Liebe fürs Vaterland, die er selbst immer furchtlos aussprach. Er war der erste, welcher dem Herzog Wilhelm vor den Thoren Braunschweigs Brod und Wein zur Erquickung reichte, als dieser auf seinem heldenmüthigen Rückzuge von den ihn von allen Seiten umgebenden Feinden dort ankam und eben so ließ er, als die kühne schwarze

Schaar, am Tage nach dem glorreichen Gefecht bei Braunschweig durch Vechelde zog, jeden Vorrath herbeibringen, der sich in Küche und Keller befand und bewirthete jeden Einzelnen der kleinen Heldenschaar, so weit nur die Vorräthe reichten, unbekümmert um die Folgen, welche diese offene Gastfreundlichkeit für ihn haben konnte. Wirklich entging sein Haus am folgenden Tag nur kaum der Plünderung der nachsetzenden Holländer — doch hatte das Ereigniß keine andere Folgen für ihn. Um jene Zeit fing die westphälische Regierung an, einzelne Domänen zu verkaufen und dies Loos sollte auch Vechelde treffen. Aber die zur Untersuchung der Frage, mit welchem Rechte und unter welchen Bedingungen H. im Besitz des Schlosses sei, gesandte Commission berichtete so günstig für H., daß er bis zum Jahr 1811 nicht weiter beunruhigt wurde. Ohne etwas Beunruhigendes zu ahnen, hatte sich Wilhelm Hundeiker im Frühling dieses Jahrs mit einem liebenswürdigen Mädchen verheirathet, der Vater nahm ihn als Mitdirector an und es herrschte eine heitere Ruhe in dem großen häuslichen Kreise. Aber sie war nicht von langer Dauer, denn plötzlich kam von einem Freunde in Cassel, welcher seinen Sohn in Vechelde erziehen ließ und vermöge seiner Stellung genau von den Schritten unterrichtet war, welche in Betreff der Domänen geschehen sollten, die Nachricht, daß der Befehl zur öffentlichen Versteigerung von Vechelde gegeben worden sei und dringend forderte er auf, einen Bevollmächtigten nach Cassel zu schicken und Vechelde unter der Hand zu kaufen. Schon am folgenden Morgen war der junge Hundeiker auf dem Wege nach Cassel und bald nach seiner Ankunft schloß er auch den Kauf schon ab. Ohne bedeutende Ereignisse vergingen die nächsten Jahre und selbst der wieder ausbrechende Krieg übte keine nachtheilige Wirkung auf das fortwährende Gedeihen des Instituts. Als nun dieser Krieg eine Wendung nahm, der alle deutsche Herzen mit jubelnder Freude erfüllte, als diese Freude sich kund geben durfte in den freiwilligen Opfern, in den Spenden, welche der Vornehme wie der Geringe, der Reiche wie der Arme darzubringen eilte, da war H. und sein Institut wieder unter den Ersten, welche durch die That ihre vaterländische Gesinnung bewiesen. Die Zeit kam endlich heran, wo auch Braunschweig seinen angestammten Für-

sten jubelnd wieder begrüßte und wo eine Art freudigen Rausches sich der ganzen Bevölkerung des entzückten Ländchens bemächtigte. — H., welcher seit seinen Jugendjahren in Liebe und Verehrung, nicht nur als Bürger, sondern auch in persönlicher Beziehung dem Fürstenhause ergeben gewesen war, wurde bei dieser Veranlassung Anstifter eines Morgengrußes, den man dem Herzoge brachte, welcher wohl einzig in seiner Art war. Durch öffentlichen Anschlag forderte er, ohne seinen Namen zu nennen, seine Mitbürger auf, am folgenden Morgen dem geliebten Fürsten auf dem Schloßplatze durch ein: „Herr Gott, Dich loben wir", welches gedruckt vertheilt werden würde, eine herzliche Huldigung darzubringen. Die Wenigen, welchen H. seinen Vorsatz mittheilte, fanden das Unternehmen gewagt, weil der namenlose Anschlag kein Vertrauen erwecken würde. H. aber vertraute der Liebe der Unterthanen. Der Morgen kam, Musikchöre waren an verschiedenen Plätzen des weiten Raumes aufgestellt, noch war alles leer — kaum aber hatte die bestimmte Stunde geschlagen, als die Bevölkerung Braunschweigs herzuströmte. Der Schloßplatz, die Straße, die angrenzenden Häuser, die Dächer selbst, die einzelnen Pfeiler waren dicht mit Menschen besetzt — die Musik begann, die Menge stimmte das von H. gedichtete Lied an; der Herzog trat auf den Balkon und eine wahrhafte Begeisterung erfüllte aller Herzen, als sie dem geliebten Fürsten ihre freiwillige Huldigung darbrachten. Man sah den Herzog mit erhabener Rechten einen der Verse mitsingen. Vergessen war für den Augenblick jeder trennende Unterschied und Personen, welche sich kaum kannten, oder gar im Zwist lebten, reichten sich in diesen Augenblicken, wo dasselbe schöne Gefühl aller Herzen erfüllte, brüderlich die Hand. Das war eine Feier, wie H. sie liebte, nie aber hat er, so viel bekannt, sich als deren Urheber angegeben. Nach einigen Wochen, als der Herzog wieder heimisch geworden war in dem angestammten Erbe, fühlte sich H. bewogen, sowohl durch die Stimme des eigenen Herzens, als durch den Rath seiner Freunde, seinem Landesherrn sich persönlich vorzustellen und ihn um die Huld zu bitten, deren er sich seit seinen Jünglingsjahren von den braunschweigischen Fürsten zu erfreuen gehabt hatte. Mit ausgezeichneter Gnade empfing ihn der Herzog, sagte ihm, wie er ihn und sein

segensreiches Streben längst kenne und äußerte über den Kauf von Vechelde: Sie behalten, was sie haben und bleiben, was sie sind. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf es ihn daher, als im Juli des Jahrs 1814, am Vorabend der Hochzeit seiner jüngsten Tochter und der Verlobung der zweiten, ihm ein Rescript zugefertigt wurde, wodurch der Herzog wieder Besitz von Vechelde nahm und um so tiefer beugte dies den Ehrenmann, weil das Aktenstück im verletzendsten Tone abgefaßt war. Jeder Versuch einer mündlichen Vorstellung an den Herzog wurde vereitelt und mit tiefem Schmerz mußte er sich zu einem Prozeß gegen seinen Fürsten entschließen. Der Herzog starb, wie bekannt, wenige Monate später den Heldentod, aber der Prozeß dauerte fort. Jahre des Kummers und der Kränkung, der Sorge kamen nun für den fast 70jährigen Greis und wirkten bei fortwährend angestrengter geistiger Arbeit so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß seine Familie ernste Besorgnisse um ihn hegen mußte. Dringend lagen ihm seine Gattin, seine Kinder und Freunde an, sich durch einen Vergleich aus so peinlicher Lage zu ziehen und er entschloß sich endlich mit schwerem Herzen dazu. Er übergab Vechelde der Regierung und bedang sich dagegen für sich und seine Gattin eine jährliche Entschädigungssumme auf Lebenszeit aus, mit der Freiheit, diese auch im Auslande verzehren zu dürfen. Das Institut in der herrlichsten Blüthe mußte nun aufgelöst werden. Bald standen die Hallen, in welchen so reges, geistiges Leben geherrscht hatte, wo so manches junge Gemüth hingeführt worden war zum Höchsten und Edelsten, leer und verödet. Jetzt sucht das Auge vergebens das Schloß zu Vechelde, in welchem ein so edler Geist gewaltet hatte; das Gebäude wurde verkauft, alsdann niedergerissen und das Material anderweitig verwendet. Der Professor D. Wilhelm Hundeiker *), seit vielen Jahren seines Vaters treue und feste Stütze, wurde in Magdeburg als Director der neuzubegründenden Handlungsschule angestellt, einige Jahre später folgte er einem Rufe an die Schule nach Bremen. Den Vater fesselte sein Herz wohl an das heimische Land, worin ihm ein Sohn und eine Tochter in glücklichen Verhältnissen lebten; aber wie würde sich ihm täglich der bit-

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 144.

erste Schmerz erneut haben, wenn er gleichsam Zeuge von der Verödung und Verwüstung eines Aufenthalts hätte sein müssen, an welchen sich ihm so theuere Erinnerungen knüpften. Er gab daher den Bitten seiner in der Nähe Dresdens lebenden Kinder nach und siedelte sich auf der Besitzung seines ältesten Schwiegersohns an. Ein freundliches Häuschen, in der Mitte eines heitern Gartens, an der großen Straße gelegen, nahm das ehrwürdige Paar auf und es schien, als verjüngten sich beide nach treu zurückgelegtem Tagewerk. Wohl wandten sie manchen Blick mit stiller Wehmuth zurück; aber die freundliche Ruhe, worin sie lebten, die schöne Geselligkeit, welche sie umgab, die Nähe geliebter und zärtlicher Kinder, alles trug dazu bei, ihr Leben mit tausend Freuden zu schmücken. Doch der thätige Geist des Greises würde in müßiger Ruhe sich nicht wohl gefühlt haben; deshalb widmete er sich mit lebhaftem Eifer schriftstellerischen Arbeiten. Im Jahr 1821 erschien sein Festbuch; darauf sein Weihgeschenk; dann: Strahlen des Lichts und zuletzt im Jahr 1829: Biblische Feierstunden. Dies Werk wollte er fortsetzen; jedoch stellten sich in dem folgenden Jahre mancherlei Altersschwächen ein, weshalb seine Kinder und Freunde ihn von anhaltenden Arbeiten abzuziehen suchten. Freude machte ihm noch immer der Unterricht, weshalb er einige Knaben zu sich kommen ließ und manche Stunde auf ihre Geistesbildung verwandte. Er machte um die Zeit noch Spaziergänge von 2—3 Stunden täglich und war überhaupt wunderbar kräftig, geistesfrei und theilnehmend an jeder frohen Gesellschaft seines Kreises *). Mit manchem der geistig hochstehenden Männer in Dresden, wie in der Umgegend, trat er in freundliche Verhältnisse; vor Allem werth aber wurde ihm der Prediger des benachbarten Dorfs, der rühmlich bekannte Trautscholdt. An seinem 80. Geburtstage wurde dem

---

*) Wie leuchtend und scharf seine Augen noch waren, zeigt eine Aeußerung, die Jean Paul Fr. Richter hierüber machte. Dieser besuchte bei seinem Aufenthalte in Dresden H., der damals 74 Jahre alt war. Beide standen sich gegenüber; die Augen des Greises ruhten auf dem Antlitz des Dichters, den er, ohne ihn zu kennen, längst liebte u. verehrte und dieser, mit einigen einfachen, herzlichen Worten den Greis grüßend, brach plötzlich in den lebhaften Ausruf aus: Ei Herr, ich halt es aus, aber wehe dem, der vor ihnen steht und hat ein böses Gewissen; in meine Brust lassen Sie aber immerhin ihre Augen dringen.

Greise die Freude, daß ihm, wahrscheinlich auf Veranlassung eines seiner geliebtesten Pflegesöhne die Universität Jena das Diplom eines Dr. der Philosophie übersandte. Im Juli des Jahrs 1833 feierte das ehrwürdige Paar seine goldene Hochzeit. Von nah und fern kamen zu diesem Feste liebende Kinder und Enkel; theilnehmende Verwandte und Freunde und zahlreiche Beweise allgemeiner Liebe und Verehrung wurden dem Jubelpaare dargebracht. Wunderbar ergreifend war es, daß neben dem ehrwürdigen Paare, dessen ein halbes Jahrhundert treu bewährte Ehe wieder feierlich eingesegnet wurde, im blühenden Myrthenkranz, an der Hand des Verlobten, die älteste Enkelin des Jubelpaars (das einzige hinterlassene Kind des Professors W. Hundeiker) erschien, den Segen der Kirche zu empfangen für den Bund der Herzen. Mehr und mehr neigte sich aber nach diesem Feste die Lebenssonne des Greises; er fühlte seine Kräfte bedeutender abnehmen, auch bemerkten seine nächsten Umgebungen das leise Nachlassen seiner geistigen Regsamkeit. Er fühlte sich nicht mehr wohl in größerer Gesellschaft; der engste Familien- und Freundeskreis entsprach seinen Wünschen und seine Spaziergänge mußte er beschränken. Im Winter des Jahrs 1836 und im Anfang des folgendes Jahres sprach der Greis oft eine tiefe Sehnsucht nach seinem Geburtsorte aus, oder er sagte, wie er ergriffen sei von einem tief innerlichen, wunderbaren Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wisse; bat man ihn, es zu beschreiben, so sagte er wohl: ach, es zieht mich, ich weiß nicht wohin, ich bin herzlich betrübt und weiß nicht worüber, ich habe das Heimweh, Kinder. Immer schwächer wurde er und schwächer, die Heiserkeit nahm auf eine beängstigende Weise zu, er klagte über nächtliche Brustbeklemmungen, ohne jedoch Schmerz zu empfinden. So brach der 2. Februar des Jahres 1836 an — noch las der Greis ohne Brille einige Seiten, noch durchschritt er ohne Stütze das Zimmer und empfing den letzten Händedruck seines Freundes Trautscholb, — da ergriff ihn gegen 4 Uhr der Todeskampf und am Abend hatte er aufgehört zu athmen. Seine Hülle ruht fern von seinem geliebten Heimathsdorfe, auf dem Friedhofe von Kötschenbroda, einem Pfarrdorfe in der Nähe Dresdens. Seine Gattin, 5 Kinder, 2 Söhne und 3 Töchter, so wie eine einzige Schwester trauerten um ihn — 7 Kinder waren ihm vorangegangen. — Außer den ge-

nannten Schriften erschien noch von ihm: *An die Cosmopoliten in Hildesheim, von einem unstudirten Hildesheimer, das Philantropin betreffend. 1777. — Aufsätze von ihm finden sich in Henke's Eusebia, in den pädagogischen Unterhaltungen und in den gelehrten Beiträgen zu den braunschw. Anzeigen.

* 33. Wilhelm Leopold von Dobschütz,

königl. preuß. General der Kavallerie, Ritter mehrerer hohen Orden, zu Zölling (Schlesien);

geb. am 1. Januar 1763, gest. den 8. Febr. 1836.

Schon im Jahre 1777 trat v. D. in das damalige Dragonerregiment von Mitzlaff (zuletzt von Krafft), — ein Regiment, das, wie es der große König selbst in seinen hinterlassenen Werken bezeichnet, in den schlesischen Kriegen aufs ruhmvollste gekämpft hatte und bei dem Eintritte des Knaben noch alle Erinnerungen kühner Reiterthaten aufs frischeste bewahrte. Ein Mann von eigenthümlichem Charakter, wie es weiter keinen in der Armee gab, wurde sein Eskadronschef. Der Oberst von Steinmann, ein geborner Türke und von Seidlitz in seiner Eskadron zum Kavallerieoffizier gebildet, legte in alle seine militärischen Handlungen das Gepräge morgenländischen Reitersinnes. Eine Schwärmattake mit der höchsten Potenz von Schnelligkeit über Hecken, Stock und Stein und ein eben so schnelles Sammeln, nicht nach der Trompete, sondern nach dem Signal, welches der Führer jedesmal pfeifend auf dem Daume gab, das war das höchste Ziel der Leistungen. Unter solchen Reitern diente der 15jährige Knabe auf. Das Jahr 1778 brachte diesem schon alle Entbehrungen und Mühen des Kriegerlebens; im December desselben Jahres wurde er Offizier. 1792—94 theilte er den Ruhm, den sich das Regiment in den Gefechten von Pirmasens, Kaiserslautern und andern erwarb, 1806 aber, nachdem er bereits bis zum Obersten avancirt, auch das Loos, das ein herbes Schicksal diesem Regimente, sowie dem größern Theile des preußischen Heeres bereitet hatte. Dobschütz zog sich auf sein Gut Zölling bei Freistadt zurück und suchte hier in den landwirthschaftlichen Beschäftigungen seinen Kummer zu zerstreuen. Nur im Kreise vertrauter Freunde konnte sich die gepreßte Brust manchmal Luft machen und er belebte dann so manchen gedrückten Kameraden mit der Zuversicht, daß für das Vaterland

noch bessere Zeiten kommen würden. Im Jahre 1812 übernahm er die landräthliche Administration des an der sächsischen Grenze gelegenen Saganer Kreises und wurde im Mai 1813 zum Präses der Organisatianscommission zur Errichtung der Landwehren des Glogauer, Saganer, Schrottauer und Schwiebusser Kreises und bald darauf durch eine allerhöchste Kabinetsordre vom 5. Mai zum Divisionär der schlesischen Landwehren ernannt. Noch war er mit dieser Organisation beschäftigt, als der Feind schon von Bautzen vorrückte und Niederschlesien von Oberschlesien zu trennen drohte. Da beauftragte ihn ein allerhöchster Befehl, datirt aus Löwenberg vom 23. Mai, die Landwehr jener Kreise unverzüglich zusammenzuziehen und mit ihr ohne Zeitverlust, in welchem Zustande sie auch wäre, Crossen zu besetzen und dem etwa gegen diesen Ort vordringenden Feind die Spitze zu bieten. Den 24. Mai brach schon die Sprottauer Landwehr auf und am 27. rückte der Oberst, nachdem er die Landwehr sämmtlicher Kreise vereint, in Krossen ein. Das Benehmen desselben in den hier sich folgenden Begebenheiten bildet einen der schönsten Lorbeern in dem Kranze seines kriegerischen Ruhms. Mit 4½ Bataillonen und 5 Eskadronen, von denen die Infanterie nur mangelhaft, die Kavallerie noch gar nicht bewaffnet war, ohne Munition, ohne Geschütz hat Dobschütz den mit einem starken Korps vorrückenden Marschall Viktor, welcher in Folge des abgeschlossenen Waffenstillstandes der kriegführenden Mächte sich mit Gewalt in den Besitz von Crossen zu setzen drohte, nicht allein hiervon abgehalten, sondern ihn sogar genöthigt, die vorliegenden bereits besetzten Dörfer wieder zu räumen. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande sehen wir Dobschütz als Generalmajor und Commandeur des Reservekorps des unter dem Befehl des General Grafen v. Tauenzien gestellten 4. Armeekorps und als solchen den rühmlichsten Antheil an den Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz nehmen, indem in beiden der Feind jedesmal auf dem linken Flügel, den der General befehligte, zuerst mit großer Uebermacht vorzudringen beabsichtigte und seine Kräfte vergeblich an der muthigen Gegenwehr der Preußen zersplitterte. Nicht minder ehrenvoll für ihn sind die Avant-Gardengefechte, die er vor der Schlacht von Dennewitz vom 3. bis 5. September in der Gegend von Zahna mit nicht mehr als 6 Bataillonen, 4 Eskadronen

und einigen Geschützen gegen einen bei weitem überlegenen Feind mit unerschütterlicher Ausdauer lieferte, so wie nach jener Schlacht das Gefecht von Mühlberg am 19. September, in welchem er mit einer Eskadron schwarzer Husaren, 2 Eskadronen Pommerscher Landwehr und 2 Pulk Kosaken unter dem Oberst Jlovaisky drei französische Chasseurregimenter mit ihrem Befehlshaber, dem Obersten von Talleyrand, zu Gefangenen machte, nachdem er vorher die in Mühlberg vorhandenen Vorräthe, so wie zwei mit Bekleidungseffekten des Feindes beladene und nach Magdeburg bestimmte Elbkähne in Beschlag genommen hatte. Der weitere Verlauf des Feldzuges führte den General als Commandeur des Belagerungscorps vor Wittenberg, das er mit seinen Truppen am 12. Januar 1814 mit Sturm nahm, worauf er den Befehl über das Blokadekorps der beiden Citadellen von Erfurt erhielt und nachdem diese am 16. Mai von dem Feinde geräumt waren, unter den Befehl des Generals von Hirschfeld, welcher vor Magdeburg befehligte, gestellt wurde. Am 19. October wurde er Commandant von Dresden, am 4. Apr. 1815 Brigadechef beim 3. Armeecorps, am 8. desselben Monats Militärgouverneur am Rhein, am 26. Juni kommandirender General daselbst, am 24. September Brigadechef der 1. Brigade, am 25. Oct. 1816 der Glogauer Brigade (jetzt 9. Division) und am 18. Juni 1823 Gouverneur von Breslau. Nach einer 50jährigen ehrenvollen Dienstzeit bat er im Mai 1827 um seinen Abschied, den er mit dem Charakter als General der Kavallerie mit Pension erhielt. Den Rest seiner Jahre verlebte er im Kreise der Seinigen auf seinem Landsitze Zölling. — Es bleibt uns nun noch eine nähere Schilderung seiner eigenthümlichen Persönlichkeit übrig und man kann ihn nicht besser bezeichnen, als wenn man ihn den alten preußischen Kavallerieoffizier im edelsten Sinne des Worts nennt. Makellos wie die immer hellglänzende Uniform, vom Fähnrich an bis in die spätesten Jahre des Generals, so war auch das Herz; fest und gerade wie die ganze Haltung des Mannes, so waren auch seine Gesinnungen. Der König, die Ehre und das Vaterland, das blieben die drei mächtigen Hebel seiner ganzen Denk- und Handlungsweise. Ein merkwürdiger Unterschied bestand zwischen seinem mündlichen Ausdrucke und seiner Schreibart. Er drückte sich schriftlich mit Leichtigkeit und vortrefflich aus, was

bei seinem mündlichen Vortrage nicht der Fall war. Immer und bis zu einer gewissen Unruhe thätig, konnte er an Andern und namentlich an seinen Untergebenen nichts weniger als Trägheit leiden. Dem gemeinen Soldaten, wie dem Offizier war er ein väterlicher Vorgesetzter; was ihm Glückliches widerfuhr, mußten diese mit empfinden. — In einer langen, glücklichen Ehe war er der liebevollste Gatte, seinen Freunden und seiner Familie blieb er ein Helfer in der Noth. Wo er gelebt und gewirkt, hat er Freunde erworben. Auch bis in die spätern Jahre haben Rheins Bewohner ihm zur innigen Freude Beweise ihres freundlichen Andenkens gegeben. Möchte noch etwas das vortreffliche Herz des Verewigten näher bezeichnen, so wäre es wohl der Umstand, daß unter den Trauernden auch drei seiner Diener, wovon ein 75jähriger ihm seit seinen Fähnrichsjahren, ein anderer ihm 32 und ein dritter 30 Jahre gedient, jetzt den Verlust ihres Herrn, der stets für sie gesorgt, zu beweinen haben. Kurz vor seinem Tode unternahm der General noch eine Reise nach Berlin. Seinen nähern Freunden gestand er, er wolle gern noch einmal den König sehen. Diesen Trost hat er mit ins Grab genommen. Dobschütz vollendete ein glückliches Leben durch einen glücklichen Tod. Ohne Kampf und Schmerz entwand sich rasch und leicht sein Geist der irdischen Hülle.

34. M. Johann August Görenz,

emerit. Oberschulrath und Director des Gymnasiums Fridericianum in Schwerin;

geb. am 10. Juli 1765, gest. den 8. Febr. 1836 *).

Der Verewigte wurde zu Fürstenwalde im sächsischen Erzgebirge geboren, erhielt die Grundlage seiner Bildung auf der Fürstenschule zu Meißen und studirte dann zu Wittenberg, wo er sich im J. 1791 in der philosophischen Fakultät habilitirte. Im folgenden Jahre wurde er Adjunkt seiner Fakultät und Universitätsbibliothekar. Nachdem er bereits 1794 das Dekanat der genannten Fakultät bekleidet hatte, ging er im folgenden Jahre als Rector an das Lyceum zu Plauen im Voigtlande und im Jahre 1800 in gleicher Eigenschaft an das zu Zwickau. Hier blieb er bis zum Jahr 1817, in welchem

*) Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung. März 1836.

er dem Rufe als Director der Domschule in Schwerin folgte, wo er den 23. September eingeführt wurde. Die unermüdete Thätigkeit, mit welcher er sich hier der ihm anvertrauten Anstalt und des gesammten Schulwesens annahm, verschaffte ihm bald die allgemeinste Anerkennung. Der Großherzog Friedrich Franz verwandelte auf seinen Betrieb die Domschule, deren Blüthe durch ihn eine vorher nicht gekannte Höhe erreichte, in ein Gymnasium und legte ihr den Namen Fridericianum bei; den Director aber erhob er, nachdem derselbe einen Ruf als Professor nach Kiel ausgeschlagen hatte, zum Oberschulrath, indem er ihm zugleich die Aufsicht über die Stadtschulen im ganzen Großherzogthum anvertraute. Noch eine Reihe von Jahren wirkte der Verstorbene in dieser neuen Eigenschaft und für sein Gymnasium mit ungeschwächter Rüstigkeit. Allein das zunehmende Alter und manche körperliche Leiden, welche ihren Grund in übermäßigen Anstrengungen des Geistes in früheren Jahren hatten, machten ihm die Verwaltung seines Amtes immer beschwerlicher. Er suchte daher selbst im Jahr 1833 um seine Entlassung nach, welche ihm durch ein seine Verdienste auf das Huldreichste anerkennende Rescript vom 3. April des gen. Jahres mit einer sehr beträchtlichen Pension ertheilt wurde. Seitdem lebte er in Schwerin, hauptsächlich den philologischen Studien und der von ihm mit besonderer Liebe betriebenen Pflege seiner Blumen. — Leider aber fand Görenz nicht die Ruhe, welche ihm nach so rastloser Arbeit in vorzüglichem Grade zu gönnen war. Eine sein ganzes Wesen schmerzlich afficirende Krankheit verbitterte seine letzten Lebenstage mehr und mehr und so mußte ihm selbst der erlösende Tod willkommen sein. — Was der Verstorbene als Philolog und besonders als kritischer Bearbeiter der Schriften Ciceros geleistet hat, ist zu allgemein bekannt, als daß es nöthig wäre, bei der Schilderung dieser seiner Verdienste lange zu verweilen. Es genüge daher blos seine große Ausgabe der philosophischen Werke des Cicero zu nennen, von welcher drei Bände, die Bearbeitung der Bücher de legibus, der Academica und der Bücher de finibus enthaltend, erschienen sind. Schon in Wittenberg hatte er eine kleine Ausgabe von Cicero de legibus mit neuer Textrecension besorgt. Seine kleinern Schriften sind folgende: In Wittenberg geschriebene akademische: Vestigia doctrinae de associatione, quam

vocant, idearum libris veterum impressa; de finibus imitationis hodierna Graecorum Romanorumque historicorum regundis. De libri περὶ κόσμου, qui inter Aristotelis scripta reperitur, auctore. De dialogistica arte Platonis interpreti hujus rite cognoscenda et aperienda. — In Plauen geschriebene Schulschriften: Ueber das Gregoriusfest. — De causis deminuti status scholarum latinarum. — Critica quaedam ad Xenophontis libellum de republica Lacedaemoniorum. — Animadversiones ad Platonis Symposium. — In Zwickau geschriebene Schulschriften: Tentamen criticum in loca quodam carminum Tibullianorum. — Animadversiones in Cic. lib. I. de divinatione. — 4 Programme, krit. Bemerkungen zu den 4 Catilinarischen Reden Cicero's enthaltend. — De vi futuri exacti optativa. — In quaedam Senecae philosophi loca animadversiones criticae. — In Schwerin schrieb er die Schulschrift: Memoriam sacrorum emendationis per Lutherum secularem celebraturus etc. — Außerdem war er in den letzten Jahren seines Lebens meistens mit Arbeiten für krit. Blätter, besonders für Jahns Jahrbuch f. Philologie und Pädagogik, sowie mit der Vorbereitung künftiger größerer Schriften beschäftigt. — Wir können diese seinem Andenken gewidmeten Zeilen nicht besser schließen, als mit den kurzen, aber treffenden Worten, mit welchen das Schweriner Freimüthige Abendblatt bei der Anzeige seines Todes seine Verdienste und seinen Charakter bezeichnet: „Den Verewigten begleitet der Ruhm eines großen Philologen, die Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste, welche er sich in einer langen Reihe von Jahren um die vaterländischen Schulen, insbesondere und vorzüglich um die Schweriner Domschule, das jetzige Fridericianum, erwarb; die Achtung, welche ein redliches Wirken und unerschütterliche Pflichttreue erzeugen, die Liebe, welche ihm Herzensgüte und die ganze Freundlichkeit, Milde und Heiterkeit seines Wesens erwarben, so wie die Dankbarkeit der Vielen, denen er nicht blos Lehrer und Führer, sondern auch Freund und Wohlthäter geworden ist.“

* 35. D. Joh. Heinr. Christoph Vogler,

Buchhändler zu Potsdam;

geb. d. 5. März 1773, gest. den 3. Febr. 1836.

Er wurde in dem Marktflecken Hessen im Braunschweigischen geboren, wo sein Vater Wundarzt war. Bis zum 17. Jahre blieb er im elterlichen Hause und genoß Privatunterricht, dann kam er auf das Domgymnasium in Halberstadt. Seine Lern- und Wißbegierde machte, daß er bald durch die untern Klassen hinwegkam und als einer der ersten in Secunda ging er im 18. Jahre nach Braunschweig auf das berühmte Collegium Carolinum, wo Eschenburg, Emperius, Storch, Wegener rc. seine Lehrer waren. Da er sich der Chirurgie und Medicin gewidmet hatte, so besuchte er zugleich das Collegium anatomico-chirurgicum, und das Hospital. In der Anatomie war Hildebrand sein Lehrer, in dessen Familienkreise er auch sehr oft war und für ihn anatomische Präparate bearbeitete. In der Chirurgie und Accouchement waren Sommer, Müller und Eckermann seine Lehrer. Nach zweijährigem vorbereitenden Studium bezog er im 20. Jahre die Universität Helmstädt und studirte unter Beireis, v. Crell, Cappel, Remer und Lichtenstein sehr fleißig. Die Gunst des Ersteren erwarb er in solchem Grade, daß jener ihn bei wichtigen chirurgischen Operationen mit zum Gehülfen nahm und auf botanischen Excursionen begleitete er ihn stets, indem Botanik sein Lieblingsstudium wurde. Im 22. Jahre verließ er Helmstädt, ging nach Jena und besuchte die Vorlesungen von Hufeland, v. Loder, Gruner, Starck, Batsch, Succow, Fichte und v. Woltmann. 1794 verließ er Jena und ging nach Helmstädt, wo er am 24. Mai promovirte. Im Juni desselben Jahres bestand er das Tentamen beim Obersanitätscollegium in Braunschweig und wurde als Doctor der Medicin und Chirurgie beeidigt. Um seinen Vater zu unterstützen, ging er nach seinem Geburtsort zurück und practicirte mit vielem Glück 9 Jahre daselbst. Um sich in Halberstadt als Arzt niederlassen zu können, ging er im Winter 1803 nach Berlin und machte dort den hierzu erforderlichen Cursus. Sein früherer Lehrer Hufeland, der auch sein Gönner geblieben war, trug dazu bei, daß sein Aufenthalt nur drei Monate dauerte, in denen er seinen Cursus nach Wunsch beendigte. Als nunmehri-

approbirter preußischer Arzt ging er zu Ostern 1804
Halberstadt, heirathete die Schwester des dasigen
erintendenten Märtens, die jedoch nebst dem mit
erzeugten Töchterchen bald starb. 1806 heirathete
um zweitenmale, eine Verwandte der ersten Frau,
Klinsmann aus Berlin. Seine Praxis wurde im
ausgedehnter und es erregte die schnelle und sichere
der in und um Halberstadt so häufig grassirenden
mittirenden oder kalten Fieber Sensation, die er mit
von dem englischen Arzte Fowler empfohlenen Arse-
iflösung heilte. Der Neid der Aerzte zog ihm eine
htliche Untersuchung zu und da er bei dieser mit
n bestand und bei 1700 von ihm glücklich behan-
n Kranken keine üblen u. besorglichen Nachwehen
unden, so wurde er nicht allein frei gesprochen, son-
man nahm auch die Arsenikauflösung in die preu-
e Pharmacopöe auf, die darauf in allen Apotheken
preußischen Staates offiziell wurde. Theils in Hes-
theils anfänglich in Halberstadt, benutzte er die
iestunden zu literarischen Arbeiten, lieferte Beiträge
das Hufelandsche Journal, gemeinnützige für den
meinen Anzeiger der Deutschen, das Braunschwei-
e Magazin, die Zeitung für die elegante Welt 2c.
einen Roman: „Georg Herrmann", welcher 1805
ipzig erschien. In Verbindung mit dem D. War-
. Stiftsprediger Nieter und Prediger Pauwroy gab
ne Zeitschrift (Polyhistor) heraus, welche aber nach
rthalb Jahren einging; im J. 1808 auch eine polit.
ung, welche aber auch bald in dem damaligen König-
e Westphalen eingehen mußte. Ebenso erging es der
r von ihm begonnenen Zeitschrift „die Fama" und ei-
r andern. Da er sich durch Erkältung eine Schwer-
keit zugezogen, die er anfangs unbeachtet gelassen,
ihn diese bei der Ausübung der Praxis sehr hin-
, so entschloß er sich, seine freien Stunden den
dien und dem Buchhandel zu widmen. Er verband
nit dem D. Wilhelm Körte, gemeinschaftlich eine
- und Kunsthandlung unter der Firma: Büreau
Literatur und Kunst, zu etabliren, welche zu Ende
Jahres 1809 eröffnet wurde. Mit Lust und Liebe
eben beide das neue Geschäft bis 1817, wo sein As-
ausschied. Er setzte das Geschäft unter seinem
en in immer erweiterter Gestalt allein fort, wurde
dabei gar vielfältig mit bedeutenden Summen hin-

tergangen, indem ihm Mißtrauen von jeher fremd war. Da seine Schwerhörigkeit, die immer zugenommen, ihm das Geschäft in seiner extensiven Gestalt sehr erschwerte, verkaufte er es zum größten Theil und beschränkte sich nur auf sein Lieblingsfach, das naturhistorische Antiquargeschäft, von dem 1828 das erste reichhaltige Verzeichniß erschien. Er konnte aber nicht ganz seiner frühern Neigung zum Sortimentsbuchhandel entsagen, vertauschte in dieser Absicht Halberstadt mit Potsdam und eröffnete Filialhandlungen zu Neustadt-Eberswalde, für einen Schwiegersohn und zu Stolpe, um einem dort ohne Schuld verarmten Mann, der sein Schuldner war, aufzuhelfen. Im Jahr 1833 erhielt er die Erlaubniß, ein Wochenblatt und die gemeinnützige preuß. Handels- und Gewerbszeitung herauszugeben. — 1798 ersann er sich eine Composition eines schmerzstillenden Mittels gegen Zahnweh, die bald immer zunehmender begehrt wurde, so daß der Verstorbene im Jahr 1819 sogar die Erlaubniß erhielt, diese Zahntinktur in allen preußischen Staaten durch Commissionäre verbreiten zu dürfen, wiewohl sonst der Verkauf von Geheimmitteln durch Laien daselbst streng verboten ist. Der Absatz war sehr bedeutend, sogar von Amerika aus kam große Nachfrage. — 1824 besuchte er auch, einem früher gefaßten Vorsatze gemäß, 18 Badeorte und besonders die am Rhein belegenen, um seinen heimischen Patienten die zweckdienlichsten davon empfehlen zu können. Seinen Tod, den seine zweite Gattin und vier erwachsene Kinder beweinen, führte ein gastrisch-nervöses Fieber herbei. — V. war immer guter Laune, im Umgange liebreich, in seinen Briefen stets humoristisch, in seinem Geschäftskreise eifrig und in seinem Handeln höchst rechtlich, nur zu gutmüthig, denn er konnte seinen literarischen Freunden keinen ihm angebotenen Verlag abschlagen und eben so ließ er sich zu Unternehmungen von Leuten bereden, die sich ihm mit glatten Worten naheten, daher er um bedeutende Geldsummen hintergangen wurde. Seine Buchhandlung wird durch einen seiner Söhne fortgesetzt; sein ihn zu jugendlich darstellendes und darum ihm nicht ähnliches Bild ist im J. 1836 in der Pönickeschen Sammlung von Buchhändlerporträts in Steindruck erschienen.

36. Johann Friedrich Krüger,

pensionirter stiftischer Baumeister zu Quedlinburg;

geb. im J. 1770, gestorben den 6. Febr. 1836 *).

Er war zu Straßberg, unfern Berlin, geboren und der ältere Sohn des dortigen Predigers. Sein Vater hatte ihn ebenfalls zum Geistlichen, seinen jüngern Bruder aber zum Kaufmann bestimmt; letzterer ist als solcher in Berlin ansässig. Nach beendigten Schuljahren bezog daher Kr. die Universität Halle, studirte hier Theologie und zählte unter seine akademischen Freunde insbesondere den später durch seine treffliche Lehranstalt in Berlin berühmt gewordenen, gemüthlichen Plamann **). Nach vollendetem Triennium nahm er die Stelle eines Hauslehrers auf dem Gute zu Poplitz, unfern Alsleben a. d. Saale, an. Da ihm aber diese Stellung für eine längere Dauer nicht zusagte und er wohl überdies kein großes Talent zum Kanzelredner in sich verspürte, so äußerte er gegen einen, bereits in Quedlinburg amtlich angestellten, ihm besonders werthen Universitätsfreund brieflich den dringenden Wunsch, dieselbe mit irgend einer andern zu vertauschen. Dieser schlug ihm auch bald darauf die damals in Quedlinburg vacant gewordene Stelle eines stiftischen Bauschreibers vor, indem ihm K.'s Talent, sich mit Leichtigkeit in ein ihm bisher unbekanntes Fach hineinzufinden, bekannt war. K. nahm den Vorschlag sogleich an, bewarb sich um dieses Amt und erhielt es. In kurzer Zeit arbeitete er sich in seinem neuen Geschäftskreise völlig ein, ergriff das Studium der Baukunst mit besonderer Vorliebe und erwarb sich bald die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, insbesondere des stiftischen Landbaumeisters Breith, so daß Kr., nach erfolgtem Tode desselben, von der Aebtissin Sophie Albertine zu seinem Nachfolger ernannt wurde. Kr. war nun sorgenfrei und angenehm situirt. Seine vor dem Thore freundlich und gesund belegene Wohnung mit einem kleinen, dahinter befindlichen Garten, worin er eigenhändig allerlei schöne Blumen und Früchte zog, trug nicht wenig dazu bei. Als Quedlinburg 1807 zum Königreich Westphalen geschlagen wurde,

*) Nach dem gemeinnützig. Wochenblatt für Quedlinburg und die Umgegend. 1836. Nr. 7.

**) Dessen Biographie s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 668.

blieb Kr. einstweilen in seiner bisherigen amtlichen Stellung, ward aber 1809 nach Cassel berufen und dort als Domäneninspektor im Ressort der königl. westphälischen Generalcommission der Domänen und Forsten angestellt. Aber schon 1813 sah er sich, nach Auflösung dieses Königreichs, genöthigt, Cassel zu verlassen und nach Quedlinburg zurückzukehren. Die nun wiederum eingetretene preußische Regierung fand jedoch nicht sogleich Gelegenheit, ihm eine seinen Kenntnissen entsprechende Anstellung zu geben. Sie setzte daher Kr. auf Wartegeld und beschäftigte ihn mit commissarischen Aufträgen, die Verwaltung der königlichen Domänen in dasiger Gegend betreffend. Eintretende Kränklichkeit vermochte jedoch Kr. nach einigen Jahren, darauf anzutragen, ihn von diesen, zum Theil mit Reisen verknüpften commissarischen Arbeiten zu entbinden und auf Pension zu setzen; was auch (1820) geschah. Er konnte um so ungestörter sich den Wissenschaften, insbesondere seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, widmen. Dies veranlaßte auch den ihm befreundeten Buchhändler G. Basse, ihm die Redaktion des von letzterem beabsichtigten „Archivs der Urwelt“ (12 Hefte. 1819—1824), anzutragen. Kr. übernahm dieselbe und eröffnete hiermit seine schriftstellerische Laufbahn, indem er dieses Journal, welches er im Verein mit J. G. J. Ballenstedt (dem Verf. der „Urwelt“. 3 Thle.) herausgab, mit sehr gediegenen Aufsätzen bereicherte, so daß sich dasselbe bald eines allgemeinen Beifalls in der literarischen Welt zu erfreuen hatte: 1819 und 1820 gab er auch, im Verein mit Chr. Niemeyer u. A., 3 Hefte Biographien („Denkmäler“) heraus. Tieferes Studium der Geologie brachte ihn auf den Gedanken, ein größeres systematisches, jedoch möglichst populäres Werk über diesen Gegenstand zu liefern und er arbeitete seine „Geschichte der Urwelt“ (2 Thle. 1823) und bald darauf ein Wörterbuch der Petrefaktenkunde, unter dem Titel: „Urweltliche Naturgeschichte d. organischen Reiche“ (2 Thle. 1825): beide ein Zeugniß seiner gründlichen Forschungen im Gebiete der Natur, seiner originellen philosophischen Ansichten, seines unermüdlichen Fleißes. Unter seinen anonym und pseudonym erschienenen Schriften nennen wir nur die unter dem Namen Fr. Alb. Niemann herausgegebenen: „Geographisch-statistisches Comptoir- und Zeitungs-Lexikon“ 2. Aufl. 1830; „Vollständiges Handbuch der Münzen, Maße und Gewichte aller Län-

der der Erde". 1830; „Fremdwörterbuch". 3. Aufl. 1833: alles höchst wackere und mühevolle Arbeiten. Auf Veranlassung des Verlegers übernahm Krüger 1832 die Bearbeitung des für Schulen und zum Selbstunterricht bestimmten „Handbuchs der Naturgeschichte" (3 Bde. 1833 —1836), ebenfalls eine sehr umfangsreiche und mühsame Arbeit. Vollständigkeit, Gründlichkeit, Kürze des Ausdrucks und Aushebung des Wichtigsten charakterisiren dasselbe im hohen Grade. Gleichzeitig schrieb er ein „Handbuch der botanischen Kunstsprache und Pflanzennamen" (1833). Der 3. Band der Naturgeschichte („die Mineralogie") wurde erst 8 Tage vor seinem Tode im Drucke beendigt. Auf seinem Schreibtische fand sich ein unvollendetes Manuscript über Blumenzucht vor. Die Gesammtzahl seiner Schriften beträgt circa 30 Bände. — In Folge seiner geologischen Studien begann Krüger 1820 die in der Umgegend Quedlinburgs so reichlich vorkommenden Versteinerungen zu sammeln. Bei dem Abtragen der Wälle auf der westlichen Seite der Stadt fand sich eine reiche Ausbeute, namentlich von schönen Ammoniten und Belemniten, so wie auch einige altdeutsche Aschenkrüge, Pfeilspitzen 2c., welche er beinahe sämmtlich von den Besitzern theils zum Geschenk erhielt, theils ankaufte. Er lenkte mündlich und schriftlich die Aufmerksamkeit auf die in jener Gegend sich vorfindenden Versteinerungen, durchsuchte selbst auf seinen Spaziergängen mit forschendem Auge die verschiedenen Kalk- und Gipslager der Feldflur, ermunterte die Arbeiter in denselben zum sorgfältigen Aufsuchen derselben und zerhämmerte oft hier und da Felsenstücke, um die darin eingeschlossenen Petrefakten zu erlangen. Wer ihm dergleichen überbrachte, wurde reichlich für seine Mühe belohnt. Vorzüglich gewann seine Sammlung durch Ankauf und Umtausch der Doubletten. So gedieh diese treffliche Petrefaktensammlung nach und nach zu ihrem jetzigen bedeutenden Umfange. Sie enthält die merkwürdigsten und schönsten Muschelversteinerungen, Ammoniten von 2 Fuß Durchmesser, den fossilen Stoßzahn eines Elephas primigenius, mehrere Schädel und Knochen des Ursus spelaeus und anderer vorweltlichen Quadrupeden 2c. In den letzten Tagen seines Lebens beschäftigte sich Kr. insbesondere damit, einen genauen wissenschaftlichen Katalog über diese seine Sammlung auszuarbeiten und er hat ihn vollendet, wodurch viel für dieselbe gewonnen ist. — Krüger war

ein Mann von erleuchteten Ansichten und philosophischer Tiefe, der sich um die Wissenschaft wahrhaft verdient gemacht und hohe Anerkennung sogar im Auslande gefunden hat, was seine Correspondenz mit auswärtigen Gelehrten und die ihm abgestatteten Besuche derselben genügend darthun. Rechtschaffenheit und Zuvorkommenheit charakterisiren ihn zugleich als einen guten Menschen und wenn er auch seine witzelnde Zunge, besonders in den jüngern Jahren, oft nicht recht zu zügeln verstand, so geschah es doch weder, um absichtlich zu beleidigen, noch aus bösem Herzen. Er hinterläßt zwei Töchter. — B.

37. M. Moritz Erdmann Engel,

Stadtdiakon und Senior des geistl. Ministeriums zu Plauen;

geboren am 29. Juli 1767, gestorben den 10. Febr. 1836 *).

Engel wurde zu Plauen geboren. Als dem einzigen Kinde wurde ihm von seinen trefflichen Eltern die sorgfältigste Pflege um so mehr zu Theil, je schwächlicher er in den Jahren der Kindheit war. Sein Vater selbst, der als Stuhlschreiber bei dem Rathe eine Sammelschule hatte, ertheilte ihm den ersten Unterricht und übergab ihn sodann der damaligen lateinischen Stadtschule, in deren obersten Klassen er sich zur Akademie vorbereitete. So in der Schule und im elterlichen Hause geistig und sittlich erstarkt, bezog er im J. 1786 die Universität zu Leipzig, um sich dem freigewählten Studium der Theologie zu widmen. Mehrere Empfehlungen seines Lehrers, des Rect. Irmisch, verschafften ihm den nähern Umgang mit den ausgezeichnetsten damaligen Professoren und wer es aus Erfahrung weiß, daß solch ein Umgang für einen jungen Mann oft wichtiger und nützlicher ist, als der Besuch von zehn Collegien, den wird es nicht befremden, daß Engel jedesmal mit der dankbarsten Freude daran sich erinnerte. Der Theologie mit Geist und Herz sich hingebend, begann er zugleich in Leipzig, sich mit den neuern Sprachen bekannt zu machen und brachte es bei einem auch später fortgesetzten Studium darin zu einer solchen Fertigkeit, daß er nicht nur sehr gründlichen Unterricht in denselben ertheilen konnte, sondern auch die Freude hatte, bei seiner Amtsführung namentlich die englische Sprache

*) Nach: Prakt. Predigerzeitung. 1836. Nr. 24.

benutzen zu können, als er zwei in Plauen bei Verwandten sich aufhaltende Engländerinnen, die der deutschen Sprache noch nicht mächtig waren, zur Confirmation vorzubereiten und auch zu confirmiren hatte. In Leipzig, wo er auch nach Vollendung seiner theologischen Studien als Lehrer im Hause des Buchhändlers Schneider verweilte, wirkte auf seine Neigung zur Pädagogik sehr vortheilhaft die nähere Bekanntschaft mit dem verdienstvollen Plato *) ein, so wie der Umgang mit dem zu gleicher Zeit studirenden Dolz. Als daher im Jahr 1792 die fünfte Lehrerstelle an der Stadtschule zu Plauen vacant wurde, bestimmten ihn um so leichter der Wunsch seines damals noch lebenden Vaters und das zuvorkommende Wohlwollen des dasigen Magistrats zur Uebernahme dieser Stelle. Den Plan, den er vorzüglich auf den Rath des Rectors Irmisch gemacht hatte, sich in Leipzig zu habilitiren — er hatte bereits die Materialien zur Habilitationsschrift über den Origines gesammelt — gab er nun auf und wartete mit voller Kraft seines reichen Geistes und mit dem gewissenhaftesten Eifer eines Amtes, das er als die trefflichste Vorbereitung auf das Predigtamt ansah. Sein mit unermüdetem Fleiße sich paarendes Talent gestattete es ihm, unbeschadet seiner amtlichen Thätigkeit auch die Redaktion des dasigen Wochenblattes zu übernehmen, die er bis an sein Ende auf eine Weise führte, daß dieses Blatt durch seine allmälige Bessergestaltung einen größern Lesekreis gewann und nicht blos dem Namen, sondern auch der Sache nach als voigtländischer Anzeiger auftreten konnte. Dabei entwickelte sich immer mehr sein unverkennbares poetisches Talent — von ihm selbst „das Erbübel der Engelschen Familie“ genannt, denn auch sein Vater dichtete — und brachte ihm im J. 1802 von der Universität Wittenberg bei ihrem Jubiläum das Diplom eines Poeta laureatus. Im J. 1800 wurde nach einer achtjährigen Wirksamkeit in der Schule sein Wunsch, in das Predigtamt überzugehen, erfüllt. Der damalige Superintendent D. Tischer berief ihn zum ersten Landdiakonat, das er jedoch nur ein halbes Jahr verwaltete, da er im J. 1801 vom Stadtrathe als Stadtdiakonus designirt wurde. Dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod, obgleich ihm mehrere Aussichten

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 11. Jahrg. S. 220.

zu anderweitiger höherer Beförderung sich eröffneten. Die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und den Familienkreis, in den er durch eine glückliche eheliche Verbindung eingetreten war, so wie die allgemeine Achtung und Liebe, die er bei seiner Gemeinde erworben hatte, war es vorzüglich, was ihn bewog, hier zu bleiben und die an ihn zu verschiedenen Zeiten ergangenen Aufforderungen unberücksichtigt zu lassen. Obgleich ihm in seinem Amte nach der bisherigen Einrichtung jährlich nur wenige Male zu predigen oblag, so gab ihm doch seine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit öfter Gelegenheit, seine Collegen zu unterstützen. Er predigte oft für sie und jedesmal gern. Mehr als einmal versicherte er, er habe unwohl den heiligen Lehrstuhl bestiegen und komme wohl und munter zurück, der geistigen Anstrengung sei der körperliche Schmerz gewichen. Bis zum Jahr 1815 concipirte und memorirte er seine Vorträge sehr genau, allein eine hartnäckige Kopfgicht führte in dem erwähnten Jahre eine so bedenkliche Schwäche seines Wortgedächtnisses herbei, daß ihm von dieser Zeit an das wörtliche Memoriren völlig unmöglich ward. Er sprach nun jedesmal frei, aber nach einem sehr strengen und genauen Entwurfe. Kleine Amtsreden, die seine Stellung sehr häufig und gewöhnlich ohne eine Vorbereitung zu gestatten, von ihm verlangte, hielt er immer über einen Spruch oder eine Sentenz, die er sich dazu von denen geben ließ, zu denen er sprechen sollte. Wer so, wie es bei ihm der Fall war, die Sprache in der Gewalt hat und über einen Gedankenschatz, den der eigene reiche Geist, wie das ununterbrochene Studium fremder geistiger Produkte angehäuft hat, gebietet, der mag unbedenklich ἐκ πληρωματος της καρδιας, nach Engel's Beispiele, sprechen. Die Mußestunden, die ihm seine Amtsgeschäfte gewährten, waren von jeder der gemeinnützigsten Thätigkeit gewidmet. Den Freuden des geselligen Umgangs, den er stets durch seine heitere Laune zu beleben wußte, keineswegs abhold, fand er vielfache Gelegenheit, selbst auf diesem Wege zu nützen. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich aber auch in seinem geistlichen Amte mit dem Unterrichte der Kinder aus den angesehensten Familien Plauens und erst bei zunehmender Kränklichkeit gab er denselben, mit Ausnahme einzelner Lehrstunden in den neueren Sprachen, auf. Während dieser Zeit gab er

mehrere Kinderschriften heraus, z. B. eine Geographie, ein Lesebuch, Fabeln, Religionsgesänge für Schulen, welches letztere Buch in mehreren Auflagen erschienen ist. Einen schriftstellerischen Ruf in weitern Kreisen aber begründete er sich vorzüglich durch seinen „Geist der Bibel“, der im J. 1824 zum erstenmale erschien und seitdem 12 Auflagen erlebt hat. In dem Vorworte der ersten und noch ausführlicher in dem der zweiten Auflage spricht der Verewigte seine Ansichten über den Gebrauch der Bibel in der Volksschule aus und es bedarf wohl für den Kundigen kaum der Erwähnung, daß die praktische Ausführung dieser Ansichten in dem Buche selbst eine durchaus gelungene zu nennen ist. Des Verfassers verdienstvolles Streben fand auch mannichfache Anerkennung in der weiten Verbreitung der Schrift, in den vielen belebenden Kritiken wissenschaftlicher, wie populärer Journale, in den aus fernen Gegenden Deutschlands an ihn gelangten Zuschriften, so wie in einem werthvollen Geschenke des Königs von Preußen, dem Engel seine Schrift zugesendet hatte. Bald folgten dieser seiner Schrift mehrere andere verwandten Inhalts, im Jahr 1827 „eine kurzgefaßte Geschichte der christlichen Religion und Kirche“ als geschichtlicher Anhang zum Geist der Bibel; — im J. 1830 bei Gelegenheit des Confessionsjubiläums „die augsburgische Confession, des Evangeliums Kern und Zeugniß“; — im J. 1832 ein Communionbuch; — im J. 1835 „die Religion nach Vernunft und Schrift. Als Lernbuch in der Schule und Mitgabe in das Haus“; — anderer Piecen nicht zu gedenken, wie „über Kirche und Schule“, „über das Friedens- und Segenswerk der Frohnablösung“ ꝛc., denn auch das Gebiet der Feldwirthschaft war dem Verewigten nicht fremd. Aus besonderer Neigung dazu studirte er sie theoretisch und praktisch und war bis an sein Ende Secretär des vornemlich auf seine Veranlassung gestifteten ökonomischen Vereins, der unstreitig dazu beigetragen hat, diesen Erwerbszweig im Voigtlande zu heben und zu vervollkommnen. Zur Verbreitung der neuesten ökonomischen und technologischen Erfindungen und Erfahrungen benutzte er auch den von ihm redigirten voigtländischen Anzeiger, so wie er wiederum in andere Zeitschriften viele Mittheilungen aus den verschiedenartigsten Kreisen des Wissens, in denen er sich einheimisch gemacht hatte, ununterbrochen lieferte. Bei dieser hohe Achtung und Liebe in der Nähe und Ferne

gewinnenden Thätigkeit und bei den glücklichsten häuslichen Verhältnissen würde daher der Verewigte das horazische Nihil est ab omni parte beatum zu Schanden gemacht haben, wenn nicht schon in seinen kräftigsten Jahren ihn ein Gichtübel befallen hätte, mit dem er länger als 30 Jahre bis an seinen Tod zu kämpfen hatte. Des kostbaren Guts der Gesundheit sich zu erfreuen, war ihm nur selten vergönnt. Der wiederholte Gebrauch des Carlsbades und Marienbades und alle Bemühungen der ärztlichen Kunst vermochten den Feind nicht aus dem Felde zu schlagen, nur seine immer erneuten Angriffe konnten durch Engels regen Geist und heitere Gemüthsstimmung geschwächt und entkräftet werden. Bei den heftigsten Gichtanfällen, die ihn oft Wochen und Monate lang an den Krankenstuhl fesselten, blieb er unermüdet thätig; seine letzte Schrift ist, wie das Nachwort selbst sagt, unter Tag und Nacht quälenden Schmerzen ausgearbeitet und seine Ausarbeitung hat dem Dulder vielmehr Erquickung gewährt und sein letztes Gedicht, das er wenige Wochen vor seinem Tode verfertigte, ist der Erguß heiterer Laune und frohen Scherzes. Seit dem Jahr 1834 hatte sich der Gichtstoff auf die Blase geworfen und führte so, allen ärztlichen Bemühungen trotzend, langsam unter den fürchterlichsten, Tag und Nacht folternden Schmerzen die Auflösung von Engels Hülle herbei, in welcher der kräftige Geist wohnte. Nachdem er am 5. Sonntag n. Trin. 1835 den auf sein Ansuchen ihm gegebenen Amtsgehilfen der Kirchengemeinde vorgestellt hatte, hielt er am 6. Sonntage n. Trinit. in der dasigen Gottesackerkirche seine letzte Predigt, die er auch als Gedächtnißrede zu einem guten Zwecke in Druck gab. Doch theilte er noch bis zum October 1835, trotz der sich steigernden Krankheit, die Amtsgeschäfte mit seinem Substituten. Von seiner letzten Amtsverrichtung am 1. October in äußerster Erschöpfung nach Hause zurückgekehrt, verließ er dasselbe nicht wieder. Vom Anfange des Jahres 1836 an wurde bei schnellerer Abnahme der Kräfte sein baldiges Ende immer wahrscheinlicher, das auch am oben genannten Tage nach einem mehrtägigen Todeskampfe erfolgte. — Außer den genannten Werken ist noch von ihm erschienen: Glück u. Häuslichkeit. Leipz. 1801. — *Moralische Bonbons. Ein Hülfsbuch für Mütter, die ihren Kleinen gern etwas erzählen und vorsagen. 2 Bdchn. Ebd. [illegible] und 1805. — Der Jugendfreund. Geschich-

ten und Erzählungen f. Kinder von 10—14 Jahren, zur Erweckung des sittlichen Gefühls und zur belehrenden Unterhaltung. Ebd. 1809. — Prämienbuch f. gute Kinder, die bald und gut lesen lernten. Mit Kupfern. Zürich 1810. — Das erste Buch für gute Kinder, die gerne bald lesen lernen wollen. — Liederkranz f. frohe Lebensstunden. Leipzig 1816. — Concordia. Taschenbuch für frohe Lebensstunden. Ebd. 1820. — * Kurze Beschreibung des Flachsbaues. Zunächst f. das Voigtland. Plauen 1821. — Pfarrer Liebmanns Friedens- und Segenswerk in Eichenhaus u. s. w. Ein Büchlein zum Nachdenken und Nachfolgen. Altenburg 1821. — Wie evangel. protest. Christen sich stark in dem Herrn zeigen sollen in einer Zeit, wo ihr Bekenntniß bedroht ist. In 2 vereinten Predigten. Ebd. 1822. — Erste Predigt nach der großen und verheerenden Wasserfluth zu Plauen am 22. Juli 1834, nebst den bei der Todtenfeier für 26 dabei Verunglückte gesprochenen Worten der Trauer. Plauen 1834. — Des Christen seliges Leben in Gott durch Glaube, Liebe und Hoffnung. — Außerdem hatte er Antheil an Schnee's landwirthschaftlicher Zeitung; an Pohl's Archiv der deutschen Landwirthschaft, an der Abendzeitung, an der allgemeinen Kirchenzeitung, sowie er auch mehrere schätzbare Beiträge zum neuen Nekrolog geliefert hat.

* 38. Hermann Otto Theodor Freiherr von Gutschmid,

Regierungsrath zu Dresden;

geboren am 22. März 1800, gest. den 10. Febr. 1836.

In ihm verlor der König einen treuen, geistreichen und geachteten Beamten; das Vaterland einen mit Liebe und Hingebung ihm ergebenen Bekenner, die Freunde des Fortschreitens zum Bessern und Zeitgemäßen einen beharrlichen Helfer; die Seinen einen liebenden Gatten, Vater, Sohn und Bruder. In dem Sommer des Lebens, von vielversprechender Laufbahn ward er abgerufen durch den Tod, der bei ihm wahrhaft viel unterbrach. — Gutschmid ward zu Dresden geboren; sein Vater, welcher als Generallieutenant während des Feldzugs von 1812 in Polen starb, zeichnete sich durch große Anlagen und mannichfaltige Kenntnisse aus; seine Mutter, geborne Fräulein Fischer, freuete sich nach manchem herben Verluste des treffli-

chen Sohnes; sein Großvater war der in Sachsen mit Verehrung genannte Kabinetsminister von Gutschmid. Gutschmid genoß eine sorgfältige Erziehung und ward anfänglich für den Kriegerstand bestimmt; doch bezog er, nachdem er das Cadettencorps zu Dresden, wo er sich den klassischen Studien vermöge der damals stattfindenden Einrichtung seit 1812 widmen konnte, verlassen hatte, im Jahr 1817 die Universität Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren; er ward den 22. December 1820 bei der Juristenfakultät geprüft und erhielt die erste Censur. Die nun zunächst folgende Ausbildung zum Geschäftsmann fand er beim Kreisamte Leipzig, beim Oberhofgericht daselbst und bei verschiedenen Verwaltungsbehörden, da das Verwaltungsfach ihm besonders ansprach. Im Jahre 1825 ward Gutschmid als Rath in der Kriegsverwaltungskammer zu Dresden angestellt, nachdem er mehrere Jahre zuvor theils als Accessist, theils als Assessor bei dieser Behörde gearbeitet und sich die Achtung seiner Vorgesetzten zu erwerben gewußt hatte. Im Jahre 1827 erhielt er den Posten eines geheimen Referendars und einige Zeit später den eines Hof- und Justizrathes bei der damaligen Landesregierung. Im Jahre 1830 vermählte er sich mit Louise Freiin von Gutschmid, seiner Cousine und erreichte, wofür er so lebendig und wahr fühlte, das Glück, was ein edles Familienleben gewährt. Als, in Folge der neuen Behördeneinrichtung, die Landesregierung 1831 aufgelöst wurde, bekleidete Gutschmid den Posten eines Raths bei der einstweilen errichteten Landesdirection, als aber nach der definitiv erfolgten Behördenbestimmung auch diese Behörde nicht länger bestand, trat er als Regierungsrath in die Dresdner Kreisdirection und leistete hier, namentlich durch seine Erfahrungen in Sachen, wo es Administrativentscheidungen galt, bewährte und allgemein geschätzte Dienste. Gutschmid erfreute sich keiner starken Gesundheit, besonders waren es Gichtübel, welche ihn oft aufs Krankenlager warfen; sie veranlaßten auch seinen früheren Heimgang, doch bis kurz vor seiner letzten Krankheit lebte er der Erfüllung seiner Pflicht mit immer gesteigertem Eifer. Ein zu dem Gichtleiden tretendes Nervenfieber raubte seinen Freunden und Verwandten die Hoffnung, ihn länger zu besitzen. Innig beweint wird er von Gattin, Kindern, Mutter und Bruder, herzlich betrauert von Freunden und Mitgenossen im Dienst des Königs und des Va-

terlandes; mit warmer Theilnahme vernommen wurden seine Krankheit und sein Tod von dem edlen Prinzen Johann von Sachsen, dem er persönlich genauer bekannt zu werden das Glück hatte; unvergessen bleibt er Allen, die ihn und sein Wirken kannten.

D. F. A. v. Langenn,
königl. sächs. Geheimerath und Ritter des Civil-Verdienstordens.

* 39. Dr. Johann Carl Wezel oder Wötzel,

Privatgelehrter zu Jena;

geb. den 20. Dec. 1765, gest. den 19. Febr. 1836.

W. war zu Großhelmsdorf bei Eisenberg geboren und der jüngste Sohn des Leinwebermeisters Carl Joh. Christian W. Als Knabe zeigte er ein in sich verschlossenes Wesen. Tagelang weilte er auf dem Felde oder im nahen Holze, um über das, was ihn sein Schulmeister gelehrt hatte, nachzudenken; zog auch wohl denselben bei der nächsten Schule zur Verantwortung, daß er ihm Unwahrheiten gelehrt haben müßte, indem er Vieles nicht einsehen könnte. Die Antwort des Schulmeisters, daß Vieles geschrieben und gelehrt würde, was die Vernunft nicht als wahr anerkenne und was man doch glauben müßte, durchzuckte gleich einem elektrischen Funken den Knaben, der nun um desto eifriger grübelte und als sein Vater ihn zu seinem Handwerk verwenden wollte, sich mit der heftigsten Abneigung dagegen erklärte. Auf den Rath des Pfarrers, der des Knaben Anlagen kannte, ihn studiren zu lassen, brachte ihn der Vater im Jahr 1781 auf die Stadtschule zu Naumburg, wo er sich bald die Liebe der Lehrer zu erwerben wußte. Als sein Vater im folgenden Jahre starb, mußte er sich seinen Unterhalt durch Unterricht erwerben und durch einige Unterstützungen ward es ihm möglich, im Jahr 1788 die Universität Leipzig besuchen zu können, wo er sich der Theologie und Philosophie widmete. Hier wurde er Famulus und innigster Freund des verstorbenen Professors Heidenreich und fand durch diesen denkenden Gelehrten Gelegenheit, in das Heiligthum dieser Wissenschaft einen tiefern Blick zu thun, als auf gewöhnlichem Wege geschehen kann. Deshalb gab er den Vorsatz auf, Theolog zu werden und selbst die Bitten seiner Mutter und Freunde, die seine drückende Noth

und oft an Verzweiflung grenzende Lage kannten, vermochten nicht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. 1792 gab er seine erste Schrift heraus: der „Höllenzwang“, welche aber sogleich confiscirt wurde. Doch auch hierdurch ließ er sich nicht abhalten, seinen eigenen Ideen zu folgen, durch rastloses Streben nicht allein die Wahrheit zu ergründen, sondern dieselbe auch der Menschheit mitzutheilen und er pflegte zu sagen, daß durch die gewöhnliche Erziehung die Menschen an vernünftiger Einsicht um 30—40 Jahre betrogen würden. Bei dieser reinen Naturphilosophie konnte er sich nur weniger Freunde und Gönner rühmen, doch diese wenige waren es ihm von Grund des Herzens. 1806 reiste der Herzog von Braunschweig durch Leipzig, ließ ihn zu sich kommen und besprach sich mit ihm mehrere Stunden über Philosophie. W.'s Werk: „meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode“ sprach den edlen Fürsten so an, daß er bei seiner Rückreise durch Leipzig für sein ferneres Fortkommen zu sorgen versprach, aber sein bald darauf erfolgter Tod ließ dies Versprechen unerfüllt. Im J. 1804 widmete W. sein System der anthropolog. Psychologie dem Großherzog Carl August *) von Weimar, wofür ihm nicht allein ein ehrenvolles Handschreiben, sondern auch die Hoffnung zu Theil wurde, in diesem Lande versorgt zu werden. Doch auch hier wurde durch Krieg Kunst und Wissenschaft auf längere Zeit gehemmt und W. sah sich genöthigt, seiner drückenden Lage dadurch zu entgehen, daß er sich 1812 nach Oestreich wandte. Hier gab er mehrere Schriften unter dem Namen Freimund Walter heraus, die er unter bessern Umständen nicht herausgegeben haben würde. Auch fand er in diesen Staaten einige Freunde und Gönner, wie den Erzherzog Rudolph, von dem er die Erlaubniß erhielt, ihm die Geschichte der Declamation zu dediciren, den Erzbischof Hohenwart **) u. a. m., durch die er in den Stand gesetzt wurde, seine Existenz behaupten zu können. Aber kein Versprechen, auf das Beste versorgt zu werden, selbst nicht die Bitten der Seinen und seines Freundes Zacharias Werner ***), nicht seine Noth konnte ihn von seinem einmal einge-

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. d. N. Nekr. S. 465.
**) Dessen — — 2. — — — — [illegible].
***) — — 1. — — — — 66.

schlagenen schroffen Wege abbringen. Sein einziger Wunsch war, wieder in sein geliebtes Vaterland zu kommen und sein edler Freund, der Hof- und Gerichtsadvokat D. Nöring in Wien leistete ihm die wesentlichsten Dienste, seinen innigsten Wunsch im Jahr 1835 ausführen zu können. Ein tiefer Schleier umhülle die Aufnahme, die ihm sein Vaterland gewährte. Er starb am oben genannten Tage zu Jena. — Außer den genannten Werken ist noch von ihm erschienen: * Volksmetaphysik für alle Stände. Leipzig 1797. — Der deutsche Kinderfreund Rosenau, oder Originalübungen im Lesen f. die erwachsenere Jugend vom 8. bis zum 12. Jahre. Mit 1 Kpfr. Ebd. 1798. — Der deutsche Socrates, oder Originalideen über das unabänderlich nothwendige Schicksal der Menschen, über ihre Aussichten und Erwartungen diesseits und jenseits des Grabes. Ebd. 1799. — Versuch e. einzig zweckmäßigen Propädeutik zu richtigem, gründlichen und fruchtbaren Studio der Vernunftlehre oder der Logik. Ebd. 1802. — Versuch einer zweckmäßig vollständigen Vorbereitungswissenschaft zum richtigen Studium und gründlichen Bearbeiten der Metaphysik oder der transcendentalen Fundamentalphilosophie. Ebd. 1803. — System der empirischen Anthropologie, oder der ganzen Erfahrungsmenschenlehre. 2 Thle. Ebd. 1803—04. — Nähere Erklärung und Aufschlüsse über seine Schrift: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung u. s. w. Chemnitz 1805. — Abgenöthigte Antwort auf das an ihn gerichtete Sendschreiben Sr. Hochw. des Herrn Superint. Helmuth, nebst gebührender Abfertigung des Herrn H. R. Wieland u. Consorten. Ebd. 1805. — Grundriß e. allgem. und faßl. Lehrgebäudes der Declamation und der Musik, nach Schochers Ideen. Wien 1814. 2. verm. Aufl. 1820. — Kurzer Grundriß e. declamator.-charakteristischen Statistik und Physiognomik aller gebildeten Völker, nach Schochers Ideen. Ebd. 1816. — Schöne Vorlesekunst für alle gebildete Personen beiderlei Geschlechts. Ebd. 1816. 2. Ausg. 1817. — Unmittelbare praktische Deklamirschule, oder Auswahl der schönsten Gedichte erhabenen und traurigen Inhalts, so charakterisirt und bezeichnet, daß sie auch ohne Vorbereitung sogleich gut vorgelesen werden können. Ebd. 1816. — Versuch einer völlig zweckmäßigen Theaterschule, oder d. einzig richtigen Kunst u. Methode, vollkommener Kunstschauspieler, Opernsänger, Pantomime und Ballet-

tänzer im höhern Grade und in kürzerer Zeit zu werden, als auf. d. bisher. Wege u. s. w. Ebd. 1817. (Bruchstücke davon standen vorher in den Dresdner Beiträgen zur Belehrung und Unterhaltung). — Schrieb die Vorrede zu d. kurzen histor. Darstellung der gesammten krit. Philosophie nach ihren Hauptresultaten, f. Anfänger und Freunde der Philosophie (Leipz. 1801). — Von den Schriften, die er unter dem Namen Freimund Walter herausgab, nennen wir: Handbuch einer allseitigen Universalhistorie, oder e. wirkl. pragmatischen Menschheit. Ein Versuch. Wien 1820. — Ueberdies hinterließ er noch mehrere Werke im Manuscript.

40. Ernst Heinrich Burscher,

Pfarrer zu Leuthen und Laubst bei Lübben in der Niederlausitz;

geb. d. 16. Aug. 1786, gest. den 14. Febr. 1836 *).

Er war der Sohn eines Predigers zu Burg bei Cottbus. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Budissin, unter dem trefflichen Gedicke und studirte dann in Frankfurt an der Oder. Nach Vollendung seiner Studien war er ein Jahr Hauslehrer und verwaltete dann 2½ Jahr die fünfte Lehrerstelle an dem Gymnasium in Cottbus, worauf er in das Pfarramt zu Groß-Gaglow und Hänchen, bei Cottbus, trat. Sechs Jahre verwaltete er treu dieses Amt und wurde dann nach Leuthen berufen, wo er 19 Jahre hindurch mit vielem Segen wirkte. Zweimal verheirathet, erzeugte er 4 Söhne und 4 Töchter, von denen 2 Söhne und die Töchter noch am Leben sind. Seine zweite Gattin, die 15½ Jahre mit ihm in einer höchst glücklichen Ehe lebte, beweint mit diesen seinen plötzlich durch einen Schlagfluß erfolgten Tod. Der Vollendete war ein einsichtsvoller, fleißiger, amtseifriger Geistlicher. Während seiner Amtsführung in Leuthen und unter seiner sehr thätigen Mitwirkung wurde mit bedeutenden Kosten, die größtentheils durch milde Beiträge aufgebracht wurden, für die Kirche eine Orgel angeschafft, das Pfarrhaus, nebst einem Theil der Wirthschaftsgebäude neu erbaut, auch fiel der Neubau des Küster- und Schulhauses in die Zeit seiner Amtsführung. Das Wohl der Schule lag ihm sehr am Herzen und wie er das Glück zu schätzen wußte, die beste Landschule im Kreise zu haben, so

*) Nach: Kirchenzeitung 1837, Nr. 79.

war er unter Mitwirkung des verdienstvollen Lehrers Kopf für die Erhöhung des Flors der Schule auch eifrig bemüht. Die mit der Schule verbundene Anstalt für Schulamts-Präparanden unterstützte Burscher mit Rath und That, indem er den jungen Leuten in der Religion, in der Geschichte und besonders in den Naturwissenschaften Unterricht ertheilte. Er war ein beliebter Prediger, ein ausgezeichneter Gelegenheitsredner. Freundlich im Umgange mit jedermann gewann und behielt er das Vertrauen seiner Gemeinden und wurde von ihnen sehr geachtet und geliebt. Seine Lieblingsbeschäftigung fand er in der Wartung und Pflege der Blumen, über deren Gedeihen er sich auf eine wahrhaft rührende Art freute. — Die Unglücklichen fanden an ihm einen treuen Freund und Helfer. Im Jahr 1813 nahm er einen verwaisten Knaben aus Sachsen in sein Haus und wurde sein Erzieher, sein Versorger.

41. Friedrich Lehne,

Doctor der Philosophie, großh. hess. Professor und Bibliothekar der Stadt Mainz, Mitglied der Akademie zu Rom, Ehrenmitglied der kaiserl. russ. Societät der Naturforscher zu Moskwa und des herzogl. nassauischen Vereins für vaterländische Alterthumsforschung, Sekretär der ehemaligen Departementalgesellschaft der Künste und Wissenschaften und korrespondirendes Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Frankfurt a. M. und zu Trier, Ehrenmitglied des Mainzer Vereins für Kunst und Literatur;

geboren den 8. Sept. 1771, gest. d. 15. Februar 1836 *).

Er war zu Gernsheim in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, wo sein Vater die Stelle eines Justizamtmannes bekleidete, geboren, kam nach dem frühen Verluste seiner Eltern (1780) zu seinem Oheim Mülekamp, Forstrath und Professor an der Mainzer Universität und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er seine Vorstudien auf dem Mainzer Gymnasium beendigt hatte, widmete er sich auf der damals berühmten Universität dieser Stadt mit entschiedener Vorliebe der Geschichte und den schönen Wissenschaften. Eine Stelle an dem Reichsarchiv zu Wien war ihm zugesichert, als die französische Revolution ausbrach und die von ihr ausgesprochenen Grundsätze auch in den Nachbarstaaten geltend zu machen suchte. Mit

*) Nach: Mainzer Zeitung. 1836.

dem Enthusiasmus eines jungen Mannes, der ohne Bedenken sein Lebensglück seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung aufopfert, gab Lehne den neuen Ideen sich hin und widmete deren Verwirklichung seine Kräfte. In den mannichfachen, oft schwierigen Stellen, welche er im Laufe der folgenden Jahre bekleidete, lieferte er stets nur Beweise seines edlen Herzens, seines umfassenden Geistes. Im Jahr 1797 unternahm L. eine Reise nach Italien: sein Aufenthalt daselbst war ihm von großem Vortheil; seine Vorliebe für das Studium der Geschichte wurde dadurch von neuem geweckt und sein ohnehin für alles Schöne höchst empfänglicher Sinn noch mehr geschärft. Nach sechsjähriger Entfernung kehrte er endlich nach Mainz zurück, wo er selbst nach der Organisation der Centraladministration des Departements vom Donnersberg zum Secretaire-Interprète ernannt und ihm die Redaktion des „Beobachters am Donnersberg" übergeben wurde. Den Ertrag des vielgelesenen Journals bestimmte der Wohlthätigkeitssinn des Verfassers zur Unterstützung der Armen. Als im Jahr 1799 die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität zu Mainz erledigt wurde, ward Lehne von dem Regierungscommissär Shée zu dieser Stelle vorgeschlagen. Er erhielt und bekleidete sie mit großem Beifall bis zur Aufhebung der Universität und zur Errichtung des kaiserlichen Lyceums, bei welchem ihm das Amt eines Procureur gérant übertragen wurde. Nach der Befreiung Deutschlands und nach der Entfernung der französischen Verwaltungsbehörden wurde Lehne zum städtischen Bibliothekar ernannt. Mit seinen Berufsarbeiten und mit der Redaktion der „Mainzer Zeitung" beschäftigt, lebte er von nun an ein ruhiges, sorgenfreies Leben, bis er im Jahr 1829 von einer sehr schmerzlichen Krankheit befallen wurde, welche ihm bis zu seinem Tode nur selten das Zimmer zu verlassen erlaubte. Glühende Begeisterung für Wahrheit, Muth, sie rücksichtslos und offen überall zu verkünden, die strengste Rechtlichkeit, an Selbstaufopferung gränzende Uneigennützigkeit und die liebevollste Leutseligkeit waren die Hauptzüge seines schönen fleckenlosen Charakters; sein Wohlthätigkeitssinn bewährte sich bei jeder Gelegenheit glänzend. — Seine Schriften sind: Versuche republikanischer Gedichte. Straßb. 1796. — Historisch-statistisches Jahrbuch des Departements vom Donnersberg, für das Jahr 9 der Republik. Mainz 1798. — Dem Consul Napoleon Bonaparte. Ebd. 1798. — Gedichte. 2 Bde. Wien

1817. — Einige Bemerkungen über das Unternehmen d. gelehrten Gesellschaft zu Haarlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen. (Aus der Zeitschrift „der Spiegel" besonders abgedruckt). Eb. 1823. 2. Ausg. 1824. 3. Ausg. 1827. — Romant. Seereise von Genua nach Neapel. Ebd. 1825. — Biographie des französ. Generals Eikemeier im 3. und 5. Jahrgang des neuen Nekrologs.

* 42. D. Johann Jakob Völtzcke,

königl. pensionirter wirklicher Generalchirurgus der Armee, Ritter des eisernen Kreuzes 2r Klasse am schwarzen Bande, d. Wladimirordens 4r Klasse und des St. Annenordens 2r Kl., auch Ritter der Ehrenlegion und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, zu Berlin;

geb. den 26. Jan. 1764, gest. den 17. Febr. 1836.

Völtzcke erlangte in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt Rügenwalde so viel Bildung, daß er die Wissenschaften liebgewann und in Berlin mit Eifer weiter strebte, bis er daselbst, 18 Jahre alt, zu den naturwissenschaftlichen und medicinisch-chirurgischen Studien übergehen konnte. Die Professoren des medicinisch-chirurgischen Collegiums, namentlich der Professor Gönner, hatten den Jüngling, in dem sich glückliche Naturgaben und der freie Trieb zur intellektuellen Ausbildung begegneten, lieb und zeichneten ihn besonders aus. Aber mitten in dem belohnendsten Eifer traf den 20jährigen wohlgewachsenen jungen Mann der Ruf des Infanterieregiments von Billerbeck, welchem er, nach der damaligen Kantonverfassung, mit den Waffen in der Hand zu dienen verpflichtet war und er hatte noch von Glück zu sagen, daß es ihm vergönnt ward, den 1. August 1784 Kompagniechirurgus zu werden. Neun Jahre lang währte dieser Zwangsdienst, in welchem aber manche Erfahrung erworben, der wissenschaftliche und moralische Charakter befestigt und in der Familie des Majors von Zastrow, des nachherigen königlichen Generaladjutanten, eine dauernde, einflußreiche freundschaftliche Verbindung angeknüpft wurde. Den nächsten Anlaß zu seiner weitern bürgerlichen Entwickelung gab die Vergünstigung, 1791 nach Berlin zu gehen und nicht nur mehrere naturwissenschaftliche und medicinisch-chirurgische Kollegien nochmals zu hören, auf der Anatomie größere Fortschritte zu gewinnen, die Gelegenheit im Charité-Krankenhause zu benutzen, sondern auch die phi-

losophischen Hörsäle zu besuchen. Eine so planvolle wissenschaftliche Laufbahn führte zu glänzenden Zeugnissen, welche auf den ersten Generalchirurgus Theden und auf seinen Adjunktus Görcke den besten Eindruck machten. Völtzcke wurde zur Beförderung aufgezeichnet; er begleitete Görcke dann als Oberchirurgus in den Feldzug an den Rhein und wurde von demselben, auf Befehl des Oberkriegskollegiums, den 13. December 1793, von Frankfurt aus nach Crailsheim und Plassenburg beordert, um daselbst die kranken französischen Kriegsgefangenen zu untersuchen und ihnen medicinisch-chirurgische Hülfe zu leisten. Die Noth und das Leiden der Unglücklichen in den ungesundesten Räumen waren groß; aber mit Muth und Sachkenntniß überwändt V. die einer bessern Lazaretheinrichtung entgegentretenden Hindernisse und erwarb sich dadurch nicht nur Beifall und Anerkennung von seinen Vorgesetzten, sondern auch selbst schmeichelhafte Aeußerungen von Seiten des dirigirenden Ministers in den beiden fränkischen Fürstenthümern, Baron von Hardenberg, nachherigen Fürsten Staatskanzlers. Der Wendepunkt in V.'s Leben war indeß die hohe Achtung geworden, die ihm Görcke widmete, weil er ihn immer würdiger fand, je näher er ihn kennen lernte. Die Beweise der Liebe und Achtung, welche namentlich der Stiftung der chirurgischen Pepinière vorausgingen und nachfolgten, mußten V.'s Ehrgeiz zu der höchsten Thätigkeit begeistern. Herr von Wiebel, jetziger Generalstabsarzt, welcher als Genosse diesem Werke seine Kräfte weihte, ging seitdem mit beiden Hand in Hand. V. aber theilte fortan seine Zeit zwischen dem Dienste und den Studien, hielt sich, theils für eigene Rechnung, theils mit Görcke's Unterstützung, neun Monate in Wien auf und bereiste dann mehrere, durch gute Krankenanstalten berühmte Orte, um sich im Beobachten zu üben und ging dann als Oberstabschirurgus im Winter 1797 mit so glücklichem Erfolge an seine große Prüfung, daß er den 12. Mai des folgenden Jahres von den damaligen drei verschiedenen Prüfungsbehörden, der anatomisch-chirurgischen, der klinischen und der beständigen medicinischen Examinationsdeputation die vortheilhaftesten Zeugnisse davon trug. Konnte der gereifte Mann nun, nachdem er dem Staate öffentliche Rechenschaft von seiner medicinisch-chirurgischen Befähigung gegeben, mit ganzer Hingebung in den Geschäften hülfreich sein, zu welchen ihn sein Stand ver-

pflichtete, so mußte es auch zweckmäßig erscheinen, ihn (wie vor ihm Schmucker und Voitus und nach ihm mehrere andere talentvolle Männer) in die Fremde zu senden, um sich umzusehen, welche nützliche Medicinal- und Sanitätseinrichtungen auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen sein möchten. Görcke schlug ihn dem Könige dringend zur Unterstützung vor und sagte: Völtzke ist ein geschickter, rechtschaffener und ehrlicher Mann, dem die Dienstpflicht heilig ist und — die Hülfsmittel zu einer Reise nach Dänemark, England und Frankreich wurden zu Anfang des Jahrs 1801 gewährt. Noch vor der Abreise ward V., welcher Englisch und Französisch geläufig sprach, den 6. Juni 1801 Oberstabs-Chirurgus; den 30. Januar 1802 Regimentschirurgus des 13. Dragonerregiments und den 26. November 1803 Regimentschirurgus beim Kadettencorps in Berlin. Die letztere Nachricht traf ihn in London und er trat, von hier zurückgekehrt, seinen neuen Beruf an, in welchem er sich bald als Arzt und Mensch geltend machte. Auch in der Stadt wandten sich ihm Viele zu. Aber es schien ihm nicht so recht bestimmt zu sein, dauernde Hütten zu bauen; denn schon den 29. October 1805 wurde er, ehrenvoll genug, zum vierten Generalchirurgus der Armee und zum zweiten Mitgliede der Feldlazarethdirection des fränkischen Corps d'Armée ernannt. Die letztere Bestimmung führte ihn nach Hamburg, wo er sich mit der ihn überlebenden Wittwe ehelich verband. Noch vor der Abreise aus Berlin empfing er von der Universität Frankfurt das medicinisch-chirurgische Doctordiplom vom 1. December 1805, mit einem Briefe vom Professor Berends *), in welchem dieser große Arzt, liebenswürdig wie er war, unter andern sagt: „Ich wünsche Ihnen und der Fakultät Glück, weil dies eine der allerdings seltenen Promotionen ist, die beiden Theilen auf gleiche Weise zur Ehre gereichen.“ Die widrigen Ereignisse des Jahres 1806 hat V. bestanden, wie es die Verhältnisse nur irgend zuließen: er war der rückgängigen Armee zur Unterbringung ihrer Kranken und Verwundeten in Magdeburg möglichst behülflich, zog von da mit dem Armeekorps des Fürsten von Hohenlohe aus, entging den Kapitulationen von Prenzlau und von Anklam und führte ein nicht unbedeutendes Lazarethpersonal der Disposition des Königs nach Preußen

*) Dessen Biogr. s. im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 181.

zu, woran dort zu jener Zeit kein geringer Mangel war. Seine Betriebsamkeit in dem damaligen Kriege in Preußen hat den davon abhängigen Veranstaltungen keinen Vorwurf zugezogen, obgleich diese mannichfaltige, nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu besiegen hatten. Demnächst wurde ihm der Befehl, dasjenige Armeecorps zu begleiten, mit welchem der Graf G. L. von Blücher eine Expedition in Schwedisch-Pommern zu machen bestimmt war und wenn gleich diese beabsichtigte Unternehmung nicht zur Ausführung kam, so hatte V. doch zur Lösung seiner Aufgabe in so hohem Grade Alles gethan, daß Blüchers Hochachtung ihm seitdem unwandelbar geblieben ist, wofür die Documente aus allen Jahren zeugen. Aus Treptow schrieb der General den 13. Mai 1808 an ihn, blos um Dank und Anerkennung auszusprechen und schloß: „wie, wenn Sr. Maj. mir noch dereinst ein mobiles Corps Truppen anzuvertrauen geruhten, ich gewiß darauf antragen würde, daß Ew. Wohlgeboren wieder als erster Vorsteher des Feldlazareths bei selbigem angestellt würden 2c.“ Diesem Briefe war das königliche Kabinetsschreiben beigelegt, in welchem V. auf Blüchers amtlichen Bericht belobt war. Der König hatte aber damals schon selbst dem chirurgischen Personal seine Gnade zugewandt und verlieh demselben bald darauf Offiziersrang; — V., als wirklicher Generalchirurgus, bekam Majorsrang. Er war damals in Berlin und sollte hier, während der Feind noch die Marken besetzt hielt, die vollständige Ausrüstung der zu einer Division gehörigen Feldlazarethe vorbereitend so besorgen, daß alles Aufsehen vermieden würde; späterhin, den 10. September 1809, ward er der brandenburgischen und pommerschen Truppenbrigade überwiesen. Was er in diesem Berufe geleistet, bezeuget zum Theil der Oberst von Hake *), als Director des allgemeinen Kriegsdepartements, in einem Schreiben vom 13. Januar 1811: „Ich habe,“ sagt derselbe, „in dem Hauptbericht, den Ew. Wohlgeboren über die Bereisung der Garnisonlazarethe in den pommerschen und neumärkischen Städten erstattet haben und in den beigefügt gewesenen speziellen Beschreibungen der einzelnen Anstalten mit vielem Vergnügen die Sorge wahrgenommen, die Sie für die Verbesserung der Militärkrankenpflege in Ihrem Divisionsbezirke hegen, aber auch den Scharf-

Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 1479.

sinn und die Gründlichkeit, mit welchen Sie die dahin führenden Mittel aufgestellt und zur weitern Verfügung vorbereitet haben.“ Doch waren das Alles nur Vorbereitungen zur Entwickelung des Bessern, welches selbst in dem Feldzuge von 1812 näher kam. Bölzcke wurde dem Grawertschen Corps beigegeben, welches seine Bestimmung nach Kurland erhielt. Hier eröffnete sich ihm ein bedeutendes Feld, in großen Verhältnissen seine Kraft und sein Geschick zu zeigen und wenn er vorher mit Ehren bestanden war, so darf man sagen, daß er von nun an mit Ruhm erscheint. Es ist schon vom General von Seydlitz in einer allgemein bekannten Schrift ausgesprochen, in welchem Vertrauen er auch als Grawerts Arzt in entscheidenden Momenten dagestanden; General von York *) aber zeichnete ihn sehr aus, nachdem er seinen militärischen Heldenmuth auf dem Kampfplatze, seine ritterliche Hingebung im Krankenhause, seine fleckenlose Unbestechlichkeit an der Spitze der Verwaltung hatte kennen lernen und diese Tugenden haben seine Bürgerkrone auch gebildet auf der Rückkehr aus Kurland und auf den beiden großen Zügen nach Paris. Noch lebt Mancher aus den Hauptquartieren von York und von Blücher, der als Augenzeuge Bölzcke's Lob verkündet, manches schriftliche Denkmal ist erhalten und was er dem Fürsten Blücher in entscheidender Minute in ihm dem Kranken und dem Vaterlande gewesen, hat der Marschall Gneisenau, als der nächste Vertraute, dem Arzte stets hoch angerechnet. — Nach dem zweiten Einzuge in Paris zog sich B., den 10. August 1815, wegen seiner angegriffenen Gesundheit, aus dem Dienst zurück; in Versailles empfing er den erbetenen Abschied vom 16. September mit Pension. So kehrte er heim, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen. 31 Jahre hatte er dem Vaterlande und der leidenden Menschheit treu gedient und er brachte ein belohnendes Gefühl mit sich in die Stille der Zurückgezogenheit; aber es ging ihm, wie es den meisten Männern geht, die im großen Wirken rasch und rüstig viel in kurzer Zeit zu schaffen wußten; er wußte die von allen öffentlichen Aemtern freie Muße kaum so leicht zu tragen, als den Sturm und Drang der gehäuftesten Geschäfte. Mancherlei gaben ihm menschenfreundliche Sorgen für Waisenwittwen und Arme zu thun; auch

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 8. Jahrgang S. 721.

die Wissenschaft füllte ihre Stunden. Von geselligen Verbindungen zog er sich immer mehr zurück und er hatte sich zuletzt auf wenige medicinische Kreise und auf wenige Familien beschränkt. Die Eigenthümlichkeit seines Wesens fand nicht überall die behagliche Genüge. Wie einer, der sich selbst viel verdankt, der es weiß, daß er seine Kräfte dem Vaterlande gern gewidmet, hatte er, neben seiner ausdauernden Thätigkeit und kräftigen Rührigkeit eine Schärfe, eine herbe Strenge angenommen, welche nicht überall dieselbe Wirkung that. Ueberhaupt zeigten seine mündliche und schriftliche Fertigkeit im Vortrag, sein hervorragender polemischer Styl den auf persönliche Kraft gestützten, nicht gewöhnlichen Mann und es ist zu bedauern, daß er seiner kunstgerechten, körnigen Feder nicht noch mehr vertraut. Wir besitzen ein militärärztliches Gutachten von ihm, welches in seiner siegreichen Gewandtheit als klassisches Meisterstück, auch zum Zeugniß seiner wahrhaft menschenfreundlichen Gesinnung auf immer Werth behalten wird. In Allem aber spricht sich, neben der gedrungenen, oft epigrammatischen, selbst abgebrochenen Rede das Gefühl eines Charakters aus, der viel getragen und der Dornen mancherlei gefühlt. Wir haben ihn nie über Undank klagen hören, wie denn die Klage überhaupt selten über seine Lippe kam; aber einen ironischen Zug konnte man oft in seinen Worten und in seiner Miene finden und man würde vielleicht sehr irren, wenn man sich V.'s Leben in der Zurückgezogenheit als ein ganz harmloses denken wollte. Doch konnte derselbe Mann im Freundeskreise und bei Tische im muntersten Humor schwelgen und ganz von Herzen fröhlich sein. Bedürfnisse hatte er fast gar nicht; für seinen Lebensunterhalt bedurfte er nur wenig, für seine Kleidung fast zu wenig und wenn V. vielleicht hie und da schroff und strenge und seltsam erschienen ist, so muß alle Welt ihm, außer seinen militärärztlichen Verdiensten, auch den höchsten moralischen Werth bezeugen: er hat sein Gewissen, von keinem Hauch befleckt, mit in die Ewigkeit genommen.

Berlin. Dr. Preuß,
königl. Professor der Geschichte &c.

* 43. Johann Daniel Herholdt,

kön. dänischer Etatsrath, Doctor und ordentlicher Professor der Medicin zu Kopenhagen, Assessor im Consistorium und Stabsmedikus, Ritter des Danebrog- und des Nordsternordens, Danebrogsmann; vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied 2c.;

geboren den 10. Juli 1764, gest. am 18. Februar 1836.

Er war in Apenrade im Herzogthum Schleswig geboren, wo sein Vater Amtschirurg war und ihn die Anfangsgründe der Chirurgie lehrte. In seinem 19. Jahre kam er nach Copenhagen, wo er seine chirurgischen Studien fortsetzte. Er begann diese unter den unglücklichsten Vorbedeutungen, unter solchen, daß man ihn für verloren für die Wissenschaften halten mußte. Er besaß so gut wie gar nichts: der Vater war nicht vermögend und die Familie groß; er war klein von Wuchs, schwach von Körper, außerdem litt er an häufigen und heftigen epileptischen Zufällen. Aber welche höchst merkwürdige für die Wissenschaften und die Menschheit so erfreuliche Veränderung mußte mit diesem mächtigen Geiste sehr bald vorgehen. Unter dem Kampfe mit den ersten Bedürfnissen des Lebens, unter fast ununterbrochener Arbeit, unter Nachtwachen und Anstrengung vermehrten sich nicht allein seine Kenntnisse, entwickelten sich nicht allein seine Seelenkräfte mit Blitzesschnelle, sondern auch auf eine wunderbare Weise sein Körper; er wuchs, das Körperliche schien sich mit derselben Schnelligkeit zu entwickeln, als sein Geist, er wurde groß und kräftig gebaut; die Anfälle der fürchterlichen Krankheit, welche ihn bisher verheert hatten, wurden allmählich immer seltener, ja sie hörten nach Verlauf von nicht vollen 2 Jahren so gänzlich auf, daß er nachher sein ganzes Leben hindurch niemals einen Anfall davon hatte. Diese doppelte Entwickelung war so merkwürdig und außerordentlich, daß ein mit ihm auferzogener Freund der Kindheit, welcher nach Verlauf von 2 Jahren ihn in Copenhagen besuchte, ihn ganz und gar nicht wieder erkannte. Die Frucht seines außerordentlichen Strebens war, daß er schon nach zweijährigem Aufenthalt in der Hauptstadt bei dem anatomisch-chirurgischen Amphitheater 1785 das Examen machen konnte, unmittelbar ehe die chirurgische Akademie errichtet wurde, so daß er der Letzte war, der dieses Examen ablegte. Schon im folgenden Jahre wurde er als Oberchirurg auf einer

dem Enthusiasmus eines jungen Mannes, der ohne Bedenken sein Lebensglück seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung aufopfert, gab Lehne den neuen Ideen sich hin und widmete deren Verwirklichung seine Kräfte. In den mannichfachen, oft schwierigen Stellen, welche er im Laufe der folgenden Jahre bekleidete, lieferte er stets nur Beweise seines edlen Herzens, seines umfassenden Geistes. Im Jahr 1797 unternahm L. eine Reise nach Italien: sein Aufenthalt daselbst war ihm von großem Vortheil; seine Vorliebe für das Studium der Geschichte wurde dadurch von neuem geweckt und sein ohnehin für alles Schöne höchst empfänglicher Sinn noch mehr geschärft. Nach sechsjähriger Entfernung kehrte er endlich nach Mainz zurück, wo er selbst nach der Organisation der Centraladministration des Departements vom Donnersberg zum Secretaire-Interprête ernannt und ihm die Redaktion des „Beobachters am Donnersberg“ übergeben wurde. Den Ertrag des vielgelesenen Journals bestimmte der Wohlthätigkeitssinn des Verfassers zur Unterstützung der Armen. Als im Jahr 1799 die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität zu Mainz erledigt wurde, ward Lehne von dem Regierungscommissär Shée zu dieser Stelle vorgeschlagen. Er erhielt und bekleidete sie mit großem Beifall bis zur Aufhebung der Universität und zur Errichtung des kaiserlichen Lyceums, bei welchem ihm das Amt eines Procureur gérant übertragen wurde. Nach der Befreiung Deutschlands und nach der Entfernung der französischen Verwaltungsbehörden wurde Lehne zum städtischen Bibliothekar ernannt. Mit seinen Berufsarbeiten und mit der Redaktion der „Mainzer Zeitung“ beschäftigt, lebte er von nun an ein ruhiges, sorgenfreies Leben, bis er im Jahr 1829 von einer sehr schmerzlichen Krankheit befallen wurde, welche ihm bis zu seinem Tode nur selten das Zimmer zu verlassen erlaubte. Glühende Begeisterung für Wahrheit, Muth, sie rücksichtslos und offen überall zu verkünden, die strengste Rechtlichkeit, an Selbstaufopferung gränzende Uneigennützigkeit und die liebevollste Leutseligkeit waren die Hauptzüge seines schönen fleckenlosen Charakters; sein Wohlthätigkeitssinn bewährte sich bei jeder Gelegenheit glänzend. — Seine Schriften sind: Versuche republikanischer Gedichte. Straßb. 1796. — Historisch-statistisches Jahrbuch des Departements vom Donnersberg, für das Jahr 9 der Republik. Mainz 1798. — Dem Consul Napoleon Bonaparte. Ebd. 1798. — Gedichte. 2 Bde. Wien

1817. — Einige Bemerkungen über das Unternehmen d. gelehrten Gesellschaft zu Haarlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen. (Aus der Zeitschrift „der Spiegel“ besonders abgedruckt). Eb. 1823. 2. Ausg. 1824. 3. Ausg. 1827. — Romant. Seereise von Genua nach Neapel. Ebd. 1825. — Biographie des franzöſ. Generals Eikemeier im 3. und 5. Jahrgang des neuen Nekrologs.

* 42. D. Johann Jakob Völtzcke,

königl. pensionirter wirklicher Generalchirurgus der Armee, Ritter des eisernen Kreuzes 2r Klasse am schwarzen Bande, d. Wladimirordens 4r Klasse und des St. Annenordens 2r Kl., auch Ritter der Ehrenlegion und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, zu Berlin;

geb. den 25. Jan. 1764, gest. den 17. Febr. 1836.

Völtzcke erlangte in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt Rügenwalde so viel Bildung, daß er die Wissenschaften liebgewann und in Berlin mit Eifer weiter strebte, bis er daselbst, 18 Jahre alt, zu den naturwissenschaftlichen und medicinisch-chirurgischen Studien übergehen konnte. Die Professoren des medicinisch-chirurgischen Collegiums, namentlich der Professor Gönner, hatten den Jüngling, in dem sich glückliche Naturgaben und der freie Trieb zur intellektuellen Ausbildung begegneten, lieb und zeichneten ihn besonders aus. Aber mitten in dem belohnendsten Eifer traf den 20jährigen wohlgewachsenen jungen Mann der Ruf des Infanterieregiments von Billerbeck, welchem er, nach der damaligen Kantonverfassung, mit den Waffen in der Hand zu dienen verpflichtet war und er hatte noch von Glück zu sagen, daß es ihm vergönnt ward, den 1. August 1784 Kompagniechirurgus zu werden. Neun Jahre lang währte dieser Zwangsdienst, in welchem aber manche Erfahrung erworben, der wissenschaftliche und moralische Charakter befestigt und in der Familie des Majors von Zastrow, des nachherigen königlichen Generaladjutanten, eine dauernde, einflußreiche freundschaftliche Verbindung angeknüpft wurde. Den nächsten Anlaß zu seiner weitern bürgerlichen Entwickelung gab die Vergünstigung, 1791 nach Berlin zu gehen und nicht nur mehrere naturwissenschaftliche und medicinisch-chirurgische Kollegien nochmals zu hören, auf der Anatomie größere Fortschritte zu gewinnen, die Gelegenheit im Charité-Krankenhause zu benutzen, sondern auch die

losophischen Hörsäle zu besuchen. Eine so planvolle wissenschaftliche Laufbahn führte zu glänzenden Zeugnissen, welche auf den ersten Generalchirurgus Theden und auf seinen Adjunktus Görcke den besten Eindruck machten. Völtzcke wurde zur Beförderung aufgezeichnet; er begleitete Görcke dann als Oberchirurgus in den Feldzug an den Rhein und wurde von demselben, auf Befehl des Oberkriegskollegiums, den 13. December 1793, von Frankfurt aus nach Crailsheim und Plassenburg beordert, um daselbst die kranken französischen Kriegsgefangenen zu untersuchen und ihnen medicinisch-chirurgische Hülfe zu leisten. Die Noth und das Leiden der Unglücklichen in den ungesundesten Räumen waren groß; aber mit Muth und Sachkenntniß überwändt V. die einer bessern Lazaretheinrichtung entgegentretenden Hindernisse und erwarb sich dadurch nicht nur Beifall und Anerkennung von seinen Vorgesetzten, sondern auch selbst schmeichelhafte Aeußerungen von Seiten des dirigirenden Ministers in den beiden fränkischen Fürstenthümern, Baron von Hardenberg, nachherigen Fürsten Staatskanzlers. Der Wendepunkt in V.'s Leben war indeß die hohe Achtung geworden, die ihm Görcke widmete, weil er ihn immer würdiger fand, je näher er ihn kennen lernte. Die Beweise der Liebe und Achtung, welche namentlich der Stiftung der chirurgischen Pepinière vorausgingen und nachfolgten, mußten V.'s Ehrgeiz zu der höchsten Thätigkeit begeistern. Herr von Wiebel, jetziger Generalstabsarzt, welcher als Genosse diesem Werke seine Kräfte weihte, ging seitdem mit beiden Hand in Hand. V. aber theilte fortan seine Zeit zwischen dem Dienste und den Studien, hielt sich, theils für eigene Rechnung, theils mit Görcke's Unterstützung, neun Monate in Wien auf und bereiste dann mehrere, durch gute Krankenanstalten berühmte Orte, um sich im Beobachten zu üben und ging dann als Oberstabschirurgus im Winter 1797 mit so glücklichem Erfolge an seine große Prüfung, daß er den 12. Mai des folgenden Jahres von den damaligen drei verschiedenen Prüfungsbehörden, der anatomisch-chirurgischen, der klinischen und der beständigen medicinischen Examinationsdeputation die vortheilhaftesten Zeugnisse davon trug. Konnte der gereifte Mann nun, nachdem er dem Staate öffentliche Rechenschaft von seiner medicinisch-chirurgischen Befähigung gegeben, mit ganzer Hingebung in den Geschäften hülfreich sein, zu welchen ihn sein Stand ver-

pflichtete, so mußte es auch zweckmäßig erscheinen, ihn (wie vor ihm Schmücker und Voitus und nach ihm mehrere andere talentvolle Männer) in die Fremde zu senden, um sich umzusehen, welche nützliche Medicinal- und Sanitätseinrichtungen auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen sein möchten. Görcke schlug ihn dem Könige dringend zur Unterstützung vor und sagte: Bölßke ist ein geschickter, rechtschaffener und ehrlicher Mann, dem die Dienstpflicht heilig ist und — die Hülfsmittel zu einer Reise nach Dänemark, England und Frankreich wurden zu Anfang des Jahrs 1801 gewährt. Noch vor der Abreise ward B., welcher Englisch und Französisch geläufig sprach, den 6. Juni 1801 Oberstabs-Chirurgus; den 30. Januar 1802 Regimentschirurgus des 13. Dragonerregiments und den 26. November 1803 Regimentschirurgus beim Kadettencorps in Berlin. Die letztere Nachricht traf ihn in London und er trat, von hier zurückgekehrt, seinen neuen Beruf an, in welchem er sich bald als Arzt und Mensch geltend machte. Auch in der Stadt wandten sich ihm Viele zu. Aber es schien ihm nicht so recht bestimmt zu sein, dauernde Hütten zu bauen; denn schon den 29. October 1805 wurde er, ehrenvoll genug, zum vierten Generalchirurgus der Armee und zum zweiten Mitgliede der Feldlazarethdirection des fränkischen Corps d'Armée ernannt. Die letztere Bestimmung führte ihn nach Hamburg, wo er sich mit der ihn überlebenden Wittwe ehelich verband. Noch vor der Abreise aus Berlin empfing er von der Universität Frankfurt das medicinisch-chirurgische Doctordiplom vom 1. December 1805, mit einem Briefe vom Professor Berends *), in welchem dieser große Arzt, liebenswürdig wie er war, unter andern sagt: „Ich wünsche Ihnen und der Fakultät Glück, weil dies eine der allerdings seltenen Promotionen ist, die beiden Theilen auf gleiche Weise zur Ehre gereichen.“ Die widrigen Ereignisse des Jahres 1806 hat B. bestanden, wie es die Verhältnisse nur irgend zuließen: er war der rückgängigen Armee zur Unterbringung ihrer Kranken und Verwundeten in Magdeburg möglichst behülflich, zog von da mit dem Armeekorps des Fürsten von Hohenlohe aus, entging den Kapitulationen von Prenzlau und von Anklam und führte ein nicht unbedeutendes Lazarethpersonal der Disposition des Königs nach Preußen

*) Dessen Biogr. s. im 1. Jahrg. des N. Nekr. S. 181.

zu, woran dort zu jener Zeit kein geringer Mangel war. Seine Betriebsamkeit in dem damaligen Kriege in Preußen hat den davon abhängigen Veranstaltungen keinen Vorwurf zugezogen, obgleich diese mannichfaltige, nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu besiegen hatten. Demnächst wurde ihm der Befehl, dasjenige Armeecorps zu begleiten, mit welchem der Graf G. L. von Blücher eine Expedition in Schwedisch-Pommern zu machen bestimmt war und wenn gleich diese beabsichtigte Unternehmung nicht zur Ausführung kam, so hatte W. doch zur Lösung seiner Aufgabe in so hohem Grade Alles gethan, daß Blüchers Hochachtung ihm seitdem unwandelbar geblieben ist, wofür die Documente aus allen Jahren zeugen. Aus Treptow schrieb der General den 13. Mai 1808 an ihn, blos um Dank und Anerkennung auszusprechen und schloß: „wie, wenn Se. Maj. mir noch dereinst ein mobiles Corps Truppen anzuvertrauen geruhten, ich gewiß darauf antragen würde, daß Ew. Wohlgeboren wieder als erster Vorsteher des Feldlazareths bei selbigem angestellt würden ꝛc." Diesem Briefe war das königliche Kabinetsschreiben beigelegt, in welchem W. auf Blüchers amtlichen Bericht belobt war. Der König hatte aber damals schon selbst dem chirurgischen Personal seine Gnade zugewandt und verlieh demselben bald darauf Offiziersrang; — W., als wirklicher Generalchirurgus, bekam Majorsrang. Er war damals in Berlin und sollte hier, während der Feind noch die Marken besetzt hielt, die vollständige Ausrüstung der zu einer Division gehörigen Feldlazarethe vorbereitend so besorgen, daß alles Aufsehen vermieden würde; späterhin, den 10. September 1809, ward er der brandenburgischen und pommerschen Truppenbrigade überwiesen. Was er in diesem Berufe geleistet, bezeuget zum Theil der Oberst von Hake *), als Director des allgemeinen Kriegsdepartements, in einem Schreiben vom 13. Januar 1811: „Ich habe," sagt derselbe, „in dem Hauptbericht, den Ew. Wohlgeboren über die Bereisung der Garnisonlazarethe in den pommerschen und neumärkischen Städten erstattet haben und in den beigefügt gewesenen speziellen Beschreibungen der einzelnen Anstalten mit vielem Vergnügen die Sorge wahrgenommen, die Sie für die Verbesserung der Militärkrankenpflege in Ihrem Divisionsbezirke hegen, aber auch den Scharf-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 1492.

sinn und die Gründlichkeit, mit welchen Sie die dahin führenden Mittel aufgestellt und zur weitern Verfügung vorbereitet haben." Doch waren das Alles nur Vorbereitungen zur Entwickelung des Bessern, welches selbst in dem Feldzuge von 1812 näher kam. Völtzcke wurde dem Grawertschen Corps beigegeben, welches seine Bestimmung nach Kurland erhielt. Hier eröffnete sich ihm ein bedeutendes Feld, in großen Verhältnissen seine Kraft und sein Geschick zu zeigen und wenn er vorher mit Ehren bestanden war, so darf man sagen, daß er von nun an mit Ruhm erscheint. Es ist schon vom General von Seydlitz in einer allgemein bekannten Schrift ausgesprochen, in welchem Vertrauen er auch als Grawerts Arzt in entscheidenden Momenten dagestanden; General von York *) aber zeichnete ihn sehr aus, nachdem er seinen militärischen Heldenmuth auf dem Kampfplatze, seine ritterliche Hingebung im Krankenhause, seine fleckenlose Unbestechlichkeit an der Spitze der Verwaltung hatte kennen lernen und diese Tugenden haben seine Bürgerkrone auch gebildet auf der Rückkehr aus Kurland und auf den beiden großen Zügen nach Paris. Noch lebt Mancher aus den Hauptquartieren von York und von Blücher, der als Augenzeuge Völtzcke's Lob verkündet, manches schriftliche Denkmal ist erhalten und was er dem Fürsten Blücher in entscheidender Minute in ihm dem Kranken und dem Vaterlande gewesen, hat der Marschall Gneisenau, als der nächste Vertraute, dem Arzte stets hoch angerechnet. — Nach dem zweiten Einzuge in Paris zog sich V., den 10. August 1815, wegen seiner angegriffenen Gesundheit, aus dem Dienst zurück; in Versailles empfing er den erbetenen Abschied vom 16. September mit Pension. So kehrte er heim, den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen. 31 Jahre hatte er dem Vaterlande und der leidenden Menschheit treu gedient und er brachte ein belohnendes Gefühl mit sich in die Stille der Zurückgezogenheit; aber es ging ihm, wie es den meisten Männern geht, die im großen Wirken rasch und rüstig viel in kurzer Zeit zu schaffen wußten; er wußte die von allen öffentlichen Aemtern freie Muße kaum so leicht zu tragen, als den Sturm und Drang der gehäuftesten Geschäfte. Mancherlei gaben ihm menschenfreundliche Sorgen für Waisenwittwen und Arme zu thun; auch

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 8. Jahrgang S. 721.

Fregatte angestellt und machte eine Reise in die Nordsee. Im Herbst 1787 wurde er Reservechirurg bei einer andern Seedivision und den folgenden Herbst als Oberchirurg auf ein Kriegsschiff in die Ostsee commandirt. Den Herbst darauf machte er das Examen bei der chirurgischen Akademie und ward 1790 Reservechirurg bei derselben. Im Jahr 1792 wurde er zum interimistischen Divisionschirurgen beim Seeetat ernannt; zwei Jahr nachher wirklicher Divisionschirurg bei derselben und verblieb in diesem Posten bis zum Jahr 1819. Den 6. Januar desselben Jahrs wurde er zum Obermedicus am Friedrichshospital befördert, in welchem Amte er bis 1825 blieb. Im Jahr 1802 den 9. October nahm er den Doctorgrad bei der Universität Copenhagen an und wurde 1805 zum außerordentlichen Professor in der Heilkunde bei der Universität ernannt und im Nov. 1818 ordentlicher Professor und Mitglied des Consistoriums. Seit dem Jahr 1806 war er Stabsmedicus beim Seeetat. Er war Mitglied des Gesundheitscollegiums und mehreremale zum Dekan desselben erwählt, wie auch zum Rektor bei der Universität. Außerdem war er auch Mitglied der Direction für das Seehospital und der Direction für die Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen und Scheintodten. Der König ertheilte ihm, außer so vielen Beweisen von Zutrauen zu H.'s ausgezeichneten Eigenschaften, mehrere besondere Ehrenbezeugungen: den 31. Juli 1815 wurde er zum Ritter des Danebrogordens ernannt, den 1. November 1828 zum wirklichen Etatsrath und den 31. März 1834 zum Danebrogsmann. Seine große wissenschaftliche Wirksamkeit machte ihn zum Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften; so war er, außer dergleichen Vereinigungen in Copenhagen, Mitglied im Auslande von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Neapel, von der Pontanianischen Akademie und von der Gesellschaft Sebazia für Wissenschaften und Künste desselben Orts, der philosophisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Berlin, der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Erlangen, der medicinischen Gesellschaft in Philadelphia, der medicinischen Gesellschaft in Paris, der Akademie der Wissenschaften und der medicinischen Gesellschaft in Stockholm. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß Herholdt in vielen Jahren einer von den ausgezeichnetsten, am meisten gesuchten Aerzten war. Früh erlangte er eine be-

ihm das Mechanische desselben leicht erlernen ließ, verband er ein höchst vortheilhaftes Aeußere und würde gewiß eine Zierde der Truppen geworden sein, wenn nicht Kränklichkeit sich bei ihm gezeigt hätte, die, besonders seit er sich mit der Tochter eines ehemaligen Gutsbesitzers in seiner Garnisonstadt Wurzen verehelicht hatte, mit solcher Gewalt zunahm, daß sie seinem Leben ein nur zu frühes Ziel am oben genannten Tage setzte. —

Dresden. F. v. Witzleben.

* 49. M. Johann Friedrich Köhler,

Pastor zu Windischleuba im Herzogthum Sachsen-Altenburg; geboren den 25. Jan. 1764, gestorben den 23. Febr. 1836.

Köhler ward zu Altenburg geboren, wo sein Vater Hoffischer war, verließ jedoch frühzeitig das elterliche Haus, um in dem seines würdigen Onkels, des Kapitäns Ziegler, aufgenommen zu werden, in welchem er fast mehr als elterliche Pflege und eine wirklich höchst vortheilhafte Erziehung fand. Seine geistige Grundbildung erhielt er bis zum Jahre 1782 im Gymnasium der Vaterstadt, worauf er Anfangs 1783, um sich zu dem Amte eines Predigers vorzubereiten, die Universität Jena bezog, sie aber nach zweijährigem Aufenthalte daselbst wieder verließ, um seine Studien in Leipzig zu beschließen. Nachdem er nach einjährigem Aufenthalte in Leipzig das Candidatenexamen bestanden hatte, ward er Hofmeister der jungen Familie des Appellationsraths und Landschaftsdirektors Grafen von Lindenau in Altenburg, dessen einem Sohne, dem derzeitigen k. sächsischen Staatsminister Grafen Bernhard August von Lindenau, er später auch sogar Führer auf der Universität ward, der er selbst den größten Theil seiner wissenschaftlichen Ausbildung verdankte. Dort ward er, geehrt durch die Bekantschaft und Freundschaft des Directors Plato *), so wie des noch lebenden Directors Dolz, des Magisters Döring und anderer rühmlichst ausgezeichneter Schulmänner, zugleich mehrere Jahre hindurch Lehrer an der dasigen Rathsfreischule, während welcher Zeit er sich auch die Würde eines Magisters erwarb und in dem segenschaffenden Kreise fortarbeitete, bis seine frühere Ehrenstelle im erwähnten Hause der Grund zu

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. d. N. Nekr. S. 220.

von F. Krohn in Copenhagen gearbeitet. — Seine Schriften sind: Uebersicht der vornehmsten Ursachen der Blindheit. Copenhagen 1787. — Afhandling om et nyt blodstillende Instrument; som skal forsvares i det laegekyndige Selskab den 30. Juli. Kjöbenhavn 1790. — Commentatio de quaestione medica: „num vires medicamentorum (plantarum verbi gratia) officinalium aut chymica analysi, aut sensuum ope, aut consideratione similitudinis in partibus essentialibus, rectius cognoscuntur?" Eam Universitas Havniensis Ao. 1792 discutiendam proposuerat et praemium decrevit. Havniae 1794. — Commentatio de vita, inprimis foetus humani, ejusque morte sub partu. Diss. inaug. Ibid. 1802. (Wurde von J. C. Tode ins Deutsche übersetzt und erschien 1803 zu Copenhagen.) — Betragtninger over Brystsyge og Lungesvindsot. Kjöbenh. 1805. (Stand dann deutsch in Harleß N. Journal der ausl. medic. chirurg. Litt. Bd. 11. 1813. St. 2. Art. 1. S. 161—224 und S. 315. Erschien auch einzeln. [Nürnberg 1814.]). — Mit Chr. F. Schumacher: De officinelle Laegemidler af Planteriget, som voxe vildt, eller Kunne dyrkes i de danske Stater. Kjöbenh. 1808. (Dazu erschien von einem Ungenannten: Herbarium pharmaceuticum, eller Afbildninger til Prof. Schumacher's og Herholdt's Fortegnelse. Kjöbenh. 1822 — 25.) — Anniversaria in memoriam reipublicae sacrae et literariae etc. restauratae. Havn. 1812. — Observatio de affectibus morbosis virginis havniensis, cui plurimae acus e variis corporis partibus excisae et extractae sunt. Havn. 1822. — Udtag af Prof. Herholdt's Dagböger over Rachel Hertz's Sygdomme, i Aarene 1807 — 26; med tilföiede Bemaerkninger. Kjöbenh. 1826. (Erschien in demselben Jahre auch deutsch zu Copenhagen.). — Oratio quam ad festum semiseculare C. F. Schumacheri celebrandum habuit. Havn. 1828. — Hatte Antheil an: Pharmacopoea militaris etc. Kjöbenh. 1813. Gab heraus: Archiv for Laegevidenskabens Historie i Danmark. Bd. 1, Heft 1. Kjöbenh. 1828. Uebersetzte mit C. G. Rafn: Xav. Bichat Undersögelse om Liv og Död; et frit Udtog efter det Franske. Kjöbenh. 1802. Lieferte Beiträge zu Tode's Medicinalblade, zu dessen Sundhedsjournal und dessen arzneik. Annal., zur Iris, zur Phys. medico-chir. Bibl., zu Skandinav. Litt. Selsk. Skrifter, zu Lahde Portraiter med Biographier, zur Nyt Bibl. for Laeger, zu Otto's nye Hygaea, zu Oersted's

Oversigt over det Kgl. Danske Vidensk. Selsk. Forhandl. fra 31. Mai 1829 til 31. Mai 1830 u. s. w.
D. L. Lübker.

* 44. Augustin Bernhard Siedenburg,

Doctor der Medicin und praktischer Arzt in Hamburg;
geb. am 14. Dec. 1780, gest. den 18. Febr. 1836.

Er besuchte, um sich die allgemeine Vorbereitung für die Akademie zu verschaffen, das Domgymnasium seiner Vaterstadt Ratzeburg, bezog dann im reifern Alter, um sich dem Studium der Arzneikunde, die er schon früh liebgewonnen hatte, zu widmen, die Universität Jena, bildete sich hier unter tüchtigen Lehrern trefflich aus und besuchte dann noch, um nicht ohne praktische Erfahrung seinen Beruf auszuüben, mehrere der bedeutendsten Heilanstalten Deutschlands. So vorbereitet kam er nach Hamburg, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Es gelang ihm sehr bald, sich einen bedeutenden Wirkungskreis zu bilden, wozu sein liebenswürdiges, mildes Wesen Vieles beitrug. Im Mai des Jahrs 1806 verheirathete er sich mit der Wittwe Caroline Catharine Westphal, geb. Mac Gregor aus Newyork; aber diese glückliche Ehe ward schon nach drei Jahren durch den Tod der Gattin getrennt. Im J. 1810 wählte er Anna Christine Holler zu seiner zweiten Gattin; sie trauert tief um den Gatten, der ihr nach langem Kränkeln am oben genannten Tage entrissen ward. — Siedenburg war im strengsten Sinne des Wortes ein deutscher Biedermann. Sein kindliches Gemüth erweckte bei seinem frommen Streben nach Rechtlichkeit überall Vertrauen und Zuneigung. Als Arzt erschien er am Krankenbette höchst theilnehmend und diese Theilnahme sprach den Kranken um so freundlicher an, da sie durch eine sanfte, milde Stimme unterstützt ward; alles Barsche, Gebieterische, wodurch die Söhne Aesculaps oft zu imponiren suchen, war fern; doch war er dabei nichts weniger, als kopfhängerisch, sondern stets ermunternd und selten verließ er einen Patienten, ohne ihn durch trostvolle Worte gehoben zu haben. Von den engen Grenzen seiner Kunst war er überzeugt und wußte es nur zu gut, daß ins Innere der Natur kein erschaffener Geist dringe. Daher fühlte er sich auch nicht gekränkt, wenn der Kranke ihm zur Seite noch einen zweiten Arzt verlangte und zeigte überhaupt mit den

wirklich Kranken die größte Geduld. Armenpraxis hatte er nicht; aber dennoch leistete er verschämten Armen unentgeltlich gern und unverdrossen Hülfe, so daß man ihn der Sache nach für einen Armenarzt halten konnte. Er gehörte dem Orden der Freimaurer und zwar den höhern Graden desselben an; hier fand sein zum Wohlthun geneigter Sinn die schönste Gelegenheit, sich zu beschäftigen. Er genoß in diesem, wie in allen Kreisen, denen er angehörte, große Liebe und ungetheilte Achtung. —

* 45. Christian Callisen,

königl. dänischer Justizrath und Ober- und Landgerichtsadvokat zu Glückstadt;

geb. den 5. Apr. 1742, gest. den 20. Febr. 1836.

Er war in dem Flecken Preetz geboren, wo sein Vater, Johann Leonhard Callisen, Klosterprediger war. Schon im Alter von 19 Jahren, nemlich im Jahr 1761, begann er seine praktische Wirksamkeit als Regierungs- und Obergerichtsadvokat zu Glückstadt. Vom Könige wurde er am 26. Januar 1816 zum Justizrathe ernannt. Er war in beiden Herzogthümern als einer der geschicktesten und rechtschaffensten Advokaten des Landes berühmt, bis er vor etwa 20 Jahren sein Gesicht verlor und dadurch genöthigt wurde, seine ausgebreitete Praxis aufzugeben. Indessen blieb er im vollen Besitz seines Gedächtnisses und aller seiner Geisteskräfte bis zur Stunde seines plötzlich erfolgten Todes, so wie er von allen Schwachheiten des Alters fast gänzlich verschont, das Ziel seines langen Lebens erreichte (er wurde fast 94 Jahre alt und war der älteste Advokat in beiden Herzogthümern). — Von seinen drei Söhnen ist der älteste, Christian Friedrich Callisen, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath im Herzogthum Schleswig; der zweite Obergerichtsadvokat in Glückstadt und der jüngste, Adolph Carl Peter, bei der chirurgischen Akademie in Copenhagen Professor. — Seine Schriften sind: Promtuarium juridicum über die im Schlesw. Holst. Anzeiger enthaltenen Verordnungen, in alphabetischer Ordnung. Plön 1769. 2. verm. Auflage. Glückstadt 1791. — Fortgesetztes Promtuarium juridicum. Hamburg 1789. — Eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Schutzschriften in zum Theil sehr interessanten Prozeßsachen, welche bei dem holsteinischen adelichen Landgerichte

und bei den sonstigen höchsten Dikasterien in Glückstadt rechtsgängig gewesen und von ihm geführt sind. Glückstadt 1798.

46. Johann Ernst Daniel Parow,

Senior der Universität zu Greifswald, Prokanzler, Doctor und erster Professor der Theologie, Superintendent und Pastor zu St. Marien, Ritter rc. rc;

geb. den 17. Mai 1771, gest. den 20. Febr. 1836 *).

Geboren zu Wismar, empfing er seine Schulbildung zunächst durch Privatlehrer und nachher in Prima auf dem dortigen Gymnasium und es entwickelte sich sein geistiges Talent hier so früh, daß er schon 1788 die Universität Greifswalde beziehen konnte, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Besonders aber zogen ihn die philosophischen Vorlesungen des damaligen Professors und Kanzleiraths Muhrbeck an, so wie er auch dem mathematischen und physikalischen Studium sich stets mit lebhaftem Interesse zugewandt hat. Als aber im Jahr 1790 der um das Schul- und Kirchenwesen dieser Provinz besonders verdient gewordene D. Schlegel aus Riga zum Generalsuperintendenten nach Greifswald berufen ward, so führte ihn dieser erst in das Innere der Theologie ein und suchte den talentvollen Jüngling, der später auch sein Schwiegersohn ward, zugleich zu bestimmen, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Im Jahr 1794 promovirte er in der philosophischen Fakultät und nach einer auf die angesehensten Universitäten Deutschlands unternommenen Reise eröffnete er zu Michaelis 1795 zu Greifswald seine philosophischen Vorträge und ward 1796 als Adjunkt bei der philosophischen Fakultät angestellt, las seit dieser Zeit fast über alle Disciplinen der theoretischen und praktischen Philosophie und bekundete auch sein philosophisches gründliches Denken in dem von ihm im J. 1799 herausgegebenen „Grundriß der Vernunft und Religion“; begann aber auch bei eintretendem Bedürfnisse bald die theologische Fakultät zu unterstützen und trug Kirchen- und Dogmengeschichte vor. Im J. 1802 erhielt er von der theologischen Fakultät zu Wittenberg die Doctorwürde und im nächsten Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, 1813

*) Allgem. Kirchenzeitung. 1836. N. 46.

aber zum ordentlichen Professor befördert, wo er zugleich das damit verbundene Pastorat an der St. Marienkirche übernahm und zu derselben Zeit auch als Assessor dem dasigen geistlichen Consistorium beigeordnet ward, seit 1824 aber das Präsidium in diesem Gerichtshofe führte. Eben so hat er auch die damals erledigte Generalsuperintendur bis 1827, wo die Vereinigung derselben mit der in Stettin stattfand, interimistisch verwaltet; das Amt eines Stadtsuperintendenten aber und die Würde eines Prokanzlers der Universität fortgesetzt bis zu seinem Tod bekleidet. — Die Universität betrauert in ihm einen Mann, der sich durch ein 40jähriges eifriges und fruchtbares Wirken um sie verdient gemacht hat. Er besaß einen hellen und klaren Blick, ein lebendiges Interesse für die Wissenschaft, was auch durch seine mehrfachen praktischen Berufskreise nie geschwächt ward. Auch noch in späterer Zeit hat er eine Reihe von Jahren durch einen förmlichen Cursus der philosophischen Wissenschaften eine bedeutende Lücke an der Universität ausgefüllt und dadurch für die Erhaltung derselben wesentlich beigetragen. Auch erkannte der Staat seine Verdienste durch den im Jahr 1829 ihm ertheilten königlichen rothen Adlerorden dritter Klasse an. Sein Charakter war frei und edel, seine Gesinnung die reinste und edelste, sein Rechtsgefühl stark und lebendig. Sein Andenken wird unvergeßlich sein. — Seine Schriften sind: Rede am Geburtstage Sr. Majestät Gustav des Dritten, über die Sorge e. Regenten für die Ehre seiner Nation. Greifswald 1791. — Ueber die Billigkeit des Fortgangs in d. durch Luther angefangenen Religionsverbesserung; eine Rede zur Feier des Upsaler Jubiläums. Ebd. 1793. — Zwo Predigten über die Epistel am Sonntage Septuagesimä und über Ps. 125, 1. Lübek 1794. — Diss. de pondere et usu argumentorum religionis christianae divinitatem probantium. Gryph. 1795. — Untersuchung über den Begriff der Philosophie und d. verschiedenen Werth d. philosoph. Systeme. Berlin u. Stralsund 1795. — Commentatio theol., qua Athanasii vera de divinitate Jesu Christi sententia evolvitur. Gryph. 1801. — Gab heraus: Dr. Gottl. Schlegels Handbuch e. praktischen Pastoralwissenschaft. Ebd. 1811. (Daraus ward besonders abgedruckt: Leben, Verdienste und Charakter D. Gottl. Schlegels.) — Predigt bei dem Antritte seines Pfarramtes an der Marienkirche zu Greifswald gehal-

ten. Ebd. 1813. — Taufrede. Ebd. 1813. — De summa quam Lutherus verbo divino asseruit auctoritate. Oratio saecul. Ibid. 1818. — Außerdem lieferte er Beiträge zu Ammons Magaz. f. christl. Prediger und Recensionen zu den Greifswald. kritischen Nachrichten.

47. J. Georg Ilg,

k. k. Rath, Doctor d. Chirurgie u. Professor d. Anatomie zu Prag; geboren im Jahr 1771, gest. den 22. Febr. 1836 *).

Ilg war zu Hütteldorf in Niederöstreich geboren, diente vom Jahre 1788 bis 1804 als Unter- und Oberfeldarzt in der k. k. Armee und fing schon im letzt genannten Jahre an, sich als Prosektor und Lehrer der chirurgischen Zöglinge an der k. k. Josephsakademie in Wien um die Bildung tüchtiger Anatomen ausgezeichnete Verdienste zu erwerben; ward am 26. Mai 1807 als Doctor promovirt, im Jahre 1808 öffentlicher lehrender Prosektor an der Josephsakademie in Wien, im Jahre 1809 aber an der Prager Universität, endlich im Jahre 1810 ordentlicher öffentlicher Professor dieses Lehrfaches in Prag. Die rege Liebe für seinen Beruf, die er in dieser Eigenschaft über 32 Jahre hindurch bethätigte und die ihn seine Bestrebungen nicht blos auf Pflichterfüllung beschränken ließ, bewog ihn zur freiwilligen Anlegung reichhaltiger Sammlungen anatomischer Präparate, womit er mehrere Institute des österreichischen Kaiserstaates bereicherte. Die Josephinische Akademie erhielt einen Schatz vollkommen gelungener Präparate des menschlichen Gehörorgans von ihm, welche wohl schwerlich auf irgend einer Universität Deutschlands ihres Gleichen finden dürften. Ueberdies stellte er mit größter Sorgfalt eine aus 138 Skeletten von Säugethieren, Vögeln und Reptilien und aus 207 Präparaten verschiedener Thiertheile bestehende Sammlung anatomischer Gegenstände her, welche er dem Naturalienkabinete der Wiener Universität einverleibte. Mit namenlosem Fleiße und großem Kostenaufwande brachte er eine eben so zierliche, als instruktive Sammlung von Säugthierzähnen zu Stande, wovon ein Exemplar dem Naturalienkabinete der Wiener Universität, eines der Josephsakademie, eines dem Naturalienkabinete der Prager Universität, eines dem vaterländischen Museum

*) Medic. chirurg. Zeitung 1836. Nr. 33.

und eines dem anatomischen Institute zu Prag, um dessen zweckmäßige Umgestaltung sich dieser ausgezeichnete Mann durch Entwerfung eines trefflichen Planes und Leitung des Baues höchst verdient gemacht hat, zugewendet wurde. Eine schätzbare Sammlung äußerst interessanter prothomischer und anthropothomischer Präparate von 1114 Nummern, worunter sich 200 Skelette von größern und kleinern Säugethieren befinden, macht gegenwärtig den Glanz des Prager anatomischen Saales aus und ist desselben edelmüthigen Lehrers Geschenk. Wie der Verewigte durch diese fruchtbringenden Anstrengungen um seine Wissenschaft hohes Verdienst sich erworben hatte, eben so ward er durch mündliche Belehrung und durch seine herausgegebenen Schriften der thätigste Förderer des anatomischen Studiums, dieser Grundfeste der Medicin und wird seinen Zöglingen, wie seinen Collegen stets unvergeßlich bleiben. — Von ihm sind erschienen: Grundlinien der Zergliederungskunde des Menschenkörpers. 2 Bde. Prag 1811—12. — Einige anatomische Beobachtungen. Als Programm bei Eröffnung der anatom. Collegien des Schuljahres 1821—22. — Anatom. Monographie d. Sehnenrollen, zur Berichtigung der zeitherigen Lehre vom Baue der Gelenke der Finger- und Zehenglieder bei dem Menschen, den übrigen Säugethieren und den Vögeln. 3 Hefte. Ebd. 1823—24.

* 48. Heinrich Robert Eugen von Roth,

Kön. sächsischer Lieutenant im 3. Schützenbataillon, zu Wurzen; geb. zu Dresden d. 4. Sept. 1808, gest. am 22. Febr. 1836.

Der junge Roth war der Sohn des im J. 1829 verstorbenen Oberstlieutenants von Roth *) und hatte von seinem Vater die Neigung zum Militär geerbt, deshalb wurde er auch in ganz früher Jugend der reitenden Artillerie, welche sein Vater befehligte, zugetheilt. Da aber eben diese Jugend ihn hinderte, wirkliche Dienste zu leisten, so ward er in die Militärakademie commandirt, später als Eleve derselben aufgenommen und vollendete hier seine militärische Bildung. Im Jahr 1828 trat er als Portepeejunker in das 3. Schützenbataillon, bei welchem er auch am 10. August 1829 zum Offizier ernannt wurde. Mit vieler Lust zu seinem Stande, die

*) Dessen Biogr. f. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 620.

ihm das Mechanische desselben leicht erlernen ließ, verband er ein höchst vortheilhaftes Aeußere und würde gewiß eine Zierde der Truppen geworden sein, wenn nicht Kränklichkeit sich bei ihm gezeigt hätte, die, besonders seit er sich mit der Tochter eines ehemaligen Gutsbesitzers in seiner Garnisonstadt Wurzen verehelicht hatte, mit solcher Gewalt zunahm, daß sie seinem Leben ein nur zu frühes Ziel am oben genannten Tage setzte. —

Dresden. F. v. Witzleben.

* 49. M. Johann Friedrich Köhler,

Pastor zu Windischleuba im Herzogthum Sachsen-Altenburg; geboren den 25. Jan. 1764, gestorben den 23. Febr. 1836.

Köhler ward zu Altenburg geboren, wo sein Vater Hoffischer war, verließ jedoch frühzeitig das elterliche Haus, um in dem seines würdigen Onkels, des Kapitäns Ziegler, aufgenommen zu werden, in welchem er fast mehr als elterliche Pflege und eine wirklich höchst vortheilhafte Erziehung fand. Seine geistige Grundbildung erhielt er bis zum Jahre 1782 im Gymnasium der Vaterstadt, worauf er Anfangs 1783, um sich zu dem Amte eines Predigers vorzubereiten, die Universität Jena bezog, sie aber nach zweijährigem Aufenthalte daselbst wieder verließ, um seine Studien in Leipzig zu beschließen. Nachdem er nach einjährigem Aufenthalte in Leipzig das Candidatenexamen bestanden hatte, ward er Hofmeister der jungen Familie des Appellationsraths und Landschaftsdirektors Grafen von Lindenau in Altenburg, dessen einem Sohne, dem derzeitigen k. sächsischen Staatsminister Grafen Bernhard August von Lindenau, er später auch sogar Führer auf der Universität ward, der er selbst den größten Theil seiner wissenschaftlichen Ausbildung verdankte. Dort ward er, geehrt durch die Bekantschaft und Freundschaft des Directors Plato *), so wie des noch lebenden Directors Dolz, des Magisters Döring und anderer rühmlichst ausgezeichneter Schulmänner, zugleich mehrere Jahre hindurch Lehrer an der dasigen Rathsfreischule, während welcher Zeit er sich auch die Würde eines Magisters erwarb und in dem segenschaffenden Kreise fortarbeitete, bis seine frühere Ehrenstelle im erwähnten Hause der Grund zu

*) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. d. N. Nekr. S. 280.

der 1799 erfolgten Berufung zum Amte eines Pastors der Gemeinde zu Windischleuba ward, wo er sich eines solchen Postens höchst würdig zeigte. Aber nicht blos im Kreise der Amtsbrüder und Kanzelredner, sondern auch in den Reihen der Schriftsteller seiner Zeit nimmt der Name des würdigen Verstorbenen einen Ehrenplatz ein. Neben seinen Berufsgeschäften zeichnete er sich besonders als Förderer seiner Amtswissenschaft durch gediegene Beiträge zur Wichmannschen Concordanz aus, lieferte als Philolog ebendergleichen zu M. Schneiders griechischem Wörterbuche und als Arithmetiker (Leipzig 1803, — wo sich späterhin mehrere Auflagen nöthig machten), eine „Anweisung zum Kopfrechnen", ferner: 8 Sammlungen verschiedener arithmetischer Aufgaben, deren eine in Erzählungen vorgetragen und erntete eben so verdienten Ruhm durch seine Lieferungen von geistlichen Liedern sowohl für das Leipziger Freischulen-, und das Altenburger Gesangbuch, als auch durch mehrere in verschiedenen Zeitschriften enthaltene Gedichte anderer Art und endlich durch mehrere Abhandlungen über eine seiner Lieblingswissenschaften, die Pomologie, deren vollkommenste Kenntniß er besonders im Garten seiner Amtswohnung bewies. — 36 Jahre hindurch ein höchst pflichtgetreuer Seelsorger einer ihn verehrenden und liebenden wackern Gemeinde und obgleich er kurze Zeit vor seinem Hintritt an öfteren Kanzelvorträgen behindert ward, war und blieb er doch stets der freundlichste Berather im Kreise seiner Pfarrkinder; war Freunden und Bekannten in seinen Freistunden ein Beförderer heiterer Geselligkeit, so wie auch während der Dauer zweier glücklichen Ehen ein geliebter und hochgeschätzter Gatte. Seine hinterlassene zweite Gattin ist eine geborne Biehl aus Leipzig.

A.......g. M. J. J. B......nn.

* 50. Johann Heinrich Baron von Dirckinck, Edler von Holmfeld,

fürstlich Salm-Salmscher Hofkammerrath u. k. preuß. Postdirector zu Bocholt bei Wesel;

geboren den 9. Mai 1751, gestorben den 24. Febr. 1836.

Der Vater des Verstorbenen war der kaiserl. königlich österreich. Rittmeister Heinrich von D. und seine Mutter geborne Theresia von Dirckinck. Von 25 Kin-

dern aus dieser Ehe war er das älteste Kind und erblickte das Licht der Welt zu Utrecht im Holländischen. Den ersten Unterricht empfing er im elterlichen Hause und seine klassische Bildung auf dem Gymnasium zu Münster. Hier studirte er auch. Nach Vollendung seiner Studien in der juristischen Fakultät, ward er Licentiat und kehrte nun zu seinen Eltern zurück. Sein Vater war jetzt Hofrath in den Diensten des Fürsten von Salm-Salm in Bochold. Bis zum Frühjahre 1779 hielt er sich hieselbst auf und unternahm dann, in Gesellschaft mehrerer Freunde, eine Reise nach Westindien. Auf dieser Reise besuchte er England, Schottland und Amerika. Später landete er auf der Insel Surinam und wurde vermogt, unter vortheilhaften Bedingungen eine Stelle auf dem Komptoire eines dortigen Pflanzers anzunehmen. In dieser Lage blieb er fast 3 Jahre und erhielt dann die Direction über mehrere Plantagen. Er gefiel sich in dieser lukrativen Stellung sehr wohl und zählte jene Zeit zu der glücklichsten seines Lebens. Im Jahre 1791 reiste er von dort, in wichtigen Aufträgen mehrerer Pflanzer, nach Amsterdam. Kaum hatte er sich derselben glücklich entledigt, so eilte er, nach 12jähriger Abwesenheit, voll Sehnsucht nach Bochold ins elterliche Haus. Doch wie war hier Alles verändert! Statt der gehofften Freuden fand er nur Leid und Kummer. Seine Mutter, eine sehr ausgezeichnete, geistreiche Frau, jetzt aber von ihrem Gatten getrennt lebend, fand er sehr gefährlich krank und die früher so sehr glänzenden Vermögensumstände durch die Verschwendung seines Vaters ganz zerrüttet. Seine Mutter, über die unerwartete Ankunft sehr erfreut, stellte ihm ihre traurige Lage vor und bat dringend, die Rückreise nach Surinam aufzugeben, der Verwaltung ihrer Postanstalt, Oekonomie rc. vorzustehen, die verworrenen und gesunkenen Vermögensverhältnisse zu ordnen und seinen übrigen, noch lebenden 18 Geschwistern jetzt Vater und Versorger zu sein. Die Wahl war nicht leicht, dort die gewisse Aussicht, bald ein reicher Mann zu sein und hier Alles in der größten Unordnung und Zerrüttung! Doch die innige und zärtliche Liebe zur Mutter siegte. Er gab die gewiß mühsam errungene günstige Stellung und das bereits in Surinam Erworbene auf und übernahm die Leitung der schwierigen und vielfach verwickelten Geschäfte im elterlichen Hause. Mit seltener Umsicht und Thätigkeit leitete er dieselben. Doch

bei aller seiner Bemühung und Wirksamkeit vermochte er nicht, dem tief gesunkenen Reichthume und Glanze seines Hauses aufzuhelfen. Nur das gelang ihm, seinen übrigen Geschwistern gut und standesmäßig fortzuhelfen und sie zu versorgen. In Anerkenntniß seiner Geschäftsthätigkeit, seiner tiefen Einsicht und Brauchbarkeit wurde er mittelst Patents vom 15. Juni 1796 von dem Fürsten von Salm-Salm zum Hofkammerrath ernannt. Im Jahre 1797 entriß ihm der Tod seine Mutter. Er setzte die Verwaltung der Postanstalt rc. fort und sorgte auch ferner, wie sein ganzes Leben hindurch, mit seltener Liebe und Aufopferung für seine vielen Geschwister und seinen bejahrten Vater. Den Letztern unterhielt er ganz allein bis zu seinem im J. 1811 im 107. Jahre erfolgten Tode, obwohl dies von seinen reicheren Brüdern hätte geschehen sollen. Am 12. Mai 1798 vermählte er sich mit Gertrud von Lüning. Im J. 1802, in welchem das vormalige Bisthum Münster von Preußen in Besitz genommen wurde, ward von D. als preußischer Postmeister in Bocholt patentirt und als derselbe 1808 zum Großherzogthum Berg kam, beförderte man ihn zum Postdirector. In jener Stellung als Postdirector blieb er auch, als 1812 das Großherzogthum Berg dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde. Doch den Fremdherren diente er nur, weil die Umstände ihn zwangen; er hing dem Könige von Preußen in aller Liebe an. Als 1814 die Allirten am Rhein erschienen und der Fürst von Thurn und Taxis Besitz nahm von dem Postamte zu Bocholt, verlieh man dies unserm von D. wieder. Im Juni 1816 trat jener Fürst das gedachte Postamt an die Krone Preußens ab und so kam von D. als Postdirector wieder in preußische Dienste. Bis zu seinem Ende blieb er in dieser Stellung. 44 Jahre lang hat er dem Staate und Vaterlande mit seinen tiefen Einsichten und ausgezeichneten Geschäftskenntnissen mit Erfolg und Nutzen gedient. Er war nicht allein ein treuer, einsichtsvoller Diener und Anhänger seines Königs, sondern auch ein guter, zärtlicher Gatte und Vater. Ganz besonders zeichnete er sich als Menschenfreund und Wohlthäter der Armen und Kranken aus. Fast täglich besuchte er diese; er gab ihnen Geld und Arzneien rc. und stand ihnen jederzeit mit Rath und Hülfe bei. Durch tiefe Frömmigkeit und wahre Religiosität zeichnete er sich aus. War er gleich Katholik, so spendete er doch den

Armen und Leidenden anderer Confessionen mit gleicher Liebe. Wo er auch nur eine leidende und hülfsbedürftige Familie wußte, eilte er hin und unterstützte sie. Ja, es geschah dies oft mehr, als er's eigentlich aus billiger Rücksicht gegen seine Familie hätte thun sollen. Obwohl er immer ein großes Einkommen gehabt und sehr sparsam, ja fast ärmlich lebte, hat er dennoch seinen Kindern wenig oder gar kein Vermögen hinterlassen. Geben war ihm hoher Genuß und Bedürfniß, keine Hütte war ihm zu niedrig und zu schlecht, er eilte hin, wenn's Hülfe galt. Ueberall erschien er als helfender Engel; daher genoß er allgemeine Liebe und Achtung. Immer heiter und froh, überall liebend und begütigend, war er immer eine angenehme, erfreuliche Erscheinung. Im Juli 1830 starb seine von ihm auf's zärtlichste geliebte Gattin, der er nach 6 Jahren nachfolgte. Allgemein und groß war die Bestürzung und Trauer, als die Nachricht von seinem unerwarteten Hinscheiden sich in der Stadt verbreitete. Den größten Theil seines Vermögens hat er zu wohlthätigen Stiftungen bestimmt und an Arme verschenkt. Er hinterläßt 4 Kinder. Der einzige Sohn, der Letztee seines Stammes und Namens, katholischer Linie, ist als Mitarbeitr an mehreren geschätzten Zeitschriften ꝛc. rühmlichst bekannt. Er dient dem preußischen Staate im Steuerwesen.

Arendt.

* 51. Georg Freiherr von Falk,

Generallieutenant, Generaladjutant und Präsident des Kriegsministeriums zu Darmstadt;

geb. d. 1. Juli 1786, gest. den 24. Febr. 1836 *).

v. Falk, der Sohn des großh. hessischen Kammerherrn Louis Baron von F., wurde zu Cleve geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause und verdankte besonders der Lehre und dem Beispiel seiner Mutter jenen Sinn für Religion und jenen festen religiösen Glauben, der den größten Einfluß auf sein ganzes Leben äußerte und ihn bis zum Tode begleitete. Schon im 16. Jahre verließ er das elterliche Haus und kam nach Darmstadt, um in den hessischen Militärdienst zu treten. Mit dem größten Eifer arbei-

*) Nach der hessischen Zeitung 1836. Nr. 65. und Privatmittheilungen.

tete er hier an seiner Ausbildung und wurde im Jahre 1803 als Secondlieutenant in dem damals neu organisirten Chevauxlegersregiment angestellt, dessen Commandeur ihn bald darauf zu seinem Adjutanten wählte. Im Jahr 1806 avancirte er zum Premierlieutenant und in demselben Jahr begleitete er bei dem Ausmarsch der großherzoglichen Truppen den commandirenden Generallieutenant von Werner als Adjutant. Zu Anfang des Jahrs 1807 wurde er zurückberufen, um in dem Chevauxlegers-Regiment das Commando einer Schwadron zu übernehmen. Am 30. Juli 1807 ernannte ihn der Großherzog zum Rittmeister und Flügeladjutant, in welcher Eigenschaft er mit mehreren wichtigen Missionen beauftragt wurde. Nachdem er im Februar 1809 zum Major avancirt war, begleitete er den Prinzen Emil in die österreichische Campagne. Am 1. März 1812 wurde er zum Oberstlieutenant, am 18. Juni 1813 zum Oberst und Generaladjutant befördert. In diesen und den folgenden Jahren wurden ihm noch vielfach wichtige Missionen anvertraut, bei welchen er sich stets die Zufriedenheit seines Fürsten in hohem Grad erwarb. Den größten Beweis des Vertrauens gab ihm der Großherzog durch die im Juli 1821 erfolgte Ernennung zum provisorischen Director des neu errichteten Kriegsministerialdepartements, worauf im August 1821 seine Beförderung zum Generalmajor und im November 1823 seine Ernennung zum Präsidenten des Kriegsministeriums folgte. Die Art und Weise, wie er sich in seinem neuen Wirkungskreise bewegte, gewann ihm in immer höherm Grade das Vertrauen des verstorbenen, sowie des jetzt regierenden Großherzogs. Es zeugten dafür die fortwährenden Beweise von Anerkennung, welche ihm durch Ernennung zum Mitglied der ersten Kammer der Ständeversammlung am 29. August 1829, durch Verleihung des Großkreuzes des Ludwigsordens am 1. Januar 1830 (nachdem er das Ritterkreuz dieses Ordens schon bei dessen Stiftung erhalten hatte und später zu den höhern Graden vorgerückt war), durch Ernennung zum Generallieutenant am 11. April 1830 und zum provisorischen Ordenskanzler am 14. Dec. 1831, sowie durch Verleihung des Militärdienstehrenzeichens am 26. Dec. 1833 zu Theil wurden. Von fremden Orden trug er das Commandeurkreuz des kurhessischen goldenen Löwenordens, das Ritterkreuz des königl. würtembergischen Friedrichsordens, des k. französischen Ordens

sinn beurkundete er eben so in seinem Privatleben, als durch die Sorgfalt, welche er der gewissenhaftesten Verwaltung und Verwendung der Militär-Armenfonds widmete. Die Wehklagen der Wittwen und Waisen, welche seine Leiche zur Gruft begleiteten, haben Zeugniß dafür abgelegt. Es würde zu weit führen, in ein größeres Detail einzugehen, wiewohl gerade daraus um so mehr hervorgehen würde, wie vielseitig die Verdienste sind, welche der Verstorbene sich in seinem Amte erworben hat. Jedenfalls spricht man nur das allgemeine Urtheil des In- und Auslandes aus, wenn man behauptet, daß während der 15jährigen Verwaltung des Generallieutenants von Falk der Zustand des hessischen Militärs wesentlich verbessert und daß durch zweckmäßiges Fortbauen auf den von dem Militärcomité gelegten Grundlagen mit möglichster Kostenersparniß und mit möglichst geringer Beschwerde für das Land und die Unterthanen der Zweck erreicht worden ist, ein vorzüglich geübtes, gut ausgerüstetes und verpflegtes Militär mit fest bestimmten Rechts- und Pflichtverhältnissen zu unterhalten. In seinem Testament hat er die Wittwen- und Waisen mit einem Kapital von 20,000 fl. bedacht, welches nach seiner Wittwe Tode — er war kinderlos — an dieselben fällt. —

* 52. Philipp Jacob Karrer,

Dekan und Hofprediger und Distriktsinspektor zu Kempten in Baiern;

geb. am 10. Oct. 1762, gest. den 24. Febr. 1836.

Er wurde zu Memmingen geboren, wo sein Vater deutscher Schullehrer war. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Lyceum seiner Vaterstadt und zeichnete sich durch Talent und Fleiß vortheilhaft aus. Von 1781—84 besuchte er die Universität Halle, um nach dem Wunsche des Vaters der Pädagogik sich zu widmen, besonders unter Anleitung Niemeyers; doch besuchte er auch die theologischen Vorlesungen von Nösselt, Knapp rc. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt erhielt er nach einem Jahre, während dessen er sich mit Privatinformationen beschäftigte, Erlaubniß und Unterstützung, Theologie zu absolviren. Zu diesem Behufe begab er sich nach Altdorf, wo er namentlich mit dem Professor Sixt befreundet wurde. Von 1787 bis 1805 war er Candidat und

tärischen Institutionen gerichtet. Es wurde ein eigenes Militärcomité unter dem Vorsitz des Prinzen Emil niedergesetzt, welches die gegenwärtige, anerkannt treffliche Organisation des Militärs bearbeitete. Um diese neue Organisation kräftig ins Leben einzuführen und fort und fort auszubilden, beschloß der Großherzog zugleich, die oberste Militäradministration zu regeneriren und derselben die bis dahin mangelnde Einheit zu geben, was in Bezug auf die Verantwortlichkeit in Folge des Gesetzes vom 5. Juli 1821 um so nöthiger erschien. Es wurden daher die damaligen Oberbehörden, das Oberkriegscolleg und die Generaladjutantur im Juli 1821 aufgehoben und an deren Stelle ein Kriegsministerialdepartement (nachher Kriegsministerium) gesetzt. Zur Leitung dieses Ministerialdepartements berief der Großherzog den damaligen Obersten und Generaladjutanten von Falk. Der Erfolg bewährte die Vorzüge, wie die Güte der Wahl. Obgleich erst 35 Jahre alt, verbreitete der neue Director alsbald seine Wirksamkeit über alle Zweige der Militärverfassung und Administration. Unter seiner Leitung sah man bald die neuen Institutionen kräftig aufblühen und sich immer vollkommener entwickeln. — Nachdem an die Organisation der Regimenter und Corps, namentlich durch die in Folge der Bundesbeschlüsse nothwendig gewordene Errichtung der reitenden Artillerie, die letzte Hand gelegt worden, wurde vornehmlich die Ausarbeitung und Vervollständigung der Reglements und sonstigen Dienstvorschriften eifrigst betrieben: denn eine der Hauptbestrebungen des Verstorbenen ging jederzeit dahin, in allen Zweigen feste Bestimmungen zu geben, damit Niemand darüber zweifelhaft sei, was ihm in seinem Wirkungskreis obliege. Das Artillerieexercierreglement (die der andern Waffen waren schon vorher erschienen) wurde im Jahr 1821 vollendet und von da an bis 1824 erschien, außer den Geschäfts- und Dienstordnungen für das Kriegsministerium und dessen Kanzlei, das wesentlich umgearbeitete und verbesserte Militärsanitätsreglement, das Pensionsreglement für die Invaliden, das Reglement für die Waffendirection, die Ernstfeuerwerkerei für die Artillerie, eine genaue Dienstinstruktion für die Commandanten der Militärstrafanstalt zu Babenhausen, eine Ordnung nebst Lehrplan für die Schule der Soldatenkinder zu Darmstadt. Auch erhielt die Militärbildungsanstalt (Militärschule) zu Darmstadt eine

feste und sehr verbesserte Organisation; die damit verbundene Bibliothek und das physikalische Kabinet wurden bedeutend vermehrt, eine Modellkammer angelegt. Den bereits im Jahr 1819 emanirten Kriegsartikeln folgte im J. 1822 ein vollständiges Militärstrafgesetzbuch und in Folge desselben erhielt die Militärjustiz eine ganz veränderte, seitdem durch die Erfahrung bewährte Verfassung, an deren weiterer Ausbildung und Vervollkommnung eifrig fortgearbeitet wurde, wie die im J. 1834 ausgegebenen Supplemente und Erläuterungen zu jenem Gesetzbuche beweisen. — Das im Jahr 1821 erschienene vortreffliche Rekrutirungsgesetz wurde später nach den seitdem gemachten Erfahrungen einer sorgfältigen Revision unterworfen und erschien 1830 in seiner neuen Gestalt. Ueber den Vollzug dieses Gesetzes erhielten die Militärbehörden umfassende Instruktionen (1824 und 1831). — Das neue Dienstreglement für alle Waffen erschien in 2 Bänden im Jahr 1825 und gleich darauf die Kasernenordnung ꝛc. — Im J. 1829 wurde das provisorische Oekonomiereglement ausgegeben, um dasselbe vorerst an der Hand der Erfahrung zu prüfen. Das nach diesen Erfahrungen ausgearbeitete definitive Verpflegsreglement ist seiner Vollendung nahe. Auch zur Revision der Exercierreglements für die verschiedenen Waffen sind seit einiger Zeit eigene Commissionen niedergesetzt. — Die Bekleidung und Verpflegung des Militärs wurde bedeutend verbessert, der Sold und Brodbezug der Unteroffiziere und Soldaten vermehrt, die Lazareth- und sonstigen Krankenanstalten zweckmäßiger eingerichtet. Zur Belohnung und Aufmunterung wurden die Dienstaltersauszeichnungen für Unteroffiziere und Soldaten eingeführt, sodann später das Militärdienstehrenzeichen gestiftet. — Das Militärrechnungswesen wurde in die beste Ordnung gebracht; alle noch rückstehende ältere Rechnungen wurden vollständig erledigt und durch monatliche Rechnungsablage bei den Regimentern und Corps eine Einrichtung getroffen, in deren Folge die laufenden Rechnungen die schnellste Erledigung erhalten. — Die großentheils in schlechtem Zustande gewesenen Militärgebäude nahmen die Sorge des Verewigten vorzüglich in Anspruch und es ist besonders seiner Thätigkeit zu verdanken, daß das Militär überall jetzt in guten, sehr zweckmäßig eingerichteten, meist neuen Kasernen wohnt, daß statt der zweischläfrigen Betten überall die einschläf-

nebst e. prakt. Anweisung über die vorzügl. Theile der Landwirthschaft. Nürnberg 1804. — Denkmal d. Liebe, der Freifräulein Louise von Babenhausen gesetzt. 1804. — Nützlicher Unterricht über die vorzügl. Theile der Landwirthschaft, als Feldbau, Obstkultur und Viehzucht. Nürnb. 1804. — Beschreibung und Geschichte d. Stadt Memmingen. Memmingen 1805. — Winke z. Selbstbelehrung für Landschullehrer. Nürnb. 1806. — Annotationes aliquot ad diluvii historiam, quod doctissimo optimoque merito viro, J. And. Sixt, omnem diei 67 natalis d. 30. Nov. 1809 prospectitatem gratulaturus sincere gratoque animo obtulit ac dedicavit. Norimb. 1809. — Der wißbegierige Ferdinand, zur Unterhaltung f. Kinder. Memmingen 1812. — Memmingisches Addreß- u. Taschenbuch. Ebd. 1814. — Briefe über Schriften Memmingen u. dessen Umgebungen betr. Ebd. 1814. — Theodor und Friedrich, oder der Pfarrer u. Schullehrer, wie jeder sein sollte. Erlangen 1814. — Würdigung d. Bibelübersetzung. Ebd. 1818. — Jesus als Mensch, Gott und Messias. Ebd. 1818. — 6 geistl. Lieder. Ebd. 1818.— Erste Fortsetzung derselben. Ebd. 1818. — Drei Amtsvorträge in der Hauptkirche St. Thomp in Kempten gehalten. nebst Hrn. Dek. Krauß Installationsrede. Ebd. 1819. — Reformationsgeschichte der Altstadt Kempten. Ebd. 1822. — Vermischte Nachrichten geographisch-topographisch-charakteristisch-kirchlich-historisch- und literarischen Betreffes, von d. protestant. Pfarrämtern im Königr. Baiern; besonders für die protestant. Geistlichkeit. 3 Hefte. Ebd. 1825—26. — Stunden der Andacht an Kommuniontagen oder Konfirmations-, Beicht- und Kommunionbuch für gemeine Christen. Ebd. 1825. — Lesebuch f. die untern Klassen der Volksschulen. Ebd. 1826. — Die Hauptunterscheidungslehren der drei christlichen Glaubensconfessionen. Kempten 1827. — Feste u. Gebräuche in der kathol. und protestant. Kirche. Zur Belehrung f. Katholiken und Protestanten. Erlangen 1828. — Lesebuch f. die mittleren Klassen der Volksschulen. Kempten 1828. — Getreue u. vollständige Beschreibung u. Geschichte der Altstadt Kempten, seit ihrer Entstehung bis auf den Tod des Königs Maximimilians I. 9 Hefte. Mit 9 lithogr. Grundr. u. Prosp. Ebd. 1828. — Bibl. Geschichten nach Luthers Bibelübersetzung. 2 Thle. Ebd. 1828. — Winke zur praktischen Erklärung der biblischen Geschichten. Ebd. 1829. — Das geänderte Glau-

bensbekenntniß der Evangelischen. Ebd. 1829. — Glaubensbekenntniß der vier Städte: Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau. Ebd. 1831. — Beschreib. der Feier des dritten Säkularfestes d. Uebergabe der Augsb. Confession im k. Dekanatsbezirke Kempten, nebst zwei Predigten. Ebd. 1831. — Auserlesene Liederverse für die Jugend zum Gebrauch in Schulen. 8. Aufl. Ebd. 1831. — Neues vollständiges richtig-biblisches Spruchregister, in welchem 11,000 Sprüche enthalten sind, nach alphabetischer Ordnung, nebst einigen Worterklärungen. Ebd. 1833. — Ausführliche Geographie der Zollvereinsstaaten, mit vorzüglicher Rücksicht auf Handel und Gewerbe. Ein Handb. für Fabrikanten, Kaufleute ꝛc. 10 Lief. Augsb. 1834—35. — Leitfaden zum Unterricht in der Encyclopädie der Gewerbslehre u. d. Landwirthschaft f. Gewerbs- und Landwirthschaftsschulen. Ebd. 1835. — Einzelne Predigten in d. Jahren 1810, 1818, 1820, 1822, 1824; Gelegenheitsschriften; Recensionen in der Nürnberg. gel. Zeitung und in d. Rintelischen theolog. Annalen, hatte Antheil an den gemeinnützigen Unterhaltungen für Leser aus allen Ständen, dem Memminger Intelligenzblatt, dem Magazin von und für Schwaben, der Volkszeitung und Hausleutners schwäb. Archiv.

* 53. D. Nathanael Cäsar,

Gymnasialprofessor zu Kassel;

geb. am 18. Febr. 1763, gest. den 25. Febr. 1836.

Cäsar war zu Kassel geboren, wo sein Vater Registrator, später Secretarius beim Konsistorium war; seine Mutter war die Tochter des Subconrectors Pfister am Lyceum daselbst. Er genoß den Unterricht in dieser Anstalt, unter deren Lehrern sich namentlich der als Rektor derselben verstorbene Richter auszeichnete und war von seinem Vater, ohne selbst Neigung dazu zu haben, für das Studium der Theologie bestimmt, besuchte deshalb nach seinem Abgange vom Lyceum von Ostern 1778 bis Michaelis 1779 die Vorlesungen im Collegium Carolinum zu Cassel und dann die Universität Marburg, wo er unter die Zahl der Stipendiaten aufgenommen wurde und unter Pfeifer, Endemann, Schröder, Curtius, Robert, Bering u. a. den theologischen und philosophischen Cursus machte. Es scheint damals seine Absicht noch nicht gewesen zu sein, sich dem Lehrfache

zu widmen; auch fehlte es in jener Zeit besonders an kleineren Universitäten, noch zu sehr an Bildungsanstalten für Gymnasiallehrer, als daß hierzu andere Kenntnisse außer denen, welche man auch von den Theologen verlangte, erfordert worden wären. Als die für die Stipendiaten gesetzmäßige Zeit von 4 Jahren verflossen war, endigte er seine akademische Laufbahn und kehrte Michaelis 1783 nach Cassel zurück, wo er als Candidat der Theologie mehrmals predigte, was er auch später bis zu seiner Anstellung als ordentlicher Lehrer fortsetzte. Am 1. April 1784 wurde Cäsar jedoch als Hülfslehrer bei dem Lyceum und 1787 an die Stelle seines emeritirten Großvaters Pfister als dritter ordentlicher Lehrer angestellt. Früher, als er es nach dem gewöhnlichen Gange hätte erwarten können, erfolgte, als durch Richter's Tod im Jahre 1802 das Rektorat erledigt wurde, seine Beförderung zu dieser Stelle, indem der dazu weniger taugliche damalige zweite Lehrer übergangen wurde. Von dieser Zeit an stand er bis an sein Ende fast unausgesetzt der Anstalt, mit deren Spezialaufsicht er beauftragt war, vor; auch die westphälische Zwischenregierung änderte anfangs nichts in seinen Dienstverhältnissen, bis im Jahre 1812 der 1835 als Professor der Philosophie zu Marburg verstorbene Suabedissen *) mit der Direction des Lyceums beauftragt und dadurch Cäsar, obgleich er seinen Charakter als Rektor behielt, doch faktisch aus seiner bisherigen Wirksamkeit verdrängt und zum zweiten Lehrer herabgesetzt wurde. Nach der Rückkehr des rechtmäßigen Regenten jedoch wurde Suabedissen ein anderer Wirkungskreis angewiesen und Cäsar seit 1814 in seine frühere Stelle wieder eingesetzt, zugleich ihm der Titel „Professor" beigelegt. Im Jahre 1821 wurde ihm von der philosophischen Fakultät zu Marburg das Doctordiplom ob praeclara in rem litterariam inprimisqué scholasticam merita ertheilt. Cäsar erlebte das seltene Glück, sein 50jähriges Dienstjubiläum am 1. April 1834 festlich begangen zu sehen, eine Feierlichkeit, zu welcher sich nicht nur eine große Anzahl seiner durch ganz Hessen verbreiteten und zum Theil in den höchsten Staatsämtern stehenden ehemaligen Schüler vereinigte, sondern die auch durch die dankbare Anerkennung der Stadt Cassel, welche ihm eine goldene Denkmünze überreichen ließ und namentlich

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. [illegible].

durch die Gnade des Kurprinzen und Mitregenten erhöht wurde, welcher ihm das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen mit einem eigenen Handschreiben übersandte, — eine Auszeichnung, auf welche Cäsar um so größeren Werth legte, weil er dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den ganzen Lehrerstand geehrt zu sehen glaubte, von dessen Mitgliedern keinem bis dahin eine solche zu Theil geworden war. Wiewohl diese Freude noch den Abend seines Lebens verschönert hatte, so fing er doch seit dieser Zeit an zu kränkeln und nicht lange nachher erlitten seine und der ihm untergebenen Lehranstalt Verhältnisse eine Veränderung, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des fast 72jährigen Mannes sein konnte. Das Lyceum nämlich, welches bisher eine unmittelbare Vorbereitungsanstalt für die Universität gewesen war, wurde durch eine gegen Ende des Jahrs 1834 erlassene Verfügung von Ostern 1835 an in ein Progymnasium verwandelt und dadurch dem bisherigen Rector desselben ein weit untergeordneterer Wirkungskreis angewiesen. Diese Verhältnisse, wodurch er seine fernere Dienstleistungen als überflüssig betrachten konnte, sowie die Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn, um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, welche ihm durch ein Rescript vom 30. December 1835 bewilligt ward. Seit Ostern 1835 aus seiner gewohnten Thätigkeit gerissen, wurde er immer kränklicher und eilte stets mehr seinem Ende zu, welches durch einen am 17. Februar erfolgten unglücklichen Fall beschleunigt wurde und ihn am oben genannten Tage in einem Alter von 73 Jahren erreichte. Zahlreiche Schüler und Verehrer begleiteten seinen Leichnam zur letzten Ruhestätte. — Cäsar war kein Gelehrter von ausgebreitetem literarischen Rufe, denn er beschäftigte sich nicht mit Schriftstellerei und die von dem Antritte seines Rectorats an bis zum Jahre 1825 von ihm allein verfertigten jährlichen Schulprogramme sind das Einzige, womit er in der schriftstellerischen Welt aufgetreten ist; doch kann daraus wahrlich kein übeler Schluß auf seine Kenntnisse gezogen werden. Jene Programme sind größtentheils pädagogischen Inhalts und beweisen die durch vieljährige Erfahrung unterstützte verständige Einsicht eines Mannes, der sein ganzes Leben und alle seine Kräfte seinem Berufe als Schulmann gewidmet hatte, wofür

zu widmen; auch fehlte es in jener Zeit besonders an kleineren Universitäten, noch zu sehr an Bildungsanstalten für Gymnasiallehrer, als daß hierzu andere Kenntnisse außer denen, welche man auch von den Theologen verlangte, erfordert worden wären. Als die für die Stipendiaten gesetzmäßige Zeit von 4 Jahren verflossen war, endigte er seine akademische Laufbahn und kehrte Michaelis 1783 nach Cassel zurück, wo er als Candidat der Theologie mehrmals predigte, was er auch später bis zu seiner Anstellung als ordentlicher Lehrer fortsetzte. Am 1. April 1784 wurde Cäsar jedoch als Hülfslehrer bei dem Lyceum und 1787 an die Stelle seines emeritirten Großvaters Pfister als dritter ordentlicher Lehrer angestellt. Früher, als er es nach dem gewöhnlichen Gange hätte erwarten können, erfolgte, als durch Richter's Tod im Jahre 1802 das Rektorat erledigt wurde, seine Beförderung zu dieser Stelle, indem der dazu weniger taugliche damalige zweite Lehrer übergangen wurde. Von dieser Zeit an stand er bis an sein Ende fast unausgesetzt der Anstalt, mit deren Spezialaufsicht er beauftragt war, vor; auch die westphälische Zwischenregierung änderte anfangs nichts in seinen Dienstverhältnissen, bis im Jahre 1812 der 1835 als Professor der Philosophie zu Marburg verstorbene Suabedissen *) mit der Direction des Lyceums beauftragt und dadurch Cäsar, obgleich er seinen Charakter als Rektor behielt, doch faktisch aus seiner bisherigen Wirksamkeit verdrängt und zum zweiten Lehrer herabgesetzt wurde. Nach der Rückkehr des rechtmäßigen Regenten jedoch wurde Suabedissen ein anderer Wirkungskreis angewiesen und Cäsar seit 1814 in seine frühere Stelle wieder eingesetzt, zugleich ihm der Titel „Professor" beigelegt. Im Jahre 1821 wurde ihm von der philosophischen Fakultät zu Marburg das Doctordiplom ob praeclara in rem litterariam inprimisque scholasticam merita ertheilt. Cäsar erlebte das seltene Glück, sein 50jähriges Dienstjubiläum am 1. April 1834 festlich begangen zu sehen, eine Feierlichkeit, zu welcher sich nicht nur eine große Anzahl seiner durch ganz Hessen verbreiteten und zum Theil in den höchsten Staatsämtern stehenden ehemaligen Schüler vereinigte, sondern die auch durch die dankbare Anerkennung der Stadt Cassel, welche ihm eine goldene Denkmünze überreichen ließ und namentlich

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. 630.

durch die Gnade des Kurprinzen und Mitregenten erhöht wurde, welcher ihm das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen mit einem eigenen Handschreiben übersandte, — eine Auszeichnung, auf welche Cäsar um so größeren Werth legte, weil er dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den ganzen Lehrerstand geehrt zu sehen glaubte, von dessen Mitgliedern keinem bis dahin eine solche zu Theil geworden war. Wiewohl diese Freude noch den Abend seines Lebens verschönert hatte, so fing er doch seit dieser Zeit an zu kränkeln und nicht lange nachher erlitten seine und der ihm untergebenen Lehranstalt Verhältnisse eine Veränderung, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des fast 72jährigen Mannes sein konnte. Das Lyceum nämlich, welches bisher eine unmittelbare Vorbereitungsanstalt für die Universität gewesen war, wurde durch eine gegen Ende des Jahrs 1834 erlassene Verfügung von Ostern 1835 an in ein Progymnasium verwandelt und dadurch dem bisherigen Rector desselben ein weit untergeordneterer Wirkungskreis angewiesen. Diese Verhältnisse, wodurch er seine fernere Dienstleistungen als überflüssig betrachten konnte, sowie die Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn, um seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen, welche ihm durch ein Rescript vom 30. December 1835 bewilligt ward. Seit Ostern 1835 aus seiner gewohnten Thätigkeit gerissen, wurde er immer kränklicher und eilte stets mehr seinem Ende zu, welches durch einen am 17. Februar erfolgten unglücklichen Fall beschleunigt wurde und ihn am oben genannten Tage in einem Alter von 73 Jahren erreichte. Zahlreiche Schüler und Verehrer begleiteten seinen Leichnam zur letzten Ruhestätte. — Cäsar war kein Gelehrter von ausgebreitetem literarischen Rufe, denn er beschäftigte sich nicht mit Schriftstellerei und die von dem Antritte seines Rectorats an bis zum Jahre 1825 von ihm allein verfertigten jährlichen Schulprogramme sind das Einzige, womit er in der schriftstellerischen Welt aufgetreten ist; doch kann daraus wahrlich kein übeler Schluß auf seine Kenntnisse gezogen werden. Jene Programme sind größtentheils pädagogischen Inhalts und beweisen die durch vieljährige Erfahrung unterstützte verständige Einsicht eines Mannes, der sein ganzes Leben und alle seine Kräfte seinem Berufe als Schulmann gewidmet hatte, wofür

freilich ein noch weit einträglicheres und kräftigeres Zeugniß der Erfolg seiner Bemühungen und das Bekenntniß seiner zahlreichen Schüler abgibt. Mit unermüdlicher Thätigkeit und stets jugendlicher Frische des Geistes lehrte und nützte er bis in sein hohes Alter und erzog tüchtige Diener für alle Zweige des Staatslebens, mit um so größerem Eifer und um so ausschließlicherer Hingebung aller seiner Kräfte für diesen Zweck, da er nie verheirathet war und weder Vergnügungssucht ihn zerstreute, noch auch selbst die Beschäftigung mit den Wissenschaften ihn, wie es nicht selten bei Schulmännern der Fall ist, den Hauptzweck seines Berufs vergessen ließ. In seinen frühern Jahren, als er noch mehr der Theologie zugewandt war, hatte er sich neben seinen Berufsarbeiten hauptsächlich mit der Exegese der alttestamentlichen Schriften beschäftigt; später wiesen ihn schon seine Unterrichtsgegenstände größtentheils auf Philologie hin und wie sehr ihm hier ein schon in der Jugend gelegter guter Grund zu Statten kommen mußte, ist um so augenscheinlicher, da er auf der Universität wenig Gelegenheit gehabt hatte, in dieser Wissenschaft sich auszubilden. Seit der Zeit seines Rectorats war ihm hauptsächlich der philologische Unterricht in den höhern Klassen überlassen und er trug nicht wenig zur eifrigen Behandlung der griechischen Sprache und Literatur bei, welche unter Richter's Rectorat nicht ganz die ihr gebührende Sorgfalt erfahren hatte; doch bestand seine Hauptstärke in der Kenntniß der römischen Literatur und was für ein Kenner der lateinischen Sprache er war, davon geben selbst die in dieser abgefaßten Programme einen Beweis. — Seit dem Jahre 1802 nahmen die mit dem Rectorat und der Specialaufsicht des Lyceums verbundenen Geschäfte einen großen Theil seiner Thätigkeit in Anspruch und er bewies auch in diesen Verhältnissen nicht weniger Einsicht, als Gewissenhaftigkeit und Freimüthigkeit in der Wahrung der Interessen der seiner Leitung anvertrauten Anstalt. Sein ganzes Leben war einfach und anspruchslos und bis zu seinem Tode blieb ihm der Ruhm eines rechtschaffenen Mannes und treuen Arbeiters in seinem Berufe ungeschmälert. —

durch die Gnade des Kurprinzen und Mitregenten erhöht wurde, welcher ihm das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen mit einem eigenen Handschreiben übersandte, — eine Auszeichnung, auf welche Cäsar um so größeren Werth legte, weil er dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den ganzen Lehrerstand geehrt zu sehen glaubte, von dessen Mitgliedern keinem bis dahin eine solche zu Theil geworden war. Wiewohl diese Freude noch den Abend seines Lebens verschönert hatte, so fing er doch seit dieser Zeit an zu kränkeln und nicht lange nachher erlitten seine und der ihm untergebenen Lehranstalt Verhältnisse eine Veränderung, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des fast 72jährigen Mannes sein konnte. Das Lyceum nämlich, welches bisher eine unmittelbare Vorbereitungsanstalt für die Universität gewesen war, wurde durch eine gegen Ende des Jahrs 1834 erlassene Verfügung von Ostern 1835 an in ein Progymnasium verwandelt und dadurch dem bisherigen Rector desselben ein weit untergeordneterer Wirkungskreis angewiesen. Diese Verhältnisse, wodurch er seine fernere Dienstleistungen als überflüssig betrachten konnte, sowie die Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn, um seine Versezzung in den Ruhestand nachzusuchen, welche ihm durch ein Rescript vom 30. December 1835 bewilligt ward. Seit Ostern 1835 aus seiner gewohnten Thätigkeit gerissen, wurde er immer kränklicher und eilte stets mehr seinem Ende zu, welches durch einen am 17. Februar erfolgten unglücklichen Fall beschleunigt wurde und ihn am oben genannten Tage in einem Alter von 73 Jahren erreichte. Zahlreiche Schüler und Verehrer begleiteten seinen Leichnam zur letzten Ruhestätte. — Cäsar war kein Gelehrter von ausgebreitetem literarischen Rufe, denn er beschäftigte sich nicht mit Schriftstellerei und die von dem Antritte seines Rectorats an bis zum Jahre 1825 von ihm allein verfertigten jährlichen Schulprogramme sind das Einzige, womit er in der schriftstellerischen Welt aufgetreten ist; doch kann daraus wahrlich kein übeler Schluß auf seine Kenntnisse gezogen werden. Jene Programme sind größtentheils pädagogischen Inhalts und beweisen die durch vieljährige Erfahrung unterstützte verständige Einsicht eines Mannes, der sein ganzes Leben und alle seine Kräfte seinem Berufe als Schulmann gewidmet hatte, wofür

durch schleunige Einreichung seiner Dimission. Nicht in des französischen Kaisers, sondern in seines angestammten Königs Diensten wollte er thätig sein und dies auch ausführen. Das Entkommen aus der besetzten Stadt war nicht leicht, denn schon durchlief der Aufruf des Fürsten von Anhalt-Pleß, worin Glaz als der Sammelplatz von Freiwilligen zu Vertheidigung Schlesiens angegeben wurde, das Land und machte die Franzosen auf junge Patrioten aufmerksam. Mit falschen Pässen versehen, verließ Krause mit noch einigen Gleichgesinnten Glogau und begab sich nicht ohne Gefahr über das Gebirge nach Glaz. Er trat in die Jägerschaar von Reichmeister und wurde bald so weit ausgebildet, daß er allen den fast täglichen Gefechten, die im J. 1807 vor und in der Grafschaft stattfanden, thätig beiwohnen konnte. Bei allen diesen Kriegsvorfällen zeichnete sich K. äußerst vortheilhaft aus und die Achtung seiner Vorgesetzten vor seiner Einsicht und Bescheidenheit hielt gleichen Schritt mit dem Beifall der Cameraden rücksichtlich seiner Bravheit vor dem Feinde. Er wurde Oberjäger und erwarb sich in dem heftigen Gefecht bei Rothwaltersdorf den 5. Febr. 1807 das silberne Militärehrenzeichen 2. Klasse, zu einer Zeit, wo die Gelegenheit so schwer schien, Ehrenzeichen verdienen zu können. — Die Erstürmung des verschanzten Lagers bei Glaz durch vierfach stärkere feindliche Truppen am 24. Juni 1807 endigte den kleinen Krieg in der Grafschaft bis zum Frieden von Tilsit. K. war indeß zum Fähnrich avancirt und in das nach dem Frieden aus allen Jägerabtheilungen gebildete schlesische Schützenbataillon eingetreten, bei dem er 1810 als Officier wieder ausschied, um sich der Civilcarriere zu widmen. Noch ehe er letzteres auf geeignete Weise bewerkstelligen, aber bei der Justiz bei der Menge brotloser, südpreußischer Juristen auf Beförderung nicht rechnen konnte, übernahm er indeß in dem geachteten Hause von Schweinitz die Oberaufsicht über zwei Jünglinge gleiches Namens mit dem besten Erfolg und trat nach deren Abgang zur Universität bei dem königlichen Polizeibureau in Breslau als interimistischer Protokollant und Secretär in Dienst. Gleichzeitig erhielt er einen Ruf als Prorector an das Gymnasium zu Glogau, welchen Ruf er aber aus Haß gegen die dort gebietenden Franzosen ablehnte. Das J. 1813 trat ein und am 3. Febr. erfolgte der Aufruf des Königs. Wie hätte Krause, der Freiwillige von 1806, zurückbleiben können?! — Ob-

wohl im Begriff, ein nährendes Amt zu erlangen, wenn er zurückblieb und ungeachtet er über die Jahre hinaus, wo ihm geboten war, activ zu sein, der Abschied ihn auch im Civildienst schützte, meldete er sich doch augenblicklich in dem sich bildenden Jägerdetachement des schlesischen Cürassierregiments zum Kriegsdienst und der König ernannte ihn mittelst allerhöchster Cabinetsordre vom 3. April 1813 zum Officier in dem gedachten jungen Truppentheil. Er wurde später Führer dieses durch Geburt und Bildung der Mannschaft ausgezeichneten Detachements. Der Krieg gegen Frankreich begann und K. machte die Schlachten von Lützen und Bautzen mit. Am 26. Mai 1813 bildete das Detachement bei Hainau die Reserve des zum Angriff auf feindliches Fußvolk und Geschütz vorgehenden Regiments. Als die Cürassiere zum Einhauen kamen, eilte auch K. mit seiner tapfern Schaar auf dem rechten Flügel herbei und führte die Freiwilligen mit Verlust an Mannschaft, aber mit großem Erfolg gegen die französische Infanterie. — Er bekam dafür den St. Georgenorden. — Hierauf focht er in den Schlachten von Dresden und Kulm. Bis dahin war dem Verewigten Alles gut gegangen, aber bald sollte ein großes Mißgeschick ihn heimsuchen und den Grund seines zu frühen Todes bilden. Der 14. October 1813, der Tag von Liebertwolkwitz brach an und mit ihm begannen die heißen Schlachten um Leipzig. Das große Reitergefecht, welches an diesem Tage stattfand, verschaffte dem schlesischen Cürassierregiment unvergänglichen Ruhm, aber auch den empfindlichsten Verlust an tapferen Officieren und Soldaten. Vor dem Beginn des Kampfs hielt K. eine kräftige Anrede an seine Reiterschaar und schilderte ihnen mit glühenden Worten ihre Pflicht, für den König und das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Ihm war die Gabe der Rede verliehen und der laute, frohe Zuruf aus den geschlossenen Gliedern war ihm eine glückverkündende Antwort. Man rückte vor. Der Feind hatte erst Tags vorher alte Cavallerieregimenter aus Spanien erhalten und stellte diese sieggewohnten Kerntruppen in Schlachtordnung gegenüber. Die Franzosen wurden von dem schlesischen Cürassierregiment angegriffen, geworfen und verfolgt. Aber nicht überall die langen Schlachtreihen hinunter ging das Glück vor den Unsern her. Andere Regimenter der unabsehbaren Reitergeschwader hatten das entgegengesetzte Schicksal und der Feind benutzte dieses augenblickliche Uebergewicht, den siegreichen Cü-

rassieren in Rücken und Flanke zu fallen. Das Regiment, von allen Seiten angefallen, mußte den Siegeslauf hemmen und schlug sich mannhaft durch, oder deckte den Wahlplatz mit den Leibern seiner Tapfern. Bei diesem Rückzuge wurde Krause durch das gewaltige Andringen des Feindes mit seinem Häuflein abgeschnitten und fiel nach verzweifelter Gegenwehr, über und über mit Wunden bedeckt, in die Hände der Franzosen. — Der 19. Oct. führte die Verbündeten als Sieger nach Leipzig und das Officiercorps des Regiments hatte eigends einen aus seiner Mitte, v. Gillern (jetzt pensionirten Rittmeister zu Breslau), in die Stadt gesendet, um über K.'s Schicksal wo möglich Kunde einzuziehen. Der Zufall führte die Begleiter des Abgesandten glücklich, denn als sie die Pferde in den Gaststall eines Wirthshauses der Vorstadt einzogen, sahen sie etwas Unförmliches unter der Krippe, vor welcher Pferde standen, liegen. Bei näherer Besichtigung fanden sie einen Verwundeten in eine schlechte Pferdedecke eingehüllt, den sie an die Stallthür an's Licht trugen und in ihm den Vermißten erkannten. — In dem Hause des Wirths ward nun der Körper des Verwundeten untersucht und es fanden sich achtzehn Stichwunden, von denen eilf als schwer erkannt wurden. Unter diesen Wunden waren besonders zwei durch gerade Klingen verursachte, der Heilung entgegen. Die eine war ein Stich durch das Zwergfell unter der Herzgrube, wodurch zugleich ein Bruch entstand, die andere schräg in das Rückgrat, wodurch ein Hauptnervenstamm dergestalt lädirt worden war, daß K. vom os sacrum an das Gefühl auf dem rechten Theil des Körpers mit Lähmung des Fußes durchaus verlor und die Ausleerung auf natürliche Weise gar nicht verrichten konnte. Auch schwand das Fleisch dieses Körpertheils gänzlich. Zwei Jahre hindurch mußte er die Hauptfunctionen der Ausleerung des Körpers nur durch Instrumente, mit den größten Schmerzen verbunden, verrichten und durch zwei Krücken sich bewegen. Die Heilquellen von Teplitz, durch mehrere Jahre gebraucht, stärkten endlich den hart mitgenommenen Körper so weit, daß er für nothdürftig geheilt gelten, — die Krücken weglegen und mit einem starken Stützstock vertauschen, die Lähmung des Fußes aber durch Befestigung mit ledernen Stiefelriemen weniger unbequem machen konnte. — K., der das eiserne Kreuz inzwischen erhalten hatte, nahm jetzt mit dem Charakter als Premierlieutenant den

Abschied. — Von da ab trat er in den Civildienst über und wurde 1816 bei der Breslauer Regierung als expedirender Secretär angestellt. — Am 29. Octbr. 1817 hatte er sich durch Verehelichung mit Amalie Reinsch, ältesten Tochter des noch lebenden, pensionirten Stadtrichters Reinsch aus Strehlen, einen eignen Heerd gegründet und ein häusliches Glück geschaffen, dessen Sprößlinge, zwei Knaben und ein Mädchen, mit der geliebten Mutter den Vater und Gatten betrauern. — Seinem Dienst in Civil stand K. in den ersten Jahren nach seiner Genesung musterhaft vor, obgleich er immerwährend mit Nachwehen zu kämpfen hatte. Als indeß nach dem Jahre 1826 sein Körper siecher wurde, gestattete ihm die Huld der vorgesetzten hohen Behörde eine genügende Stellvertretung für die Folge. Das Wundübel nahm von Jahr zu Jahr mehr überhand und als ein Versuch des Verewigten, sich durch eine neue Badekur zu stärken, erfolglos blieb, so mußte bei seinen Freunden die Hoffnung, sein Leben verlängert zu sehen, immer mehr schwinden. Sein am eben genannten Tage erfolgter Tod erlöste ihn von schweren Leiden. — K. war kräftig und gut gebaut, sein Kopf edel geformt, die Gesichtszüge wohlwollend, aber voller Energie, die Rede schnell, verständig, in kurzen Absätzen und sehr bestimmt, mit ausdrucksvoller Pantomime begleitet. Seine Brust war hoch und verbürgte ein achtzigjähriges Alter. Er war in jeder Beziehung durch und durch Officier, für seine Freunde sich aufopfernd, den Gegner bei Seite schiebend, das Herz und die gerade Meinung auf der Zunge. Der tüchtige Soldat lag in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Dem Könige war er streng und ganz unbedingt ergeben und die Ehrentage der königl. Familie feierte er mit.

* 55. Dr. Rudolph Seubert**ħ**,

Stadtpfarrer, Distriktsschuleninspektor und Dekan des Landkapitels Kronach, zu Kronach (Baiern);

geb. zu Bamberg den 21. Juli 1771, gest. den 27. Febr. 1836.

Eben so thätig, als gewissenhaft benutzte er als studirender Jüngling seine Zeit, um allseitig sich zu bilden, wovon er in seiner Defension zum Behufe der Erlangung des philosophischen Grades einen deutlichen Beweis gab. Bewandert in den allgemeinen Wissenschaften, wandte er sich dem Studium der Theologie zu

und unermüdet war sein Eifer, sich da die überaus wichtigen und vielen Kenntnisse für seinen Beruf zu sammeln. Im Jahre 1794 ward seinem Verlangen, in den geistlichen Stand aufgenommen zu werden, mit Freude entsprochen. Am 21. März 1795 erhielt er die Priesterweihe; kurze Zeit nachher kam er als Hülfspriester nach Scheßlitz bei Bamberg, wo er still und anspruchslos im Kreise seiner Gemeinde wirkte, bis ihm die Pfarrei Troschenreuth im Dekanate Auerbach zu Theil ward. Fast 12 Jahre blieb er auf dieser Pfarrei zum Segen der Gemeinde. Zum Lohne seiner Verdienste ward ihm von dem Bischofe die Pfarrei Weißmain, Landgericht gleiches Namens, verliehen. Auch auf dieser Stelle bewahrte er seine frühere Treue und seinen Diensteifer. 7¾ Jahre harrte er auf dieser Pfarrei aus und erhielt dann die schöne Pfarrei Kronach. Auch hier erwarb er sich durch die pünktlichste Erfüllung seiner Berufspflichten, so wie durch seinen biederen, offenen und geraden Charakter die Achtung und die Liebe seiner ganzen Gemeinde, die Werthschätzung seiner Kapläne und das Vertrauen Aller, die ihn näher kannten. Nur mit Liebe sprach man von ihm. Vom Bischof zum zweiten Vorstanddefinitor des Kapitels Kronach ernannt, ward er nach dem Tode des Dekans Frieß, Pfarrers zu Gloßberg († den 19. Mai 1834) zum ersten Vorstande — Dekane — des Kapitels Kronach gewählt. So wie er überall mit Sachkenntniß und Umsicht zu handeln gewohnt war, so auch da. Die Kapitularen des Kapitels verehrten ihn wahrhaft als ihren Vater; Schade nur, daß er seit dieser Zeit immer kränkelte. Seine Kapläne suchten ihn zu unterstützen wie und wo sie konnten, was er auch dankbar anerkannte. Besondere Verdienste aber erwarb er sich als Distriktsschuleninspektor.

Bamberg. G. A. Thiem.

56. Dr. August Grotefend,

Director des Lyceums in Göttingen;

geb. den 12. December 1798, gest. den 28. Februar 1836 *).

Grotefend wurde zu Ilfeld geboren, wo sein Vater Conrector an dem Pädagogium war. Als dieser später die Superintendendur in der Bergstadt Clausthal auf dem Oberharz erhielt, folgte der Sohn den Eltern dahin nach.

*) Hamburger Correspondent Nr. 69. 1836.

Hier genoß er eine sorgfältige Erziehung und einen gründlichen Unterricht. Um seine Schulbildung erwarb sich außer dem Vater besonders auch Dr. Krüger, jetzt Director des Catharineums in Braunschweig, damals Lehrer an der lateinischen Schule in Clausthal, große Verdienste, welche Grotefend stets mit inniger Dankbarkeit anerkannte. Der ungemein gelehrige und talentvolle Schüler machte schnelle Fortschritte und bezog, obwohl noch ziemlich jung, sehr gut vorbereitet die Universität Göttingen. Hier verband er die theologischen Studien mit den philosophischen und betrieb beide mit glücklichem Erfolge, weil er denselben mit gewissenhafter Benutzung seiner Zeit und mit ernstem Eifer lebte. Als Mitglied des philologischen Seminars war er sehr thätig und lieferte mehrere wohldurchdachte und scharfsinnige Arbeiten. Im Jahre 1820 gewann er den ersten Preis für die theologische Aufgabe durch seine gründliche und fleißige Abhandlung Platonis doctrina morum cum Christiana comparata. Dadurch wurde die obere Behörde auf ihn aufmerksam gemacht und übertrug ihm im Jahre 1821 die erledigte Stelle eines Collaborators an dem königl. Pädagogium zu Ilfeld. Mit wahrer Begeisterung widmete er sich diesem Amte und entwickelte in dem neuen Wirkungskreise bald eine ausgezeichnete Lehrthätigkeit und seltene Klugheit; durch diese, so wie durch seine consequente Energie und Geistesgewandtheit gelang es ihm, die mannichfachen Schwierigkeiten, welche jene Stellung, namentlich für einen jungen Mann hatte, glücklich zu besiegen und sich nicht nur die Achtung, sondern auch die allgemeine Liebe seiner Schüler zu erwerben. Auch mit seinen Collegen stand er in dem besten Vernehmen und wußte sich die Freundschaft derselben während seines Aufenthalts in Ilfeld ohne Unterbrechung zu erhalten. Als er zum Conrectorat befördert worden war, schloß er ein sehr glückliches Ehebündniß, welches sein Leben vielfach verschönerte und jenes häusliche Glück begründete, dessen er sich bis an sein Ende zu erfreuen hatte. Nach einer beinahe zehnjährigen und für die Anstalt, welcher er angehörte, höchst wohlthätigen Wirksamkeit wurde er als Director an das Lyceum nach Göttingen berufen und trat hier sein neues Amt Ostern 1831 freudig an. Die Schule bedurfte mancher Reformen, sowohl in Hinsicht der Disciplin, als der Doctrin. Grotefend verkannte die Schwierigkeiten nicht, welche zu beseitigen waren; allein sein kräftiger Muth,

sein unermüdlicher Pflichteifer, die thätige Unterstützung und die Liberalität der nächsten Schulbehörde in Göttingen und die Willigkeit seiner Collegen erleichterten ihm den schweren Anfang bedeutend. Und so hatte er denn die Freude, die ihm liebgewordene Anstalt bald emporblühen zu sehen und sich die volle Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und die Achtung und den Dank der Eltern zu erwerben. Mit welchem ernsten Eifer der treffliche Schulmann in dieser Stellung wirkte, so lange er nur wirken konnte, ist allgemein anerkannt. Trotz vieler Amtsarbeiten, zu denen noch fleißige schriftstellerische Arbeiten kamen, erhielt sich seine körperliche Rüstigkeit und Munterkeit unverändert bis in den Sommer 1833, wo zuerst durch einen Nervenschlag das eine Augenlid gelähmt wurde. Dieses Uebel wich indeß nach einiger Zeit, auch war das übrige Befinden des Körpers ganz erwünscht. Im Herbst desselben Jahres erkrankte er aber so bedenklich, daß man für sein Leben fürchtete. Ein neuer Nervenschlag hatte ihn getroffen; das Sprechen, Schlucken, Athmen wurde ihm schwer und er sah sich zu seiner größten Betrübniß genöthigt, seine Lehrstunden aufzugeben. Dieser Zustand der Ermattung und theilweisen Lähmung dauerte bis Weihnacht. Endlich siegte die Natur und er fing an wieder zu genesen. Die Genesung ging zwar langsam von statten, doch glaubte er endlich so weit genesen zu sein, daß er für sein Leben nicht mehr besorgt war. Im Sommer des Jahres 1835 wurde ihm die große Freude zu Theil, zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt zu werden. Er beschloß, zunächst über lateinische Syntax zu lesen und begann auch nach Michaelis seine Vorträge. Aber schon im September genannten Jahres wurde sein Athem kurz, sobald er irgend eine Körperbewegung gehabt hatte. Das Sprechen jedoch litt dabei nicht und er setzte seine Arbeiten ohne Unterbrechung fort. Am 26. Februar nahm der kurze Athem so bedenklich zu, daß er seine Lectionen aussetzte und am 28. Febr. jenes Monats stand plötzlich der Athem still, ohne daß irgend ein Zucken oder eine andere Bewegung sichtbar wurden. Die Todeskunde erregte allgemeine Theilnahme in der Nähe und Ferne. Die feierlich schöne Bestattung der sterblichen Hülle des Entseelten gab einen sprechenden Beweis, wie Vieler Herzen mit Achtung und Liebe an [illegible] Geschiedenen hingen. Noch mehr zeugten da- [illegible] Bereitwilligkeit theilnehmender Männer, für die

Hinterlassenen auf eine liberale Weise zu sorgen und der trauernden Mutter die große Sorge um die noch unerzogenen Kinder zu erleichtern. Grotefend war nicht nur ein geschickter, gründlich gelehrter und kräftig wirkender Schulmann; er war nicht blos ein geistreicher, scharfsinniger Grammatiker im besten Sinne des Worts: er war auch ein edler guter Mensch, ein treuer, warmer Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein dankbarer Sohn, der mit der innigsten Liebe und Verehrung an seinen Eltern hing. Was er als gelehrter und scharfsinniger Sprachforscher, namentlich für die bessere Gestaltung der lateinischen Grammatik, gewirkt hat, soll hier nicht näher entwickelt werden. Auch ist dieses Verdienst anerkannt, daß es kaum einer ausführlichen Nachweisung für die Kenner des lateinischen Sprachstudiums bedarf. Seinen frühen Tod betrauern nun tief und schmerzlich die ehrwürdigen Eltern, die liebende Gattin, theilnehmende Verwandte, Freunde und Schüler. Allen war er lieb, theuer und achtungswerth. In ihrem Herzen wird er unvergeßlich fortleben, wenn auch sein Geist in die fernen Höhen der Geisterwelt entrückt ist. — Seine Schriften sind: Materialien latein. Stylübungen für d. höhern Klassen der Gelehrtenschulen. Hannover 1824. 2. Aufl. 1828. — Commentar zu den Materialien latein. Stylübungen, nebst eingestreuten grammat. Bemerkungen und Excursen. Ebd. 1825. — Grundzüge einer neuen Satztheorie, in Beziehung auf Herlings Theorie. Ebend. 1827. — Ausführliche Grammatik der latein. Sprache zum Schulgebrauche. 2 Thle. Ebend. 1829. — Latein. Elementarbuch für die untern Klassen der Gymnasien. Ebend. 1833. — Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische für die mittlern Gymnasialklassen. 1. Cursus 2 Hefte. Göttingen 1834. 2. Cursus 1. Heft. Ebend. 1835.

* 57. Christian Ernst Otto,

Apotheker zu Rötha (Sachsen);

geb. den 12. März 1779, gest. den 28. Februar 1836.

Geboren in dem Städtchen Taucha bei Leipzig, wo sein Vater die Apotheke besaß, conditionirte er später mehrere Jahre als Gehülfe in Wurzen und Dessau, woselbst er seine nachherige treffliche Gattin, eine geborene Hesekiel, welche ihm 2½ Jahr im Tode voranging, kennen lernte. Er kaufte im Jahr 1803 die Apotheke in

Königstein, wo er, obgleich er bei einem großen Brande fast sein ganzes Vermögen verlor, doch im Schooße der reizenden Natur und geliebt von Allen, die mit ihm in Berührung kamen, in der Blüthe männlicher Kraft, ein sehr glückliches Leben führte, dessen er sich stets mit großer Vorliebe erinnerte. Im Jahr 1819 übernahm er die väterliche Apotheke zu Taucha, welchen Aufenthalt er jedoch bald verließ, um 1821 eine Apotheke in Rötha zu etabliren, die er durch strenge Rechtlichkeit und Thätigkeit, verbunden mit den gediegensten Kenntnissen in seinem Fache, bald in Flor brachte. Wie viele vortheilhafte Anträge zum Verkauf und zu neuen Etablissements ihm auch gemacht wurden: so fiel es ihm doch im Laufe der Zeit immer schwerer, sich von diesem Besitzthume zu trennen, wo er im Umgange mit würdigen Freunden, im sorgfältigen Anbau eines freundlichen Gartengrundstückes, im Genusse ländlicher Freiheit sich so glücklich fühlte. — Zu den Grundzügen seines auf ungeheuchelte Frömmigkeit gegründeten biedern Charakters gehört seine treue und aufopfernde Liebe zu seinen 5 Kindern (zwei Söhne, von denen der ältere, Julius O., als tüchtiger Musikdirector und genialer Kirchen- und Operncomponist in Dresden und der jüngere, Franz O., ebenfalls als braver Tonsetzer und zur Zeit als Opernsänger am deutschen Theater zu Petersburg, des Vaters Namen zu verewigen streben und 3 Töchter: Ida, Elwina und Sidonie). — Nicht minder das tiefe Gefühl für wahre Freundschaft, das ihn leicht gleichgestimmte Seelen auffinden ließ. Eine fast nie getrübte Jovialität erwarb ihm der wahren Freunde viele, welche seine deutsche Biederkeit und Geradheit unauflöslich an ihn knüpfte, so daß nur der Tod das gegenseitige Bündniß zu trennen vermochte. Gastlich stand sein Haus einem Jeden offen, der seiner Offenheit und seinem Frohsinn in gleicher Art entgegen trat und er fühlte sich glücklich in dem Kreise junger lebensfroher Männer, die ihm nicht selten von seinen Söhnen zur Zeit ihres Studirens zugeführt wurden. — Dabei besaß er eine rastlose Thätigkeit, die, nicht von Einem zum Andern schweifend, sondern oft das Verschiedenartigste mit Geschick vereinigend, wahrhaft bewundernswürdig war. Mit der uneigennützigsten Aufopferung übernahm er mannichfache Geschäfte, die ihm, der Alles mit Eifer und Einsicht angriff, übertragen wurden. Nicht an seinem Eifer lag es, wenn er als correspondirendes Mitglied nicht mehr und wichti-

:rgebnisse für den statistischen Verein einzuliefern
hte; nicht seine Schuld war es, wenn die neuen
:inrichtungen seines Wohnortes, in Folge des
sächsischen Schulgesetzes, nicht schneller in's Werk
wurden, für die er trotz aller Aergernisse und
utungen bis zum letzten Tage seines Lebens als
vorstand rastlos arbeitete, obgleich er dabei nicht
:ringste unmittelbare Interesse hatte. — Sein für
Neue und Ungewöhnliche empfänglicher Sinn wußte
demselben leicht das Aechte von dem Unächten zu
heiden und nicht leicht vermochte seinen richtigen
in gleißender Schimmer zu täuschen. So konnte
ht fehlen, daß er, aufmerksam gemacht auf die Lei-
n und Fortschritte der homöopathischen Heilme-
, mit ihrem Geiste bekannt zu werden strebte und
in begeisterter Anhänger derselben wurde. Nichts
entfernter von seinem Charakter, als der Wahn,
: ohne ernste und angestrengte Prüfung, wohl gar
hnöder Gewinnsucht, diesem System sich hingege-
abe. Das Wohl der leidenden Menschheit, das
de Fortschreiten der Wissenschaft, die Macht der
heit über einseitiges und veraltetes Vorurtheil ließ
cht anders handeln. Er erbaute für diesen Zweck
sonderes Nebengebäude, welches, streng geschieden
er allopathischen Officin, einzig den homöopathi-
Beschäftigungen gewidmet war. Hier fühlte er
lücklich in der Bearbeitung und Versendung der
iedenartigen mehr oder minder vollständigen ho-
athischen Taschen-, Reise- und ärztlichen Apothe-
hier empfing und beantwortete er die unzähligen
e und Bestellungen aus den verschiedensten euro-
en Ländern, die von Personen der verschiedensten
de an ihn ergingen. — Da nun seine Bestrebun-
on einsichtsvollen Männern anerkannt wurden, so
te ihm an diesem Lohne, der, nebst dem eigenen
ßtsein, das Gute nach Kräften erstrebt und befördert
ben, allerdings auch sein einziger Lohn war. Denn
em er mit musterhafter Genauigkeit und Ausdauer
nit vielen Opfern seine homöopathische Apotheke *)
tand gesetzt und alle Schwierigkeiten überwunden
, riß ihn der Tod aus den Armen seiner Angehörigen
Freunde hinweg vom Schauplatze seiner Thätigkeit.

Dieselbe ist nach Otto's Tode von den Apothekern in Leipzig
t und zu einer abgesonderten homöopathischen Centralapotheke
ichtet worden.

* 58. Dr. Karl Heinrich Wachsmuth,

Geheime Justizrath zu Naumburg;

geb. am 12. Mai 1760, gest. den 28. Febr. 1836.

Wachsmuth ward in Creuma, einem Dorfe des ehemaligen Chursächsischen Amtes Delitzsch geboren, wo sein Vater Prediger war. Schon in seinem sechsten Lebensjahre wurde er durch die Beförderung seines Vaters nach dem im ehemaligen Chursächsischen Amte Eilenburg gelegenen Dorfe Hohenleina dahin versetzt und dieser Ort wurde ihm als der Schauplatz seiner bewußteren Knabenjahre und als der bleibende Wohnort seines Vaters zur eigentlichen Heimath. Ein hübscher Knabe voll Geist und Leben war er der Liebling der Eltern und der Vater bewahrte in frommer Dankbarkeit für die Lebensrettung dieses seines geliebten Erstgebornen ein Paar noch vorhandene Achselknochensplitter auf, welche demselben in einer besondern gefährlichen Pockenkrankheit herausgenommen wurden. Bei weiterer Entwickelung des Knaben mochte es wohl nöthig sein, dem leicht beweglichen Geiste desselben hin und wieder Schranken zu setzen, was denn der Vater, welcher durch eifrige Ausübung der damaligen Ansicht, daß nur eine sehr strenge Erziehung eine gute sei, den Ruf eines vorzüglichen Erziehers hatte, bei diesem Sohne um so mehr thun zu müssen glaubte, als man in einer gewissen innerlichen sowohl als äußerlichen Abgemessenheit und Steifheit leicht jede ungezwungenere Bewegung des Körpers und Geistes als unanständig anzusehen pflegte. Dieser in der besten Absicht und mit der größten Liebe ausgeübte doch zu starke Druck erregte natürlich Gegenwirkung und gab dem Vater, der nun mehr gefürchtet als geliebt wurde, manchen Grund zur Sorge, der ohne dies nicht gewesen sein würde. Der wohl gelehrte aber pedantische Hauslehrer, der die zwar klugen aber auch ungestüm drängenden Fragen des Knaben durchaus nicht vertragen konnte, wurde der geistigen Entwickelung des von ihm sogenannten Monf. Naseweis auch hinderlich statt förderlich und erfüllte den Knaben mit Unwillen und Widerstreben. Jedoch blieb diesem seine natürliche Gutmüthigkeit, welche ihm die Liebe seiner Geschwister und sonstigen Gespielen sicherte, obgleich er nicht leicht einen derselben vorbei ließ, ohne ihm etwas abzugeben und bei allen Spielen die Rolle des Ersten und Herrschers übernahm. Sein

ebender Geist, der sich von dem Lehrer nicht befriedi-
nd geleitet fand, machte sich selbst Bahn in mancherlei
chriftchen und Abhandlungen, die er als Knabe für
s Publikum seiner Gespielen ausgehen ließ. Eine der-
ben „des in Willens habenden M. K. H. W. Gedan-
i über die Gebete, die er mit seinen Geschwistern alle
orgen und Abende betet" weiset durch den Gegenstand
vohl, als besonders durch den beabsichtigten Magister-
el auf den geistlichen Stand hin; auch das gewöhn-
)ste Spiel des Knaben, wo er in der schwarzseidenen
hürze sich auf dem Stuhle als Prediger zeigte, wäh-
id der Bruder das Amt des Schulmeisters versah und
: Schwestern zuhörten, hatte eine bleibendere Bedeu-
ig, denn er trieb als Externus der Thomasschule zu
pzig, welche er nach einigen auf dem Waisenhause
Halle verlebten Schuljahren besuchte, die hebräische
prache so eifrig, daß seine bei'm Abgange zur Univer-
it plötzlich gegebene Erklärung, nicht Theologie sondern
: Rechte studiren zu wollen, dem berühmten Rector
)h. Friedr. Fischer ganz unerwartet kam. Das Stu-
um der Theologie, dem eigentlich seine Neigung ge-
rte und welches einem freigestaltenden Geiste durch die
cheidung der späteren Zusätze von dem eigentlichen
:rne des Evangeliums wohl hinlängliche Nahrung, ei-
m poetischen Sinne aber eine durch seinen Hauptgegen-
nd eigenthümliche Richtung gegeben hätte, wurde ihm
)hl nur durch die gezwungen feierliche Haltung des
tandes, der für seine allzustarke Absonderung von der
'elt nicht einmal die volle Achtung derselben genoß,
rleidet. Bei seiner Gemüthsart hätte es einer mön-
:schen Entsagung der freien Bewegung in der Welt
id des Genusses derselben bedurft. So wendete er sich
r Jurisprudenz. Je weniger aber dieses Studium seine
:ie Neigung war, desto mehr lebte er in den poeti-
ien Beschäftigungen, welche schon mit gleichgesinnten
eunden in Untersecunda der Thomasschule begonnen
tten. Schon da wurde ein Theater errichtet, bald
:mde, bald eigne Dramas aufgeführt und in einer ei-
ns angelegten Theaterzeitung die Leistungen der jun-
n Theaterdichter und Schauspieler von ihren Commi-
:onen kritisirt. Wes das Herz voll war, des floß denn
ch der Mund über in dem heimlichen Kreise der Ge-
)wister, in welchen er in den Ferien zurückkehrte und
:r in inniger Liebe sich immer fester an einander ge-
hlossen hatte. Hier erregte er die Lust zum Dichten

durch Mittheilung eigner und fremder Productionen, besonders bei den Schwestern, zum Theil bis auf spätere Zeit hinaus und lebte und webte gerade im Dramatischen so gänzlich, daß auch die lateinischen Disputirübungen der Schüler durch feierliche Nachahmung aller Formen einer akademischen Doctorpromotion dramatisirt wurden. Mit den zunehmenden Jahren nahm dann auch die Sache eine immer ernstere und stärkere Richtung. Er lebte im Umgange mancher gleich poetisch gesinnten Freunde, unter denen besonders sein Verwandter, der nachmalige, als Dichter und Philosoph vortheilhaft bekannte Professor K. H. Heydenreich zu nennen ist, der es fortwährend sehr bedauerte, daß W. nicht bei den schönen Wissenschaften und bei der Philosophie geblieben, in denen er nach dessen Urtheile Ausgezeichnetes geleistet haben würde. Als Student in einem Alter von 22 und 23 Jahren beförderte er Einiges zum Druck. Ossian erfüllte seine Seele damals und noch bis in's späte Alter und so hatte er den Versuch gemacht, Ossianische Stoffe zu dramatisiren. Es entstanden „Fingal in Lochlin“ und „Inamorulla oder Ossians Großmuth,“ beides Schauspiele nach Ossian. Zu derselben Zeit veranlaßte ihn die heitere Prophezeihung des Buches L'an deux mille quatre cent quarante, à Londres, 1771 zu einer Gegenschrift mit einer trüben Prophezeiung, zu welcher ihn sein sonst so heitrer, für das Gute und alle Verbesserungen warmer Sinn um so mehr trieb, als ihn so manche Erscheinung in den Sitten und Einrichtungen jener Zeit, vor Allem der gar zu gern festgehaltene Schlendrian höchst unangenehm berührte. Diese Schrift, welche in Leipzig bei Weygand 1783 erschien, führt den Titel: „Das Jahr Zweitausend vierhundert und vierzig zum zweiten Male geträumt. Ein Traum, deren es wohl träumerischere gegeben hat.“ Neben solchen Gedanken und Beschäftigungen hatte er die einmal ergriffene Jurisprudenz nicht liegen lassen und nach vierjähriger akademischer Laufbahn mochte sich der Vater, dem die poetische Richtung und die durch dieselbe hervorgerufenen Verbindungen mit Freunden, die ein fleißiges, geregeltes Studium wohl nicht beförderten, viel Sorgen gemacht hatten, sehr freuen, als er den Sohn als einen wohlausstudirten Juristen in Hohenleina empfangen konnte, wo dann die Feier der Disputation durch viele akademische Freunde verherrlicht, das stille Pfarrhaus mit lautem Jubel erfüllte. — W. eröffnete seine juri-

stische Laufbahn im Kreisamte Leipzig, wohl zunächst um diese ihm so liebe Stadt und den gleichgestimmten poetischen Freundeskreis nicht verlassen zu müssen. Aber eben um ihn davon ab und zu recht ernster ausschließend juristischer Beschäftigung hinzuleiten, vermochte ihn der Wille seines Vaters von Leipzig nach Colditz zu gehen, wo er bei'm Justizamte als Viceactuar eintrat. Doch nicht lange wollte ihn dieser beschränkte Justizdienst zusagen; er verließ ihn und um sich ein freieres Wirken zu verschaffen, setzte er sich als Advokat in Delitzsch, wo er sich zwar auch wieder zum Dienste im Justizamte bewegen ließ, aber doch immer eine freiere, ihm mehr zusagende Thätigkeit behielt, denn er wurde bald Mitglied des Rathes und dann in Folge seiner Uneigennützigkeit, mit welcher er als Advokat die Parteien zu vereinigen eifrigst strebte, Justitiar erst eines, dann mehrerer Patrimonialgerichte. Als Rathsmitglied wurde er einige Male nach Dresden auf den Landtag deputirt; erwarb sich aber ein besonderes Verdienst um die Stadt durch eine neue Gestaltung des städtischen Armenwesens: Die Bettelei, deren Verbot hier so wenig wie anderwärts mit Strenge durchgeführt werden konnte, weil die Armen nicht hinlänglich unterstützt wurden, erkannte er als ein die Moralität der niedrigsten Volksklasse auf die Dauer vergiftendes Unwesen und damit sie mit Nachdruck verboten werden könne, errichtete er ein aus achtbaren Bürgern bestehendes Collegium der Armenpflege, dessen Vorsteher er unter dem Namen eines Rathsdeputirten dazu war. Dieses Collegium befriedigte nun wirklich die Bedürfnisse der Armen, gewöhnte sie zu einer nützlichen Thätigkeit, entriß verwahrloste Kinder ihren schlechten Müttern und dem sittlichen Untergange und suchte stille Arme auf, um sie durch Gaben im Verborgenen mit Schonung eines so anerkennungswerthen Schamgefühls zu erquicken. Ueberall ging W. mit gutem Beispiel voran, indem er ein armes, körperlich und geistig ganz verwahrlostes Soldatenkind zu sich nahm, um es zum Dienstmädchen zu erziehen und nun freilich Andere um so dringender zu Gleichem anregen konnte. Dieses Collegium rettete die Stadt durch seine geschickten und rastlosen Bemühungen während einer auf der Stadt Delitzsch schwer lastenden Theurung im Jahre 1805. Während sich W. so und auf andere Weise, z. B. bei neuer Gestaltung der Feuerordnung, um die Stadt, in welcher er wohnte, verdient machte, arbeitete er als praktischer

Jurist mit aller der geistigen Freiheit, welche die Gesetzgebung irgend gestatten wollte. Nicht mehr als billig am Buchstaben haftend, suchte er immer den wohlthätigsten Sinn der Gesetze hervor und auch die Schwächen derselben deckte er auf, wenn es galt, das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern. So erhielt er einer Unglücklichen, welche aus Verzweiflung Kindesmörderin geworden und zum Tode verurtheilt war, das Leben, indem er, nachdem alle Vertheidigung nichts gefruchtet hatte, nachwies, daß die Gesetze selbst die Ursache dieser Unthat geworden seien. Im tiefsten Vertrauen hat er wohl geäußert, daß der Augenblick, als die Begnadigte, im stärksten Ausbruch ihres Gefühls im Gefängnisse vor ihm niedergeworfen, seine Kniee umfaßte und seine Füße mit Küssen bedeckte, der belohnendste seines Lebens gewesen sei. Durch diese und andere originelle juristische Abhandlungen machte er sich in Sachsen sehr vortheilhaft bekannt und ihnen sowohl, als seinem geschätzten Werke über Patrimonialgerichtsbarkeit (Leipzig bei Hinrichs 1808) hatte er seine Weiterbeförderung zu danken. Nachdem er noch 1812, also in seinem 53. Jahre, die juristische Doctorwürde durch öffentliche Vertheidigung seiner Dissertation: „Regulae nonnullae juris saxonici de detracta praecipue secundum legem novissime latam“ in Wittenberg erlangt hatte, folgte er in demselben Jahre einem Rufe nach Dresden als königl. Appellationsrath. Wie auch er in dieser von den Schrecken des Krieges heimgesuchten Hauptstadt zwischen Furcht und Hoffnung schwebend wenig Ruhe genoß, bis endlich die ersehnte Erlösung von der französischen Herrschaft erschien, zeigen seine Tagebücher aus dieser Zeit. Seine sorgenvollsten Tage hatte er im October und November 1813 während der mit Hungersnoth drohenden Blokade Dresdens durch die Alliirten; denn während die Kanonade vor den Thoren in jedem Augenblicke das Aergste zu bringen schien, lag seine geliebte Gattin am Nervenfieber nieder; dazu bekam er die Nachricht von dem Tode seines Bruders Friedrich, Justizamtmanns in Torgau, welcher zwei Waisen hinterließ und wurde durch die beunruhigendsten Gerüchte von wilden Kriegsscenen bei Leipzig und Düben, welche ihm besonders um sein geliebtes Hohenleina, wo Schwester und Schwager lebten, bange machten, in steter Spannung erhalten. In dieser trüben Zeit, wo die meisten protestantischen Kirchen Dresdens verwüstet waren, erquickten ihn einigemal treffliche Predigten Am-

mons und als endlich die Nachricht von der Uebergabe der hart bedrängten Stadt ankam, da lösten sich alle Sorgen in Gott dargebrachten Dank auf und dieser erhob sich im stillen Familienkreise auf dem zum Pianoforte gesungenen Lieblingsliede Wachsmuths, „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut ꝛc." Einen Familienkreis, der seinem liebenden Herzen unentbehrlich, hatte er, da seine 1792 geschlossene Ehe kinderlos geblieben war, schon längst aus seinen Verwandten um sich gesammelt, indem er erst zwei Töchter der Schwester seiner Gattin, dann einen Sohn seiner eignen Schwester als theils vaterlose, theils mutterlose unerzogne Kinder zu sich nahm. — Als bei der Theilung Sachsens die Regierung erklärte, daß aus der Verkleinerung des Landes auch eine Verkleinerung des Collegiums des Appellationsgerichts folge und da sie deshalb jedem Mitgliede den Uebertritt zur neuen Regierung freistelle, trat W., den als einen der jüngsten Räthe diese Erklärung näher berührte, i. J. 1815 in den preußischen Staatsdienst, zugleich bewogen durch die Vorzüge der preußischen Verwaltung gegen die damalige sächsische, namentlich in der Erwartung einer rascheren ihm mehr zusagenden Gerechtigkeitspflege. Zuerst arbeitete er in Merseburg bei der Verwaltung des preuß. Gouvernements und trat 1816 als Rath bei dem neuerrichteten Oberlandesgerichte in Naumburg a. d. S. ein, wo er sich bald den Namen eines ausgezeichneten Geschäftsmannes erwarb. Wenn hier seine Berufsarbeiten oft sehr gehäuft und drückend waren, erholte er sich, allgemeiner Achtung und Liebe sich erfreuend, durch den Genuß der so lieblichen Naumburger Gegend, wie er denn für solche Genüsse ein immer offenes Auge, ein tieffühlendes Herz hatte. Nachdem er während jener Jahre in Dresden in Folge des Kriegs von seinem Hohenleina getrennt war, erfreute er sich nun wieder der alten Umgebungen und Erinnerungen aus der Jugend und weilte an dem Grabsteine der Eltern. Auch der ihm früher versagte Genuß weiterer Reisen wurde ihm nun noch zu Theil und durchwebte seine späteren Jahre mit einem regen frischen Leben, das dem jugendlichen Sinne des Greises wahrer Balsam war. Er besuchte Kassel, ein andermal Schwaben, wo ihm liebe Verwandte waren und von da aus die Schweiz, auch Dresden suchte er wieder auf und lernte die sächsische Schweiz kennen, wozu ihn die Kriegsjahre nicht hatten kommen lassen und auf einer zweiten Reise nach Süddeutschland labte er sich

an den herrlichen Rheinufern von Mainz bis Köln. Im Jahre 1829 erfreute er sich der Anerkennung seines Königs durch seine Ernennung zum Geheimenjustizrathe, erhielt zum Ordensfeste 1833 den rothen A. O. 4r Klasse und am 17. Juli 1833, als an seinem 50jährigen Dienstjubiläum den rothen A. O. 3r Klasse mit der Schleife. Auch seine Kollegen und zahlreichen Freunde erwiesen ihm durch werthvolle Festgeschenke ihre Achtung und Liebe. Charakteristisch für ihn war es, daß auch der jugendliche Beamtenstand des Gerichts, dem diese Feier doch ferner lag, ein Gleiches that und durch Gaben wie durch Worte gleich sinnig auf den frischen jugendlichen Geist hindeutete, welcher selbst den Jubelgreis noch schmückend denselben eben so gern zur Jugend hinführte, als diese von ihm sich verstanden und angesprochen fühlte. Er selbst feierte diesen Tag auf dem Lande, umgeben von einem Theile seiner Familie und einigen Verwandten und erlebte dabei vorzüglich die Freude, noch immer rüstig genug zur weiteren Verwaltung seines Amtes zu sein. — Ein scharf denkender, frei und rasch sich bewegender Geist, ein Herz dem Wohlwollen und der Freude geöffnet, das waren, wie sein ganzes Leben zeigte, die beiden trefflichsten in nicht gewöhnlichem Maaße ihm verliehenen Gaben. Beide standen in ihrem wahren Wesen friedlich neben einander; was aber ihre äußere Erscheinung betrifft, so verschwand bisweilen das wohlwollende Herz vor den Forderungen seines freien Geistes, trat jedoch, sobald Wohl oder Wehe eines Andern zu berücksichtigen war, sogleich in seine vollen Rechte ein. Frei und rasch, wie er selbst war, wollte er auch andere, besonders junge Leute sehen und wie es ihm unangenehm war, wenn er solche körperlich krank sehen mußte, so erfuhr geistige Langsamkeit, Unbeholfenheit und Unfreiheit seinen Spott und Unwillen. Manche seiner jugendlichen Verwandten hatten große Furcht, sich seinen herben Neckereien oder seinem scharfen Tadel, der theilweise, aber immer nur momentan, wohl zu viel that, ausgesetzt zu sehen. Dabei war aber sein Wille stets gut, sein Sinnen mit dem wahren Wohle des von ihm Getadelten beschäftigt und wenn es zum Entscheiden und zum Handeln kam, so war er doch zuletzt der wohlwollende Helfer. So konnten z. B. Bitten um Unterstützungen, die, wenn auch durch Armuth entschuldigt, doch gegen das Zartgefühl, welches von den Bittstellern ihrem Stande verlangt werden mußte, verstießen,

seinen Unwillen in hohem Maase erregen und doch bewährte sich dabei in dem, worauf es ankam, in der Hülfe nämlich, sein wahrhaft menschenfreundlicher Sinn, denn meistens nicht mit einer Unterstützung seinerseits, die nicht wesentlich helfen konnte, sich begnügend, suchte er, wenn irgend möglich, dauerndere und größere Unterstützungen zu verschaffen. So schritt, wenn auch in Worten und Benehmen sich oft kein Wohlwollen zeigte, es doch mit seinem freistrebenden Geiste Hand in Hand. — Dieser faßte rasch und an der Oberfläche zu hängen, verschmähend, strebte er das Wesen der Dinge zu erkennen und achtete nicht der leeren oder verkehrten Form, wenn sie auch als die Hauptsache und als das eigentliche Wesen angesehen worden wäre. Einen Beweis dafür lieferte seine Ansicht der Freimaurerei, zu welcher er selbst gehörte. Oft mochte er die Bemerkung gemacht haben, daß Maurer sich in ihren Ceremonien gefielen und als Eingeweihete allen Nichtmaurern den Namen der Profanen mit gutem Grunde geben zu können glaubten. Er machte daher in der Loge aufmerksam, wie gefährlich der Gebrauch dieses Namens den Maurern selbst werden könne, indem derselbe, da man doch natürlich nicht jeden Nichtmaurer als einen geistig also wirklich Profanen bezeichnen könne, die Ceremonien als die Hauptsache hinstelle und so den Maurer verleite, in jenen, nicht aber in der Gesinnung das Wesen der Maurerei zu sehen und so um so leichter wirklich selbst profan zu werden; er wies ferner darauf hin, daß die Beförderung allgemeiner Bruderliebe der eigentliche Zweck der ganzen Maurerei sei, damit man nicht mehr blos in der Loge, sondern auch im gewöhnlichen Leben von Brüdern höre und daß die sogenannte königliche Kunst der Maurer darin bestehe, sich so zu machen, daß man von Andern geliebt werden könne. Die Liebe war ihm auch der Kern des ganzen Christenthums und er war der Ueberzeugung, daß man mit ihr und durch sie ein Christ sei, wenn man sich auch nicht mit allen den Glaubenssätzen befreunden könne, die man als dem Christenthume angehörig, zu betrachten lange gewohnt gewesen ist. Nach dem Ausspruche Jesu: „Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt — hielt er die Erweisung der Liebe als den Prüfstein wahren Christenthums fest, ja er glaubte, daß demnach der Zweck des Christenthums darin bestehe, die Liebe, d. h. das Bedürfniß geliebt zu werden und wieder zu

bereitet, ging von Oberbergkirchen nach Salzburg und zeichnete sich dort jährlich durch größere Fortschritte aus. Durch den Umgang mit seinem erfahrnen und sehr gebildeten Onkel während der Ferien gewann er schon in seinen Jugendjahren eine männliche Haltung und Liebe und Eifer für die Wissenschaften. Nach Vollendung des philosophischen Kursus widmete er sich im Jahre 1785 der Theologie, trat in das Priesterseminar zu Salzburg und endete diese Studien mit solchem Vorzuge, daß er während dieser Zeit, wie später, als Repetitor für seine Mitalumnen aufgestellt wurde. Ungefähr 1789 oder 1790 wurde er Inspektor der fürstlich-erzbischöflichen Pagerie und Professor dieses Instituts, von wo aus er dem ehrenvollen Rufe als Subregens des schon genannten Clericalseminars in Salzburg folgte, dessen Stelle er bis zum Jahre 1799 bekleidete und dabei Dogmatik und Jus canonicum in lateinischer Sprache vortrug. Unangenehme Verhältnisse mit dem damaligen Director des Seminars, Fingerlos, verleideten ihm den längern Aufenthalt daselbst und bewogen ihn, ein Canonikat in Mühldorf (am Inn) anzunehmen, das er aber wegen der erfolgten Wahl Fingerlos zum Dekan des nämlichen Stiftes nach einem Jahre wieder verließ. Auch das Vikariat Tettenhausen (am Tachen- oder Waginger See, 5 Stunden von Salzburg), wohin er sich von Mühldorf aus versetzen ließ, war noch nicht das Ziel seiner Wünsche, weil dieser Ort noch im Salzburgischen Gebiete lag. Er lebt aber noch im freudigsten Andenken bei der dortigen Gemeinde, denn — abgesehen von seinen Leistungen als Prediger und Seelsorger, schützte er durch seine Sprachkenntnisse, Unerschrockenheit und Ueberredungsgabe seine Gegend kräftig vor so manchen Verwüstungen der Franzosen. Erst im J. 1802 konnte sich L. der Erfüllung seines lang genährten Wunsches, in Altbaiern zu wirken, erfreuen. Der damalige Vikar Joseph Göttinger von Siegsdorf (königl. Landgerichts Traunstein) schlug einen Tausch der Pfründen vor, der auch genehmigt wurde. So kam L. in das romantische, belebte Siegsdorf, wo er 33 Jahre hindurch segenvoll thätig war. Im Jahre 1803 wurde er zum Ober- oder Distriktsschulinspektor ernannt, welches Amt er mit nie ermüdendem Eifer bis zu seinem Tode übte. 1812 wurde durch ihn Siegsdorf zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben, er baute 1816/17 aus eigenen Mitteln den Pfarrhof und arrondirte und kultivirte nach und

nach sein Pfarrwiddum so eifrig und erfolgreich, daß endlich, wie er selbst zu sagen pflegte, nicht ein Fleckchen, worauf er seinen Kelch stellen könnte, übrig war, welches nicht zu doppelter Fruchtbarkeit veredelt worden ist. Alle seine Einrichtungen und Verbesserungen in der Oekonomie sind zum Muster geworden. Seine rastlose Thätigkeit trieb ihn sogar an, sich in verschiedenen Zweigen des wissenschaftlichen und Geschäftslebens als Schriftsteller zu versuchen. Er lieferte Kritiken verschiedener Werke in literarischen Blättern, Berichte über den landwirthschaftlichen Zustand seiner Umgegend, eine topographisch-statistische Beschreibung von Siegsdorf, die im Regierungsblatte abgedruckt wurde und „einen Versuch einer beurkundeten Darstellung des Archidiakonats Baumburg, Salzb. Diöcesanantheils. 1810.“, von der jedoch ungünstiger Zeitverhältnisse wegen der zweite Theil nicht mehr im Drucke erschienen ist. Dieses Werk ist die Frucht seiner von Seite der Regierung ihm anvertrauten Commission zur Sondirung der Bibliothek des aufgehobenen Klosters Baumburg, bei welcher Gelegenheit er noch eine bedeutende Anzahl werthvoller Bücher, Incunabeln, Manuscripte und Documente rettete. Bei Constituirung des Ruralkapitels Haslach (Traunstein) wurde er zum Kämmerer erwählt und hatte auf die Verhältnisse desselben den entschiedensten Einfluß. Im Jahre 1834 trat er als Ersatzmann in die bayerische Ständeversammlung ein, wobei sein noch immer reger, allseitig gebildeter Geist einen fruchtbaren Wirkungskreis fand. Seine Rückkehr als Abgeordneter war ein Jubelfest für die Pfarrgemeinde und für die Beamten und Geistlichen der Nachbarschaft. Allein ein Jahr darnach litt seine Gesundheit merkliche Abnahme. Ein vernachlässigter Flechtenausschlag und endlich ein Nervenschlag raubten ihm alle Hoffnung der Wiedergenesung — am oben genannten Tage war er dem Tode unterlegen. — Die hervorstechendsten Züge in seinem Charakter dürften sein: Präcision, Schnelligkeit und Kürze in allen seinen Geschäften und Anordnungen, sowie in seinen geistlichen Verrichtungen, Entschlossenheit in Entwurf und Ausführung seiner Pläne, wenn auch Eigensinn, [illegible] zum Wohl, ihre [illegible]seligkeit Anderer ihm Hindernisse legten, eine ohne Zweifel durch Geschäftskenntniß, Conversation und Lektüre erworbene Umsicht und Entschiedenheit in Rath und That, die man oft erst aus dem Erfolge [illegible]

lieben, als die den Menschen natürliche Anlage zu entwickeln und zur vollen Ausbildung zu bringen. Daß trotz dieser natürlichen Anlage die Liebe sich im Leben der Menschen oft so wenig, oft gar nicht erweise, daß ihr volles Dasein fast nur als Ausnahme erscheine, erklärte er aus der großen Verschiedenheit der menschlichen Verhältnisse und Bestrebungen, welche so leicht feindlich sich begegnende Leidenschaften hervorrufen. In diesem Sinne fand er das christliche Streben in der Empfindung und Anerkennung der Güte und Liebe Gottes zu den Menschen, in der Dankbarkeit für diese Liebe, welche sich im kindlich frohen Genusse der göttlichen Wohlthaten zeige und in der Gegenliebe, welche, da sie Gott nichts zu geben vermöge, sich auf die Mitmenschen richte und an der allgemeinen Beglückung und Beseligung arbeite. In Beziehung auf den ersten dieser drei Punkte, auf die Empfindung und Anerkennung der Liebe Gottes, war er stets geneigt, bei einzelnen freudigen Ereignissen seines Lebens des großen milden Gebers sich zu erinnern, denselben aber auch in echt religiösem Sinne, als weisen und liebenden Regierer der Welt in den Schicksalen und Bestrebungen der Völker anzuerkennen, welche Viele, weil sie entweder mit ihren politischen Ansichten nicht stimmen, oder mit mancherlei beklagenswerthen Ereignissen gemischt auftreten, thörichter Weise als absolut verderblich und verwerflich ansehen, als wenn sie nicht auch Glieder in der Kette der göttlichen Erziehungsmaasregeln wären. Mit oft jugendlicher Freude erkannte er überall heraus den Fortschritt zum Bessern und in geradem Gegensatze gegen die meisten Alten lobte er die neue Zeit vor der vergangenen und freute sich im Allgemeinen ihres raschen Ganges, war aber auch nicht blind gegen ihre Auswüchse und traurigen Zerwürfnisse und prieß uns oft wegen des Zustandes des Rechts und der Ruhe höchlich glücklich unter einem Könige, den er als den aufrichtigen und eifrigen Beförderer des Wohles seiner Unterthanen ehrte und liebte. — Was die Dankbarkeit gegen Gott durch frohen Genuß der göttlichen Wohlthaten betrifft, so war seine Freude, die vielfältig in seinem häuslichen Kreise sich bewegte und ihre Nahrung fand, von so einfacher, kindlicher, reiner, herzlicher und dankbarer Art, daß das Aussprechen derselben öfter mit Rührung geschah und Rührung hervorbrachte, wie sich das vorzugsweise an Weihnachtsabenden ereignete, welche er seit mehreren Jahren im Kreise seiner

Familie und seiner nächsten Herzensfreunde besonders fröhlich zu verleben gewohnt war. Eine solche Freude war mit dankbarem Andenken an Gott den Geber alles Guten im ganzen verflossenen Jahre bei ihm unzertrennlich verbunden, wovon manches gemüthliche Gelegenheitsgedicht Zeugniß gibt. — Was seine Menschenliebe betrifft, so äußerte sie sich in einem außergewöhnlichen Wohlthätigkeitssinne, vermöge dessen er nicht blos oberflächlich, sondern wo möglich nachdrücklich und dauernd zu helfen suchte und dies sowohl durch eigne reichliche Gaben, als durch Anregung Anderer zu wohlthätigen Leistungen zu bewirken bemüht war. Auch im Kreise seiner Verwandten war er ein liebevoller Unterstützer und Helfer, doch waren und sind seine Pflegekinder der redendste Beweis seiner treuen väterlichen Liebe und Fürsorge, wie er denn bei der ganzen Erziehung und Ausbildung seines Pflegesohnes nicht blos auf das Nothwendige bedacht war, sondern ihn mit Allem zu versorgen eilte, was zu einer möglichst umfassenden und freien Bildung dienen konnte und unendlich mehr that, als man von einem leiblichen Vater irgend erwarten konnte und weit entfernt, daß diese Freigebigkeit etwa nur in der Ansicht, daß es Pflicht sei, alles nach Kräften Mögliche zu thun, gewurzelt hätte, war sie vielmehr das Erzeugniß echt väterlicher Liebe, die in mehr innerlichen Angelegenheiten eben so treu und thätig sich erwies. So selbst ein praktischer Christ, wirkte er auch hier und da in dieser Beziehung gelegentlich auf Andere und Mancher, der seinen Sinn noch weniger dem Höhern und dem, was wir jenseits erwarten, zugewendet hatte, war um so geneigter, auf die nur gesprächsweise und mit der größten Milde dargelegten Ansichten und Aufforderungen einzugehen, als das Beispiel eines frommen Menschenfreundes die Worte desselben gewichtiger machen mußte. — Bei seinem religiösen und dabei stets strebenden Sinne konnte es nicht fehlen, daß ihm die Regsamkeit und der Kampf auf dem Felde der Theologie vielfach beschäftigte. Es war dies aber keineswegs ein gemächliches Beobachten des Streites, welches ohne Erkenntniß dessen, was es hier gilt und ohne tieferen Antheil an demselben, abgeschlossen gegen jeden Einfluß des Kampfes, durch die wechselnden Stöße der Fechtenden nur ergötzt sein will; nein, er war selbst vorzüglich noch in seinen späteren Jahren im Forschen und Suchen des wahren, reinen Christenthums begriffen. Sich in

der Erkenntniß desselben zu fördern, seine Ansichten zu berichtigen und zu befestigen, war sein Zweck bei dem prüfenden Lesen der wichtigeren Erzeugnisse der theologischen Literatur von allgemeinem Interesse. Die Bibel war ihm dabei stets zur Hand und wie groß war seine Freude, wenn er über zweifelhafte Punkte neues Licht erhielt. Daß einst das Kirchespielen des Knaben und das hebräische Studium des Schülers nicht blos Spiel gewesen war, zeigte sich hierin noch im späten Alter. Vorliebe für den geistlichen Stand legte sich vielfach an den Tag und etwas Rührendes hatte seine bis an das Ende seiner irdischen Tage bewahrte Neigung für die Landkirchen mit ihrem prunklosen Gottesdienste, den er als Stadtbewohner häufig aufsuchte, wo auf dem Hinwege durch eine schöne Naturumgebung eine würdige Vorbereitungsandacht seine Seele erfüllte und heimwärts Betrachtungen über das Gesungene und Gehörte sein Nachdenken beschäftigten. Entwarf er doch sogar in seinen letzten Lebensjahren einmal eine Disposition über die Erzählung von dem Besuche der Weisen aus dem Morgenlande. In solchen Stimmungen äußerte er oft den Wunsch, daß er Geistlicher geworden sein möge, weil in diesem Stande sein Geist sich wohl allerdings mehr seiner Neigung gemäß hätte bewegen können, als in der Jurisprudenz, ein so tüchtiger, denkender und frei sich bewegender Jurist er auch war, wie denn seine in Rechtssachen ausgearbeiteten Urtel, wenn es der Gegenstand irgend zuließ, durch eine eigenthümliche Frische ergötzten und ihren Verfasser zugleich von einer rein menschlichen, edlen und wohlwollenden Seite darstellten. Das theologische Buch, welches ihn zuletzt und zwar in hohem Grade beschäftigte, war Ammons Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Auf dieses Werk bezog sich sein letztes wirkliches Gespräch auf dem Krankenlager, wo er äußerte, mit welchem stets steigenden Interesse er den letzten Theil dieses Werks zu lesen begonnen und wie er nun die als so merkwürdig und streng wissenschaftlich bezeichnete kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von Strauß sich anschaffen wolle und daraus viel Anregung und Aufschluß erwarte. Hier sollte er aber sein edles Streben nicht fortsetzen. Nach einem 8tägigen Krankenlager und nach zwei heftigen Anfällen von Brustkrampf entschlief er ganz sanft in der letzten Stunde des 28. Februar 1836, im nicht ganz vollendeten 76. Lebensjahre. In seinem Alter war er

stets durch einen wahrhaft jugendlichen Geist, mit dem er manchen Jüngling beschämte, ausgezeichnet, doch hatten seine letzten Jahre mancherlei Beschwerden gebracht, die ihn aber nur momentan drückten. In dem letzten Vierteljahre seines Lebens äußerte sich jedoch viel Verstimmung des Geistes – sein heiterer Sinn war wesentlich gestört — die Seinigen hielten es mehr für eine blos geistige Verstimmung aus Unzufriedenheit über die gewöhnlichen von dem Alter unzertrennlichen Beschwerden, die er allerdings ungern trug, doch die Folge zeigte, daß tiefes körperliches Leiden der Grund war. Trotz dem aber war er kein Lebensmüder, der mit Verlangen gestorben wäre; im Gegentheile hätte er sich bei gutem Befinden gewiß noch ferner gern der Erde gefreut und ihrem bunten Treiben mit ihren so außerordentlichen neuen Erscheinungen und Erfindungen zugesehen; er sah aber seinem Ende ergeben entgegen. Viel darüber zu sprechen, war zu wenig in seiner Art, wie er denn immer tiefere und angreifendere Gefühle eben nur mehr fühlte, als sie aussprach, aber die verneinenden Bewegungen seiner Hand, wenn ihm von Besserung und Genesung gesprochen wurde, geschahen fern von jeder Bitterkeit mit lächelnder Miene und seine erstarrten Züge trugen den wohlthuendsten Ausdruck des Friedens, der, der schönste Lohn seines Lebens, ihn drüben beglücken wird. In unvergänglicher Liebe, die er als das höchste Ziel und Heil der Menschen erkannte, bleiben ihm die Seinen verbunden und so trägt sowohl in seinem Sinne als in ihrer Hoffnung das Kreuz, das sein Grab bezeichnet, die Worte der heiligen Schrift: „Die Liebe hört nimmer auf.“

* 59. Joseph Lechner,

katholischer Pfarrer, Kämmerer und Distriktsschulinspektor in Siegsdorf im Isarkreis;

geb. d. 21. Jan. 1766, gest. den 29. Febr. 1836.

Lechner war der Sohn des Hofraths Lechner zu Markt-Isen an dem Flüßchen gleichen Namens im königlich baierischen Landgericht Erding und wurde wegen des frühen Todes seiner Eltern, die beide zufällig in München starben, größtentheils durch seinen Oheim, Stiftskanonikus in Isen und zugleich Pfarrer im nahegelegenen Oberbergkirchen, erzogen. Seiner hervorstechenden Talente halber wurde er zu den Studien vor

bereitet, ging von Oberbergkirchen nach Salzburg und zeichnete sich dort jährlich durch größere Fortschritte aus. Durch den Umgang mit seinem erfahrnen und sehr gebildeten Onkel während der Ferien gewann er schon in seinen Jugendjahren eine männliche Haltung und Liebe und Eifer für die Wissenschaften. Nach Vollendung des philosophischen Kursus widmete er sich im Jahre 1785 der Theologie, trat in das Priesterseminar zu Salzburg und endete diese Studien mit solchem Vorzuge, daß er während dieser Zeit, wie später, als Repetitor für seine Mitalumnen aufgestellt wurde. Ungefähr 1789 oder 1790 wurde er Inspektor der fürstlich-erzbischöflichen Pagerie und Professor dieses Instituts, von wo aus er dem ehrenvollen Rufe als Subregens des schon genannten Clericalseminars in Salzburg folgte, dessen Stelle er bis zum Jahre 1799 bekleidete und dabei Dogmatik und Jus canonicum in lateinischer Sprache vortrug. Unangenehme Verhältnisse mit dem damaligen Director des Seminars, Fingerlos, verleideten ihm den längern Aufenthalt daselbst und bewogen ihn, ein Canonikat in Mühldorf (am Inn) anzunehmen, das er aber wegen der erfolgten Wahl Fingerlos zum Dekan des nämlichen Stiftes nach einem Jahre wieder verließ. Auch das Vikariat Tettenhausen (am Tachen- oder Waginger See, 5 Stunden von Salzburg), wohin er sich von Mühldorf aus versetzen ließ, war noch nicht das Ziel seiner Wünsche, weil dieser Ort noch im Salzburgischen Gebiete lag. Er lebt aber noch im freudigsten Andenken bei der dortigen Gemeinde, denn — abgesehen von seinen Leistungen als Prediger und Seelsorger, schützte er durch seine Sprachkenntnisse, Unerschrockenheit und Ueberredungsgabe seine Gegend kräftig vor so manchen Verwüstungen der Franzosen. Erst im J. 1802 konnte sich L. der Erfüllung seines lang genährten Wunsches, in Altbaiern zu wirken, erfreuen. Der damalige Vikar Joseph Göttinger von Siegsdorf (königl. Landgerichts Traunstein) schlug einen Tausch der Pfründen vor, der auch genehmigt wurde. So kam L. in das romantische, belebte Siegsdorf, wo er 33 Jahre hindurch segenvoll thätig war. Im Jahre 1803 wurde er zum Ober- oder Distriktsschulinspektor ernannt, welches Amt er mit nie ermüdendem Eifer bis zu seinem Tode übte. 1812 wurde durch ihn Siegsdorf zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben, er baute 1816/17 aus eigenen Mitteln den Pfarrhof und arrondirte und kultivirte nach und

nach sein Pfarrwiddum so eifrig und erfolgreich, daß endlich, wie er selbst zu sagen pflegte, nicht ein Fleckchen, worauf er seinen Kelch stellen könnte, übrig war, welches nicht zu doppelter Fruchtbarkeit veredelt worden ist. Alle seine Einrichtungen und Verbesserungen in der Oekonomie sind zum Muster geworden. Seine rastlose Thätigkeit trieb ihn sogar an, sich in verschiedenen Zweigen des wissenschaftlichen und Geschäftslebens als Schriftsteller zu versuchen. Er lieferte Kritiken verschiedener Werke in literarischen Blättern, Berichte über den landwirthschaftlichen Zustand seiner Umgegend, eine topographisch-statistische Beschreibung von Siegsdorf, die im Regierungsblatte abgedruckt wurde und „einen Versuch einer beurkundeten Darstellung des Archidiakonats Baumburg, Salzb. Diöcesanantheils. 1810.", von der jedoch ungünstiger Zeitverhältnisse wegen der zweite Theil nicht mehr im Drucke erschienen ist. Dieses Werk ist die Frucht seiner von Seite der Regierung ihm anvertrauten Commission zur Sondirung der Bibliothek des aufgehobenen Klosters Baumburg, bei welcher Gelegenheit er noch eine bedeutende Anzahl werthvoller Bücher, Inkunabeln, Manuscripte und Documente rettete. Bei Konstituirung des Ruralkapitels Haslach (Traunstein) wurde er zum Kämmerer erwählt und hatte auf die Verhältnisse desselben den entschiedensten Einfluß. Im Jahre 1834 trat er als Ersatzmann in die baierische Ständeversammlung ein, wobei sein noch immer reger, allseitig gebildeter Geist einen fruchtbaren Wirkungskreis fand. Seine Rückkehr als Abgeordneter war ein Jubelfest für die Pfarrgemeinde und für die Beamten und Geistlichen der Nachbarschaft. Allein ein Jahr darnach litt seine Gesundheit merkliche Abnahme. Ein vernachläßigter Flechtenausschlag und endlich ein Nervenschlag raubten ihm alle Hoffnung der Wiedergenesung — am oben genannten Tage war er dem Tode unterlegen. — Die hervorstechendsten Züge in seinem Charakter dürften sein: Präzision, Schnelligkeit und Kürze in allen seinen schriftlichen Ausfertigungen, sowie in seinen geistlichen Verrichtungen; Entschlossenheit in Fassung und Ausführung seiner Pläne, wenn auch Eigennutz, Vorliebe zum Alten, oder Saumseligkeit Anderer ihm Hindernisse legten; eine ohne Zweifel durch Geschichtskenntniß, Conversation und Lektüre erworbene Umsicht und Voraussicht bei Rath und That, die man oft erst aus dem Erfolge einsah und

bewunderte. Ein Hauptgrundsatz von ihm war, Niemandem zu schaden — nach seinem Lieblingsspruche: Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu. Seine Einfachheit der Sitten und Abneigung vor Lob und Ehrsucht möchte vielleicht sogar sein Grabhügel beweisen, den er sich im einsamsten Winkel des Friedhofes unter den Kinderleichen viele Jahre hindurch vorausbestimmte. Seine Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit, obgleich die Erträgnisse der Pfarrei nichts weniger als glänzend sind, fand doch nur ihre Grenze darin, daß er nicht selbst dem Mangel sich Preis gab. In seinem Testamente tilgte er alle seine Forderungen, bestimmte seine Bibliothek von beinahe 2000 Bänden dem Priesterseminar zu Freising und setzte die Pfarrgemeinde zum Haupterben der Verlassenschaft in der Art ein, daß aus den Kapitalsrenten unverzinsliche nur in zehnjährigen Fristen zahlbare Darlehen für ohne eigene Schuld verunglückte Hauseigenthümer vorgestreckt werden können.

Siegsdorf. Joseph Wagner,
Priester und Schulbenefiziat.

60. Ludwig Ferdinand Niemann,

Oberlandgerichts-Registrator zu Halberstadt;

geb. d. 20. Mai 1781, gest. den 1. März 1836 *).

Er war zu Halberstadt geboren, studirte seit Michaelis 1799 zu Halle die Rechte, nebenbei aber Geschichte, Philosophie, Astronomie und mehrere andere Wissenschaften, war zur Zeit des Königreichs Westphalen Advocat zu Halberstadt und wurde im Jahre 1815 bei dem daselbst neu gebildeten Oberlandesgericht als Registrator angestellt. In diesem Posten lebte er unverheirathet und auf den Umgang weniger Bekannten beschränkt, alle Muße den Wissenschaften und dem Studium der Kunst widmend, bei immer regem Sammlerfleiß. Besondern Eifer widmete er der Halberstädtischen Specialgeschichte. Seine Geschichte des Bisthums Halberstadt war auf 3 Bände berechnet, von denen nur der erste gedruckt, der zweite jedoch im Manuscripte vollendet ist. Ein Mißverständniß zwischen ihm und dem Verleger brachte das Werk zum Stocken. Dies ist um so mehr zu bedauern, da fast alle frühern Geschichten des Bisthums Halberstadt, namentlich die von Torquatus,

*) Nach Zeitungsnachrichten.

Leuckfeld, Lenz, von Bennigsen und Lucanus, entweder von den Verfassern nicht beendigt oder doch nicht vollständig gedruckt worden sind. Auch ein „gelehrtes Halberstadt“ hat er, wie verlautet, im Manuscript vollendet hinterlassen, außerdem eine starke Büchersammlung, vornehmlich im Fache der Geschichte und nicht wenige Kunstsachen. Außerdem erschienen noch von ihm: Handbuch f. Harzreisende. Halberstadt 1821. — Geschichte der Grafen von Mannsfeld. Aschersleben 1834 und einige andere Schriften.

* 61. Ernst August Alburg,

Consistorialdirector zu Wolfenbüttel,

geb. d. 29. Nov. 1756, gest. am 2. März 1836.

Alburg wurde zu Wendessen, einem Dorfe in dem Herzogthum Braunschweig geboren, wo sein Vater das adeliche Gut gepachtet hatte. Nach dem Ableben seines Vaters, zu welcher Zeit er erst 6 Jahre alt war, erhielt er eine zweckmäßige Erziehung in einer Pensionsanstalt zu Wolfenbüttel, erwarb sich seine Schulkenntnisse auf der großen Schule daselbst und später auf dem Collegium Carolinum zu Braunschweig. Er hatte sich der Rechtswissenschaft gewidmet und bezog in dem Jahre 1774 die Akademie zu Helmstedt und in dem Jahre 1776 die Akademie zu Göttingen. Nach beendeten akademischen Jahren ward er zu Wolfenbüttel unter die Zahl der Advokaten aufgenommen und erhielt in dem Jahre 1787 die Stelle eines Gerichtsschultheißen zu Schöppenstedt mit dem Charakter eines Landcommissärs. In dem Jahre 1789 ward er Syndikus bei dem fürstlichen Polizeidepartement zu Braunschweig, von welcher Stelle er späterhin als Polizeidirektor vorrückte. Bei der Gründung des Königreichs Westphalen erhielt er in dem Jahre 1809 die Stelle des Präsidenten bei dem Gerichte erster Instanz zu Helmstedt und nachdem das Königreich Westphalen aufgelöst und nach der Rückkehr des verewigten Herzogs Friedrich Wilhelm in seine Staaten verblieb er einige Jahre nach der neu organisirten Gerichtsverfassung bei dem Kreisgerichte zu Helmstedt als vorsitzendes Mitglied mit dem Charakter als geheimer Justizrath. Von dieser Stelle ward er zum Director bei dem fürstlichen Consistorium zu Wolfenbüttel befördert, wo er am oben genannten Tage starb. Seine Krankheit war nur von kurzer Dauer. Anspruchs-

los wie er war, zeichnete er sich durch Biederkeit, durch ein offenes gerades Benehmen und durch Thätigkeit in seinem Berufe vorzüglich aus und erwarb sich dadurch Vertrauen und Achtung.

M.

* 62. Moritz Siegismund Lingke,

immatrikulirter Advokat und Notar zu Leipzig;

geb. den 11. Januar 1768, gest. den 4. März 1836.

Der Verstorbene, allgemein geachtet wegen seiner großen Rechtlichkeit, war zu Torgau geboren, wo sein Vater als Superintendent lebte. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zur Hochschule vorbereitet, bezog er Leipzig und fand im damaligen Rektor, Professor D. Johann Georg Eck, einen seiner größten Wohlthäter, durch dessen Empfehlung er auch beim Sohne des damaligen kaiserlich russischen Gesandten am kurfürstlich sächsischen Hofe zu Dresden, Freiherrn von Meßmacher, der die Universität Leipzig besuchte, die Mentorstelle erhielt, wodurch er von allen Nahrungssorgen befreit, mit dem größten Eifer seinen juristischen Studien obliegen konnte. In der lateinischen, griechischen, französischen und englischen Sprache machte er solche Fortschritte, daß er alle vier mit größter Geläufigkeit sprach; besonders war er in erstgenannter sehr belesen und die besten Beweise erhielt man davon im Gespräch mit ihm, wo er unwillkührlich die schönsten und passendsten Stellen aus lateinischen Schriftstellern als Belege citirte. Dadurch erhielt er später den Beinamen: „der lateinische Sachanwalt.“ Bei der Habilitation des Sohnes seines Wohlthäters, D. Johann Georg Eck, den 11. October 1797, war L. Respondens. Nachdem der Baron von Meßmacher die Universität verließ (zuvor war L. sehr ansehnlich beschenkt worden), bestand er bei der Juristenfakultät in Leipzig sein juristisches Candidatenexamen rühmlichst, erhielt später die Advokatur und bald eine starke Praxis. Bis an seinen Tod war er in seinem Wirkungskreise ganz thätig. — Lingke führte ein sehr geregeltes Leben, liebte Gesellschaft, wo er außerordentlich gesprächig und vermöge seines ungeheuern Gedächtnisses sehr gut unterhaltend war. Daß er auch Alterthumsforscher und Kenner war, beweist seine hinterlassene Münzsammlung und noch andere Seltenheiten aus dem Gebiete der Kunst, die er mit Eifer stets

zu vermehren suchte. Verheirathet war er nie. Den Sohn seiner Schwester, M. Moritz Beiher, jetzt Prediger an der königl. sächsischen Straf-Eisenanstalt zu Dresden, zählte er zu seinen Lieblingen. Nach kurzem Krankenlager verschied er sanft.

— L. — — F. B. E. —

* 63. Gottfried August Lobeck,

Pfarrer zu Grunau und Domsen, mit Queisau, Bösau, Möbnitz und Tornau (Kr. Weißenfels);

geb. am 1. Dec. 1765, gest. den 5. März 1836.

Unser Lobeck, der zu Maßnitz bei Zeitz geboren war und aus einer seit Jahrhunderten blühenden Predigerfamilie stammt *), war schon von der Natur begünstigt, um in seinem Amte so viel Gutes wirken zu können. Sein Aeußeres war bei mittlerer Größe stark und schön, sein Antlitz der Ausdruck seines Gemüths, sanft und voll Würde; seine Haltung zugleich bescheiden und entschlossen; sein äußeres Benehmen verbindlich; sein schönes blaues Auge zerfloß eben so leicht in Thränen der Rührung, als es strafend aufzublitzen verstand. Seine Stimme war jedoch, wenigstens in der letzten Zeit, mehr stark als angenehm und bei anhaltenden Reden war ihm einige Anstrengung anzumerken. Die reichen Anlagen seines Geistes waren durch gewissenhaft benutzten Schul- und Universitätsunterricht, durch literarische Verbindungen, durch gewählten Umgang und eigenes Urtheil auf das vortheilhafteste ausgebildet. Eine ächte Religiosität aber und zwar eine solche, die mit der Vernunft Hand in Hand geht, die eben so sorgfältig jeden äußern falschen Schein vermeidet, als sie im Innern die Mutter jedweden guten Gedankens, jeder tüchtigen Handlung, jedes schönen Aufschwunges wird, hatte ausschließlich von seinem Gemüthe Besitz genommen; aus ihr floß seine Sittenreinheit, seine Bescheidenheit, seine rücksichtslose Rechtlichkeit, seine großmüthige Herzensgüte, seine nimmer müde Wohlthätigkeit. Eigenthümlich war unser L. in so fern, als er, der für die Ergeb-

*) Einer seiner Vorfahren, [illegible] Lobeck, [illegible] ger und Beichtvater des [illegible] [illegible] seine [illegible] [illegible]

nisse der höhern Gelehrsamkeit so viel Sinn hatte, unablässig fortschritt, dabei (im homiletischen Fache) geachteter Literator, glücklicher Dichter, unterrichteter Astronom, Botaniker und Zeichner war, sich dennoch niemals von dem praktischen Wege seiner Pflichten als Landprediger abhalten ließ, an seinem eigentlichen Lebensberufe unverrückt festhielt und vom Anfange seiner Laufbahn, bis an ihr Ende nicht nur mit schwer zu befriedigender Gewissenhaftigkeit seine Vorträge von Wort zu Wort ausarbeitete, sondern ihnen auch das Beste zuwendete, was sein reicher Geist zu geben hatte. Er genoß aber auch die Freude, daß diese Vorträge als wahre Muster in ihrer Art angesehen wurden, die ihm ein treues, dankbares Publikum schufen und unterhielten; daher er niemals in den Fall kam, in die Klagen vieler seiner Amtsbrüder über Unkirchlichkeit einzustimmen. Ferner war ihm auch der Zug eigenthümlich, daß, während er vorzugsweise sanft war und eine immer offene Empfindung für heitere Eindrücke, für feine Freuden und Genüsse, für sittige Unterhaltung, für höhere Bildung überhaupt hatte, während er selbst in seiner äußern Erscheinung, in seiner Wohnung, in seinen Gartenanlagen, in dem Betriebe seiner Wirthschaft u. s. w. allenthalben das Saubere, das Anständige gern vorwalten ließ, er zugleich eine entschiedene Hinneigung zu persönlich muthvollem Betragen, zu einem furchtlosen und entschlossenen Verhalten in Gefahren hatte, wovon er in den letzten französ. Kriegen so viele Beweise gab. Einem Solchen mußten sich alle Herzen zuneigen. Und so geschah es denn auch, daß, während sein Haus als ein Muster anständiger und doch bescheidener Gastfreundschaft von Hohen und Niedern mit gleicher Befriedigung besucht ward, seine öftere persönliche Anwesenheit in den besten Häusern der Umgegend dringend gesucht wurde. Und in der That war auch dieser Reichbegabte der Kern aller dieser Gesellschaften, die durch seinen gefühlvollen Ernst eben so sehr, als durch seine wahrhaft liebenswürdige Heiterkeit erfreut und gehoben wurden. Seinem reichen Geiste fehlte nie das passende Wort, der rechte Einfall, um diese schönen Kreise nach Erfordern zu rühren, zu erheben, oder auch zur lauten Freude zu stimmen. Zu den Begabteren seiner Standesgenossen fühlte er sich mit Vorliebe hingezogen. Höchst wohlthuend war sein Verhältniß zu seinen sechs Gemeinden und zu seinen vier Schullehrern. Diese wahrhaft schöne

Verbindung störte nie die geringste Zwistigkeit; ja vielmehr umfaßten ihn Alle mit begeisterter Liebe. Die strenge Wahrheit erfordert jedoch die Anführung, daß der treffliche L. diesem Verhältnisse manches Opfer brachte, daß er es vielleicht mehr liebte, als mit seinen Rechten vereinbarlich war, in diesen Beziehungen die Güte und Nachsicht vorwalten zu lassen,-ja, daß er einen eigenthümlichen Takt sich angeeignet hatte, das Anstößige und Gemeine, das Schroffe und Gehässige, was in ähnlichen Beziehungen aufzutauchen pflegt, möglichst zu umgehen. Er wünschte nur das Gute und Lobenswerthe der Menschen näher kennen zu lernen und wo es ihm irgend möglich war, übersah er das Gegentheil. Dies wurde aber auch mit dankbarer Begeisterung anerkannt und es war wahrhaft erhebend, ihn unter seinen Beichtkindern zu sehen, wie alle Blicke mit fröhlicher Ergebenheit an ihm hingen und wie er, weit entfernt von jesuitischer Schönthuerei, oder vornehmer Herablassung, diesen Blicken mit väterlicher Hingebung begegnete und dadurch selbst so sehr beglückt wurde. Sein Loos war in dieser Beziehung ein wahrhaft beneidenswerthes. Einen schlagenden Beweis dafür lieferte die Feier seiner 30jährigen Amtsführung am Himmelfahrtsfeste 1823. Solche Beweise der Liebe fesselten ihn aber so an seine Parochie, daß, als ihm eine Superintendentur unter höchst schmeichelhaften Umständen übertragen werden sollte, er standhaft ihre Annahme verweigerte. Nächst dem Glücke, welches aus der sichtbar gesegneten Amtswirksamkeit für unsern L. herfloß, war ihm noch ein eben so werthvolles beschieden: das Glück in seinem Haus, in seiner Familie. Seine Ehe mit einer geb. v. Helldorf war zwar kinderlos, aber es fehlte unserm L. nie an Gelegenheit, so im Kreise seiner nächsten Anverwandten, als auch darüber hinaus, Vaterstelle zu vertreten. Er gab sich dieser Neigung mit großer Vorliebe hin und während er in dieser Hinsicht vielfach und mit eigner Aufopferung nützte und wirkte, während er nicht müde wurde, die Verwittweten und Verwaisten und sonst Bedrückten unter seinen Anverwandten an ein gefühlvolles Herz zu nehmen, erwarb er sich ein werthvolles Kapital von Dankbarkeit, das ihn nicht nur unmittelbar, sondern auch durch die Wahrnehmung unaussprechlich beglückte, daß sein ausgestreuter Same ohne Ausnahme auf ein gutes Land gefallen war. Und so floß der Strom dieses reichen Lebens immer merkli-

cher dem Abende zu. Es zeigte sich an L.'s Körper einige Anlage zum Schlagflusse. Ein solcher trat wirklich ein und riß ihn, der mit den Seinen eben fröhlich beim Abendessen saß, zuerst zur Bewußtlosigkeit hin und machte einige Tage später in seiner Wiederholung seinem Leben schmerzlos ein Ende. — Von ihm erschien im Druck: Predigten bei ungewöhnlichen Veranlassungen, nebst einer Vorstellungsrede. Weißenfels u. Leipz. 1803. — Predigten, welche an den zum Andenken der Schlacht bei Leipzig gefeierten Festen gehalten worden sind. Leipz. 1815. — Das Lob des Predigtamts; eine Synodalpredigt, den 17. August 1818 in der Stadtkirche zu Weißenfels gehalten. Zeitz 1818. — Der Glaube als Hauptangelegenheit für Alle, welche den theuern Namen der Christen führen. Eine Amts- und Vakanzpredigt. Ebd. 1831. — Beiträge zu Tzschirners Magazin.

* 64. Philipp Volk,

herzogl. nassauischer Hofgerichtsrath und Amtmann in Naßtätten; geboren d. 22. Sept. 1787, gest. den 5. März 1836.

Er war der Sohn des in Weilburg verstorbenen Regierungsraths Carl Volk. Frühe schon wurde er seines Vaters beraubt, doch hatte ihm die Vorsehung das unschätzbare Glück beschieden, daß er sich der gewissenhaftesten Leitung einer gebildeten, sehr religiösen, mit allen häuslichen Tugenden geschmückten Mutter erfreuen durfte. Durch sie wurden in ihm die Keime alles Guten, der Sittlichkeit und Religiosität mit größter Sorgfalt gepflegt und entwickelt. So wurde schon früh bei ihm der Grund zur Tugend der Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, zur Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit gelegt, welche im Vereine mit freimüthiger Offenheit und Wahrheitsliebe die Grundzüge seines Charakters ausmachten und ihn während seines ganzen thätigen Lebens als einen höchst ehrenwerthen und würdigen Diener seines Vaterlandes darstellten. Mit schönen, natürlichen Anlagen ausgerüstet, erhielt er auf dem vortrefflichen Gymnasium seiner Vaterstadt eine sehr gründliche Schulbildung und bezog im Jahr 1807 die Universität Heidelberg, wo er, aufgenommen in dem Hause seines Oheims, des geheimen Hofraths und Professors der Mathematik von Langsdorf *), neben dem Studium

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 461.

der Jurisprudenz, mit besonderer Vorliebe den mathematischen Wissenschaften sich widmete. Nach einem rühmlichst bestandenem Examen wurde er zuerst Procurator-Anwalt (im J. 1810 am Hofgericht zu Wiesbaden) und im September 1815 Ministerialassessor, im Dec. 1820 Ministerialrath, im Dec. 1821 Hofgerichtsrath, im Mai 1822 Mitglied der allgemeinen Prüfungscommission und im Juni 1823 Beamter zu Nastätten. Ein hervorstechender Zug in V.'s Charakter war ein tiefer religiöser Sinn, wozu allerdings die treffliche Erziehung seiner edlen Mutter den ersten festen Grund gelegt hatte. Religion war bei ihm Sache des Lebens geworden; in seinen Werken zeigte und bewährte er seinen lautern, christlichen Glauben. Daß aber diese höhere religiöse Bildung und seine Glaubensfestigkeit das Ergebniß eigenen Forschens und Prüfens und eben dadurch Sache der lebendigsten Ueberzeugung geworden, das zeigte bald jede mit ihm angeknüpfte Unterhaltung. Für ihn war die heilige Schrift das feste prophetische Wort, hoch erhaben über alle neuerdings so beliebten Deuteleien und oft äußerte er: „Nicht eher wird und kann es mit der Menschheit wahrhaft besser werden, als bis alle Wissenschaften, alle Berufszweige, alle Lebensverhältnisse von der Sonne des Christenthums erleuchtet und erwärmt und von dem göttlichen Hauche des Evangeliums durchgeistigt und belebt werden. Die Jurisprudenz kann nur dann werden, was sie sein sollte, das positive göttliche Recht, wenn das Christenthum deren Basis und das Recht ein christliches geworden ist." Diese letztere Idee war eine Lieblingsbeschäftigung des Verstorbenen und er brachte sie in seinen spärlich ihm zugemessenen Musestunden zu Papier, ohne sie jedoch als ein vollendetes Ganzes schließen zu können, denn sein Berufsleben — namentlich als herzoglicher Beamter zu Nastätten, einem durch frühere Verwaltungsverhältnisse sehr verwickelten Bezirke — wurde durch Massen von Amtsfunktionen in Anspruch genommen, die er aber alle mit unerschütterlicher Treue gegen seinen erhabenen Fürsten, sowie mit unbestechlicher Gerechtigkeitsliebe gegen seine Amtsuntergebenen, welche sämmtlich von Hochachtung gegen ihn durchdrungen waren, erledigte. Die wenige Zeit, welche ihm zur Erholung übrig blieb, verwendete er theils auf die Erziehung seiner beiden Kinder (seine Gattin starb vor ihm), theils widmete er sie dem fortgesetzten Studium der Mathematik, worin er große und gediegen-

Kenntnisse besaß, oder er las mit unermüdlichem Fleiße die alten und neueren Werke der Geschichte, Jurisprudenz und Theologie, auch der griechischen, römischen und deutschen Klassiker, besaß viele Sprachkenntnisse und ein äußerst glückliches Gedächtniß, um das Gelesene auch behalten zu können. Er war wohlthätig gegen Dürftige sowohl im Privatleben, als in seiner amtlichen Stellung — als Director der Armencommission — und handelte höchst edel gegen seine Verwandten, indem er die sieben Waisen seines früh verstorbenen Bruders zu sich nahm und mit vielem Kostenaufwande erziehen und bilden ließ. Im Umgange war er menschenfreundlich und stets gefällig. Bei so vielen vorzüglichen intellektuellen und moralischen Eigenschaften war es nur zu bedauern, daß er einen so schwächlichen Körper besaß, auf welchem so manche schwere Prüfung um so rascher und nachtheiliger einwirken mochte; er verfiel seit December 1835 — nachdem er stets an Rheumatismus gelitten — in gallopirende Lungenschwindsucht und starb daran am oben genannten Tage.

65. Bernhard I.,

(Johann Heinrich Boll)

Erzbischof und Metropolit der oberrheinischen Kirchenprovinz und Bischof der Diöcese Freiburg, des großherzogl. badischen hohen Ordens der Treue und des Zähringer Löwenordens Großkreuz, zu Freiburg;

geboren den 7. Juni 1756, gestorben den 6. März 1836 *).

Johann Heinrich Boll (denn das ist sein Name, Bernhard nannte man ihn bei der Uebernahme der klösterlichen Gelübde), war, so viel wir wissen, der Sohn eines Militärs von mittlerem Grade und zu Stuttgart geboren. Im sechsten Jahre schickten ihn die Eltern nach Rottenburg am Neckar in die katholische Kinderschule und gaben ihn in das Haus eines väterlichen Freundes, eines Geistlichen und nachmaligen Stiftsprobstes daselbst, mit Namen Franz Anton Bolz, der das Kind mit herzlichem Wohlwollen und Einsicht leitete und dem Knaben, der im zehnten Jahre seine Mutter verloren hatte, noch mehr wurde: denn der Verlust einer verständigen Hausfrau brachte Störungen in den

*) Nach der Rede des D. J. L. Hug.

väterlichen Haushalt; der Mittel zum Unterhalt des Sohnes wurden weniger. Der Vater suchte Hülfe und hatte das Glück, für ihn einen Platz in der herzoglichen Militärakademie zu Ludwigsburg zu erwirken. Allein die Vorneigung zu einem stillen Leben und zum kirchlichen Berufe und nicht minder die Liebe zu dem Manne, der ihn bisher erzogen hatte, führte dem Knaben eine schwere Stunde des Abschiedes herbei. Der gutherzige Priester, ergriffen vom Schmerz seines Pflegesohnes, konnte ihn nicht entlassen, sagte ihm alle Hülfe zu und der Vater brachte es nicht über sich, ein so schönes Verhältniß zu zerreißen. Hierauf besuchte er das Gymnasium der Stadt, welches die Jesuiten besorgten. Kaum hatte er den ersten philosophischen Kurs hinter sich, als er um Aufnahme in den Orden bat und sie sogleich erhielt (1772). Allein es war ihm nicht länger als 2 Jahre beschieden, in diesem Kreise zu leben, denn das denkwürdige Jahr 1774 löste in den deutschen Landen diese Gesellschaft auf. Mit Mühe hatte sich der Jüngling von der ersten Bestürzung erholt, als er zu den gewohnten Studien zurückkehrte und die Philosophie vollendete. Es mangelte ihm nicht an Aussichten, wenn er sich der Welt hätte zuwenden wollen; aber die klösterliche Stille hatte besondere Reize für ihn. Unter den zahlreichen Instituten dieser Art zog ihn am meisten die Cisterzienserabtei Salem an, in der sich damals ein schönes wissenschaftliches Streben regte. Er bat um die Aufnahme, die ohne Bedenken erfolgte, legte nach Verlauf eines Probejahrs die Gelübde ab (am 13. Nov. 1776) und trug fortan den Namen seines heiligen Ordenstifters. Dann trat er in der Klosterschule den Kurs der Theologie an und mit dem 24. Jahre empfing er die priesterliche Weihe (am 23. Sept. 1780). In diesen Umgebungen gefiel er sich so sehr, als hätte das Glück alle seine Segnungen über ihn ausgegossen. Unbekümmerte Ruhe, eine reiche Bibliothek, schätzbare wissenschaftliche Vorrichtungen, besonders für Physik, Mechanik und Astronomie, strenge Ordnung, Abwechselung mit Arbeit und Andacht, ein wahrhaft erhabener Chorgesang: das Alles erfreute, es entzückte den jungen Klostermann. Da man eine Gabe zur kirchlichen Beredtsamkeit an ihm wahrnahm, wurde er zuerst bei der Klosterpfarre verwendet, wo seine Vorträge begierig und dann auch auswärts bei Gelegenheitsreden mit solchem Beifalle gehört wurden, daß ihn in der

Folge Herzog Karl von Würtemberg als Hofprediger zu besitzen wünschte. Allein solche Ehre sprach ihn nicht an und er lehnte diesen Antrag ab. Die immer wachsende Bibliothek des Stiftes machte neue Eintheilungen, neue Kataloge nothwendig und endlich eine gänzliche Umstellung. Dieses zu bewirken, schien der Bücherfreund Bernhard gerade der rechte Mann. Zwei Jahre beschäftigte er sich damit, las aber mehr als er aufstellte und erhielt einen Nachfolger. Hier ist ein Wendepunkt im Gange seiner Bildung. In der peripatetischen Philosophie, wie sie sich durch das Mittelalter herabgestaltet hat, unterrichtet, kamen ihm unter den Zusendungen an die Bibliothek die neuesten Erscheinungen im Gebiete der philosophischen Forschung zu Gesicht. Betroffen über die unerwartete Wendung, welche die Spekulation genommen hatte und hinausgeworfen aus den Räumen des Systems, in dem er sich seither gemächlich zu wohnen dünkte, konnte er nicht ruhen, bis er seine philosophischen Erkenntnisse berichtigt und auf haltbarem Boden gestellt wußte. In diesem Geschäfte des Sinnens und Untersuchens wurde Bernhard in den einsamen Mauern noch einsamer, so daß seine Obern es für gut fanden, ihn in ein anderes Fach der Gelahrtheit einzuweihen. Er erhielt den Auftrag, Theologie und Kirchenrecht für die Zöglinge des Stiftes zu lehren und mußte nun seine Kräfte dahin wenden, um dieser Aufgabe zu genügen. In kurzer Zeit bekamen seine Mitbrüder Ursache, in ihm den Theologen zu ehren; im Kirchenrechte hat er als Schriftsteller auch auswärts Achtung erworben. Sein Verdienst im letztern Fache brachte ihn in Verbindung mit angesehenen Lehrern der Freiburger Hochschule, die folgenreich für sein übriges Leben geworden ist. Das nachbarliche Cisterzienserstift Tennenbach bedurfte eines Lehrers der Philosophie für die Klosterzöglinge und die philosophische Fakultät bezeichnete dem nach einem diesem Geschäfte gewachsenen Geistlichen forschendem Abte den Pater Bernhard von Salem als vorzüglich geeignet zu diesem Lehramte. Beide Stifte vom nemlichen Orden konnten sich wechselseitige Aushilfe nicht verweigern. Allein Bernhard, um in einem österreichischen Stifte ein Lehramt zu verwalten, mußte vor der betreffenden Fakultät erst durch Ausarbeitungen und Vorträge nach den damaligen Landesgesetzen seine Kenntnisse beurkunden. Nicht verlegen über die unerläßliche Bedingung, be-

brachtete er sie vielmehr als eine Gelegenheit, seine Einsichten an den Tag zu legen, was er auch in dem Maase that, daß er zum Doctor der Philosophie ernannt wurde (3. Febr. 1798). Nach vier Jahren kehrte er in das ihm theure Salem zurück; aber angegriffen und mit abwechselnder Gesundheit. Die Erholung stellte sich allmählig und nach längerer Ruhe ein und kaum war er zu Kräften gekommen, als eine Begebenheit hereinbrach, die ihn im Innersten erschütterte und viele Jahre, nachdem sie vorüber war, noch schmerzte: auch dies Institut, dem er sein Glück und Dasein anvertraut hatte, ging in dem Ungewitter der Zeit unter. In der ungewissen Lage, in der er war, bot die Freiburger Hochschule ihm die Hand und nahm ihn in ihren Schoos auf. Sie bedurfte eines Lehrers der Philosophie und Aller Stimmen vereinigten sich in Bernhard (6. Nov. 1805). Inzwischen wurde die Münsterpfarre erledigt, eine Stelle, die große Bedeutung hat in einer volkreichen Stadt, bei einer gebildeten Einwohnerschaft, begabt mit angeborner Fähigkeit, rasch im Urtheile und nicht zu begütigen mit gewöhnlichen Leistungen. Die hohe Schule, welcher damals der Kirchensatz zustand, sah sich nach einem Manne um, der die Kenntnisse hatte, der Stelle zu entsprechen und den Muth, nach derselben zu trachten. Bernhard verlangte darnach: sie wurde ihm verliehen und zugleich als Anerkennung seiner Verdienste im Lehramte die Doctorwürde der Theologie. Durch 18 Jahre führte er die Leitung der Pfarrgeschäfte und das Predigtamt, zuweilen unter schweren Brustleiden; aber immer thätig, geheimen Kummer zu lindern, häusliche Entzweiungen beizulegen, der Noth durch Wohlthaten entgegen zu eilen, die Unterweisung der Jugend zu überwachen, den christlichen Sinn zu beleben, zu eifern für Tugend und Wahrheit. Als die altkirchlichen Organism des katholischen Bekenntnisses wieder hergestellt wurden, ward er am 21. Oct. 1827 zum Erzbischof von Freiburg ernannt, welches Amt er mit der größten Pflichttreue verwaltete. — Er war klug, umsichtig, gemäßigt und für alle gleich besorgt, die ihm übergeben waren, stets aufmerksam, kein Gewissen zu ängstigen; jedem der Seinigen Duldung angedeihen zu lassen und Alle mit Schonung und Wohlwollen einander näher zu bringen. In den Berathungen über kirchliche Gegenstände entwickelte er ungemeine Einsichten in die Geschichte der Kirche, ihre Ver-

fassung und ihren Rechtszustand; sonderte das Wesentliche vom Zufälligen und faßte scharf den Gesichtspunkt ins Auge, der festgehalten werden mußte. Er war ein aufgeklärter Mann im wahren und edlen Sinne des Worts. Er ergriff jeden Gegenstand frei von Vorurtheilen an der rechten Seite und durchdrang ihn mit dem Blick eines erleuchteten Geistes, der durch Unterricht und Uebung genährt und geschärft, nicht allein große Kenntnisse, sondern auch von ihnen Gebrauch zu machen, die Fertigkeit besaß. Obschon beim Antritte seiner Würde ein Greis, scheute er die beschwerlichen Reisen nicht, sein Kirchengebiet zu besuchen, die ihm anvertrauten 4 Kapitel, ihre Seelsorger und den Gesammtzustand der Seinigen sich durch eigene Ansicht zu vergegenwärtigen. Seine Erscheinung voll natürlicher Würde steigerte sich, wenn er im heiligen Dienste in hochpriesterlicher Verrichtung auftrat, zu einer majestätischen Haltung. Der hohe Wuchs überragte um die Länge des Angesichtes das ganze ihn umgebende Presbyterium; das richtige Ebenmaas des Baues gab seinen Bewegungen einen ungesuchten Anstand. Aber die Jahre drückten allmählig schwer und immer schwerer auf ihn; es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Amtsobliegenheiten zu erfüllen. Das Alter zog einen dünnen Flor um seine Augen und drohte die Zugänge des Gehörs zu verschließen. Die Kräfte wichen zusehends von den äußern Werkzeugen der Bewegung zurück ins Innerste, um, gesammelt in den letzten Verschanzungen des Lebens, dasselbe, wo möglich, zu retten. Doch verlangte er fortwährend Bericht über wichtigere Geschäfte; der Geist hörte nicht auf, sich zu behaupten und bewahrte die Freiheit seiner Verrichtungen bis auf den entscheidenden Augenblick, wo er die hinfällige Hülle verließ, die ihn gegen 80 Jahre bekleidet hatte. — Seine Schriften sind: Rede am Festtage des h. Moriz, in d. Collegiatkirche zu Ehingen am Rhein gehalten. Rothenburg 1791. — Analysis juris ecclesiastici. 1794. — Rede am Festtage des h. Bernards. Freiburg 1798. — Rede beim Antritt seines Pfarramtes. 1809. — Trauerrede bei der kirchlichen Todtenfeier Sr. kön. Hoheit Karl Friedrichs, Großherzogs zu Baden. Freib. 1811. — Predigt am vierten Sonntag nach Ostern. Ebd. 1817. — Außerdem gab er noch im J. 1800 Theses über alle Gegenstände der Philosophie heraus.

aber durch eifrigen Fleiß in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen wünschte er sich für eine spätere Zeit eine ruhigere und sorgenfreiere Lage zu bereiten. Diese wäre ihm geworden, — doch die Vorsicht bestimmte es anders! Sein durch eine Reihe von Jahren gesammeltes kleines Vermögen hinterließ er seinen Geschwistern, die er, wie schon früher seinen Vater und die diesen überlebende Mutter, fortdauernd nach Kräften unterstützt hatte. — Seine Schriften, welche einerseits von einer gediegenen und umfassenden Kenntniß der mathematischen Wissenschaften, andererseits von der praktischen Durchbildung ihres Verfassers zeugen, der sich als Lehrer eines eben so verständlichen, als anregenden Vortrages bediente, sind: Lehrbuch der Elementar-Mathematik, nebst einer Theorie des Aufnehmens, zunächst als Leitfaden für den niedern Cötus der königl. eilften Divisionsschule zu Breslau. Mit 11 Steintafeln. Breslau 1829. — Lehrbuch der Elementarmathematik, zunächst als Leitfaden für den höhern Cötus der eilften Divisionsschule zu Breslau. Mit 1 Steintafel. Ebd. 1830. — Arithmetische Uebungsbeispiele nebst einigen Tafeln der vornehmsten Maaße, Gewichte und Münzen, zunächst für den niedern Cötus königl. preuß. Divisionsschulen. Breslau 1834.

67. Ernst Heinrich Oelrichs,

königl. preuß. Oberlandesgerichtspräsident u. Mitglied d. Staatsraths zu Berlin;

geb. am 29. Juni 1768, gest. den 6. März 1836 *).

Oelrichs stammte aus einer alten schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts blühenden Patrizierfamilie zu Danzig und war zu Hannover geboren. Auf Veranlassung seines angesehenen Onkels kam Oelrichs im J. 1782 nach Berlin und trat als Alumnus in das Joachimsthalsche Gymnasium ein, welches er im J. 1786 wieder verließ, um in Göttingen die Rechtswissenschaft zu studiren. Von hier ging er im Laufe des Jahres 1788 nach Halle, weil er die Absicht hegte, in preußische Staatsdienste zu treten, was auch bereits im Jahre 1789 geschah, indem er nach ehrenvoll bestandenem Examen bei dem Stadtgericht zu Berlin als Auskultator angestellt wurde. Nicht ein volles Jahr später ward er zum Kammerge-

*) Preuß. Staatszeitung. Nr. 94. 1836.

aber durch eifrigen Fleiß in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen wünschte er sich für eine spätere Zeit eine ruhigere und sorgenfreiere Lage zu bereiten. Diese wäre ihm geworden, — doch die Vorsicht bestimmte es anders! Sein durch eine Reihe von Jahren gesammeltes kleines Vermögen hinterließ er seinen Geschwistern, die er, wie schon früher seinen Vater und die diesen überlebende Mutter, fortdauernd nach Kräften unterstützt hatte. — Seine Schriften, welche einerseits von einer gediegenen und umfassenden Kenntniß der mathematischen Wissenschaften, andererseits von der praktischen Durchbildung ihres Verfassers zeugen, der sich als Lehrer eines eben so verständlichen, als anregenden Vortrages bediente, sind: Lehrbuch der Elementar-Mathematik, nebst einer Theorie des Aufnehmens, zunächst als Leitfaden für den niedern Cötus der königl. eilften Divisionsschule zu Breslau. Mit 11 Steintafeln. Breslau 1829. — Lehrbuch der Elementarmathematik, zunächst als Leitfaden für den höhern Cötus der eilften Divisionsschule zu Breslau. Mit 1 Steintafel. Ebd. 1830. — Arithmetische Uebungsbeispiele nebst einigen Tafeln der vornehmsten Maaße, Gewichte und Münzen, zunächst für den niedern Cötus königl. preuß. Divisionsschulen. Breslau 1834.

67. Ernst Heinrich Oelrichs,

königl. preuß. Oberlandesgerichtspräsident u. Mitglied d. Staatsraths zu Berlin;

geb. am 29. Juni 1768, gest. den 6. März 1836 *).

Oelrichs stammte aus einer alten schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts blühenden Patrizierfamilie zu Danzig und war zu Hannover geboren. Auf Veranlassung seines angesehenen Onkels kam Oelrichs im J. 1782 nach Berlin und trat als Alumnus in das Joachimsthalsche Gymnasium ein, welches er im J. 1786 wieder verließ, um in Göttingen die Rechtswissenschaft zu studiren. Von hier ging er im Laufe des Jahres 1788 nach Halle, weil er die Absicht hegte, in preußische Staatsdienste zu treten, was auch bereits im Jahre 1789 geschah, indem er nach ehrenvoll bestandenem Examen bei dem Stadtgericht zu Berlin als Auskultator angestellt wurde. Nicht ein volles Jahr später ward er zum Kammerge-

*) Preuß. Staatszeitung. Nr. 94. 1836.

richts-Referendarius ernannt und im Anfange des Jahres 1792 zum Examen rigorosum zugelassen, worauf er am 21. Januar desselben Jahres als Assessor an die Minden-Ravensbergische Regierung — welchen Titel die damaligen Provinzialjustizbehörden hatten — versetzt wurde. Schon im August 1793 wurde O. von Minden zurückberufen und an die Regierung zu Marienwerder versetzt, bei welcher er bald darauf im Januar 1794 als Regierungsrath und beständiges Mitglied eintrat. Im Jahr 1798 erhielt er außerdem noch das Amt eines Landschaftssyndicus für das Marienwerdersche Departement. Als gegen das Ende des Jahres 1806 auch Westpreußen von feindlichen Truppen überschwemmt wurde und die Last eines ungeheuern Krieges diese Provinz hauptsächlich drückte, entwickelte er seine ganze Thätigkeit und die seltene Kraft seines Geistes, um dem Lande und seinen Mitbürgern in solchem Unglück nützlich zu sein. Er nahm einen wesentlichen Antheil an der Communalverwaltung der Stadt Marienwerder und sein beharrlicher Muth, sein kräftiges Auftreten den feindlichen Befehlshabern gegenüber, sein allgemein anerkannter Patriotismus, sowie seine genaue Lokalkenntniß wandten viele Bedrückungen von der Stadt und Provinz ab, unter welchen besonders die erstere sonst hätte erliegen müssen. Zur Belohnung so ausgezeichneter Verdienste ward er im Anfange des Jahres 1808 zum Director der westpreußischen Regierung ernannt und legte ein Jahr darauf, als ihm eine bedeutende Gehaltsvermehrung zur Entschädigung zugetheilt wurde, das ihm sehr lieb gewesene Amt eines Landschaftssyndikus nieder, blieb aber immer ein treuer Freund und Rathgeber aller derer, mit welchen ihn sein Amt in trauliche Verhältnisse gebracht hatte. Mit der Vermehrung seiner Arbeiten als Director wuchs auch seine Thatkraft und von diesem Zeitpunkt an beginnt die Epoche, wo er sich als Freund und Lehrer der jüngern Juristen, die sich unter seiner Leitung als Referendarien zum höhern Staatsdienst vorbereiteten, ein seltenes Verdienst erwarb, welches viele von ihnen noch jetzt mit inniger Dankbarkeit anerkennen. Die im Jahre 1807 von Westpreußen abgetrennten Kulm- und Michelauschen Kreise wurden im Jahre 1817, die Städte Danzig und Thorn mit ihren Territorien aber unmittelbar nach deren Occupation mit der Provinz vereinigt und vor dem Chefpräsidenten des Oberlandesgerichts

breitete sich ein neues weites Feld der Thätigkeit und des Diensteifers aus. Im Jahre 1814 ernannte der Staatskanzler von Hardenberg eine besondere Kommission zur Civil-Besitzergreifung und Organisation der öffentlichen Behörden der Stadt Danzig und des Danziger Gebiets. Eines der thätigsten Mitglieder dieser Commission war unser Oelreichs; er verfaßte auch den in das genaueste Detail eingehenden Generalbericht über die Ausführung dieses wichtigen Auftrags, ein Werk, das von dem verewigten Staatskanzler als gründlich und erschöpfend des schmeichelhaftesten Lobes werth erachtet wurde. Durch Verleihung des rothen Adlerordens 3r Klasse am Ordensfeste des Jahres 1816 belohnte der König seine Verdienste. Von nun an aber erhielten die Geschäfte des Oberlandesgerichts von Westpreußen einen solchen Umfang, daß der Chefpräsident desselben alle Kraft seines Geistes und das ermunterndste Beispiel von Fleiß und Thätigkeit aufbieten mußte, um denselben theils selbst, theils in Gemeinschaft mit seinen Kollegen gewachsen zu sein. Doch ermüdete derselbe in seiner rastlosen Thätigkeit nicht, die der König im Jahr 1830 durch Verleihung des rothen Adlerordens 2r Kl. von neuem anerkannte. Inmittelst fühlte er selbst nach 40jähriger anhaltender Arbeit eine Abnahme, wo nicht geistiger, so doch körperlicher Kräfte. Das Sehorgan, von früher Jugend schwach, hatte sehr gelitten und das Lesen der Akten bei Licht ward täglich schwieriger. Er bat wiederholt um Versetzung aus einem allzubeschwerlichen in einen ruhigeren Wirkungskreis und da seine oft erneuerten Wünsche unerfüllt blieben, so faßte er endlich den Entschluß, ganz aus dem Staatsdienste zu scheiden und seine Versetzung in den Ruhestand von der Gnade des Königs als einzige Belohnung langjähriger treuen Dienste zu erbitten. Endlich ward sein dringender Wunsch durch die allerhöchste Kabinetsordre vom 11. Mai dahin erfüllt, daß ihm zwar die Entlassung aus dem Posten eines Oberlandesgerichts-Präsidenten in den huldreichsten Ausdrücken ertheilt, die ihm ausgesetzte Pension aber nur als Wartegeld bewilligt und seine Wiederanstellung in einem passenden Wirkungskreise vorbedungen ward. Bald nachher verließ er Marienwerder, nahm seinen Wohnsitz in Berlin und ward schon im November 1833 zum Mitgliede des Staatsraths ernannt, in welchem berathenden Amte er von neuem Gelegenheit fand, seine lange Erfahrung

und gründliche Rechtskenntniß nutzbar geltend zu machen, bis ganz unerwartet nach einer kaum vierwöchentlichen Krankheit am oben genannten Tage der Tod seinem thätigen Leben ein Ziel setzte. Sein im J. 1833 erfolgtes Scheiden aus der Provinz, in welcher er während eines langen Menschenalters auf das Entscheidendste und Wohlthätigste gewirkt, hatte die Gefühle der Dankbarkeit und innigen Verehrung in jeder empfänglichen Brust rege gemacht. Ehrend sein Andenken, ließen die Mitglieder des Oberlandesgerichts seine Büste von Künstlerhand in Marmor ausarbeiten und erhielten die Vergünstigung, sie im Sitzungssale des Gerichts aufstellen zu dürfen; zugleich vereinigten sich sämmtliche Justizpersonen der Provinz, um eine kunstvolle, mit seinem sprechend ähnlichen Bildniß gezierte Denkmünze prägen zu lassen. Der Verstorbene ist zweimal verheirathet gewesen. Die erste Ehe war unglücklich und mußte auf sein Verlangen durch richterlichen Spruch getrennt werden; im J. 1810 heirathete er seine jetzige Wittwe, mit welcher er in einer 26jährigen, zwar kinderlosen, jedoch sehr glücklichen Ehe lebte. — Der Charakter des Verstorbenen als Geschäftsmann geht in seinen Hauptzügen aus der vorstehenden Skizze seines Lebens genügend hervor. Als Privatmann zeichnete er sich durch Humanität gegen Alle, aufopfernde Treue in der Freundschaft, hingebende Liebe gegen seine Angehörigen, Genügsamkeit in allen Verhältnissen, einen stets heitern Sinn, echte Religiosität, Gleichmuth und Ruhe bei Unfällen und unbedingtes Vertrauen auf das Bessere in der Menschennatur aus. Ganz eigenthümlich aber war es ihm, selbst in den schwierigsten Verhältnissen den Muth nicht zu verlieren und immer das Gute als nahe bevorstehend zu hoffen; daher es ihm auch nie für sich und andere an Trostgründen gebrach, welche ihre wohlthätige Wirkung selten verfehlten.

68. Dr. G. H. Richter,

Docent an der Albertina-Universität, 2r Director der Hebammen-Lehranstalt und praktischer Arzt ɪc. zu Königsberg in Preußen;

geb. den 8. März 1801, gest. den 6. März 1836 *).

Der an den Folgen eines Nervenfiebers zu früh Dahingeschiedene war zu Königsberg in Pr. geboren,

*) Medic. Almanach von D. Sachs. 1836.

wo er auch den Gymnasialbesuch zur Vorbereitung auf die höhern Studien durchgemacht hat. 1821 bezog er die Universität und promovirte den 23. September 1824, indem er die Inauguraldissertation: „Analecta ad anatomen cameli dromedarii spectantia“, vertheidigt hatte. Nach einer durch Deutschland und einen Theil von Italien unternommenen Reise ließ er sich zu Ende des Jahres 1825 in Königsberg als praktischer Arzt nieder und geachtet von den Professoren der medicinischen Fakultät, habilitirte er sich bald darauf, den 20. April 1826, als Privatdocent bei der Universität. Er schrieb bei dieser Gelegenheit pro venia docendi: „De systematis gangliosi in pathogenia dignitate“. Im Jahre 1831 wurde er zweiter Director der königl. Hebammenlehranstalt, nachdem er bereits ein Jahr lang, während Henne's *) Reise und Krankheit, das Institut geleitet hatte. Außer einem selbstständigen Werkchen: „Deutschlands Mineralquellen“ (Berlin 1827), von dem auch eine zweite Auflage erschienen ist, kommen von ihm mehrere Journalaufsätze in Hufeland's, Hecker's und Siebold's Zeitschriften vor. Ihn charakterisirte ein ganz besonderer wissenschaftlicher Eifer, der Alles zu erfassen strebte und nur durch zu große Ausarbeitung und häufigen Wechsel der Lieblingsgegenstände der gediegenen Intensität seiner Leistungen einigermaßen Abbruch that. Auf der Universität mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften sich hingebend, gewann er auf der Reise durch den häufigen Besuch der Mineralquellen und Irrenanstalten eine besondere Lust an der Bearbeitung dieser Gegenstände. Nach dem 1832 erfolgten Tode des Professors G. A. Richter **) zu Königsberg, zu dem unser R. in sehr innigem Freundschaftsverhältnisse stand, setzte er mit Eifer die von jenem begründete Poliklinik fort, bis sie an den Professor L. W. Sachs übertragen wurde. Eine Zeit lang gab er sich vorzugsweise staatsarzneilichen Studien hin, als der Regierungsrath Kessel ihn zu seinem Substituten und Nachfolger zu machen beabsichtigt hatte. In der Wahl seiner Vorlesungen bei der Universität wechselte er ebenfalls häufig. Vor Allem aber beschäftigte ihn in den letzten Jahren die Leitung seiner Gebäranstalt und das Studium der Geburtshülfe, in deren Ausübung er sich auch eine große Geschicklich-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 966.
**) — — — 10. — — — — 679.

wo er auch den Gymnasialbesuch zur Vorbereitung auf die höhern Studien durchgemacht hat. 1821 bezog er die Universität und promovirte den 23. September 1824, indem er die Inauguraldissertation: „Analecta ad anatomen cameli dromedarii spectantia", vertheidigt hatte. Nach einer durch Deutschland und einen Theil von Italien unternommenen Reise ließ er sich zu Ende des Jahres 1825 in Königsberg als praktischer Arzt nieder und geachtet von den Professoren der medicinischen Fakultät, habilitirte er sich bald darauf, den 20. April 1826, als Privatdocent bei der Universität. Er schrieb bei dieser Gelegenheit pro venia docendi: „De systematis gangliosi in pathogenia dignitate". Im Jahre 1831 wurde er zweiter Director der königl. Hebammenlehranstalt, nachdem er bereits ein Jahr lang, während Henne's *) Reise und Krankheit, das Institut geleitet hatte. Außer einem selbstständigen Werkchen: „Deutschlands Mineralquellen" (Berlin 1827), von dem auch eine zweite Auflage erschienen ist, kommen von ihm mehrere Journalaufsätze in Hufeland's, Hecker's und Siebold's Zeitschriften vor. Ihn charakterisirte ein ganz besonderer wissenschaftlicher Eifer, der Alles zu erfassen strebte und nur durch zu große Ausarbeitung und häufigen Wechsel der Lieblingsgegenstände der gediegenen Intensität seiner Leistungen einigermaßen Abbruch that. Auf der Universität mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften sich hingebend, gewann er auf der Reise durch den häufigen Besuch der Mineralquellen und Irrenanstalten eine besondere Lust an der Bearbeitung dieser Gegenstände. Nach dem 1832 erfolgten Tode des Professors G. A. Richter **) zu Königsberg, zu dem unser R. in sehr innigem Freundschaftsverhältnisse stand, setzte er mit Eifer die von jenem begründete Poliklinik fort, bis sie an den Professor L. W. Sachs übertragen wurde. Eine Zeit lang gab er sich vorzugsweise staatsarzneilichen Studien hin, als der Regierungsrath Kessel ihn zu seinem Substituten und Nachfolger zu machen beabsichtigt hatte. In der Wahl seiner Vorlesungen bei der Universität wechselte er ebenfalls häufig. Vor Allem aber beschäftigte ihn in den letzten Jahren die Leitung seiner Gebäranstalt und das Studium der Geburtshülfe, in deren Ausübung er sich auch eine große Geschicklich-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 966.
**) — — — 10. — — — — 479.

wo er auch den Gymnasialbesuch zur Vorbereitung auf die höhern Studien durchgemacht hat. 1821 bezog er die Universität und promovirte den 23. September 1824, indem er die Inauguraldissertation: „Analecta ad anatomen cameli dromedarii spectantia“, vertheidigt hatte. Nach einer durch Deutschland und einen Theil von Italien unternommenen Reise ließ er sich zu Ende des Jahres 1825 in Königsberg als praktischer Arzt nieder und geachtet von den Professoren der medicinischen Fakultät, habilitirte er sich bald darauf, den 20. April 1826, als Privatdocent bei der Universität. Er schrieb bei dieser Gelegenheit pro venia docendi: „De systematis ganglio-si in pathogenia dignitate“. Im Jahre 1831 wurde er zweiter Director der königl. Hebammenlehranstalt, nachdem er bereits ein Jahr lang, während Henne's *) Reise und Krankheit, das Institut geleitet hatte. Außer einem selbstständigen Werkchen: „Deutschlands Mineralquellen“ (Berlin 1827), von dem auch eine zweite Auflage erschienen ist, kommen von ihm mehrere Journalaufsätze in Hufeland's, Hecker's und Siebold's Zeitschriften vor. Ihn charakterisirte ein ganz besonderer wissenschaftlicher Eifer, der Alles zu erfassen strebte und nur durch zu große Ausarbeitung und häufigen Wechsel der Lieblingsgegenstände der gediegenen Intensität seiner Leistungen einigermaßen Abbruch that. Auf der Universität mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften sich hingebend, gewann er auf der Reise durch den häufigen Besuch der Mineralquellen und Irrenanstalten eine besondere Lust an der Bearbeitung dieser Gegenstände. Nach dem 1832 erfolgten Tode des Professors G. A. Richter **) zu Königsberg, zu dem unser R. in sehr innigem Freundschaftsverhältnisse stand, setzte er mit Eifer die von jenem begründete Poliklinik fort, bis sie an den Professor L. W. Sachs übertragen wurde. Eine Zeit lang gab er sich vorzugsweise staatsarzneilichen Studien hin, als der Regierungsrath Kessel ihn zu seinem Substituten und Nachfolger zu machen beabsichtigt hatte. In der Wahl seiner Vorlesungen bei der Universität wechselte er ebenfalls häufig. Vor Allem aber beschäftigte ihn in den letzten Jahren die Leitung seiner Gebäranstalt und das Studium der Geburtshülfe, in deren Ausübung er sich auch eine große Geschicklich-

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. des N. Nekr. S. 955.
**) — — — 10. — — — — 479.

keit zu eigen gemacht hatte und bereits Ruf zu erlangen anfing. Am ausgezeichnetsten war er aber durch seine umfassenden literarischen Kenntnisse, worin ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu Statten kam. Seinen Bekannten war er nicht selten ein lebendiges Repertorium, das sie alles Nachschlagens überhob. An Callisen hatte er mehrere Bogen enggeschriebene Nachträge eingesendet, wofür dieser in einem der Bände des Werkes ihm öffentlich dankt. Er hinterläßt die ansehnlichste medicinische Bibliothek in Königsberg. Die Armen verlieren sehr viel an ihm, denn mit rastloser Thätigkeit und Uneigennützigkeit war er den armen gebärenden Weibern in der Stadt und auf dem Lande ein jederzeit höchst bereitwilliger Helfer.

* 69. Friedr. Franz Dietrich, Graf v. Bremer,

königlicher Großbritannisch-Hannoverscher Staats- und Cabinetsminister, Großkreuz des königl. Hannoverschen Guelphen- und des Churhessischen goldenen Löwenordens, Ritter 1r Classe des königl. preuß. rothen Adlerordens zu Hannover;

geboren am 10. Aug. 1759, gestorben den 7. März 1836.

Er wurde zu Hannover geboren und war ein Zwillingsbruder des im Jahre 1813 verstorbenen Churhannoverschen Geheimenraths von Bremer. Dieser sein Vater, wandte die größte Sorgfalt auf die Erziehung seiner Söhne. Ausgerüstet mit den vorzüglichsten philologischen Kenntnissen, bezogen beide Ostern 1777 die Landesunversität Göttingen, wo sich unser von Bremer sowohl durch unermüdeten Fleiß, als durch eminente Fähigkeiten auszeichnete. Göttingen zählte damals unter die Hauptzierden seiner gelehrten Anstalt die gefeierten Namen eines Pütter, Meister, G. L. Böhmer, Selchow, Beckmann und die noch jetzt aufbewahrten Zeugnisse dieser berühmten Männer liefern hierzu den Beleg, so wie „daß derselbe sich durch die bescheidendste und sittsamste Aufführung sowohl, als durch exemplarischen Fleiß die allgemeine Liebe und Hochachtung seiner Lehrer und Freunde zu erwerben wußte.“ Mit solchen Kenntnissen geziert, wurde der Verewigte am 8. Aug. 1780, nach rühmlichst bestandenem Examen, als Auditor bei der königl. Justizcanzlei in Hannover angestellt. Auf diesem Posten zeigte er bald, nach aller Räthe Zeugniß „Geschicklichkeit und Fleiß, insbesondere aber ein eben so scharfes, als geschwindes und treffen-

und Fröhlich, eben dieselben, in deren Gesellschaft A. und sein Reisegefährte die Reise auf der Donau nach Wien gemacht hatten, waren nun auch in der alten musiklie- benden Kaiserstadt bemüht, unsere beiden Musiker zu empfehlen. Freundlich öffneten sich ihnen die angesehen- sten Häuser und A. wurde erst als Vorleser bei der Für- stin Lobkowitz, dann aber als Lehrer bei den Kindern Mozart's, die erst kurz vorher ihren Vater verloren hat- ten, engagirt. Hier fand er Gelegenheit, den berühmten Beethoven *) kennen zu lernen und bald seine innige Freundschaft zu gewinnen. Während jener Zeit hatte A.'s Reisegefährte ein reichliches Auskommen durch Pri- vatstunden auf der damals noch wenig gekannten fran- zösischen Guitarre. Wieder war ein Jahr unter diesen Umständen froh und glücklich entschwunden. A. stand im Begriff, mit seinem Freunde Beethoven eine Kunst- reise durch Europa zu machen, als ihm aus Kurland die dringendsten Aufforderungen kamen, in die Heimath zu- rückzukehren. Wie schwer es ihm auch wurde, ein Ent- schluß mußte gefaßt werden und im Herbste 1799 segelte ein Schiff von Lübeck nach Riga, das unsere beiden Musikfreunde in die Heimath trug. A. wurde Privat- lehrer und 1802 den 25. Mai als Kirchspielsprediger für Talsen ordinirt. Die Thränen die an seinem Sarge flossen, der Nachruf seiner Gemeinde: da tragen sie un- sern lieben Vater hin, sind die besten Zeugen für das, was er in diesem Beruf gethan. Er war 1821 Probst der Kandau'schen Diöcese und 1830 Consistorialrath ge- worden, besaß eine vorzügliche Gabe der Rede und ob- gleich sein Gesicht stark von Pocken zerrissen war, so hatte er doch etwas so Einnehmendes und Gewinnendes in dem Tone seiner Stimme und seinem Betragen, daß sich jeder unwillkührlich zu ihm hingezogen fühlte. Ein Nervenfieber machte seinem thätigen Leben ein Ende.

* 72. Franz Karl Bonifacius Joh. Nepomuk v. Hauser ab Artzethausen,

Probst des aufgelösten Stifts Waldkirch und Kapitular des Metro- politandomcapitels zu Freiburg im Breisgau;

geboren den 6. Juni 1761, gest. den 8. März 1836.

v. Hauser wurde zu Näfels im Schweizer Canton Glarus geboren. Seine Eltern waren Balthasar von Hauser, Landamman des Canton Glarus und Katharina

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. d. N. Nekr. S. 806.

Muth nicht verloren, war das Ziel seines damaligen Strebens. Er wurde daher noch im Jahre 1803 zum Präsidenten des damaligen Deputationscollegiums und im Febr. 1806 zum Staats- und Cabinetsminister ernannt. Wie viel Gutes und dem Vaterlande Ersprießliches hätte der Verewigte schon damals wirken können! Doch seine Wirksamkeit sollte noch nicht frei hervortreten, weil die bald nach seiner Ernennung zum Minister, eintretende Wiederbesetzung des Landes die öffentliche und allgemeine Wirksamkeit des Hannoverschen Ministeriums hemmte. Im äußern Wirken zwar gehemmt, strahlte aber bei dem Verewigten desto schöner seine Treue und Vaterlandsliebe. Abgetreten von dem öffentlichen Schauplatze durch den Drang der Umstände und Verhältnisse, sammelte sich damals im Geheimen ein Verein gleichgesinnter edler Männer, welche zu rathen, trösten und helfen wußten. Lag gleich der Keim ihres Wirkens lange verborgen, es schreckte unsern gefeierten B. nicht ab, rastlos fortzuwirken, des blendenden Schimmers der Usurpatoren und Emporkömmlinge nicht achtend und mit Ruhe die Zeit abwartend, wo Hannovers Fahnen und Panier dem Vaterlande als heilig ernste Zeichen wieder erscheinen und die Hannoveraner den allgeliebten Königsgreis (Georg III.) wieder mit Herz und Sinn den ihrigen nennen konnten. In welchem Grade das Wirken und Streben des Verewigten in damaliger Zeit stattfand, darüber können nur Wenige ein Zeugniß ablegen, weil die Meisten von denen, die mit und unter ihm wirkten, nicht mehr sind, aber jene Wenigen bezeugen, daß der Verstorbene in jener drückenden Zeit das Möglichste that und zu erreichen strebte. Hier darf es blos genügen, daß er und der sel. Minister von der Decken *) den eventuellen Verlust ihres Vermögens und selbst die ihren Angehörigen drohenden Bedrückungen nicht achteten, um gegen den Feind und für den rechtmäßigen Landesherrn und seine Unterthanen zu wirken und die Ehre genossen, auf der Liste der Cours extraordinaire in Hamburg als gefährliche Staatsverbrecher zu stehen. — Nachdem die Morgendämmerung der Freiheit im Vaterlande herangebrach, kehrte der Minister B. wieder auf seinen alten Posten zurück und entwickelte hier die schönste Zeit seines ausgebreiteten Wirkens. Der Raum gestattet es nicht,

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 983.

ner er war, empfänglich für alles Gute, musterhaft wohlwollend gegen seine Verwandten (von seinen Geschwistern überleben ihn 3 Schwestern, Constantia, Franziska und Antonia v. H., die ihn pflegten und ein Bruder, der als Ministerialrath in badischen Diensten steht; ein Neffe, Karl v. H, ehemal. Hauptmann der franzôs. Schweizergarde privatisirt zu Näfels und ein Vetter, Hermann zu Greiffenegg Wolffurt, steht als Oberst in österreichischen Diensten) und alle der Unterstützung wahrhaft Bedürftigen, freundlich und angenehm im Umgange, streng als Sittenrichter, dies waren die Hauptzüge seines edeln Characters, Kenntnisse, Fleiß, Eifer, Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Geschäftsgewandtheit Eigenschaften, womit er seinen Beruf ehrenhaft erfüllte und sich deshalb noch besonders die Liebe und Hochschätzung derjenigen erwarb, welche Gelegenheit hatten, ihn als Geschäftsmann kennen zu lernen.

73. Eleonore v. Gersdorf, geb. v. Schlammersdorf,

Wittwe des herzoglich sächsischen Geh. Legationsraths Fr. Anton v. Gersdorf, zu Coburg;

geb. im J. . . . . ., gest. den 9. März 1836 *).

Es gibt Seelen, die so fein organisirt und zugleich mit solcher Kraft begabt sind, daß sie die höhern Bedürfnisse der sittlichen Welt nicht nur auf's Zarteste empfinden, sondern sich auch mit dem muthvollsten Entschlusse zu deren Befriedigung freudig rüsten, ihn mit nie wankender Liebe und Selbstaufopferung ausführen. Mit einer solchen Seele war diese edle Frau begabt. Nach dem unerforschlichen höhern Rathschlusse hinnieden mehr zu Leiden, als zum Genuß der Freuden des Lebens bestimmt, ertrug sie jene nicht nur mit himmlischer Geduld, sondern ehrte sie als fortwährenden Aufruf zu innerer Vollendung und pries auf ihrem Schmerzenslager Gott dafür. — Geboren und lebend in Verhältnissen, in denen sie vor dem nächsten Anblick menschlicher Armuth und Bedrängniß sich hätte schützen können, wendete sie ihre ganze Liebe und ihren Umgang den Kranken, den Armen und Verlassenen zu, erschien mit Freudigkeit in den Hütten und an den Siechbetten der Armuth und beglückte mit persönlicher Zusprache und Tröstung. Als die Noth der Zeit ungewöhnliche Hülfsmittel erforderte und einen Verein gefühlvoller Frauen

*) Dorfzeitung 1836. Nr. 48.

Gruft seiner Ahnen, in der Kirche zu Cadenberge, dem Stammgute des Verewigten im Herzogthume Bremen, feierlichst beigesetzt.

Dr. Eduard Jungblut
Königl. Hannoverscher Notar und Advokat zu Lamstedt, im Herzogthume Bremen.

* 70. Dr. Joh. Christian Gottlieb Müller,

königl. sächs. Staatsminister zu Dresden;
geb. am 6. Jan. 1776, gest. den 7. März 1836.

Früh schon zeigten sich in ihm jene glücklichen Geistesanlagen, welche später so heilbringend für das Vaterland werden sollten und bestimmten seinen Vater, welcher als Grundstücksbesitzer in Merseburg lebte und durch Biederkeit, so wie einen in der Schule des Lebens gesammelten Schatz von Erfahrungen sich die allgemeine Achtung erworben hatte, ihn dem Gelehrtenstande zu widmen. Nach einer trefflichen Vorbildung auf der Domschule seiner Vaterstadt, welche sich damals der Leitung des Rector Thieme erfreute, dessen Andenken der Verewigte bis zu seinem Tode stets dankbar bewahrte, bezog er bereits im J. 1793 die Universität Leipzig, wo er die Rechte studirte. Unter Haubold, Biener, Sammet, Ch. G. Einert u. A. begründete er mit unermüdlichem Eifer in einem Zeitraume von 3 Jahren seine juristische Bildung und erhielt, als er bei seinem Abgange von der Universität das Examen pro praxi et notariatu vor der Juristenfacultät bestand, die erste Censur. Noch in demselben Jahre arbeitete er die zur Erlangung der Advocatur erforderlichen Probeschriften aus, bei welcher Gelegenheit auch von Seiten der Landesregierung seine Kenntnisse und sein Fleiß die gerechteste Anerkennung fanden. — Nachdem er hierauf 2 Jahre lang als Accessist in dem Amte zu Merseburg gearbeitet hatte, in welcher Zeit er als wirklicher Advocat immatriculirt wurde, trat er als Supernumerarkammersecretär in das kurfürstl. sächsische Stift-Merseburgische Kammercollegium, wo er seit dem 23. Juli 1804 als wirklicher Kammersecretär fungirte. — Im J. 1809 knüpfte Müller seine eheliche Verbindung mit dem Fräulein v. Przygrodzka und fand in einer fast 27jährigen Ehe seines Lebens höchstes, reinstes Glück. — Im Monat November 1809 wurde er zum Vorstand eines der bedeutendsten Justizämter Sachsens, in seiner damaligen Ausdehnung, des Amtes Lützen mit Zwenkau,

wäre, obgleich dieser ihm, dem die Sorge für eine zahlreiche Familie oblag, weit geringere pecuniäre Vortheile darbot, als das von der preußisch. Regierung an ihn ergangene Anerbieten. — Doch nicht lange sollte er in dieser Function bleiben, denn bereits i. J. 1818 verließ er seinen freundlichen Aufenthaltsort Grimma, wo sich noch bei dem Abschiede das Wohlwollen der Einwohner aller Klassen auf eine rührende Weise ihm kund gab und trat als Hof- und Justizrath in die Landesregierung zu Dresden. Hier, wo er durch eine Reihe von Jahren Mitglied des vorzugsweise mit Geschäften überhäuften 3. Departements war, hatte er die beste Gelegenheit, den Reichthum an Kenntnissen, welche er seinen ununterbrochenen Studien und dem Leben in so verschiedenen Geschäftskreisen verdankte, auf das Nützlichste anzuwenden. — Während er diese Stelle bekleidete, ward seine Thätigkeit noch auf andere Weise sehr in Anspruch genommen. Seit dem Mai 1821 war er Mitglied der „Commission für die Straf- und Versorgungsanstalten" und seit dem März 1827 verwaltete er eine Rathsstelle in dem neu errichteten Vicariatsgericht, welches nach gesetzlichen Bestimmungen einen Rath der Landesregierung unter seine Mitglieder aufnehmen mußte. Dabei wurde er noch mit mehreren, vorzüglich wichtigen außerordentlichen Aufträgen beehrt. So ward M. i. J. 1821 mit der Auseinandersetzung der milden Stiftungen mit der Krone Preußen beauftragt. Durch seinen richtigen Ueberblick und seine Gewandtheit in den Geschäften, mit Gründlichkeit und Ausdauer verbunden, gelang es ihm, dieses verwickelte Geschäft zu beendigen und er hat als Commissarius die Staatsverträge vom 4. April, 27. Sept. und 28. Decbr. 1825 abgeschlossen, welche mit ihren Beilagen einen großen Theil des starken Jahrganges der Gesetzsammlung von 1828 füllen. Im Jahre 1824 wurde er zum Mitglied der Commission ernannt, welche zur Vermittelung der Vereinigung der bis dahin zu Dresden bestandenen zwei verschiedenen Blindenanstalten, nämlich des Flemming-Stekling'schen Instituts für Blinde und der von dem Privatvereine zu Unterstützung blinder und erblindender Personen errichteten Anstalt niedergesetzt worden war. Eben so wurde er in den folgenden Jahren mehreren anderen Commissionen als Mitglied beigegeben. — Wegen der, wie es in dem Verleihungsdiplom heißt, „in amtlichen Verhältnissen durch Einsicht, Geschicklichkeit und Thätigkeit

wäre, obgleich dieser ihm, dem die Sorge für eine zahlreiche Familie oblag, weit geringere pecuniäre Vortheile darbot, als das von der preußisch. Regierung an ihn ergangene Anerbieten. — Doch nicht lange sollte er in dieser Function bleiben, denn bereits i. J. 1818 verließ er seinen freundlichen Aufenthaltsort Grimma, wo sich noch bei dem Abschiede das Wohlwollen der Einwohner aller Klassen auf eine rührende Weise ihm kund gab und trat als Hof- und Justizrath in die Landesregierung zu Dresden. Hier, wo er durch eine Reihe von Jahren Mitglied des vorzugsweise mit Geschäften überhäuften 3. Departements war, hatte er die beste Gelegenheit, den Reichthum an Kenntnissen, welche er seinen ununterbrochenen Studien und dem Leben in so verschiedenen Geschäftskreisen verdankte, auf das Nützlichste anzuwenden. — Während er diese Stelle bekleidete, ward seine Thätigkeit noch auf andere Weise sehr in Anspruch genommen. Seit dem Mai 1821 war er Mitglied der „Commission für die Straf- und Versorgungsanstalten“ und seit dem März 1827 verwaltete er eine Rathsstelle in dem neu errichteten Vicariatsgericht, welches nach gesetzlichen Bestimmungen einen Rath der Landesregierung unter seine Mitglieder aufnehmen mußte. Dabei wurde er noch mit mehreren, vorzüglich wichtigen außerordentlichen Aufträgen beehrt. So ward M. i. J. 1821 mit der Auseinandersetzung der milden Stiftungen mit der Krone Preußen beauftragt. Durch seinen richtigen Ueberblick und seine Gewandtheit in den Geschäften, mit Gründlichkeit und Ausdauer verbunden, gelang es ihm, dieses verwickelte Geschäft zu beendigen und er hat als Commissarius die Staatsverträge vom 4. April, 27. Sept. und 28. Decbr. 1825 abgeschlossen, welche mit ihren Beilagen einen großen Theil des starken Jahrganges der Gesetzsammlung von 1828 füllen. Im Jahre 1824 wurde er zum Mitglied der Commission ernannt, welche zur Vermittelung der Vereinigung der bis dahin zu Dresden bestandenen zwei verschiedenen Blindenanstalten, nämlich des Flemming-Stekling'schen Instituts für Blinde und der von dem Privatvereine zu Unterstützung blinder und erblindender Personen errichteten Anstalt niedergesetzt worden war. Eben so wurde er in den folgenden Jahren mehreren anderen Commissionen als Mitglied beigegeben. — Wegen der, wie es in dem Verleihungsdiplom heißt, „in amtlichen Verhältnissen durch Einsicht, Geschicklichkeit und Thätigkeit

was er erschaffen, so manche Einrichtung in Kirche und Schule, welche er in's Leben rief, noch der Nachwelt segensreiche Früchte bringen werde, fand er den schönsten, den beglückendsten Lohn. — Unerwartet, doch sanft, rief ihn in den Abendstunden des oben genannten Tages der Tod von dieser Erde ab, auf der er für das Wohl seiner Mitmenschen so eifrig gearbeitet, ja noch am Tage seines Todes den Geschäften seines Berufes obgelegen hatte. Der Rückblick auf das wohlvollbrachte Tagewerk, verbunden mit dem festen, innigen Glauben an ein besseres Jenseits, erleichterten ihm den Uebergang in die Wohnungen des Friedens. Die tiefste Trauer um seinen Verlust beschränkte sich nicht auf jenen Familienkreis (er hinterläßt eine Gattin, drei Töchter und zwei Söhne, von welchen der ältere die juristischen Studien mit Ruhm vollendet hat, der zweite aber als geachteter Officier dem Vaterlande dient), dem er der liebevollste Gatte und Vater gewesen war und der in ihm seines Lebens höchstes Glück gefunden, es aber nun mit ihm auf immer verloren hatte, sondern that sich auch auf rührende Art und Weise in der allgemeinsten Theilnahme kund. An seiner Gruft sprachen der Staatsminister von Lindenau, der Vicepräsident Oberhofprediger von Ammon und der Hofprediger Consistorialrath Dr. Frank Worte des Trostes und der Anerkennung. — Sein Wahlspruch: Nemini nocere, omnibus prodesse, bezeichnete alle Schritte seines Lebens. Sein natürliches Wohlwollen, mit welchem er Jedem entgegenkam, gewann ihm alle Herzen und nur wo es die Pflicht gebot, war er streng. Seine unermüdliche Thätigkeit, die ihn bis auf den letzten Tag seines Lebens nicht verließ, ging aus der tief in seinem Innern begründeten Ueberzeugung hervor, daß alle Kraft des Staatsdieners dem allgemeinen Besten gehöre. In dem Bewußtsein, dieser Ueberzeugung gemäß gehandelt zu haben, fand er den schönsten Lohn seiner oft hoch gesteigerten Anstrengungen. Seine Ordnung und Pünktlichkeit im häuslichen wie im öffentlichen Leben waren bewundernswerth. Uneigennützig im Größten wie im Kleinsten, haßte er den Eigennutz, der seiner Seele fremd war. Stets rücksichtsvoll gegen Andere und bescheiden, vermied er es gern, in äußeren Formen das Gewicht seiner eigenen hohen Stellung Andern fühlen zu lassen und war der Meinung, daß nur aus dem inneren Gehalt und Wesen die Quelle wahrer Achtung fließen könne. Seine religiösen Ansichten waren eben so entfernt von Frömmelei

und gründliche Rechtskenntniß nutzbar geltend zu machen, bis ganz unerwartet nach einer kaum vierwöchentlichen Krankheit am oben genannten Tage der Tod seinem thätigen Leben ein Ziel setzte. Sein im J. 1833 erfolgtes Scheiden aus der Provinz, in welcher er während eines langen Menschenalters auf das Entscheidendste und Wohlthätigste gewirkt, hatte die Gefühle der Dankbarkeit und innigen Verehrung in jeder empfänglichen Brust rege gemacht. Ehrend sein Andenken, ließen die Mitglieder des Oberlandesgerichts seine Büste von Künstlerhand in Marmor ausarbeiten und erhielten die Vergünstigung, sie im Sitzungssale des Gerichts aufstellen zu dürfen; zugleich vereinigten sich sämmtliche Justizpersonen der Provinz, um eine kunstvolle, mit seinem sprechend ähnlichen Bildniß gezierte Denkmünze prägen zu lassen. Der Verstorbene ist zweimal verheirathet gewesen. Die erste Ehe war unglücklich und mußte auf sein Verlangen durch richterlichen Spruch getrennt werden; im J. 1810 heirathete er seine jetzige Wittwe, mit welcher er in einer 26jährigen, zwar kinderlosen, jedoch sehr glücklichen Ehe lebte. — Der Charakter des Verstorbenen als Geschäftsmann geht in seinen Hauptzügen aus der vorstehenden Skizze seines Lebens genügend hervor. Als Privatmann zeichnete er sich durch Humanität gegen Alle, aufopfernde Treue in der Freundschaft, hingebende Liebe gegen seine Angehörigen, Genügsamkeit in allen Verhältnissen, einen stets heitern Sinn, echte Religiosität, Gleichmuth und Ruhe bei Unfällen und unbedingtes Vertrauen auf das Bessere in der Menschennatur aus. Ganz eigenthümlich aber war es ihm, selbst in den schwierigsten Verhältnissen den Muth nicht zu verlieren und immer das Gute als nahe bevorstehend zu hoffen; daher es ihm auch nie für sich und andere an Trostgründen gebrach, welche ihre wohlthätige Wirkung selten verfehlten.

68. Dr. G. H. Richter,

Docent an der Albertina-Universität, 2r Director der Hebammen Lehranstalt und praktischer Arzt ꝛc. zu Königsberg in Preußen;

geb. den 3. März 1801, gest. den 6. März 1836 *).

Der an den Folgen eines Nervenfiebers zu früh Dahingeschiedene war zu Königsberg in Pr. geboren,

*) Medic. Almanach von D. Sachs. 1836.

und Fröhlich, eben dieselben, in deren Gesellschaft A. und sein Reisegefährte die Reise auf der Donau nach Wien gemacht hatten, waren nun auch in der alten musiklie- benden Kaiserstadt bemüht, unsere beiden Musiker zu empfehlen. Freundlich öffneten sich ihnen die angesehen- sten Häuser und A. wurde erst als Vorleser bei der Für- stin Lobkowitz, dann aber als Lehrer bei den Kindern Mozart's, die erst kurz vorher ihren Vater verloren hat- ten, engagirt. Hier fand er Gelegenheit, den berühmten Beethoven *) kennen zu lernen und bald seine innige Freundschaft zu gewinnen. Während jener Zeit hatte A.'s Reisegefährte ein reichliches Auskommen durch Pri- vatstunden auf der damals noch wenig gekannten fran- zösischen Guitarre. Wieder war ein Jahr unter diesen Umständen froh und glücklich entschwunden. A. stand im Begriff, mit seinem Freunde Beethoven eine Kunst- reise durch Europa zu machen, als ihm aus Kurland die dringendsten Aufforderungen kamen, in die Heimath zu- rückzukehren. Wie schwer es ihm auch wurde, ein Ent- schluß mußte gefaßt werden und im Herbste 1799 segelte ein Schiff von Lübeck nach Riga, das unsere beiden Musikfreunde in die Heimath trug. A. wurde Privat- lehrer und 1802 den 25. Mai als Kirchspielsprediger für Talsen ordinirt. Die Thränen die an seinem Sarge flossen, der Nachruf seiner Gemeinde: da tragen sie un- sern lieben Vater hin, sind die besten Zeugen für das, was er in diesem Beruf gethan. Er war 1821 Probst der Kandau'schen Diöcese und 1830 Consistorialrath ge- worden, besaß eine vorzügliche Gabe der Rede und ob- gleich sein Gesicht stark von Pocken zerrissen war, so hatte er doch etwas so Einnehmendes und Gewinnendes in dem Tone seiner Stimme und seinem Betragen, daß sich jeder unwillkührlich zu ihm hingezogen fühlte. Ein Nervenfieber machte seinem thätigen Leben ein Ende.

* 72. Franz Karl Bonifacius Joh. Nepomuk v. Hauser ab Artzethausen,

Probst des aufgelösten Stifts Waldkirch und Kapitular des Metro- politandomcapitels zu Freiburg im Breisgau;

geboren den 6. Juni 1761, gest. den 8. März 1836.

v. Hauser wurde zu Näfels im Schweizer Canton Glarus geboren. Seine Eltern waren Balthasar von Hauser, Landamman des Canton Glarus und Katharina

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. d. N. Nekr. S. 808.

keit zu eigen gemacht hatte und bereits Ruf zu erlangen anfing. Am ausgezeichnetsten war er aber durch seine umfassenden literarischen Kenntnisse, worin ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu Statten kam. Seinen Bekannten war er nicht selten ein lebendiges Repertorium, das sie alles Nachschlagens überhob. An Callisen hatte er mehrere Bogen enggeschriebene Nachträge eingesendet, wofür dieser in einem der Bände des Werkes ihm öffentlich dankt. Er hinterläßt die ansehnlichste medicinische Bibliothek in Königsberg. Die Armen verlieren sehr viel an ihm, denn mit rastloser Thätigkeit und Uneigennützigkeit war er den armen gebärenden Weibern in der Stadt und auf dem Lande ein jederzeit höchst bereitwilliger Helfer.

* 69. Friedr. Franz Dietrich, Graf v. Bremer,

königlicher Großbritannisch-Hannoverscher Staats- und Cabinetsminister, Großkreuz des königl. Hannoverschen Guelphen- und des Churhessischen goldenen Löwenordens, Ritter 1r Classe des königl. preuß. rothen Adlerordens zu Hannover;

geboren am 10. Aug. 1759, gestorben den 7. März 1836.

Er wurde zu Hannover geboren und war ein Zwillingsbruder des im Jahre 1813 verstorbenen Churhannoverschen Geheimenraths von Bremer. Dieser sein Vater, wandte die größte Sorgfalt auf die Erziehung seiner Söhne. Ausgerüstet mit den vorzüglichsten philologischen Kenntnissen, bezogen beide Ostern 1777 die Landesuniversität Göttingen, wo sich unser von Bremer sowohl durch unermüdeten Fleiß, als durch eminente Fähigkeiten auszeichnete. Göttingen zählte damals unter die Hauptzierden seiner gelehrten Anstalt die gefeierten Namen eines Pütter, Meister, G. L. Böhmer, Selchow, Beckmann und die noch jetzt aufbewahrten Zeugnisse dieser berühmten Männer liefern hierzu den Beleg, so wie „daß derselbe sich durch die bescheidendste und sittsamste Aufführung sowohl, als durch exemplarischen Fleiß die allgemeine Liebe und Hochachtung seiner Lehrer und Freunde zu erwerben wußte." Mit solchen Kenntnissen geziert, wurde der Verewigte am 8. Aug. 1780, nach rühmlichst bestandenem Examen, als Auditor bei der königl. Justizcanzlei in Hannover angestellt. Auf diesem Posten zeigte er bald, nach aller Räthe Zeugniß „Geschicklichkeit und Fleiß, insbesondere aber ein eben so scharfes, als geschwindes und treffen-

ner er war, empfänglich für alles Gute, musterhaft wohlwollend gegen seine Verwandten (von seinen Geschwistern überleben ihn 3 Schwestern, Constantia, Franzisca und Antonia v. H., die ihn pflegten und ein Bruder, der als Ministerialrath in badischen Diensten steht; ein Neffe, Karl v. H, ehemal. Hauptmann der franzôs. Schweizergarde privatisirt zu Näfels und ein Vetter, Hermann zu Greiffenegg Wolffurt, steht als Oberst in österreichischen Diensten) und alle der Unterstützung wahrhaft Bedürftigen, freundlich und angenehm im Umgange, streng als Sittenrichter, dieß waren die Hauptzüge seines edeln Characters, Kenntnisse, Fleiß, Eifer, Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Geschäftsgewandtheit Eigenschaften, womit er seinen Beruf ehrenhaft erfüllte und sich deshalb noch besonders die Liebe und Hochschätzung derjenigen erwarb, welche Gelegenheit hatten, ihn als Geschäftsmann kennen zu lernen.

73. Eleonore v. Gersdorf, geb. v. Schlammersdorf,

Wittwe des herzoglich sächsischen Geh. Legationsraths Fr. Anton v. Gersdorf, zu Coburg;

geb. im J. . . . . ., gest. den 9. März 1836 *).

Es gibt Seelen, die so fein organisirt und zugleich mit solcher Kraft begabt sind, daß sie die höhern Bedürfnisse der sittlichen Welt nicht nur auf's Zarteste empfinden, sondern sich auch mit dem muthvollsten Entschlusse zu deren Befriedigung freudig rüsten, ihn mit nie wankender Liebe und Selbstaufopferung ausführen. Mit einer solchen Seele war diese edle Frau begabt. Nach dem unerforschlichen höhern Rathschlusse hinnieden mehr zu Leiden, als zum Genuß der Freuden des Lebens bestimmt, ertrug sie jene nicht nur mit himmlischer Geduld, sondern ehrte sie als fortwährenden Aufruf zu innerer Vollendung und pries auf ihrem Schmerzenslager Gott dafür. — Geboren und lebend in Verhältnissen, in denen sie vor dem nächsten Anblick menschlicher Armuth und Bedrängniß sich hätte schützen können, wendete sie ihre ganze Liebe und ihren Umgang den Kranken, den Armen und Verlassenen zu, erschien mit Freudigkeit in den Hütten und an den Siechbetten der Armuth und beglückte mit persönlicher Zusprache und Tröstung. Als die Noth der Zeit ungewöhnliche Hülfsmittel erforderte und einen Verein gefühlvoller Frauen

*) Dorfzeitung 1836. Nr. 48.

Muth nicht verloren, war das Ziel seines damaligen Strebens. Er wurde daher noch im Jahre 1803 zum Präsidenten des damaligen Deputationscollegiums und im Febr. 1806 zum Staats- und Cabinetsminister ernannt. Wie viel Gutes und dem Vaterlande Ersprießliches hätte der Verewigte schon damals wirken können! Doch seine Wirksamkeit sollte noch nicht frei hervortreten, weil die bald nach seiner Ernennung zum Minister, eintretende Wiederbesetzung des Landes die öffentliche und allgemeine Wirksamkeit des Hannoverschen Ministeriums hemmte. Im äußern Wirken zwar gehemmt, strahlte aber bei dem Verewigten desto schöner seine Treue und Vaterlandsliebe. Abgetreten von dem öffentlichen Schauplatze durch den Drang der Umstände und Verhältnisse, sammelte sich damals im Geheimen ein Verein gleichgesinnter edler Männer, welche zu rathen, trösten und helfen wußten. Lag gleich der Keim ihres Wirkens lange verborgen, es schreckte unsern gefeierten B. nicht ab, rastlos fortzuwirken, des blendenden Schimmers der Usurpatoren und Emporkömmlinge nicht achtend und mit Ruhe die Zeit abwartend, wo Hannovers Fahnen und Panier dem Vaterlande als heilig ernste Zeichen wieder erscheinen und die Hannoveraner den allgeliebten Königsgreis (Georg III.) wieder mit Herz und Sinn den ihrigen nennen konnten. In welchem Grade das Wirken und Streben des Verewigten in damaliger Zeit stattfand, darüber können nur Wenige ein Zeugniß ablegen, weil die Meisten von denen, die mit und unter ihm wirkten, nicht mehr sind, aber jene Wenigen bezeugen, daß der Verstorbene in jener drückenden Zeit das Möglichste that und zu erreichen strebte. Hier darf es blos genügen, daß er und der sel. Minister von der Decken *) den eventuellen Verlust ihres Vermögens und selbst die ihren Angehörigen drohenden Bedrückungen nicht achteten, um gegen den Feind und für den rechtmäßigen Landesherrn und seine Unterthanen zu wirken und die Ehre genossen, auf der Liste der Cours extraordinaire in Hamburg als gefährliche Staatsverbrecher zu stehen. — Nachdem die Morgendämmerung der Freiheit im Vaterlande heranbrach, kehrte der Minister B. wieder auf seinen alten Posten zurück und entwickelte hier die schönste Zeit seines ausgebreiteten Wirkens. Der Raum gestattet es nicht,

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 939.

sten Mitgift ihr vortreffliches Herz, ihren tugendhaften, wohlthätigen Sinn und ward ihm durch einen seltenen Verein der größten Vorzüge des Geistes und Gemüths mit den stillen Tugenden der edelsten Häuslichkeit immer theurer; trug mit rührender Hingebung alle Stürme ihres vielbewegten Lebens, zeigte namentlich bei einem fürchterlichen Unglück, das schon im J. 1812 bei Rheims ihrem Dasein ein Ende zu machen drohte, einen unerschütterlichen Muth; entfaltete in ihrem, immer mehr sich erweiternden Wirkungskreise eine bewundernswürdige Thätigkeit, unternahm lange Reisen in ferne Länder mit ihrem Gatten, arbeitete mit demselben oft Tage und Nächte lang, besorgte selbst in seiner Abwesenheit die ausgedehnten Geschäfte seines Handelshauses; vernachlässigte dabei so wenig ihre häuslichen Angelegenheiten, daß sie selbst um das Geringste sich bekümmerte; war vor allen ihren 5 Kindern die liebevollste Mutter, deren leiblichem und geistigen Gedeihen sie jedes Opfer, selbst den Schmerz der Trennung auf lange Zeit und Entfernung, brachte — und widmete bei dem allen die ihr vergönnten Mußestunden der Ausbildung ihrer herrlichen Talente für Musik, Malerei, Lithographie ꝛc. (von letzterer besonders sind die überraschendsten Beweise in vieler Kunstfreunde Händen). Wie nun diese vielfachen Vorzüge in den Kreisen ihres geselligen Lebens wohlthuende Anerkennung fanden: so gewann die Verewigte späterhin in ihrem so freundlich verschönerten Lützschena und in den andern, ihr näher gestellten Ortschaften des In- und Auslands, durch ihre liebenswürdige Freundlichkeit, durch ihre mütterliche Sorge für ihre ländlichen Untergebenen, so wie durch ihre thätige Theilnahme an den Angelegenheiten ihrer Kirchen und Schulen (mit ansehnlichen Geschenken und Legaten bedachte sie lebend und sterbend die Jugend und Armuth) Aller Herzen so sehr, daß die Kunde von ihrem so frühen Hinscheiden allgemeine Trauer verbreitete, von welcher die feierliche Beisetzung ihrer entseelten Hülle in der Grabkapelle des Parks zu Lützschena am 13. März vielfaches Zeugniß gab.

Gruft seiner Ahnen, in der Kirche zu Cadenberge, dem Stammgute des Verewigten im Herzogthume Bremen, feierlichst beigesetzt.

Dr. Eduard Jungblut
Königl. Hannoverscher Notar und Advokat zu Lamstedt, im Herzogthume Bremen.

* 70. Dr. Joh. Christian Gottlieb Müller,

königl. sächs. Staatsminister zu Dresden;

geb. am 6. Jan. 1776, gest. den 7. März 1836.

Früh schon zeigten sich in ihm jene glücklichen Geistesanlagen, welche später so heilbringend für das Vaterland werden sollten und bestimmten seinen Vater, welcher als Grundstücksbesitzer in Merseburg lebte und durch Biederkeit, so wie einen in der Schule des Lebens gesammelten Schatz von Erfahrungen sich die allgemeine Achtung erworben hatte, ihn dem Gelehrtenstande zu widmen. Nach einer trefflichen Vorbildung auf der Domschule seiner Vaterstadt, welche sich damals der Leitung des Rector Thieme erfreute, dessen Andenken der Verewigte bis zu seinem Tode stets dankbar bewahrte, bezog er bereits im J. 1793 die Universität Leipzig, wo er die Rechte studirte. Unter Haubold, Biener, Sammet, Ch. G. Einert u. A. begründete er mit unermüdlichem Eifer in einem Zeitraume von 3 Jahren seine juristische Bildung und erhielt, als er bei seinem Abgange von der Universität das Examen pro praxi et notariatu vor der Juristenfacultät bestand, die erste Censur. Noch in demselben Jahre arbeitete er die zur Erlangung der Advocatur erforderlichen Probeschriften aus, bei welcher Gelegenheit auch von Seiten der Landesregierung seine Kenntnisse und sein Fleiß die gerechteste Anerkennung fanden. — Nachdem er hierauf 2 Jahre lang als Accessist in dem Amte zu Merseburg gearbeitet hatte, in welcher Zeit er als wirklicher Advocat immatriculirt wurde, trat er als Supernumerarkammersecretär in das kurfürstl. sächsische Stift-Merseburgische Kammercollegium, wo er seit dem 23. Juli 1804 als wirklicher Kammersecretär fungirte. — Im J. 1809 knüpfte Müller seine eheliche Verbindung mit dem Fräulein v. Przygrodzka und fand in einer fast 27jährigen Ehe seines Lebens höchstes, reinstes Glück. — Im Monat November 1809 wurde er zum Vorstand eines der bedeutendsten Justizämter Sachsens, in seiner damaligen Ausdehnung, des Amtes Lützen mit Zwenkau,

Dragoner des Regiments Taxis nebst einer Ka-
und Haubitze abgesendet wurde, um bei Pultusk den
gang des Feindes über die Narew zu verhindern.
r großen Thätigkeit gelang es, diesen für die Ar-
o wichtigen Auftrag rühmlichst zu vollziehen. —
em nun erfolgenden Uebergange der baier. Trup-
ber den Niemen, wobei der Kronprinz von Baiern
wärtig war, hatte P. Gelegenheit, sich besonders
-zuthun und erhielt Aufträge, deren rühmliche Aus-
ig ihm persönliche Belobungen von Seite des Kron-
n und des Divisionscommandanten Generallieute-
von Wrede erwarb. — Auf den Friedensschluß
Tilsit folgte kurze Ruhe. Mit dem Beginn des
ahres 1809 nahm P. an dem neu eröffneten Feld-
egen Oesterreich Theil. Die Division Wrede sollte
it der Division Deroy bei Kufstein vereinigen und
ieses möglich zu machen, mußte der unweit Winds-
n gelegene Paß Kaiserthurm genommen werden,
v. P. die Ordre erhielt. Nach einem sehr hitzigen
hte gelang ihm dieser ehrenvolle Auftrag, obgleich
cher treffenden Schüsse der Insurgenten eine be-
liche Anzahl der ihm anvertrauten Truppen hin-
ften. Den 16. Mai nahm das Regiment auf dem
Isul Position; der Feind begann einen heftigen
ff und Major P. wurde nach Hall abgesendet; um
Feinde die Passage über die dortige Brücke zu ver-
n, was er auch einen ganzen Tag hindurch unter dem
erbrochenen Feuer der Feinde mit der größten Ent-
enheit und Kaltblütigkeit ausführte und dadurch den
ug, wozu sich die Division Wrede genöthigt sah,
. — Nach dem zu Stande gekommenen Frieden-
mit Oesterreich bezog das Regiment, in welchem
diente, die ihm neu bestimmte Garnison Baireuth,
t aber schon im Frühjahre 1811 den Befehl, nach
ig zu marschiren, um einen Theil der Besatzung
Festung zu bilden. Von da aus trat es im Jahre
den russischen Feldzug an, traf auch wirklich zuerst
er russisch. Avantgarde, welche von dem Generale
Witgenstein befehligt wurde, zusammen und er-
: das Städtchen Poniewics. — Zu weitläufig wäre
eine militärischen Leistungen während dieses Feld-
, in Folge dessen P. am 15. Dec. 1812 zum Oberst-
nant, so wie auch während des folgenden vom
: 1813 im Laufe dessen er zum Obersten und Regi-

mentscommandanten des 11. Infanterieregimentes avancirte, zu schildern. Mit der größten Auszeichnung diente er in diesem, wie in den beiden Feldzügen von 1814—15 in Frankreich und erhielt als Belohnung für seine höchst verdienstlichen militärischen Leistungen das Ritterkreuz des königl. baierischen Militär-Max-Josephordens und den kaiserl. russischen St. Annenorden. Er hatte sich im Jahre 1823 mit einer Marquise von Boisséson vermählt, welche höchst glückliche Verbindung kinderlos blieb. Im Jahre 1824 wurde er zum Generalmajor und Brigadier ernannt, als welcher er noch von seinem Könige für seine ehrenvoll zurückgelegte 50jährige Dienstzeit das Ehrenkreuz des königlich baierischen Ludwigordens erhielt. Sowohl Kriegs- als Friedenszeiten zeigen uns v. Pillement als denjenigen Mann, in dessen Brust nur menschenfreundliche Gesinnungen Raum fanden, wie überhaupt wahres Wohlwollen gegen seinen Nebenmenschen und die strengste Rechtlichkeit die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren. Streng im Dienste, war er außer demselben seinen Untergebenen immer ein wahrer Freund und half, wo es in seinen Kräften stand.

* 76. Adolph Stieler,

geh. Regierungsrath zu Gotha;

geb. d. 26. Febr. 1775, gest. den 13. März 1836.

Stieler wurde zu Gotha geboren. Sein Vater, welcher 1810 als Hofrath und Bürgermeister starb, konnte ihm eine tüchtige Erziehung angedeihen lassen. Er besuchte vom Jahre 1786 an das dasige Gymnasium und widmete sich von 1793 — 1796 auf den Universitäten Jena und Göttingen der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1797 trat er in die Reihe der Advokaten und noch in demselben Jahre wurde er im Ministerialdepartement angestellt. Am 15. Januar 1805 heirathete er die Tochter des zu Gotha 1823 verstorbenen Senators und Kaufmanns Madelung, Friederike M. und seine Ehe war, obschon kinderlos, 31 Jahre hindurch eine der glücklichsten, bis sein Tod sie trennte. Er wurde 1813 zum Legationsrath befördert und 1829 bei der neugebildeten gothaischen Landesregierung zum geh. Regierungsrathe ernannt, im Jahr 1835 aber auf sein Ansuchen von dem regierenden Herzog zu Sachsen-Coburg und Gotha, wel-

cher sein geographisches Wirken zu schätzen wußte und ihn solchem noch länger zu erhalten wünschte, seiner schwankenden Gesundheit wegen, unter Verleihung des Verdienstkreuzes des Ernestinischen Hausordens in den Ruhestand versetzt. Im Laufe der frühern Dienstzeit führten ihn seine Geschäfte, entweder als Begleiter eines Ministers oder selbst mit Aufträgen seines Gouvernements versehen, 1798 und 1806 nach Holland, 1802 nach Wittenberg, 1814 nach Wien, 1815 nach Frankfurt. Warmer Eifer belebte ihn für seine amtlichen Arbeiten, nach deren gründlicher und genauer Behandlung er strebte; bleibenden Dank ist ihm aber das gothaische Land vorzüglich für die Gründung und musterhafte Einrichtung der Dienerwittwensocietät schuldig, welche ihre Segnungen allmählig weiter über die verschiedenen Dienstzweige ausgedehnt und auch andern Staaten zum Muster gedient hat. Seine uneigennützige Theilnahme an dem, was zum öffentlichen Wohle beitrug, machte sich auch bei der Stiftung der Lebensversicherungsbank für Deutschland bemerkbar, an welcher er Theil nahm. Schon als Knabe zeigte Stieler Neigung zur Geographie, indem er, zum Zweck des Unterrichts jüngerer Geschwister, kleine Kartenskizzen zu entwerfen versuchte und diese Neigung wurde, als der nachherige Legationsrath Hennicke, der Redakteur des allgemeinen Anzeigers der Deutschen 1791 als Lehrer in das Gymnasium eingetreten war, durch dessen aus Gatterers Schule hervorgegangene neue Behandlung der Geographie befördert. Seinen Aufenthalt in Göttingen benutzte St., um Gatterer selbst zu hören. Nach seiner Rückkehr nach Gotha ertheilte er mehrere Jahre hindurch den geographischen Unterricht in der von der Gattin seines ältern Bruders geleiteten Erziehungsanstalt für Frauenzimmer und in spätern Jahren sammelte sich noch einmal ein kleiner Kreis von Töchtern einiger seiner Freunde zu gleichem Zwecke um ihn. Das geographische Zeichnen war sein Lieblingsgeschäft; aber es mußte meistens Berufsgeschäften weichen und in den Kriegsjahren von 1806 bis 1814 trat ein gänzlicher Stillstand ein. Zum öffentlichen Auftreten ermunterte ihn der damalige Director der Sternwarte Seeberg, von Zach *). Bis zum Jahre 1806 geht eine erste Periode dieser seiner wissenschaftlichen Thätigkeit; eine zweite von 1814 bis zu

*) Dessen Biographie s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 643.

seinem Tode, denn noch am Tage zuvor beschäftigte ihn die Vorbereitung zu einer Karte von Spanien in 4 Blättern lebhaft. In jener ersten Periode bearbeitete er die meisten der kleinern zu den allgemeinen geographischen Ephemeriden des Herrn von Zach gehörigen Karten, mehrere Blätter für die größere Weimarische, mit der Bezeichnung: „Revidirt auf der Sternwarte Seeberg“ versehene Sammlung und unter seiner Leitung wurden ungefähr 25 Blätter zu der militärischen Karte von Deutschland in 204 Blättern ausgeführt. An der unter seinem und Streits Namen erschienenen „Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen“, welche aus den Jahren 1805 und 1806 herrührt, hatte er nur in sofern Antheil, als er sie durch Berichtigungen und Zusätze einigermaßen brauchbar zu machen suchte. Hiermit schloß sich seine Verbindung mit dem geographischen Institute zu Weimar. Stieler bearbeitete in dieser ersten Periode noch einige Karten für Schneider und Weigel in Nürnberg, unter welchen die 1806 entworfene Karte von Ostindien besonders günstige Aufnahme fand. Während der zweiten Periode blieb Stieler in beständiger Verbindung mit der Buchhandlung Justus Perthes in Gotha. Es erschien von 1817 — 23 der Handatlas in 75 Blättern, der erste, nach einem zusammenhängenden Plane und mit wissenschaftlicher Kritik in Deutschland [illegible]arbeitete Atlas der gesammten Erdoberfläche. Eine [illegible]e Auflage begann 1833. Die gedrängte Zusammenstellung der astronomischen Karten, die glückliche Auffassung anderer, z. B. der Berghöhen, der Antipoden 2c., die Erläuterungen und Commentare zu den Karten geben diesem Atlas, neben topographischem Reichthum, Genauigkeit der Angaben und naturgemäßer Bezeichnung des Zusammenhangs der Höhenzüge, einen Werth, welchen das Publikum anerkannt hat. Neben ihm und nach solchem reducirt, erschien der Schulatlas, welcher sich seit 1814 in ungefähr 80,000 Exemplaren verbreitet und einem wahren Bedürfniß des Unterrichts abgeholfen hat. Der späterhin erschienene Atlas von Deutschland in 25 Blättern, welchen Stieler noch zu beendigen so glücklich war, ist das gründlichste und schönste Werk dieser Art, welches unser Vaterland aufzuweisen hat. Neben diesen größern Arbeiten besorgte St. den geographischen Theil der Post- und Reisekarte von Diez. Seine geographische Uebersicht der Sachsen-Ernestinischen Lande, ein

Commentar zur Karte von Thüringen (Gotha 1827) ist eine musterhafte Monographie und mit einem ähnlichen kleinen Commentar begleitete er Bärs Karte vom Herzogthum Gotha (Gotha 1833). Bei seinen geographischen Leistungen hatte er sich wackerer Gehülfen, als Hübbe's, von Stülpnagel's und Bär's, so wie in der letzten Zeit des Beistandes des Professors Berghaus zu Berlin zu erfreuen *). Stielers Lust an seiner geographischen Wirksamkeit schien noch zu wachsen, als schon seine körperliche Kräfte sanken; wir würden ihm bei dem immer reifer ausgebildeten technischen Betriebe noch manches schöne Werk zu verdanken haben. Inzwischen wird mit ihm dieser Zweig der Wissenschaft für Gotha nicht verdorren, indem die Verlagshandlung Justus Perthes kein Mittel versäumt, ihn blühend zu erhalten. Wenn aber für die Wissenschaft Stielers Tod ein wahrer Verlust genannt zu werden verdient, so war er es nicht minder für das gesellige Leben; denn welcher seiner Bekannten und Freunde sah nicht und sieht nicht die Lücke, die sein Hinscheiden in ihrem Kreise gemacht hat? Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, voller Wohlwollen gegen Jedermann, freundlich und von heiterer Gemüthsart, in den Kreisen der Gesellschaft eine erfreuliche Erscheinung, munter und anregend bei natürlicher Haltung. Er war gottesfürchtig, ohne von dem herrschenden Glauben abweichenden Meinungen das Ohr zu verschließen; gab gern und mit Freuden, wo entweder dem öffentlichen Besten gewidmete Anstalten oder Bedrängte Unterstützung bedurften und war ein treuer Staatsdiener. Ein Schlagfluß machte seinem rastlos thätigen Leben ein Ende.

* 77. Karl Gustav Moritz von Zeschau,

kön. sächs. Hauptmann im 3. Schützenbataillon zu Zwickau;

geb. am 17. Aug. 1795, gest. den 14. März 1836.

Das der Familie gehörende Gut Drehna bei Pförten in der Niederlausitz war der Geburtsort Zeschau's, der, der vorletzte von 7 Brüdern, dem Beispiele seiner 5 ältern Brüdern folgend, sich für den Soldatenstand erklärte und im J. 1808 in das Kadettenhaus in Dres-

*) Leider sind ausführlichere Angaben über Stielers bürgerliche und wissenschaftliche Thätigkeit nicht vorhanden, inzwischen ist mindestens dies wenige genau.

den aufgenommen wurde. Hier blieb er, bis im März 1813 eine Anzahl Kadetten, deren physische Beschaffenheit sie die Beschwerden eines Feldzugs ertragen ließ, nach Torgau geschickt und dort in die Infanteriebataillone zur einstweiligen Dienstleistung als Unteroffiziere vertheilt wurden. Am 15. April desselben Jahrs ward Z. zum Souslieutenant im damaligen Infanterieregimente Prinz Anton ernannt und war als solcher im Feldzuge des gedachten Jahres bei den Schlachten von Bautzen, Großbeeren, Jüterbogk und Leipzig, so wie bei verschiedenen kleineren Gefechten und bei der Belagerung von Torgau zugegen, dabei sich das Lob eines muthigen und brauchbaren Offiziers erwerbend. Im ersten Linieninfanterieregimente diente er während der Feldzüge von 1814 und 1815 und blieb überhaupt so lange dabei, bis er unterm 3. März 1825 zum Oberlieutenant im dritten Linienregimente avanzirte und nach Zwickau in Garnison zu stehen kam. Am 5. März 1836 war sein Patent als Hauptmann im dritten Schützenbataillon ausgefertigt worden, doch hat er es nicht erhalten, da es mit mehreren andern zusammen abgeschickt wurde und in Zwickau erst einige Stunden nach seinem Tode ankam. Ohne krank gewesen zu sein, fand ihn sein Diener am Morgen des 14. März vom Schlage gerührt, todt im Bett. Mit ihm ging ein sehr guter Offizier verloren.

Dresden. Fr. von Witzleben.

* 78. Dr. Nikolaus Zink,

freiresignirter Pfarrer von Neunkirchen a. S. (Baiern);
geb. d. 25. März 1756 zu Bamberg, gestorben daselbst den 14. März 1836.

Eine lange Reihe von Jahren diente Z. der Kirche und dem Staate mit segenreichem Erfolge. Die Zeit, in welcher er lebte und wirkte, war für Alles äußerst folgenreich. Das Doctorat der Philosophie erhielt er am 25. August 1773 und 9 Jahre später trat er in den Weltpriesterstand (5. October 1782). Am 19. April 1783 ward ihm die Priesterweihe ertheilt und ein Jahr später die Seelsorge übertragen. Erst im Jahre 1798 erhielt er die bischöfliche Pfarrei Zapfendorf. Der Grund dieser langsamen Beförderung lag in den Verhältnissen der damaligen Zeit, indem von den Klöstern aus viele Pfarreien besetzt wurden. Am 3. September 1812 ward

Z. auf die Pfarrei Neunkirchen am Sand befördert und er wäre gewiß Dekan geworden, wenn er bei der Wahl sich nicht hätte verlauten lassen, daß es ihm gar nicht fehlen könne. Die Wählenden glaubten sich dadurch beleidigt und so kam es, daß er bei der Wahl durchfiel. Er arbeitete fort bis zu dem hohen Alter von 75 Jahren; da bat er, man möge ihn in den Ruhestand treten lassen. Seine Bitte ward um so eher gewährt, da er wegen Harthörigkeit zu vielen Funktionen unfähig war. Aber er war nichts weniger als unthätig in seinem Ruhestande; besonders machte ihm die Lektüre guter Schriften viele Freude und er ließ sich davon nicht einmal durch heftige Augenleiden abhalten. — Eine besondere Anhänglichkeit hätte er zu seinen Freunden; ihnen vermachte er seine Hinterlassenschaft. In Jäck's Pantheon wird Z. als patriotischer Unterstützer von J. Geschichte Bambergs gerühmt. Auch theilte er dem Bibliothekar Jäck unentgeldlich die hinterlassenen Bruchstücke, die Bamberger Geschichte betreffend, mit, deren Verfasser Joh. Anton Zink, Z.'s Bruder war. (Primae lineae historiae Bambergensis ordine chronologico ductae s. chronicon Bambergense. Bloß M. S.)

Bamberg. G. A. Thiem.

* 79. Carl Heinrich Hermann Benda,

kön. preuß. Concertmeister zu Berlin,

geb. den 2. Mai 1748, gest. den 15. März 1836.

Er war zu Potsdam geboren und der zweite Sohn des als ausübender Künstler und Gründer einer besonderen Violinschule berühmten königlichen Concertmeisters Franz Benda. Unter der Anleitung eines so trefflichen Meisters entwickelte und bildete sich sein Talent so frühzeitig, daß er bereits in einem Alter von 14 Jahren Friedrich dem Großen vorgestellt werden und in den Kammerconzerten, womit dieser Monarch sich nach den Regierungssorgen erheiterte, Proben seiner ausgezeichneten Kunstfertigkeit ablegen konnte. Mit welcher Meisterschaft Friedrich der Große die Flöte blies, ist bekannt, doch war es eine schwierige Aufgabe, in der Begleitung ihm zu folgen, wenn er in seinen Vorträgen, dem ganzen Schwunge seiner Phantasie sich überlassend, selten das vorgeschriebene Tempo beachtete. Die erste Probe dieser Art, in welcher unser Benda die obligate

Violine zu übernehmen hatte, fiel so glücklich und zur Zufriedenheit des Königs aus, daß dieser ihn, seines jugendlichen Alters ungeachtet, sogleich in die Zahl seiner Kammermusiker einreihte. 23 Jahre hindurch, bis zum Tode Friedrichs, wurde ihm das Glück zu Theil, den musikalischen Abendunterhaltungen desselben beizuwohnen und noch in seinem spätesten Lebensalter entzückte ihn die Erinnerung an jene genußreiche Zeit, in welcher er selbst der vollsten Ausbildung seines Talents entgegengereift war. Es war hauptsächlich der seelenvolle Ton, welchen er seinem Instrumente entlockte und der hinreißende Vortrag, womit er die Herzen seiner Zuhörer zu bezaubern wußte und die wenigen seiner noch lebenden Zeitgenossen, welche unsern Benda hörten, als er in voller Kraft seines Künstlerlebens stand, werden den tiefen Eindruck seines unvergleichlichen Spiels noch in der Erinnerung bewahren. Mit dem Tode Friedrichs des Großen änderte sich der Zustand der königlichen Kapelle und Benda, welcher inzwischen zum Musiklehrer des jetzt regierenden Königs erhoben worden war, wurde wegen zunehmender Augenschwäche in den nachgesuchten Pensionsstand versetzt. Damit endete aber nicht sein musikalisches Leben und Wirken, sondern er trat nun in die Periode ein, wo er durch ausgebreiteten Unterricht, Gesang und Klavierspiel neue Verdienste um die Kunst sich erwarb. Er hatte Potsdam verlassen und Berlin zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, weil sich ihm hier ein weiterer Kreis für seine Thätigkeit eröffnete. Sowohl seine ausgezeichneten Gaben als Lehrer, als die Feinheit und Liebenswürdigkeit seiner Sitten, führten ihm eine große Zahl von Schülern zu, von denen einige, welche die musikalische Laufbahn wählten, zu großem Ruf gelangten, alle aber das Andenken ihres Lehrers gewiß mit Liebe im Herzen tragen. Noch im höchsten Alter hatte ihn Liebe zur Kunst und Drang zur Thätigkeit nicht verlassen und als zunehmende Körperschwäche ihn zuletzt ganz an sein Zimmer fesselte, empfing er doch fortwährend Besuche von solchen, besonders ärmeren Schülern, denen er zu seiner Erheiterung und aus menschenfreundlichen Rücksichten unentgeldlichen Unterricht ertheilte.

* 80. Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen Hornberg,

großherzogl. bad. Geh. Rath zu Heidelberg;
geb. im J. 1755, gest. am 15. März 1836.

Sein Vater war der k. k. geh. Rath Heinrich Otto Freiherr von Gemmingen, seine Mutter eine geborne Gräfin Weselrode. Er genoß von früher Jugend an eine sehr sorgfältige Erziehung und ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, denen seine angebornen Fähigkeiten und sein reger Fleiß günstig entsprach. In dem J. 1779 vermählte er sich mit einer Gräfin von Sickingen. Seine Laufbahn begann er an der kurpfälzischen Regierung zu Mannheim, wo er Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft ward. Das nach der Thronbesteigung des Kaisers Joseph II. beginnende rege Leben zog ihn jedoch nach Wien, wo er sich einer ausgezeichneten Behandlung dieses Monarchen zu erfreuen hatte. In dieser Kaiserstadt erschien von seiner Feder eine Zeitschrift „die Wiener Ephemeriden“; eine Wochenschrift unter dem Titel: „der Weltmann“; ein „Magazin für Wissenschaft und Literatur“. Das Drama der „deutsche Hausvater“, welches sich längere Zeit auf dem Repertoir der deutschen Bühne erhielt, erwarb ihm eine rühmliche Stelle unter den deutschen dramatischen Dichtern. Ende der 80er Jahre kehrte von Gemmingen von Wien zurück und widmete sich auf seinen Gütern der Erziehung seiner Kinder und der Landwirthschaft. Reichsritterschaftliche Angelegenheiten riefen ihn auf den Kongreß nach Rastadt. Im Jahr 1799 übertrug ihm Karl Friedrich, Margraf von Baden (nachheriger Kurfürst und später Großherzog), die Wahrung der Interessen des nachherigen Kurfürstenthums Baden am kaiserlichen Hofe zu Wien und im Jahr 1805 kehrte er auf seine Güter zurück. Nach Aufhebung des deutschen Reichs lebte er bis zu seinem Tode in gänzlicher Zurückgezogenheit, den Wissenschaften und seiner Familie, die in ihm den liebevollsten und besten Vater verlor. Bis zu seinem Lebensende, im hohen Greisenalter, behielt er ein reges Gefühl für alles Erhabene und Schöne, sowohl in der Natur, als in wissenschaftlicher Beziehung. Hohe Religiosität, ein biederer Wahrheit liebender Sinn, ein ed-

les, liebevolles Herz, ein humanes, menschenfreundliches Benehmen gegen Jedermann, eine hohe Achtung für Menschenrechte erwarben ihm die Achtung und Liebe aller Derjenigen, die ihn kannten. — Außer den genannten Werken ist noch von ihm erschienen: Pygmalion, e. lyrische Handlung; a. d. Franzöf. des Rousseau. Mannheim 1778. — Die Erbschaft; ein Lustspiel. Ebd. 1778. — Mannheimische Dramaturgie. 1779. — Miltons Allegro und Penseroso; mit e. Uebersetzung für seine Freunde. Ebd. 1782. — Shakespear's Richard der Zweite; e. Trauerspiel für die deutsche Bühne verarbeitet. Ebd. 1782. — Ueber die königl. preuß. Association zur Erhaltung des Reichssystems. Ebd. 1785. — Lieferte auch Aufsätze zu den rheinischen Beiträgen.

* 81. Joh. Bapt. Simon von Schiber,

Kronanwalt des Königs von Baiern, Ministerialrath im Staatsministerium der Finanzen, Ritter d. Civilverdienstordens d. baier. Krone zu München;

geboren den 28. Oct 1770, gestorben den 16. März 1836.

Er wurde in dem Dorfe Burkhardsberg (k. Landgericht Neunburg am Wald) geboren und war der Sohn unbemittelter Landleute. Unterstützt von edlen Gönnern, die seine hervorragenden Talente bald erkannten, widmete er sich zu Amberg mit dem besten Erfolge den Wissenschaften und lag daselbst nach Vollendung der Gymnasial- und philosophischen Studien einige Zeit mit großem Fleiße der Theologie ob. Neigung und Anlage bestimmten ihn aber nachmals für die Jurisprudenz. Auf der damaligen Hochschule zu Ingolstadt zog er gar bald die Aufmerksamkeit der Professoren auf sich, welche ihm durch Zuwendung von Stipendien die Sorgen für den Unterhalt während des juridischen Kursus erleichterten, nach dessen Vollendung er den Grad eines Licentiaten der Rechte nahm und sodann bei dem Landgerichte Erding in Praxis trat. Schon im Jahr 1798 wurde ihm das Amt eines reichsfreiherrlich von Rechberg'schen Rathes und Kabinetssekretärs übertragen. Diese erste amtliche Stellung, in welcher er seine großen Talente sowohl, als seinen energischen, loyalen Charakter beurkundete, bildete für ihn den Uebergang in den baierischen Staatsdienst, in welchen er am 5. Juli 1802 als

kurfürstlicher Landcommissär trat. Im darauf folgenden Jahre verehelichte er sich mit der Tochter des oberpfälzischen Regierungsrathes Wolf zu Amberg und erzeugte während seiner mehr als 30jährigen Ehe mit ihr 8 Söhne und 4 Töchter. Am 4. Mai desselben Jahres berief ihn die Staatsregierung zu dem neu begründeten Amte eines kurfürstlichen Commissärs der Haupt- und Residenzstadt München mit repräsentativem Charakter, in welcher Stellung er mit der Trennung der Justizgeschäfte von den rein magistratischen und mit Bildung des Stadtgerichts beauftragt wurde. Schiber erfaßte gar bald mit Scharfsinn die vielen Mängel und Gebrechen der damaligen magistratischen Verwaltung und legte sie der Staatsregierung in umfassenden Berichten nebst Vorschlägen zur Abhülfe und Entwürfen über eine definitive Organisation des Magistrates und des Stadtgerichtes München vor, welche denn auch wirklich größtentheils auf diese Basis gegründet, ins Leben trat. Diese Leistungen fanden rühmlichste Anerkennnung sowohl von Seite der Staatsregierung *), als des Magistrats und der Bürger Münchens, deren einzelne Klassen bei Schibers im Jahre 1804 erfolgten Beförderung zum Landesdirektionsrathe in Amberg durch zahlreiche Addressen auf das rührendste sich aussprachen. Bei der oberpfälzischen Landesdirection war Schiber der Deputation in Landeshoheits- und Grenzsachen beigegeben. Ein genaues Durchforschen der oberpfälzischen Archivsakten, dann der auf das oberpfälzische Landsassenwesen sich beziehenden Akten in den Archiven zu München, wozu er einen besondern Urlaub erhalten hatte, gab ihm genauere Einsicht in die Eigenthümlichkeit des oberpfälzischen Landsassiates. Mit Kampf und großer Anstrengung gelang es ihm, die schon in den pragmatischen Verordnungen von den Jahren 1694 und 1783 festgestellte persönliche Eigenschaft dieser Landsassiatsverhältnisse, sowie das daraus hervorgehende, seit vielen Jahren verwahrloste und unbeachtete landesherrliche Recht der Concession und Immission bei Verleihung von solchen Gerechtsamen zu redigiren. Nach Auflösung der Landesdirection wurde er bei Errichtung der Kronfiskalate am 19. Sept. 1808 zum Kronfiskal für den Naab- und Pegnitzkreis ernannt. Schon im März desselben

*) Kurpfälz. Reg. Bl. 1804, S. 564.

Jahres war er mit der Auszeichnung als Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone geschmückt worden. Im Jahre 1809 wurde Sch. dem zur Untersuchung und Bestrafung der in Nürnberg begangenen Staatsverbrechen daselbst errichteten Spezialgerichte als Kronfiskal beigegeben. In dieser schwierigen Funktion verstand er mit dem strengen Prinzipe des Anklägers die gesetzlich zulässige Milde und Billigkeit zu vereinigen und erwarb sich hierdurch die vollste Zufriedenheit der allerhöchsten Stelle *), sowie ihm auch Beweise der Hochachtung von Seiten des Publikums zu Theil wurden **). Nachdem er, in Folge der im J. 1817 eingetretenen Organisation der Kreisregierungen als Regierungs-Fiskalrath nach Regensburg versetzt worden war, wurde er nach Verlauf von kaum 2 Jahren zum Generalfiskalatsrathe in München befördert. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen traf ihn im Jahre 1822 die ehrenvolle Bestimmung zum Mitgliede der Staatsrathscommission für administrativ-contentiöse Gegenstände und nach Auflösung des Generalfiskalats erhielt er unterm 15. Januar 1826 seine Ernennung zum ersten Kronanwalte des Königreichs und im Jahre 1829 die weitere zum Ministerialrathe. — v. Schiber erwarb sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Staatsmänner seines Vaterlandes und groß sind seine Verdienste um dieses und die Krone Baiern, deren Rechte er mit tiefster Kenntniß, unerschütterlichem Muthe und glücklichem Erfolge bis zu seinem letzten Athemzuge vertheidigte. — Verkannt von Vielen, die oft Neigung und Pflicht verwechseln und in ihm nur den Mann mit der eisernen Stirne sahen, weil er unverrückten Blickes seiner Laufbahn folgte, die ihm Gesetz und Pflicht als seine heiligen Leitsterne vorzeichneten, bewährte er sich Vielen als warmen Freund und seiner Familie als einen zärtlichen stets besorgten Vater.

*) Allerhöchstes Rescr. d. d. 4. Nov. 1809.

**) Mehrere Artikel in Zeitungen, insbes. dem Corresp. v. u. f. Deutschland.

* 82. M. Carl August Heyder,

dritter Lehrer an der Kreuzschule zu Dresden;
geb. am 26. Aug. 1762, gest. den 17. März 1836.

H. wurde in dem Städtchen Dommitzsch in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Bürgermeister war. Als Urenkel zweier Geistlichen, von väterlicher Seite, des verstorbenen M. Friedrich Christoph Heyder — durch einige Communionlieder bekannt — und des vormaligen Pastors in Dommitzsch, M. Liebitsch, durch seine Mutter, Tochter des Posthalter Liebitsch daselbst, hatten ihn seine Eltern zu eben dem Stande bestimmt und auf seine Erziehung, trotz der geringen Vermögensumstände, viele Mühe und Sorgfalt verwendet. In seinem 5. Jahre wurde er der Stadtschule übergeben, bei welcher der schon sehr bejahrte Kantor Hübler, ein weitläuftiger Verwandter H.'s, sich seiner besonders annahm, so daß er sehr gute Fortschritte machte und bald in die obere Klasse kam. Auch hier zeichnete er sich vor den meisten seiner Mitschüler aus, doch war der Unterricht in der lateinischen Sprache, den er hier erhielt, so unzweckmäßig, daß er weiter keine Fortschritte darin machen konnte, als dem Gedächtniß eine Menge Wörter einzuprägen. Obgleich seine Eltern ihn gern studiren lassen wollten, so konnten sie sich gleichwohl, durch den bedeutenden Kostenaufwand abgeschreckt, nicht so bald dazu entschließen; doch der Pastor M. Siepius in Dommitzsch bat den eben daher gebürtigen M. Koch in Dresden um seine Verwendung bei dem Musikdirector Homilius daselbst, unserm H. eine Stelle auf der dortigen Kreuzschule im Alumnäo zu verschaffen, in Folge dessen er auch am 4. Mai 1775 zum öffentlichen Probesingen zugelassen und nach Beendigung desselben als Alumnus aufgenommen wurde. In den Schulkenntnissen, trotz dem, daß er in der Schule seiner Vaterstadt einer der besten war, noch sehr schwach befunden, wurde er hier der fünften Klasse zugetheilt. Nach Verlauf von 2½ Jahren kam er endlich durch seine Versetzung nach Tertia unter den M. Beutler, einen Lehrer, der zu den verdienstvollsten Schulmännern gezählt zu werden verdient. Als dieser Conrektor ward, rückte auch H. nach Secunda auf und blieb sonach unter diesem Lehrer, dessen Unterricht er auch nach Verlauf von abermals zwei Jahren in der ersten Klasse bis zu seinem Abgange auf

seinem Tode, denn noch am Tage zuvor beschäftigte ihn die Vorbereitung zu einer Karte von Spanien in 4 Blättern lebhaft. In jener ersten Periode bearbeitete er die meisten der kleinern zu den allgemeinen geographischen Ephemeriden des Herrn von Zach gehörigen Karten, mehrere Blätter für die größere Weimarische, mit der Bezeichnung: „Revidirt auf der Sternwarte Seeberg" versehene Sammlung und unter seiner Leitung wurden ungefähr 25 Blätter zu der militärischen Karte von Deutschland in 204 Blättern ausgeführt. An der unter seinem und Streits Namen erschienenen „Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen", welche aus den Jahren 1805 und 1806 herrührt, hatte er nur in sofern Antheil, als er sie durch Berichtigungen und Zusätze einigermaßen brauchbar zu machen suchte. Hiermit schloß sich seine Verbindung mit dem geographischen Institute zu Weimar. Stieler bearbeitete in dieser ersten Periode noch einige Karten für Schneider und Weigel in Nürnberg, unter welchen die 1806 entworfene Karte von Ostindien besonders günstige Aufnahme fand. Während der zweiten Periode blieb Stieler in beständiger Verbindung mit der Buchhandlung Justus Perthes in Gotha. Es erschien von 1817 — 23 der Handatlas in 75 Blättern, der erste, nach einem zusammenhängenden Plane und mit wissenschaftlicher Kritik in Deutschland bearbeitete Atlas der gesammten Erdoberfläche. Eine neue Auflage begann 1833. Die gedrängte Zusammenstellung der astronomischen Karten, die glückliche Auffassung anderer, z. B. der Berghöhen, der Antipoden &c., die Erläuterungen und Commentare zu den Karten geben diesem Atlas, neben topographischem Reichthum, Genauigkeit der Angaben und naturgemäßer Bezeichnung des Zusammenhangs der Höhenzüge, einen Werth, welchen das Publikum anerkannt hat. Neben ihm und nach solchem reducirt, erschien der Schulatlas, welcher sich seit 1814 in ungefähr 80,000 Exemplaren verbreitet und einem wahren Bedürfniß des Unterrichts abgeholfen hat. Der späterhin erschienene Atlas von Deutschland in 25 Blättern, welchen Stieler noch zu beendigen so glücklich war, ist das gründlichste und schönste Werk dieser Art, welches unser Vaterland aufzuweisen hat. Neben diesen größern Arbeiten besorgte St. den geographischen Theil der Post- und Reisekarte von Diez. Seine geographische Uebersicht der Sachsen-Ernestinischen Lande, ein

Commentar zur Karte von Thüringen (Gotha 1827) ist eine musterhafte Monographie und mit einem ähnlichen kleinen Commentar begleitete er Bärs Karte vom Herzogthum Gotha (Gotha 1833). Bei seinen geographischen Leistungen hatte er sich wackerer Gehülfen, als Hübbe's, von Stülpnagel's und Bär's, so wie in der letzten Zeit des Beistandes des Professors Berghaus zu Berlin zu erfreuen *). Stielers Lust an seiner geographischen Wirksamkeit schien noch zu wachsen, als schon seine körperliche Kräfte sanken; wir würden ihm bei dem immer reifer ausgebildeten technischen Betriebe noch manches schöne Werk zu verdanken haben. Inzwischen wird mit ihm dieser Zweig der Wissenschaft für Gotha nicht verdorren, indem die Verlagshandlung Justus Perthes kein Mittel versäumt, ihn blühend zu erhalten. Wenn aber für die Wissenschaft Stielers Tod ein wahrer Verlust genannt zu werden verdient, so war er es nicht minder für das gesellige Leben; denn welcher seiner Bekannten und Freunde sah nicht und sieht nicht die Lücke, die sein Hinscheiden in ihrem Kreise gemacht hat? Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, voller Wohlwollen gegen Jedermann, freundlich und von heiterer Gemüthsart, in den Kreisen der Gesellschaft eine erfreuliche Erscheinung, munter und anregend bei natürlicher Haltung. Er war gottesfürchtig, ohne von dem herrschenden Glauben abweichenden Meinungen das Ohr zu verschließen; gab gern und mit Freuden, wo entweder dem öffentlichen Besten gewidmete Anstalten oder Bedrängte Unterstützung bedurften und war ein treuer Staatsdiener. Ein Schlagfluß machte seinem rastlos thätigen Leben ein Ende.

* 77. Karl Gustav Moritz von Zeschau,

kön. sächs. Hauptmann im 3. Schützenbataillon zu Zwickau;

geb. am 17. Aug. 1795, gest. den 14. März 1836.

Das der Familie gehörende Gut Drehna bei Pförten in der Niederlausitz war der Geburtsort Zeschau's, der, der vorletzte von 7 Brüdern, dem Beispiele seiner 5 ältern Brüdern folgend, sich für den Soldatenstand erklärte und im J. 1808 in das Kadettenhaus in Dres-

*) Leider sind ausführlichere Angaben über Stielers bürgerliche und wissenschaftliche Thätigkeit nicht vorhanden, inzwischen ist mindestens dies wenige genau.

den aufgenommen wurde. Hier blieb er, bis im März 1813 eine Anzahl Kadetten, deren physische Beschaffenheit sie die Beschwerden eines Feldzugs ertragen ließ, nach Torgau geschickt und dort in die Infanteriebataillone zur einstweiligen Dienstleistung als Unteroffiziere vertheilt wurden. Am 15. April desselben Jahrs ward Z. zum Souslieutenant im damaligen Infanterieregimente Prinz Anton ernannt und war als solcher im Feldzuge des gedachten Jahres bei den Schlachten von Bautzen, Großbeeren, Jüterbogk und Leipzig, so wie bei verschiedenen kleineren Gefechten und bei der Belagerung von Torgau zugegen, dabei sich das Lob eines muthigen und brauchbaren Offiziers erwerbend. Im ersten Linieninfanterieregimente diente er während der Feldzüge von 1814 und 1815 und blieb überhaupt so lange dabei, bis er unterm 3. März 1825 zum Oberlieutenant im dritten Linienregimente avanzirte und nach Zwickau in Garnison zu stehen kam. Am 5. März 1836 war sein Patent als Hauptmann im dritten Schützenbataillon ausgefertigt worden, doch hat er es nicht erhalten, da es mit mehreren andern zusammen abgeschickt wurde und in Zwickau erst einige Stunden nach seinem Tode ankam. Ohne krank gewesen zu sein, fand ihn sein Diener am Morgen des 14. März vom Schlage gerührt, todt im Bett. Mit ihm ging ein sehr guter Offizier verloren.

Dresden. Fr. von Witzleben.

* 78. Dr. Nikolaus Zink,

freiresignirter Pfarrer von Neunkirchen a. S. (Baiern);
geb. d. 25. März 1756 zu Bamberg, gestorben daselbst den 14. März 1836.

Eine lange Reihe von Jahren diente Z. der Kirche und dem Staate mit segenreichem Erfolge. Die Zeit, in welcher er lebte und wirkte, war für Alles äußerst folgenreich. Das Doctorat der Philosophie erhielt er am 25. August 1773 und 9 Jahre später trat er in den Weltpriesterstand (5. October 1782). Am 19. April 1783 ward ihm die Priesterweihe ertheilt und ein Jahr später die Seelsorge übertragen. Erst im Jahre 1798 erhielt er die bischöfliche Pfarrei Zapfendorf. Der Grund dieser langsamen Beförderung lag in den Verhältnissen der damaligen Zeit, indem von den Klöstern aus viele Pfarreien besetzt wurden. Am 3. September 1812 ward

Z. auf die Pfarrei Neunkirchen am Sand befördert und er wäre gewiß Dekan geworden, wenn er bei der Wahl sich nicht hätte verlauten lassen, daß es ihm gar nicht fehlen könne. Die Wählenden glaubten sich dadurch beleidigt und so kam es, daß er bei der Wahl durchfiel. Er arbeitete fort bis zu dem hohen Alter von 75 Jahren; da bat er, man möge ihn in den Ruhestand treten lassen. Seine Bitte ward um so eher gewährt, da er wegen Harthörigkeit zu vielen Funktionen unfähig war. Aber er war nichts weniger als unthätig in seinem Ruhestande; besonders machte ihm die Lektüre guter Schriften viele Freude und er ließ sich davon nicht einmal durch heftige Augenleiden abhalten. — Eine besondere Anhänglichkeit hätte er zu seinen Freunden; ihnen vermachte er seine Hinterlassenschaft. In Jäck's Pantheon wird Z. als patriotischer Unterstützer von J. Geschichte Bambergs gerühmt. Auch theilte er dem Bibliothekar Jäck unentgeldlich die hinterlassenen Bruchstücke, die Bamberger Geschichte betreffend, mit, deren Verfasser Joh. Anton Zink, Z.'s Bruder war. (Primae lineae historiae Bambergensis ordine chronologico ductae s. chronicon Bambergense. Bloß M. S.)

Bamberg. G. A. Thiem.

* 79. Carl Heinrich Hermann Benda,

kön. preuß. Conzertmeister zu Berlin,

geb. den 2. Mai 1748, gest. den 15. März 1836.

Er war zu Potsdam geboren und der zweite Sohn des als ausübender Künstler und Gründer einer besonderen Violinschule berühmten königlichen Concertmeisters Franz Benda. Unter der Anleitung eines so trefflichen Meisters entwickelte und bildete sich sein Talent so frühzeitig, daß er bereits in einem Alter von 14 Jahren Friedrich dem Großen vorgestellt werden und in den Kammerconzerten, womit dieser Monarch sich nach den Regierungssorgen erheiterte, Proben seiner ausgezeichneten Kunstfertigkeit ablegen konnte. Mit welcher Meisterschaft Friedrich der Große die Flöte blies, ist bekannt, doch war es eine schwierige Aufgabe, in der Begleitung ihm zu folgen, wenn er in seinen Vorträgen, dem ganzen Schwunge seiner Phantasie sich überlassend, selten das vorgeschriebene Tempo beachtete. Die erste Probe dieser Art, in welcher unser Benda die obligate

Violine zu übernehmen hatte, fiel so glücklich und zur Zufriedenheit des Königs aus, daß dieser ihn, seines jugendlichen Alters ungeachtet, sogleich in die Zahl seiner Kammermusiker einreihte. 23 Jahre hindurch, bis zum Tode Friedrichs, wurde ihm das Glück zu Theil, den musikalischen Abendunterhaltungen desselben beizuwohnen und noch in seinem spätesten Lebensalter entzückte ihn die Erinnerung an jene genußreiche Zeit, in welcher er selbst der vollsten Ausbildung seines Talents entgegengereift war. Es war hauptsächlich der seelenvolle Ton, welchen er seinem Instrumente entlockte und der hinreißende Vortrag, womit er die Herzen seiner Zuhörer zu bezaubern wußte und die wenigen seiner noch lebenden Zeitgenossen, welche unsern Benda hörten, als er in voller Kraft seines Künstlerlebens stand, werden den tiefen Eindruck seines unvergleichlichen Spiels noch in der Erinnerung bewahren. Mit dem Tode Friedrichs des Großen änderte sich der Zustand der königlichen Kapelle und Benda, welcher inzwischen zum Musiklehrer des jetzt regierenden Königs erhoben worden war, wurde wegen zunehmender Augenschwäche in den nachgesuchten Pensionsstand versetzt. Damit endete aber nicht sein musikalisches Leben und Wirken, sondern er trat nun in die Periode ein, wo er durch ausgebreiteten Unterricht, Gesang und Klavierspiel neue Verdienste um die Kunst sich erwarb. Er hatte Potsdam verlassen und Berlin zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, weil sich ihm hier ein weiterer Kreis für seine Thätigkeit eröffnete. Sowohl seine ausgezeichneten Gaben als Lehrer, als die Feinheit und Liebenswürdigkeit seiner Sitten, führten ihm eine große Zahl von Schülern zu, von denen einige, welche die musikalische Laufbahn wählten, zu großem Ruf gelangten, alle aber das Andenken ihres Lehrers gewiß mit Liebe im Herzen tragen. Noch im höchsten Alter hatte ihn Liebe zur Kunst und Drang zur Thätigkeit nicht verlassen und als zunehmende Körperschwäche ihn zuletzt ganz an sein Zimmer fesselte, empfing er doch fortwährend Besuche von solchen, besonders ärmeren Schülern, denen er zu seiner Erheiterung und aus menschenfreundlichen Rücksichten unentgeldlichen Unterricht ertheilte.

* 80. Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen Hornberg,

großherzogl. bad. Geh. Rath zu Heidelberg;
geb. im J. 1756, gest. am 15. März 1836.

Sein Vater war der k. k. geh. Rath Heinrich Otto Freiherr von Gemmingen, seine Mutter eine geborne Gräfin Weselrode. Er genoß von früher Jugend an eine sehr sorgfältige Erziehung und ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung, denen seine angebornen Fähigkeiten und sein reger Fleiß günstig entsprach. In dem J. 1779 vermählte er sich mit einer Gräfin von Sickingen. Seine Laufbahn begann er an der kurpfälzischen Regierung zu Mannheim, wo er Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft ward. Das nach der Thronbesteigung des Kaisers Joseph II. beginnende rege Leben zog ihn jedoch nach Wien, wo er sich einer ausgezeichneten Behandlung dieses Monarchen zu erfreuen hatte. In dieser Kaiserstadt erschien von seiner Feder eine Zeitschrift „die Wiener Ephemeriden"; eine Wochenschrift unter dem Titel: „der Weltmann"; ein „Magazin für Wissenschaft und Literatur". Das Drama der „deutsche Hausvater", welches sich längere Zeit auf dem Repertoir der deutschen Bühne erhielt, erwarb ihm eine rühmliche Stelle unter den deutschen dramatischen Dichtern. Ende der 80er Jahre kehrte von Gemmingen von Wien zurück und widmete sich auf seinen Gütern der Erziehung seiner Kinder und der Landwirthschaft. Reichsritterschaftliche Angelegenheiten riefen ihn auf den Kongreß nach Rastadt. Im Jahr 1799 übertrug ihm Karl Friedrich, Margraf von Baden (nachheriger Kurfürst und später Großherzog), die Wahrung der Interessen des nachherigen Kurfürstenthums Baden am kaiserlichen Hofe zu Wien und im Jahr 1805 kehrte er auf seine Güter zurück. Nach Aufhebung des deutschen Reichs lebte er bis zu seinem Tode in gänzlicher Zurückgezogenheit, den Wissenschaften und seiner Familie, die in ihm den liebevollsten und besten Vater verlor. Bis zu seinem Lebensende, im hohen Greisenalter, behielt er ein reges Gefühl für alles Erhabene und Schöne, sowohl in der Natur, als in wissenschaftlicher Beziehung. Hohe Religiosität, ein biederer Wahrheit liebender Sinn, ein ed-

les, liebevolles Herz, ein humanes, menschenfreundliches Benehmen gegen Jedermann, eine hohe Achtung für Menschenrechte erwarben ihm die Achtung und Liebe aller Derjenigen, die ihn kannten. — Außer den genannten Werken ist noch von ihm erschienen: Pygmalion, e. lyrische Handlung; a. d. Französ. des Rousseau. Mannheim 1778. — Die Erbschaft; ein Lustspiel. Ebd. 1778. — Mannheimische Dramaturgie. 1779. — Miltons Allegro und Penseroso; mit e. Uebersetzung für seine Freunde. Ebd. 1782. — Shakespear's Richard der Zweite; e. Trauerspiel für die deutsche Bühne verarbeitet. Ebd. 1782. — Ueber die königl. preuß. Association zur Erhaltung des Reichssystems. Ebd. 1785. — Lieferte auch Aufsätze zu den rheinischen Beiträgen.

* 81. Joh. Bapt. Simon von Schiber,

Kronanwalt des Königs von Baiern, Ministerialrath im Staatsministerium der Finanzen, Ritter d. Civilverdienstordens d. baier. Krone zu München;

geboren den 28. Oct 1770, gestorben den 16. März 1836.

Er wurde in dem Dorfe Burkhardsberg (k. Landgericht Neunburg am Wald) geboren und war der Sohn unbemittelter Landleute. Unterstützt von edlen Gönnern, die seine hervorragenden Talente bald erkannten, widmete er sich zu Amberg mit dem besten Erfolge den Wissenschaften und lag daselbst nach Vollendung der Gymnasial- und philosophischen Studien einige Zeit mit großem Fleiße der Theologie ob. Neigung und Anlage bestimmten ihn aber nachmals für die Jurisprudenz. Auf der damaligen Hochschule zu Ingolstadt zog er gar bald die Aufmerksamkeit der Professoren auf sich, welche ihm durch Zuwendung von Stipendien die Sorgen für den Unterhalt während des juridischen Kursus erleichterten, nach dessen Vollendung er den Grad eines Licentiaten der Rechte nahm und sodann bei dem Landgerichte Erding in Praxis trat. Schon im Jahr 1798 wurde ihm das Amt eines reichsfreiherrlich von Rechberg'schen Rathes und Kabinetssekretärs übertragen. Diese erste amtliche Stellung, in welcher er seine großen Talente sowohl, als seinen energischen, loyalen Charakter beurkundete, bildete für ihn den Uebergang in den baierischen Staatsdienst, in welchen er am 5. Juli 1802 als

kurfürstlicher Landcommissär trat. Im darauf folgenden Jahre verehelichte er sich mit der Tochter des oberpfälzischen Regierungsrathes Wolf zu Amberg und erzeugte während seiner mehr als 30jährigen Ehe mit ihr 3 Söhne und 4 Töchter. Am 4. Mai desselben Jahres berief ihn die Staatsregierung zu dem neu begründeten Amte eines kurfürstlichen Commissärs der Haupt- und Residenzstadt München mit repräsentativem Charakter, in welcher Stellung er mit der Trennung der Justizgeschäfte von den rein magistratischen und mit Bildung des Stadtgerichts beauftragt wurde. Schiber erfaßte gar bald mit Scharfsinn die vielen Mängel und Gebrechen der damaligen magistratischen Verwaltung und legte sie der Staatsregierung in umfassenden Berichten nebst Vorschlägen zur Abhülfe und Entwürfen über eine definitive Organisation des Magistrates und des Stadtgerichtes München vor, welche denn auch wirklich größtentheils auf diese Basis gegründet, ins Leben trat. Diese Leistungen fanden rühmlichste Anerkennung sowohl von Seite der Staatsregierung *), als des Magistrats und der Bürger Münchens, deren einzelne Klassen bei Schibers im Jahre 1804 erfolgten Beförderung zum Landesdirektionsrathe in Amberg durch zahlreiche Addressen auf das rührendste sich aussprachen. Bei der oberpfälzischen Landesdirection war Schiber der Deputation in Landeshoheits- und Grenzsachen beigegeben. Ein genaues Durchforschen der oberpfälzischen Archivsakten, dann der auf das oberpfälzische Landsassenwesen sich beziehenden Akten in den Archiven zu München, wozu er einen besondern Urlaub erhalten hatte, gab ihm genauere Einsicht in die Eigenthümlichkeit des oberpfälzischen Landsassiates. Mit Kampf und großer Anstrengung gelang es ihm, die schon in den pragmatischen Verordnungen von den Jahren 1694 und 1783 festgestellte persönliche Eigenschaft dieser Landsassiatsverhältnisse, sowie das daraus hervorgehende, seit vielen Jahren verwahrloste und unbeachtete landesherrliche Recht der Concession und Immission bei Verleihung von solchen Gerechtsamen zu redigiren. Nach Auflösung der Landesdirection wurde er bei Errichtung der Kronfiskalate am 19. Sept. 1808 zum Kronfiskal für den Naab- und Pegnitzkreis ernannt. Schon im März desselben

*) Kurpfälz. Reg. Bl. 1804, S. 564.

Jahres war er mit der Auszeichnung als Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone geschmückt worden. Im Jahre 1809 wurde Sch. dem zur Untersuchung und Bestrafung der in Nürnberg begangenen Staatsverbrechen daselbst errichteten Spezialgerichte als Kronfiskal beigegeben. In dieser schwierigen Funktion verstand er mit dem strengen Prinzipe des Anklägers die gesetzlich zulässige Milde und Billigkeit zu vereinigen und erwarb sich hierdurch die vollste Zufriedenheit der allerhöchsten Stelle *), sowie ihm auch Beweise der Hochachtung von Seiten des Publikums zu Theil wurden **). Nachdem er, in Folge der im J. 1817 eingetretenen Organisation der Kreisregierungen als Regierungs-Fiskalrath nach Regensburg versetzt worden war, wurde er nach Verlauf von kaum 2 Jahren zum Generalfiskalatsrathe in München befördert. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen traf ihn im Jahre 1822 die ehrenvolle Bestimmung zum Mitgliede der Staatsrathscommission für administrativ-contentiöse Gegenstände und nach Auflösung des Generalfiskalats erhielt er unterm 15. Januar 1826 seine Ernennung zum ersten Kronanwalte des Königreichs und im Jahre 1829 die weitere zum Ministerialrathe. — v. Schiber erwarb sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Staatsmänner seines Vaterlandes und groß sind seine Verdienste um dieses und die Krone Baiern, deren Rechte er mit tiefster Kenntniß, unerschütterlichem Muthe und glücklichem Erfolge bis zu seinem letzten Athemzuge vertheidigte. — Verkannt von Vielen, die oft Neigung und Pflicht verwechseln und in ihm nur den Mann mit der eisernen Stirne sahen, weil er unverrückten Blickes seiner Laufbahn folgte, die ihm Gesetz und Pflicht als seine heiligen Leitsterne vorzeichneten, bewährte er sich Vielen als warmen Freund und seiner Familie als einen zärtlichen stets besorgten Vater.

*) Allerhöchstes Rescr. d. d. 4. Nov. 1809.

**) Mehrere Artikel in Zeitungen, insbes. dem Corresp. v. u. f. Deutschland.

* 82. M. Carl August Heyder,

dritter Lehrer an der Kreutzschule zu Dresden;

geb. am 26. Aug. 1762, gest. den 17. März 1836.

H. wurde in dem Städtchen Dommitzsch in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Bürgermeister war. Als Urenkel zweier Geistlichen, von väterlicher Seite, des verstorbenen M. Friedrich Christoph Heyder — durch einige Communionlieder bekannt — und des vormaligen Pastors in Dommitzsch, M. Liebitsch, durch seine Mutter, Tochter des Posthalter Liebitsch daselbst, hatten ihn seine Eltern zu eben dem Stande bestimmt und auf seine Erziehung, trotz der geringen Vermögensumstände, viele Mühe und Sorgfalt verwendet. In seinem 5. Jahre wurde er der Stadtschule übergeben, bei welcher der schon sehr bejahrte Kantor Hübler, ein weitläuftiger Verwandter H.'s, sich seiner besonders annahm, so daß er sehr gute Fortschritte machte und bald in die obere Klasse kam. Auch hier zeichnete er sich vor den meisten seiner Mitschüler aus, doch war der Unterricht in der lateinischen Sprache, den er hier erhielt, so unzweckmäßig, daß er weiter keine Fortschritte darin machen konnte, als dem Gedächtniß eine Menge Wörter einzuprägen. Obgleich seine Eltern ihn gern studiren lassen wollten, so konnten sie sich gleichwohl, durch den bedeutenden Kostenaufwand abgeschreckt, nicht so bald dazu entschließen; doch der Pastor M. Siepius in Dommitzsch bat den eben daher gebürtigen M. Koch in Dresden um seine Verwendung bei dem Musikdirector Homilius daselbst, unserm H. eine Stelle auf der dortigen Kreutzschule im Alumnäo zu verschaffen, in Folge dessen er auch am 4. Mai 1775 zum öffentlichen Probesingen zugelassen und nach Beendigung desselben als Alumnus aufgenommen wurde. In den Schulkenntnissen, trotz dem, daß er in der Schule seiner Vaterstadt einer der besten war, noch sehr schwach befunden, wurde er hier der fünften Klasse zugetheilt. Nach Verlauf von 2½ Jahren kam er endlich durch seine Versetzung nach Tertia unter den M. Beutler, einen Lehrer, der zu den verdienstvollsten Schulmännern gezählt zu werden verdient. Als dieser Conrektor ward, rückte auch H. nach Secunda auf und blieb sonach unter diesem Lehrer, dessen Unterricht er auch nach Verlauf von abermals zwei Jahren in der ersten Klasse bis zu seinem Abgange auf

seinem Tode, denn noch am Tage zuvor beschäftigte ihn die Vorbereitung zu einer Karte von Spanien in 4 Blättern lebhaft. In jener ersten Periode bearbeitete er die meisten der kleinern zu den allgemeinen geographischen Ephemeriden des Herrn von Zach gehörigen Karten, mehrere Blätter für die größere Weimarische, mit der Bezeichnung: „Revidirt auf der Sternwarte Seeberg“ versehene Sammlung und unter seiner Leitung wurden ungefähr 25 Blätter zu der militärischen Karte von Deutschland in 204 Blättern ausgeführt. An der unter seinem und Streits Namen erschienenen „Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen“, welche aus den Jahren 1805 und 1806 herrührt, hatte er nur in sofern Antheil, als er sie durch Berichtigungen und Zusätze einigermaßen brauchbar zu machen suchte. Hiermit schloß sich seine Verbindung mit dem geographischen Institute zu Weimar. Stieler bearbeitete in dieser ersten Periode noch einige Karten für Schneider und Weigel in Nürnberg, unter welchen die 1806 entworfene Karte von Ostindien besonders günstige Aufnahme fand. Während der zweiten Periode blieb Stieler in beständiger Verbindung mit der Buchhandlung Justus Perthes in Gotha. Es erschien von 1817 — 23 der Handatlas in 75 Blättern, der erste, nach einem zusammenhängenden Plane und mit wissenschaftlicher Kritik in Deutschland bearbeitete Atlas der gesammten Erdoberfläche. Eine neue Auflage begann 1833. Die gedrängte Zusammenstellung der astronomischen Karten, die glückliche Auffassung anderer, z. B. der Berghöhen, der Antipoden ꝛc., die Erläuterungen und Commentare zu den Karten geben diesem Atlas, neben topographischem Reichthum, Genauigkeit der Angaben und naturgemäßer Bezeichnung des Zusammenhangs der Höhenzüge, einen Werth, welchen das Publikum anerkannt hat. Neben ihm und nach solchem reducirt, erschien der Schulatlas, welcher sich seit 1814 in ungefähr 80,000 Exemplaren verbreitet und einem wahren Bedürfniß des Unterrichts abgeholfen hat. Der späterhin erschienene Atlas von Deutschland in 25 Blättern, welchen Stieler noch zu beendigen so glücklich war, ist das gründlichste und schönste Werk dieser Art, welches unser Vaterland aufzuweisen hat. Neben diesen größern Arbeiten besorgte St. den geographischen Theil der Post- und Reisekarte von Diez. Seine geographische Uebersicht der Sachsen-Ernestinischen Lande, ein

ten. Auch die Obern, besonders D. Tittmann, sahen ihn gern auf diesem Posten, da man glaubte, daß er der auf dem Alumnäum eingerissenen Unordnung kräftig steuern würde, welche Erwartung er auch erfüllte. Kurz darauf wurde er zum Sextus ernannt und diese an sich mit wenig Einnahme verknüpfte Stelle dadurch verbessert, daß dem Sextus auch die fünfte Klasse übertragen worden war. Er entwarf nun mit Bewilligung der Schulinspektion einen neuen Lehrplan für diese beiden Klassen, wonach sie als Bürgerschulklassen eingerichtet wurden und legte denselben seinen Vorgesetzten vor, deren ganzen Beifall und Genehmigung er erhielt. Nach 6jähriger pflichtgetreuer Verwaltung dieser Stelle rückte er zum vierten Lehrer auf und er sowohl, als mancher der übrigen Lehrer fühlten, daß eine durchgreifende Reform der ganzen Schule nöthig sei. Diese fand ihren Schöpfer an dem jetzigen Rector Gröbel, damals von Görlitz als Conrector an die Stelle des verstorbenen M. Küttner berufen. Die Mängel der Schule mit einem Blick übersehend, konnte er sie jedoch nicht eher beseitigen, als bis er nach dem Tode des Rectors Paufler, dessen Platz einnahm. Er erkannte in H. einen Mann, wie er ihn zur Unterstützung bei der Reform der Schule brauchte und würde ihm zum Conrektorat behülflich gewesen sein, wenn er nicht nun schon zu weit im Alter vorgerückt gewesen wäre; doch um ihn einigermaßen zu entschädigen, bewirkte er die Pensionirung des Tertius und beförderte ihn auf diesen Posten. Dieses Amt verwaltete H. 14 Jahre lang mit gewissenhafter Treue und Eifer und ertheilte vorzüglich Unterricht in der Religion und den alten Sprachen mit besonderer Sorgfalt. — Obgleich er in seinen jüngern Jahren schon bedeutend an Kopfgicht gelitten hatte und man bei ihm kein hohes Alter erwartete, so erreichte er solches doch. Im Jahre 1830 wurde er emeritirt und lebte in Ruhe bis 1836, wo er am 17. März, von einem Spaziergange zurückkehrend, nahe bei seiner Wohnung von einem Schlagfluß getroffen wurde und bald darauf in seinem 74. Lebensjahre verschied. Ein Sohn von ihm, welcher Dr. der Medicin ist, lebt in Freyberg im Erzgebirge. — War auch sein Wirkungskreis nicht groß, so hat er doch in den Grenzen desselben nach Kräften und mit regem Eifer für die Ausbildung und Vervollkommnung der ihm anvertrauten Schüler ge-

den aufgenommen wurde. Hier blieb er, bis im März 1813 eine Anzahl Kadetten, deren physische Beschaffenheit sie die Beschwerden eines Feldzugs ertragen ließ, nach Torgau geschickt und dort in die Infanteriebataillone zur einstweiligen Dienstleistung als Unteroffiziere vertheilt wurden. Am 15. April desselben Jahrs ward Z. zum Souslieutenant im damaligen Infanterieregimente Prinz Anton ernannt und war als solcher im Feldzuge des gedachten Jahres bei den Schlachten von Bautzen, Großbeeren, Jüterbogk und Leipzig, so wie bei verschiedenen kleineren Gefechten und bei der Belagerung von Torgau zugegen, dabei sich das Lob eines muthigen und brauchbaren Offiziers erwerbend. Im ersten Linieninfanterieregimente diente er während der Feldzüge von 1814 und 1815 und blieb überhaupt so lange dabei, bis er unterm 3. März 1825 zum Oberlieutenant im dritten Linienregimente avanzirte und nach Zwickau in Garnison zu stehen kam. Am 5. März 1836 war sein Patent als Hauptmann im dritten Schützenbataillon ausgefertigt worden, doch hat er es nicht erhalten, da es mit mehreren andern zusammen abgeschickt wurde und in Zwickau erst einige Stunden nach seinem Tode ankam. Ohne krank gewesen zu sein, fand ihn sein Diener am Morgen des 14. März vom Schlage gerührt, todt im Bett. Mit ihm ging ein sehr guter Offizier verloren.

Dresden. Fr. von Witzleben.

* 78. Dr. Nikolaus Zink,

freiresignirter Pfarrer von Neunkirchen a. S. (Baiern);

geb. d. 25. März 1756 zu Bamberg, gestorben daselbst den 14. März 1836.

Eine lange Reihe von Jahren diente Z. der Kirche und dem Staate mit segenreichem Erfolge. Die Zeit, in welcher er lebte und wirkte, war für Alles äußerst folgenreich. Das Doctorat der Philosophie erhielt er am 25. August 1773 und 9 Jahre später trat er in den Weltpriesterstand (5. October 1782). Am 19. April 1783 ward ihm die Priesterweihe ertheilt und ein Jahr später die Seelsorge übertragen. Erst im Jahre 1798 erhielt er die bischöfliche Pfarrei Zapfendorf. Der Grund dieser langsamen Beförderung lag in den Verhältnissen der damaligen Zeit, indem von den Klöstern aus viele Pfarreien besetzt wurden. Am 3. September 1812 ward

nach 5 erstandenen Lehrjahren trat er als Gehülfe der Handlung ein. Auch in diesem erweiterten Wirkungskreise hielt er unter beständiger Erweiterung seiner Kenntnisse fest an dem Grundsatze der Treue und des Fleißes. So knüpfte sich durch wechselseitiges Vertrauen ein Band zwischen Herrn und Diener, das nicht durch mehrere ehrenvolle Anträge getrennt werden, sondern bis zum Tode bestehen sollte. Im Jahr 1811 verlegte D. Cotta seinen Wohnsitz und sein Hauptgeschäft nach Stuttgart, ließ aber auch zu Tübingen seine Geschäfte durch Laupp mit gewohnter Gewandtheit und Rechtlichkeit fortführen. Im Jahre 1814 erwachte in Laupp der Wunsch, nach 23 durchlebten Dienstjahren nun das Geschäft auf eigene Rechnung übernehmen zu können. Sein Wunsch fand bei Cotta Eingang und L. übernahm nun käuflich Haus und Handlung, wobei D. Cotta einen höchst ehrenvollen Beweis der Anerkennung gab, indem er ihn nicht nur öffentlich empfahl, sondern ihm auch Kredit verschaffte. Im Jahre 1815 verehelichte sich L. und dieses wurde für ihn eine Quelle stillen häuslichen Glücks, das nur durch den Tod von 3 Kindern getrübt wurde. Hatte er als Gehülfe seine Geschäfte gut geführt, so führte er solche als selbstständiger Geschäftsmann mit einer Pünktlichkeit, Rechtlichkeit und Gediegenheit, die ihm die Achtung Aller, die mit ihm in Berührung waren, in hohem Grade verschaffte, worunter er sich besonders auch der persönlichen Freundschaft und Gewogenheit angesehener Männer der Tübinger Universität zu erfreuen hatte. Auch in seinem Privatleben zeichnete ihn biederherzige Geradheit, ein freundlich gefälliges Wesen, ein geselliger Umgang, eine Reinheit und Geschliffenheit der Sitten — eine herrliche Folge der Schule bei einem hochgebildeten Herrn und Meister — vortheilhaft aus. Ihm war ein nicht gewöhnlicher Grad von Witz und Geselligkeit eigen und diese Eigenschaften des Geistes und Herzens gewannen ihm auch die Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten. In seiner Familie waltete L. als Gatte und Vater mit jener Allgewalt, welche nur die Liebe gibt und am glücklichsten fühlte er sich an der Seite seiner Gattin und im Kreise seiner Kinder, die mit der innigsten Liebe an ihm hingen. So hatte nun unser L. sein Geschäft gegründet und im Flor erhalten, so war er von den Seinigen, Freunden und Bekannten geliebt und geachtet, so sah er seinen Sohn heranwachsen, den er nach dem Aus-

Violine zu übernehmen hatte, fiel so glücklich und zur Zufriedenheit des Königs aus, daß dieser ihn, seines jugendlichen Alters ungeachtet, sogleich in die Zahl seiner Kammermusiker einreihte. 23 Jahre hindurch, bis zum Tode Friedrichs, wurde ihm das Glück zu Theil, den musikalischen Abendunterhaltungen desselben beizuwohnen und noch in seinem spätesten Lebensalter entzückte ihn die Erinnerung an jene genußreiche Zeit, in welcher er selbst der vollsten Ausbildung seines Talents entgegengereift war. Es war hauptsächlich der seelenvolle Ton, welchen er seinem Instrumente entlockte und der hinreißende Vortrag, womit er die Herzen seiner Zuhörer zu bezaubern wußte und die wenigen seiner noch lebenden Zeitgenossen, welche unsern Benda hörten, als er in voller Kraft seines Künstlerlebens stand, werden den tiefen Eindruck seines unvergleichlichen Spiels noch in der Erinnerung bewahren. Mit dem Tode Friedrichs des Großen änderte sich der Zustand der königlichen Kapelle und Benda, welcher inzwischen zum Musiklehrer des jetzt regierenden Königs erhoben worden war, wurde wegen zunehmender Augenschwäche in den nachgesuchten Pensionsstand versetzt. Damit endete aber nicht sein musikalisches Leben und Wirken, sondern er trat nun in die Periode ein, wo er durch ausgebreiteten Unterricht, Gesang und Klavierspiel neue Verdienste um die Kunst sich erwarb. Er hatte Potsdam verlassen und Berlin zu seinem Aufenthaltsorte gewählt, weil sich ihm hier ein weiterer Kreis für seine Thätigkeit eröffnete. Sowohl seine ausgezeichneten Gaben als Lehrer, als die Feinheit und Liebenswürdigkeit seiner Sitten, führten ihm eine große Zahl von Schülern zu, von denen einige, welche die musikalische Laufbahn wählten, zu großem Ruf gelangten, alle aber das Andenken ihres Lehrers gewiß mit Liebe im Herzen tragen. Noch im höchsten Alter hatte ihn Liebe zur Kunst und Drang zur Thätigkeit nicht verlassen und als zunehmende Körperschwäche ihn zuletzt ganz an sein Zimmer fesselte, empfing er doch fortwährend Besuche von solchen, besonders ärmeren Schülern, denen er zu seiner Erheiterung und aus menschenfreundlichen Rücksichten unentgeldlichen Unterricht ertheilte.

aufgenommen. Hierauf war er mehrere Jahre Hauslehrer theils bei dem Lieutenant Zink in Lauterbach, theils bei dem Pfarrer Kiel in Lobstedt, kehrte alsdann wieder nach Gotha zurück, wo er in dem von dem Landschuleninspektor Haun errichteten Privatinstitute Unterricht ertheilte, hernach aber im Jahre 1800 an der von dem Generalsuperintendenten Löffler errichteten Freischule als erster Lehrer angestellt wurde. Nach 7 Jahren, also im Jahr 1807 wurde er zum Pfarrer in Tüttleben ernannt. In diesem Jahre noch verheirathete er sich mit Johanne Elisabetha Reinhardt, des Kirchners Reinhardt zu Waltershausen 2ten Tochter dritter Ehe, in welcher glücklichen Ehe ihm 2 Töchter und ein Sohn geboren wurden, welcher letztere jetzt als Hauslehrer am Rhein lebt. Nachdem er mehrere Jahre an Brustbeschwerden gelitten hatte, die endlich in Brustwassersucht ausarteten, starb er am oben genannten Tage. — Durch Amtstreue und freundliches Benehmen gegen Alle, die sich ihm naheten, hat der Verstorbene die Achtung und Liebe seiner Gemeine sich in einem hohen Grade erworben. —

Ch. Credner.

* 85. Dr. Robert Gompf,

Subrect. an d. Gymnasium zu Torgau;

geb. den 21. Dec. 1807, gest. den 20. März 1836.

Gompf war in Eimersleben unweit Magdeburg geboren, wo sein Vater Prediger war und ihn, den er bis dahin selbst gründlich unterrichtet und in dem er besonders den ersten Keim der Vorliebe für griechische Sprache und griechisches Alterthum gelegt hatte, im J. 1822 dem Gymnasium zu Halberstadt übergab. Ein von ihm, dem Knaben, in griechischer Sprache verfaßtes Bittschreiben zur Unterstützung der damals sich frei kämpfenden Griechen und das rühmlichste Abgangszeugniß jenes Gymnasiums bekunden seine vorherrschende Neigung für Griechenland. Den Alterthumswissenschaften widmete er nun auf den Universitäten in Halle von 1826 bis 1828, vornämlich unter der Leitung des Prof. Reisig; in Bonn 1829 und 1830, besonders unter der Leitung des Geh. Staatsraths Niebuhr und des Prof. Welcker, überall mit größter Auszeichnung seine eifrigen Bestrebungen; wie dies bei seinem Oberlehrerexamen in Bonn 1830 in der Anerkennung seiner eigen-

thümlichen gründlichen Studien sich herausstellte. Ueberhaupt wollte er, wenn er etwas ergriff, darin stets sich über das Gewöhnliche erheben. Dafür zeugt, daß schon in seinem ersten Universitätsjahre für die Bearbeitung einer von der theologischen Facultät zu Halle gegebenen Preisaufgabe ihm unter den Mitbewerbern der Preis zuerkannt wurde. Denn auch einigen theolog. Disciplinen hatte er, insofern sie sein künftiger Lehrerberuf forderte, sich mit Eifer zugewendet. Zu weiterer Ausbildung ging er nach Berlin. Er promovirte daselbst zum Doctor der Philosophie und unterrichtete in den J. 1830 und 1831 am Joachimsthalschen- und Friedrich-Wilhelmsgymnasium. Hier bereitete er zum Drucke eine wissenschaftliche, die Geschichte des alten griechischen Staats Sikyon betreffende Abhandlung vor — eine früher von der philosoph. Facultät der Universität Halle gestellte Preisaufgabe, die, von ihm in seinem 20. Jahre gelöst, mit dem Preise gekrönt worden war — und sie erschien 1832 in Berlin unter dem Titel: Sicyoni acorum specimen primum und wurde mit Beifall aufgenommen. Das preuß. Ministerium bestimmte ihn im J. 1832 zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Torgau; und nicht lange nachher rückte er daselbst zum Subrector auf. In einem Programme dieses Gymnasiums vom Jahre 1834 lieferte er eine Fortsetzung jenes Werkes. Legte er nun auch manchen wissenschaftlichen Plan an, erhielt er auch mehrere Einladungen zum Mitarbeiten an gemeinsamen wissenschaftlichen Unternehmungen und lieferte er auch hier und da Beiträge, so war doch sein Hauptaugenmerk sein nunmehriger Beruf. Durch die strengste Gewissenhaftigkeit und Treue darin, durch seinen amtsbrüderlichen Sinn, durch seine freundliche Liebe, die bei der Gründlichkeit seines Wissens, bei dem stillen Frieden seines Herzens und bei dem schönen Gleichmaaß seiner Geistes- und Herzensbildung jeder Neulingsanmaßung Feind, im Bunde mit ächter Bescheidenheit stand, machte er sich seine Amtsgenossen zu Freunden. Dieser Gewinn mußte um so dauernder sein, je weniger er durch äußerliche Geschmeidigkeit, schnelles und leichtes Anschmiegen oder andere blos bestechende und blendende gesellige Eigenschaften erlangt war. Sein Eifer und Ernst, seine Kenntnisse und sein Lehrgeschick begründeten ihm die Achtung seiner Schüler und ihre innige Zuneigung erwarb er sich [illegible]h seinen Character, durch seine Gerechtigkeit in der [illegible]e und durch seinen Ernst in der Liebe. Die Ei-

genschaften, welche ihm bisher allgemeine Achtung und Liebe gewonnen hatten, entfalteten sich nun in neuen Richtungen, da er sich im Jahre 1834 einen eignen Hausstand, ein stilles, wahrhaft glückliches Familienleben gründete. Denselben Character, die treue Sorgfalt des Vaters, die Innigkeit des Gatten, die Zärtlichkeit des Sohnes, die Biederkeit des Freundes, die stete regste Theilnahme des Gelehrten an wissenschaftlichen Erscheinungen, den warmen Antheil des Lehrers an seinem Wirkungskreise und vor allen den frommen Sinn, der ihn aus dem elterlichen Hause durch sein Jünglingsleben begleitet hatte, bewährte er auch in dem nun folgenden Jahre des Leidens, als eine langsam entkräftende Krankheit an ihm zehrte, als die Nachricht von dem Tode seines Vaters ihn, der selbst dem Tode entgegen ging, traf.

86. Johann Jacob Freiherr v. Uckermann,

Major, Erb- u. Gerichtsherr auf Bendeleben bei Sondershausen; geb. im J. 1762, gest. zu Dresden den 22. März 1836 *).

Ohne je öffentlich aufgetreten zu sein, war er einer der tiefsten Verehrer, Forscher und ausgezeichnetsten Männer in mehreren wissenschaftlichen Fächern. Von Jugend auf mit außerordentlicher Vorliebe für jede höhere Kenntniß begabt und durch ein Vermögen unterstützt, daß ihn zu einem der reichsten Cavaliere Sachsens machte, pflegte er die Wissenschaften zwar nur als Dilettant, aber eifrig und treu, brachte auch mehrere Jahre seiner Jugend auf Reisen zu. Im J. 1790 trat er als Officier in das sächs. Reiterregiment Garde du Corps und zeigte auch hier, indem er sich durch Diensteifer, wie ächte Cameradschaft die Liebe und Achtung Aller erwarb, den einfach edlen Sinn, der ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete. Im J. 1805 verließ er den militärischen Dienst, zog sich auf eines seiner Güter, das in der reizendsten Lage bei Dresden auf Felsengrunde sich erhebende, jetzt dem Könige eigenthümlich zustehende Schloß Wesenstein zurück, vermählte sich mit einer seinem Herzen werthen, jetzt ebenfalls um ihn trauernden, trefflichen Gattin, die ihm eine zahlreiche Familie schenkte und lebte dort ganz dem häuslichen Glücke wie den Wissenschaften. Wesenstein ward von Jedem be-

*) Leipz. Zeit. 1836. Nr. 75. u. der Teutsche 1836. Nr. 27.

Jahres war er mit der Auszeichnung als Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone geschmückt worden. Im Jahre 1809 wurde Sch. dem zur Untersuchung und Bestrafung der in Nürnberg begangenen Staatsverbrechen daselbst errichteten Spezialgerichte als Kronfiskal beigegeben. In dieser schwierigen Funktion verstand er mit dem strengen Prinzipe des Anklägers die gesetzlich zulässige Milde und Billigkeit zu vereinigen und erwarb sich hierdurch die vollste Zufriedenheit der allerhöchsten Stelle *), sowie ihm auch Beweise der Hochachtung von Seiten des Publikums zu Theil wurden **). Nachdem er, in Folge der im J. 1817 eingetretenen Organisation der Kreisregierungen als Regierungs-Fiskalrath nach Regensburg versetzt worden war, wurde er nach Verlauf von kaum 2 Jahren zum Generalfiskalatsrathe in München befördert. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen traf ihn im Jahre 1822 die ehrenvolle Bestimmung zum Mitgliede der Staatsrathscommission für administrativ-contentiöse Gegenstände und nach Auflösung des Generalfiskalats erhielt er unterm 15. Januar 1826 seine Ernennung zum ersten Kronanwalte des Königreichs und im Jahre 1829 die weitere zum Ministerialrathe. — v. Schiber erwarb sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Staatsmänner seines Vaterlandes und groß sind seine Verdienste um dieses und die Krone Baiern, deren Rechte er mit tiefster Kenntniß, unerschütterlichem Muthe und glücklichem Erfolge bis zu seinem letzten Athemzuge vertheidigte. — Verkannt von Vielen, die oft Neigung und Pflicht verwechseln und in ihm nur den Mann mit der eisernen Stirne sahen, weil er unverrückten Blickes seiner Laufbahn folgte, die ihm Gesetz und Pflicht als seine heiligen Leitsterne vorzeichneten, bewährte er sich Vielen als warmen Freund und seiner Familie als einen zärtlichen stets besorgten Vater.

*) Allerhöchstes Rescr. d. d. 4. Nov. 1809.

**) Mehrere Artikel in Zeitungen, insbes. dem Corresp. v. u. f. Deutschland.

* 87. Christoph Heinrich Jacob Vollimhauß,

Großh. oldenb. pensionirter Ingenieurcapitän zu Oldenburg;

geb. den 29. Juli 1771, gestorben den 22. März 1835.

Aus einer Familie, worin mehrere Mitglieder durch mathematische Kenntnisse sich Ruf erwarben, in Hannover geboren, widmete er sich gleichfalls früh dieser Wissenschaft und trat, sobald er körperlich und geistig hinlänglich gebildet war, als Conducteur bei'm königlich großbr. hannoversch. Ingenieurcorps ein. Am 11. Mai 1794 wurde er zum Fähnrich in diesem Corps ernannt und schon am 1. März 1798 zum Secondelieutenant; allein da im J. 1803 die Franzosen das Churfürstenthum Hannover überzogen und in Folge der Convention zu Artlenburg am 5. Juli desselben Jahres die hannoversche Armee aufgelöst wurde, verlor er nicht allein seine Stelle, sondern auch vorläufig die Aussicht, in seinem Fache wieder angestellt zu werden oder gar weiter zu kommen. — Als daher im Jahre 1804 der verstorbene Herzog von Oldenburg *) das Vermessungscomptoir neu organisirte und dazu die Mitglieder aus den hannoverschen Ingenieurs wählte, trat er bei diesem wieder ein und wurde am 22. Septbr. 1804 als Secondelieutenant wieder angestellt und schon im Jahre 1806 zum Premierlieutenant befördert. — Im Jahre 1811 hatte er indeß das Schicksal, durch die Vereinigung des Herzogthums Oldenburg mit dem französ. Kaiserreiche abermals seine Anstellung zu verlieren. Zwar bekam er später durch die französischen Regierung eine Stelle wieder, allein sobald nach Vertreibung der Franzosen der Herzog von Oldenburg wieder zum Besitz seines Landes gekommen war, kehrte auch er nach Oldenburg zurück und da es für ihn noch keine Geschäfte in seinem Fache gab, zunächst aber die Formirung eines Regiments Infanterie nöthig war, welches der Herzog zu den Truppen der Allirten stellen mußte, trat er bei demselben ein und wurde zum Capitän ernannt. — Im Jahre 1816 aber, als das Vermessungswesen wieder eingerichtet wurde, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein und zwar mit dem Range als Capitän, wo er so lange fungirte, als seine Gesundheit es ihm gestattete, am 13. August 1833 aber wurde er mit Pension in den Ruhestand gesetzt. Schon als er noch in

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

die Universität fort genoß. Diesem Manne verdankte er hauptsächlich seine wissenschaftliche und sittlich religiöse Bildung; denn der Rektor Olpe — Hauptlehrer in der ersten Klasse — war ein größerer Gelehrter als Schulmann. Nach achtjährigem Kursus verließ H. zu Ostern 1783 die Schule mit rühmlichen Zeugnissen und bezog die Universität Wittenberg. Bei seinen sehr beschränkten Mitteln würde er sich hier äußerst kümmerlich haben behelfen müssen, wären ihm nicht vom Rektor Olpe 70 Rthlr., nebst einem kleinen Reisegelde ausgezahlt worden, welche bei seiner Einschränkung beinahe ein Jahr ausreichten, wo er mit Ausgabe des letzten Species die erfreuliche Nachricht von Erlangung eines kurfürstlichen Stipendiums von 30 Rthlrn. und des in seinem Geburtsorte Dommitzsch für dortige Bürgersöhne gestifteten Stipendiums von 20 Rthlrn. erhielt. Bei seinen bescheidenen Ansprüchen fühlte er sich nun, da er auch gleich beim Beginn seiner Universitätszeit das Convikt erhalten hatte, höchst glücklich, indem er durch diese Unterstützung in damaliger Zeit seine Existenz, sowie die Fortsetzung seiner Studien gesichert sah. Er besuchte nur wenige Collegien, doch die eines Schröckh, Tittmann, Reinhard und Dresdo, welche mit Gründlichkeit auch Lebendigkeit des Vortrags und Deutlichkeit verbanden. Nach beendigten dreijährigen Studien bestand er das Kandidatenexamen und kam als Hauslehrer zu den 4 Söhnen des M. Holfert in Reinhardsgrimma bei Dresden. Hier blieb er zwei Jahre und war dann in gleicher Eigenschaft bei dem Oberzeugwärter Dietrich in Dresden eben so lange, nach welcher Zeit er, da ihm diese gezwungene Stellung nicht mehr gefiel, nur Privatstunden zu geben sich vornahm, bis sich eine dauernde Versorgung finden würde. Er erklärte sich darüber dem damaligen Garnisonkantor Pfeilschmidt, einem praktischen Schulmanne und hier traf es sich, daß gerade der bekannte M. Lipsius diese Anstalt verließ und H., dem Kantor schon länger bekannt, jenes Stelle erhielt. Da er aber bereits vier Jahre Candidat war, so bewarb er sich beim Consistorium um eine feste Anstellung und er hatte auch bald die Hoffnung, die Pfarrsubstitutstelle in Johnsbach zu erhalten, als er mit der Nachricht überrascht wurde, daß er, obwohl er nicht darum angehalten, zum Regenten an der Kreuzschule ernannt sei und daß ihn die Alumnen selbst als solchen gewünscht hät-

Lebens war und er sich insbesondere bei dem Sohne als ein treuer aufmerksamer Vater und Freund bewies. Die Uebel der Zeit, die Stürme der Kriege, Unglück und Treulosigkeit der Menschen raubten ihm und seiner Gattin fast das ganze Vermögen; aber auch in der härtesten Trübsal und Prüfung murrte er nie, sondern hielt vielmehr fest an seiner Frömmigkeit, denn seine Religiosität, aus welcher alle übrigen Tugenden seines humanen Herzens und loyalen Gemüths entsprangen, die man allgemein an dem Redlichen anerkannte und schätzte, blieb seine Stärke in jeder Noth, sein Trost bis an's Ende. Gewiß ist es, daß ihm schon längst eine Ahnung seines nahen Todes umschwebte, denn ob er gleich bis zu dem letzten Lebensjahr einer guten Gesundheit genoß und sich gegen alle Menschen in Heiterkeit, Gemüthlichkeit und freundlich dienstwilligem Benehmen gleich blieb, so sahen ihn doch die Seinen immer stiller, in sich gekehrter und ernster werden und erfuhren nachher, daß er das Vorgefühl naher Vollendung gegen Andere ruhig ausgesprochen hatte. Nach einem 8wöchentlichen schweren Krankenlager schied er von hinnen, bedauert und gesegnet von Hohen und Niedern, von manchem Armen und ihm folgte der Ruhm in's Grab, daß er ein Mann war von reinem Herzen, von gutem Gewissen — das er für seinen größten Reichthum hielt — und von ungefärbtem Glauben, anspruchslos in seinem Wandel und ohne thörichten Stolz in seiner Denkart.

89. Dr. Heinrich Christian Michael Rettig,

Prof. der Theol. und derzeitiger Rector der Hochschule zu Zürich; geb. im J. 1799 (?), gest. den 24. März 1836 *).

Die Hochschule Zürich verlor in ihm eine ihrer schönsten Zierden. Lichtvoll, belebt, anregend und anziehend im öffentlichen Vortrage, war er zugleich für Alle, die nach gründlicher Ausbildung strebten, ein freundlicher und sicherer Führer und Rathgeber, stets bereit zu ermuthigen und aufzumuntern, wo er eine gute Grundlage und redliches Streben wahrzunehmen glaubte. Als Vorsteher der Hochschule war er ausgezeichnet durch jene Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, die namentlich dem überlegenen Geiste so wohl ansteht, verband er den klaren Blick und den richtigen Tact, die den geschickten

*) Allgemeine Zeitung Nr. 90. 1836.

wirkt und schon dies ist der allgemeinen Anerkennung in hohem Grade werth.

Dresden. August Matthaeï

* 83. Jakob Heinrich Laupp,

Buchhändler zu Tübingen;

geb. den 18. Sept. 1780, gest. den 18. März 1836.

Laupp war der dritte Sohn armer bürgerlicher Eltern zu Tübingen und hatte schon in seinem zweiten Jahre das Unglück, den Vater zu verlieren, durch dessen Tod die Familie in sehr dürftige Lage gerieth. Eine Kränklichkeit, an der er von Geburt an oft sehr schwer litt, ließ ihm einen schwächlichen Körper zurück, so daß er erst nach dem siebenten Jahre den Schulbesuch beginnen konnte. Die Armuth der Mutter erlaubte ihr nicht, ihm eine Erziehung zu geben, wie sie es gewünscht hätte; doch schickte sie ihn in die lateinische Schule, obgleich ihr das Schulgeld für diesen und 2 ältere Söhne sehr schwer wurde. In seinem 8. Jahre mußte er in die Zahl junger Kirchensänger treten, um sein Schulgeld zu verdienen. Bald ereignete sich ein Umstand, der seinem ganzen Leben die bestimmte Richtung gab. Ein älterer Bruder diente bei dem D. Johann Friedr. Cotta *), Eigenthümer der so berühmten Cottaischen Buchhandlung in Tübingen, als Dienstknecht, wurde krank und unser L. abgeschickt, um seinem Herrn die Krankheit zu melden. D. Cotta behielt diesen statt des ältern Bruders bei sich und bis zum 14. Jahre, wo er die Schule verließ, mußte er neben seinen Schulstunden und neben seinen Verrichtungen als Kirchensänger die Geschäfte des Auslaufens versehen. L. hatte an den Geschäften des Buchhandels, die er mit unermüdetem Fleiß versah, solche Freude, daß er solche förmlich zu erlernen wünschte und hatte die Freude, sich von seinem Herrn wirklich in die Lehre aufgenommen zu sehen. D. Cotta, dieser weltbekannte Geschäftsmann, der zwar von seinen Untergebenen strengen und treuen Fleiß forderte, solchen aber auch zu belohnen wußte, legte nun den Grund zu L.'s seltenen Kenntnissen, zu seiner Ausdauer und zu seinem künftigen Glücke. Der Lehrling entsprach aber auch der Erwartung seines Prinzipals, an dem er mit unerschütterlicher Treue hing und

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 840.

später zu diesem noch einen — war er ein wahrer Freund. Er leitete sie wie ein Vater und würdigte sich nie durch Prätensionen, durch barsches Wesen gegen dieselben herab. Mängel und Schwachheiten suchte er liebevoll zu verbessern. Allgemein geliebt war er bei seinen Pfarrkindern, da er Jedem derselben zu jeder Zeit mit Rath und That hülfreich war und nicht hartnäckig auf die Entrichtung dessen bestand, was ihm von Rechts wegen gebührte. Er berücksichtigte Zeit, Ort und Umstände. — Für seine Freunde war er thätig besorgt, unterstützte sie, wo und wie er konnte und zeigte sich äußerst liberal gegen Fremde, Studenten und Jugendfreunde. Alle Jahre kamen in den Ferien eine große Anzahl von Studenten bei ihm zusammen, erfreuten sich guter Aufnahme und köstlicher Pflege und auch Angesehene beehrten ihn mit ihrem Besuche. — Thätig zeigte er sich als Districtsschuleninspector. Er hielt bei den Prüfungen die rechte Mitte. Weit entfernt, allzuspitzfindige und die Fassungskraft der Schüler übersteigende Fragen zu stellen, oder nur spielend Fragen an die Schüler zu richten, suchte er vielmehr alle seine Fragen ganz nach den Fassungskräften der Schüler einzurichten, um aus der Beantwortung derselben ein Urtheil über die Schüler, mit Rücksichtnahme auf andere Verhältnisse fällen zu können. Viele Jahre begleitete er diese Stelle, bis ihn das Alter und oft wiederkehrende Kränklichkeit mahnten, um Enthebung dieser Stelle höchsten Ortes nachzusuchen. Die königliche Regierung entsprach seiner Bitte. Als Decan war er für Alle ihm untergebene Geistliche der treueste Rathgeber. Auch hier bewährte sich sein edler Character; ohne Hochmuth und Eitelkeit wandelte er unter seinen Amtsbrüdern anspruchslos und liebevoll. Daher ward ihm auch von Allen die ungetheilteste Achtung und Liebe. — Ein Schlagfluß endete sein Leben.

Bamberg. G. Thiem.

* 91. Gottfried Christian Vogel,

Hauptmann a la suite und wirkl. Professor der Mathematik (beim kön. Cadettencorps zu München);

geb. den 17. Mai 1795, gest. den 28. März 1836.

Er war der Sohn des verstorbenen königl. preuß. 1. Rechnungsrevisors Albrecht Vogel zu Baireuth und widmete sich nach vollendeten Gymnasialstudien anfänglich dem Baufache, dann aber, dem Wunsche seines Va-

tritt aus der Schule in die Handlung eingeführt hatte und so schien ihm das Glück eines ruhigen Alters beschieden zu sein, als die Katastrophe eintrat, die über seine Familie so unbeschreiblichen Jammer gebracht hat. Seit Neujahr 1836 glaubten die Seinigen und seine Freunde zuweilen eine Abnahme seiner Heiterkeit zu bemerken; er hatte sogar Stunden, wo er sich einer ungewöhnlichen Stille hingab, immer aber nur von kurzer Dauer wich diese der wiederkehrenden Heiterkeit. Auch ein etwas beengtes Athemholen schien sich wieder verloren zu haben. Am Morgen des 18. März um 7 Uhr ging er an seine Geschäfte. Bald kam er wieder ins Wohnzimmer und klagte über Aufstoßen, ging aber sogleich wieder in das Geschäftszimmer und arbeitete. Kaum hatte er eine kleine Viertelstunde gearbeitet, als er plötzlich, ohne einen Laut, vom Stuhle herunterstürzte. Alle Rettungsmittel waren vergebens; ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Allgemeine Theilnahme sprach sich bei der Nachricht seines Todes aus und eine seltene Menschenmenge begleitete ihn zum Grabe.

* 84. Georg Friedrich Ortleb,

Pfarrer zu Tüttleben bei Gotha;

geboren den 20. Mai 1767, gestorben den 18. März 1836.

Er war zu Gotha geboren. Seine Eltern waren der Hofbraumeister und Mälzer Johann Friedrich Ortleb und seine Mutter Johanne Marie, geborne Löwer. In seinen frühern Jahren besuchte er die untern Klassen der Stadtschule und erlernte bei dem Schullehrer Kirst in Quarta die Elemente der lateinischen Sprache. Im Jahre 1780 wurde er ein Schüler des eigentlichen Gymnasiums und durchlief nun von Tertia an die sämmtlichen Klassen desselben, in welchen die damaligen Lehrer, Döring, Jacobs, Manso, Kaltwasser, Briegleb, Zeyß, ihn in den klassischen und alten Sprachen unterrichteten. Im Herbst 1780 trat er seine akademische Laufbahn zu Jena an, wo in der Philosophie und Mathematik die Professoren Ulrich und Wiedeburg und in den theologischen Wissenschaften Griesbach und Döderlein seine Lehrer waren. Nach dreien in Jena verlebten Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde, nach rühmlich überstandener Prüfung, im Jahre 1788 unter die Zahl der Candidaten des Predigtamtes

aufgenommen. Hierauf war er mehrere Jahre Hauslehrer theils bei dem Lieutenant Zink in Lauterbach, theils bei dem Pfarrer Kiel in Lobstedt, kehrte alsdann wieder nach Gotha zurück, wo er in dem von dem Landschuleninspektor Haun errichteten Privatinstitute Unterricht ertheilte, hernach aber im Jahre 1800 an der von dem Generalsuperintendenten Löffler errichteten Freischule als erster Lehrer angestellt wurde. Nach 7 Jahren, also im Jahr 1807 wurde er zum Pfarrer in Tüttleben ernannt. In diesem Jahre noch verheirathete er sich mit Johanne Elisabetha Reinhardt, des Kirchners Reinhardt zu Waltershausen 2ten Tochter dritter Ehe, in welcher glücklichen Ehe ihm 2 Töchter und ein Sohn geboren wurden, welcher letztere jetzt als Hauslehrer am Rhein lebt. Nachdem er mehrere Jahre an Brustbeschwerden gelitten hatte, die endlich in Brustwassersucht ausarteten, starb er am oben genannten Tage. — Durch Amtstreue und freundliches Benehmen gegen Alle, die sich ihm naheten, hat der Verstorbene die Achtung und Liebe seiner Gemeine sich in einem hohen Grade erworben. —

Ch. Credner.

* 85. Dr. Robert Gompf,

Subrect. an d. Gymnasium zu Torgau;

geb. den 21. Dec. 1807, gest. den 20. März 1836.

Gompf war in Eimersleben unweit Magdeburg geboren, wo sein Vater Prediger war und ihn, den er bis dahin selbst gründlich unterrichtet und in dem er besonders den ersten Keim der Vorliebe für griechische Sprache und griechisches Alterthum gelegt hatte, im J. 1822 dem Gymnasium zu Halberstadt übergab. Ein von ihm, dem Knaben, in griechischer Sprache verfaßtes Bittschreiben zur Unterstützung der damals sich frei kämpfenden Griechen und das rühmlichste Abgangszeugniß jenes Gymnasiums bekunden seine vorherrschende Neigung für Griechenland. Den Alterthumswissenschaften widmete er nun auf den Universitäten in Halle von 1826 bis 1828, vornämlich unter der Leitung des Prof. Reisig; in Bonn 1829 und 1830, besonders unter der Leitung des Geh. Staatsraths Niebuhr und des Prof. Welcker, überall mit größter Auszeichnung seine eifrigen Bestrebungen; wie dies bei seinem Oberlehrerexamen in Bonn 1830 in der Anerkennung seiner eigen-

thümlichen gründlichen Studien sich herausstellte. Ueberhaupt wollte er, wenn er etwas ergriff, darin stets sich über das Gewöhnliche erheben. Dafür zeugt, daß schon in seinem ersten Universitätsjahre für die Bearbeitung einer von der theologischen Facultät zu Halle gegebenen Preisaufgabe ihm unter den Mitbewerbern der Preis zuerkannt wurde. Denn auch einigen theolog. Disciplinen hatte er, insofern sie sein künftiger Lehrerberuf forderte, sich mit Eifer zugewendet. Zu weiterer Ausbildung ging er nach Berlin. Er promovirte daselbst zum Doctor der Philosophie und unterrichtete in den J. 1830 und 1831 am Joachimsthalschen- und Friedrich-Wilhelmsgymnasium. Hier bereitete er zum Drucke eine wissenschaftliche, die Geschichte des alten griechischen Staats Sikyon betreffende Abhandlung vor — eine früher von der philosoph. Facultät der Universität Halle gestellte Preisaufgabe, die, von ihm in seinem 20. Jahre gelöst, mit dem Preise gekrönt worden war — und sie erschien 1832 in Berlin unter dem Titel: Sicyoni acorum specimen primum und wurde mit Beifall aufgenommen. Das preuß. Ministerium bestimmte ihn im J. 1832 zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Torgau; und nicht lange nachher rückte er daselbst zum Subrector auf. In einem Programme dieses Gymnasiums vom Jahre 1834 lieferte er eine Fortsetzung jenes Werkes. Legte er nun auch manchen wissenschaftlichen Plan an, erhielt er auch mehrere Einladungen zum Mitarbeiten an gemeinsamen wissenschaftlichen Unternehmungen und lieferte er auch hier und da Beiträge, so war doch sein Hauptaugenmerk sein nunmehriger Beruf. Durch die strengste Gewissenhaftigkeit und Treue darin, durch seinen amtsbrüderlichen Sinn, durch seine freundliche Liebe, die bei der Gründlichkeit seines Wissens, bei dem stillen Frieden seines Herzens und bei dem schönen Gleichmaas seiner Geistes- und Herzensbildung jeder Neulingsanmaßung Feind, im Bunde mit ächter Bescheidenheit stand, machte er sich seine Amtsgenossen zu Freunden. Dieser Gewinn mußte um so dauernder sein, je weniger er durch äußerliche Geschmeidigkeit, schnelles und leichtes Anschmiegen oder andere blos bestechende und blendende gesellige Eigenschaften erlangt war. Sein Eifer und Ernst, seine Kenntnisse und sein Lehrgeschick begründeten ihm die Achtung seiner Schüler und ihre innige Zuneigung erwarb er sich durch seinen Character, durch seine Gerechtigkeit in der Milde und durch seinen Ernst in der Liebe. Die Ei-

genschaften, welche ihm bisher allgemeine Achtung und Liebe gewonnen hatten, entfalteten sich nun in neuen Richtungen, da er sich im Jahre 1834 einen eignen Hausstand, ein stilles, wahrhaft glückliches Familienleben gründete. Denselben Character, die treue Sorgfalt des Vaters, die Innigkeit des Gatten, die Zärtlichkeit des Sohnes, die Biederkeit des Freundes, die stete regste Theilnahme des Gelehrten an wissenschaftlichen Erscheinungen, den warmen Antheil des Lehrers an seinem Wirkungskreise und vor allen den frommen Sinn, der ihn aus dem elterlichen Hause durch sein Jünglingsleben begleitet hatte, bewährte er auch in dem nun folgenden Jahre des Leidens, als eine langsam entkräftende Krankheit an ihm zehrte, als die Nachricht von dem Tode seines Vaters ihn, der selbst dem Tode entgegen ging, traf.

86. Johann Jacob Freiherr v. Uckermann,

Major, Erb- u. Gerichtsherr auf Bendeleben bei Sondershausen; geb. im J. 1762, gest. zu Dresden den 22. März 1836 *).

Ohne je öffentlich aufgetreten zu sein, war er einer der tiefsten Verehrer, Forscher und ausgezeichnetsten Männer in mehreren wissenschaftlichen Fächern. Von Jugend auf mit außerordentlicher Vorliebe für jede höhere Kenntniß begabt und durch ein Vermögen unterstützt, daß ihn zu einem der reichsten Cavaliere Sachsens machte, pflegte er die Wissenschaften zwar nur als Dilettant, aber eifrig und treu, brachte auch mehrere Jahre seiner Jugend auf Reisen zu. Im J. 1790 trat er als Officier in das sächs. Reiterregiment Garde du Corps und zeigte auch hier, indem er sich durch Diensteifer, wie ächte Cameradschaft die Liebe und Achtung Aller erwarb, den einfach edlen Sinn, der ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete. Im J. 1805 verließ er den militärischen Dienst, zog sich auf eines seiner Güter, das in der reizendsten Lage bei Dresden auf Felsengrunde sich erhebende, jetzt dem Könige eigenthümlich zustehende Schloß Wesenstein zurück, vermählte sich mit einer seinem Herzen werthen, jetzt ebenfalls um ihn trauernden, trefflichen Gattin, die ihm eine zahlreiche Familie schenkte und lebte dort ganz dem häuslichen Glücke wie den Wissenschaften. Wesenstein ward von Jedem be-

*) Leipz. Zeit. 1836. Nr. 75. u. der Teutsche 1836. Nr. 27.

sucht, der sowohl in diesen sich auszeichnete, als für Kunst und Natur Gefühl in sich trug und jeder Gebildete war in diesem Kreise willkommen. Oft aber führte den besonders der Astronomie, Chemie und andern verwandten wissenschaftlichen Zweigen sich fortwährend emsig widmenden Uckermann der Durst nach unmittelbarer Belehrung aus dem Munde der Vertrautesten mit diesen Kenntnissen halbe, ja ganze Jahre lang auf Universitäten Deutschlands oder in die Hörsäle von Paris, wo er namentlich mit dem größten Eifer die Vorträge der dortigen großen Astronomen hörte und von dem, was er erforschte, daheim sich Rechenschaft in schriftlichen Aufsätzen gab, die gewiß bei einer Veröffentlichung das würdigste Zeugniß für ihn würden abgelegt haben. Nach dem Verkaufe von Wesenstein zog er sich den größten Theil des Jahres hindurch auf sein Stammgut Bendeleben zurück, wo er seinen Lieblingswissenschaften lebte und namentlich für astronom. Beobachtungen sehr schöne Instrumente aufstellte und benutzte. Doch brachte er auch mehrere Monate des Jahres in Dresden zu, wo indeß Söhne und Töchter von ihm häusliche Begründungen gefunden hatten und durch kindliche Liebe ihm den Abend seines Lebens verschönten. Namentlich befand er sich während des Winters 1835 daselbst, fühlte sich von kräftigerer Gesundheit und lebendigerem Geiste als je und unerwartet wie sanft senkte ihm der Genius die Fackel. Er ruht auf dem Friedhofe zu Bendeleben. — Eben so ausgezeichnet wie in wissenschaftlicher, war der Verewigte in sittlicher Hinsicht. Sein Herz war für alles Gute, Schöne und Edle empfänglich und in seinem Umgange mit Andern war Freundlichkeit, die höchste Leutseligkeit und Herablassung mit Anmuth gepaart. Rechtlicher Sinn, Aufrichtigkeit, zuvorkommende Gefälligkeit, ausdauernde Thätigkeit, anspruchslose Bescheidenheit, Wohlthätigkeit, Uneigennützigkeit, Freigebigkeit, thätige Menschenliebe waren die Grundzüge seines edlen Characters, die ihm den Beifall, die Liebe und Achtung Aller erwarben. Mit der zärtlichsten Liebe hing sein Herz an seiner Familie und welch' ein gütiger Herr er seinen Unterthanen in Bendeleben war, davon zeugt, außer vielen andern Beweisen, seine ganz freiwillige und unentgeldliche Entlassung der Frohndienste, ein seltenes Beispiel der Uneigennützigkeit und Freigebigkeit.

* 87. Christoph Heinrich Jacob Vollimhauß,

Großh. oldenb. pensionirter Ingenieurcapitän zu Oldenburg;
geb. den 29. Juli 1771, gestorben den 22. März 1835.

Aus einer Familie, worin mehrere Mitglieder durch mathematische Kenntnisse sich Ruf erwarben, in Hannover geboren, widmete er sich gleichfalls früh dieser Wissenschaft und trat, sobald er körperlich und geistig hinlänglich gebildet war, als Conducteur bei'm königlich großbr. hannoversch. Ingenieurcorps ein. Am 11. Mai 1794 wurde er zum Fähnrich in diesem Corps ernannt und schon am 1. März 1798 zum Secondelieutenant; allein da im J. 1803 die Franzosen das Churfürstenthum Hannover überzogen und in Folge der Convention zu Artlenburg am 5. Juli desselben Jahres die hannoversche Armee aufgelöst wurde, verlor er nicht allein seine Stelle, sondern auch vorläufig die Aussicht, in seinem Fache wieder angestellt zu werden oder gar weiter zu kommen. — Als daher im Jahre 1804 der verstorbene Herzog von Oldenburg *) das Vermessungscomptoir neu organisirte und dazu die Mitglieder aus den hannoverschen Ingenieurs wählte, trat er bei diesem wieder ein und wurde am 22. Septbr. 1804 als Secondelieutenant wieder angestellt und schon im Jahre 1806 zum Premierlieutenant befördert. — Im Jahre 1811 hatte er indeß das Schicksal, durch die Vereinigung des Herzogthums Oldenburg mit dem französ. Kaiserreiche abermals seine Anstellung zu verlieren. Zwar bekam er später durch die französischen Regierung eine Stelle wieder, allein sobald nach Vertreibung der Franzosen der Herzog von Oldenburg wieder zum Besitz seines Landes gekommen war, kehrte auch er nach Oldenburg zurück und da es für ihn noch keine Geschäfte in seinem Fache gab, zunächst aber die Formirung eines Regiments Infanterie nöthig war, welches der Herzog zu den Truppen der Allirten stellen mußte, trat er bei demselben ein und wurde zum Capitän ernannt. — Im Jahre 1816 aber, als das Vermessungswesen wieder eingerichtet wurde, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein und zwar mit dem Range als Capitän, wo er so lange fungirte, als seine Gesundheit es ihm gestattete, am 13. August 1833 aber wurde er mit Pension in den Ruhestand gesetzt. Schon als er noch in

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. des N. Nekr. S. 443.

hannoverschen Diensten stand, hatte er sich mit Johanne Dorothee Henriette Schweitzer verheirathet, welche nebst mehreren Kindern ihn überlebte. Ein Sohn von ihm steht als Lieutenant im großh. oldenb. zweiten Infanterieregimente.

* 88. Friedrich August Gottlob v. Gersdorf,

königl. sächs. Kammerherr zu Dresden;

geboren den 27. Juli 1766, gest. am 23. März 1836.

Er war als zweiter Sohn des königlich sächs. Kammerjunkers Carl August v. Gersdorf und Frauen Erdmuthe, geb. v. Nostiz, aus dem Hause Groß-Radzih in der Oberlausitz, auf dem Rittergute Gröditz daselbst, das sein Vater besaß, geboren. Das erste schmerzliche Ereigniß seines Lebens betraf ihn in dem Tode seiner vortrefflichen Mutter, in seinem 12. Jahre, der er, so wie seinem ersten Lehrer, eine frühe und entschiedene Richtung zum Guten, zur wahren Frömmigkeit und zu reinen moralischen Grundsätzen, denen er unerschüttert treu geblieben ist, verdankte. Er verließ im 14. Jahre das Vaterhaus, kam mit seinem ältesten Bruder nach Görlitz auf das Gymnasium, sodann zu weiterer Ausbildung nach Dresden und studirte in der Folge 3 Jahre in Leipzig, wo ihm überall die ehrenvollsten Zeugnisse zu Theil wurden. Schon im 20. Jahre ward er Kammerjunker am königl. sächs. Hofe und eine Reihe von 50 Jahren blieb er mit unwandelbarer Treue, mit dem größten Eifer und der allerwärmsten, innigsten Anhänglichkeit in dem Dienste Friedrich Augusts und Antons und hatte sich der allerseitigen hohen Gnade und Wohlwollens stets zu erfreuen. — Im J. 1792 verheirathete er sich mit dem einzigen Kinde seines Vatersbruders, Charlotte Eleonore Wilhelmine von Gersdorf, aus dem Hause Belmsdorf in der Oberlausitz, der jetzt schmerzlich betrübten Wittwe, in welcher Ehe ihm 8 Kinder geboren wurden, von denen 4 in zarter Kindheit starben und ein hoffnungsvoller Sohn von 15 Jahren ihm in die Ewigkeit voranging. Im J. 1796 kaufte er das Gut Biesig bei Reichenbach in der Oberlausitz und lebte daselbst 11 Jahre mit den Seinen, die Zeit, wo er nicht im Dienst war, einer regsamen Thätigkeit weihend; allein später fand er rathsamer, es zu verkaufen und sich mit seiner Familie ganz nach Dresden zu wenden, wo die Erziehung seiner Kinder die angelegentlichste Sorge seines

Lebens war und er sich insbesondere bei dem Sohne als ein treuer aufmerksamer Vater und Freund bewies. Die Uebel der Zeit, die Stürme der Kriege, Unglück und Treulosigkeit der Menschen raubten ihm und seiner Gattin fast das ganze Vermögen; aber auch in der härtesten Trübsal und Prüfung murrte er nie, sondern hielt vielmehr fest an seiner Frömmigkeit, denn seine Religiosität, aus welcher alle übrigen Tugenden seines humanen Herzens und loyalen Gemüths entsprangen, die man allgemein an dem Redlichen anerkannte und schätzte, blieb seine Stärke in jeder Noth, sein Trost bis an's Ende. Gewiß ist es, daß ihm schon längst eine Ahnung seines nahen Todes umschwebte, denn ob er gleich bis zu dem letzten Lebensjahr einer guten Gesundheit genoß und sich gegen alle Menschen in Heiterkeit, Gemüthlichkeit und freundlich dienstwilligem Benehmen gleich blieb, so sahen ihn doch die Seinen immer stiller, in sich gekehrter und ernster werden und erfuhren nachher, daß er das Vorgefühl naher Vollendung gegen Andere ruhig ausgesprochen hatte. Nach einem 8wöchentlichen schweren Krankenlager schied er von hinnen, bedauert und gesegnet von Hohen und Niedern, von manchem Armen und ihm folgte der Ruhm in's Grab, daß er ein Mann war von reinem Herzen, von gutem Gewissen — das er für seinen größten Reichthum hielt — und von ungefärbtem Glauben, anspruchslos in seinem Wandel und ohne thörichten Stolz in seiner Denkart.

89. Dr. Heinrich Christian Michael Rettig,

Prof. der Theol. und derzeitiger Rector der Hochschule zu Zürich; geb. im J. 1799 (?), gest. den 24. März 1836 *).

Die Hochschule Zürich verlor in ihm eine ihrer schönsten Zierden. Lichtvoll, belebt, anregend und anziehend im öffentlichen Vortrage, war er zugleich für Alle, die nach gründlicher Ausbildung strebten, ein freundlicher und sicherer Führer und Rathgeber, stets bereit zu ermuthigen und aufzumuntern, wo er eine gute Grundlage und redliches Streben wahrzunehmen glaubte. Als Vorsteher der Hochschule war er ausgezeichnet durch jene Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, die namentlich dem überlegenen Geiste so wohl ansteht, verband er den klaren Blick und den richtigen Tact, die den geschickten

*) Allgemeine Zeitung Nr. 90. 1836.

Geschäftsmann beurkunden. Als solchen hat er sich auch bei den kirchlichen Verhandlungen bewiesen, zu denen er, noch in den letzten Monaten seines Lebens, durch die Synode seines Cantons berufen ward, insbesondere bei den Berathungen über eine durch die evangelischen Kirchen in der Schweiz zu veranstaltende neue Bibelübersetzung. Alle diese verschiedenartigen Erscheinungen seiner äußern Wirksamkeit quollen aus seinen von den Ueberzeugungen des Christenthums tief ergriffenen und durchdrungenen Gemüthe; in diesem religiösen Glauben wurzelte die Kraft und Sicherheit in Allem, was er vornahm Der theologischen Wissenschaft und der Kirche hatte er sein Leben geweiht. Seine letzte literarische Arbeit, die ihn noch auf seinem langen Krankenlager beschäftigte und die, wie man vernimmt, der Vollendung ganz nahe ist, war die Herausgabe eines Evangeliencodex aus der St. Gallischen Stiftsbibliothek, der ihm zu diesem Beruf von den dortigen Behörden auf' höchst liberale Weise war anvertraut worden. In seiner Schrift: „die freie Kirche" hat er sich als eigenthüml. u. scharfen Denker bewährt. — Außer den genannten Werken erschien noch von ihm: De tempore, quo Magi Bethlehemum venerint. Diss. exegetica. Giessae 1824. — Ctesiae Cnidii vita cum appendice de libris, quos Ctesias composuisse fertur. Hannov. 1827. — Das erweislich älteste Zeugniß für die Aechtheit der in den Kanon des N. Testaments aufgenommenen Apokalypse; geprüft. Leipzig. 1829. — Quaestiones Platonicae. Giessae 1831. — Quaestiones Philippenses. Ibid. 1831. — Deutsche Beispiele zur Einübung der griech. Formenlehre, nach Fr. Jacobs Elementarbuch der griech. Sprache. 1. Thls. 1. Curs. 1, u. 2. Abth. 2. sorgfältig verb. Aufl. Leipz. 1834. — Wortregister über die deutschen Beispiele zur Einübung der griech. Formenlehre. 2. Aufl. Ebend. 1834. — De numero Platonis disputatio. Bernae 1835.

* 90. Joseph Gabriel Neumüller,

Pfarrer zu Auerbach im Obermainkreise Baierns, Districtsschuleninspector und Decan des Landcapitels Auerbach;

geb. d. 14. Dec. 1759 zu Auerbach, gest. den 27. März 1836.

Wenn wir den Verblichenen als Seelsorger betrachten, so erscheint er uns ehrwürdig, da er rastlos thätig der Erfüllung seiner Pflichten oblag. — Seinen Hülfspriestern — er hatte Anfangs nur Einen, bekam dann

später zu diesem noch einen — war er ein wahrer Freund. Er leitete sie wie ein Vater und würdigte sich nie durch Prätensionen, durch barsches Wesen gegen dieselben herab. Mängel und Schwachheiten suchte er liebevoll zu verbessern. Allgemein geliebt war er bei seinen Pfarrkindern, da er Jedem derselben zu jeder Zeit mit Rath und That hülfreich war und nicht hartnäckig auf die Entrichtung dessen bestand, was ihm von Rechts wegen gebührte. Er berücksichtigte Zeit, Ort und Umstände. — Für seine Freunde war er thätig besorgt, unterstützte sie, wo und wie er konnte und zeigte sich äußerst liberal gegen Fremde, Studenten und Jugendfreunde. Alle Jahre kamen in den Ferien eine große Anzahl von Studenten bei ihm zusammen, erfreuten sich guter Aufnahme und köstlicher Pflege und auch Angesehene beehrten ihn mit ihrem Besuche. — Thätig zeigte er sich als Districtsschuleninspector. Er hielt bei den Prüfungen die rechte Mitte. Weit entfernt, allzuspitzfindige und die Fassungskraft der Schüler übersteigende Fragen zu stellen, oder nur spielend Fragen an die Schüler zu richten, suchte er vielmehr alle seine Fragen ganz nach den Fassungskräften der Schüler einzurichten, um aus der Beantwortung derselben ein Urtheil über die Schüler, mit Rücksichtnahme auf andere Verhältnisse fällen zu können. Viele Jahre begleitete er diese Stelle, bis ihn das Alter und oft wiederkehrende Kränklichkeit mahnten, um Enthebung dieser Stelle höchsten Ortes nachzusuchen. Die königliche Regierung entsprach seiner Bitte. Als Decan war er für Alle ihm untergebene Geistliche der treueste Rathgeber. Auch hier bewährte sich sein edler Character; ohne Hochmuth und Eitelkeit wandelte er unter seinen Amtsbrüdern anspruchslos und liebevoll. Daher ward ihm auch von Allen die ungetheilteste Achtung und Liebe. — Ein Schlagfluß endete sein Leben.

Bamberg. G. Thiem.

* 91. Gottfried Christian Vogel,

Hauptmann a la suite und wirkl. Professor der Mathematik (beim kön. Cadettencorps zu München);

geb. den 17. Mai 1795, gest. den 28. März 1836.

Er war der Sohn des verstorbenen königl. preuß. 1. Rechnungsrevisors Albrecht Vogel zu Baireuth und widmete sich nach vollendeten Gymnasialstudien anfänglich dem Baufache, dann aber, dem Wunsche seines Va-

nover sich mit Magdalena Christina Elisabeth Oehme verheirathet, welche am 14. Januar 1827 starb. Auch seine zweite Gattin, Henriette, geb. v. Eichstorff, ging ihm am 16. Nov. 1831 voran. Ein Sohn von ihm steht als Lieutenant im 2. großh. Infant. Regimente.

* 94. Wilhelm Gerhard Mohr,

Pastor zu Seefeld im Herzogth. Oldenburg.

geboren d. 30. Juni 1778, gestorben den 1. Apr. 1836.

Er war in Oldenburg geboren, wo sein Vater Hermann Gerhard Mohr Kaufmann war und seine Mutter, Wilhelmine Lucie, geb. Platzki, als 97jährige Wittwe noch lebt. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Bürgerschule, da er als jüngster Sohn bestimmt war, im väterlichen Hause zu bleiben und die Geschäfte des Vaters nach dessen Tode zu übernehmen. Als aber sein Vater unerwartet früh starb und daher sein ältester Bruder die Geschäfte übernehmen mußte, entschloß er noch spät sich zum Studium der Theologie und besuchte nun das Gymnasium seiner Vaterstadt. Um Ostern 1801 verließ er dasselbe und ging auf die Universität Göttingen, von da er nach vollendeten Studien Ostern 1804 nach Hause zurückkehrte. Er war nun einige Jahre Hauslehrer, zuerst im Hause des Kammerassessors und Amtsvogts Mardenburg in Ellwürden, nachher in dem Hause des reitenden Försters Ahlers zu Wehnden, bis er im J. 1809 examinirt und dann im Herbst desselben Jahrs zum Kapellprediger in Neuenburg ernannt wurde. — Im März 1811 erfolgte bekanntlich die Vereinigung des Herzogthums Oldenburg mit dem französ. Reiche und wenn gleich nach dem kaiserl. Organisationsdecret vom 4. Juli 1811 die geistlichen Angelegenheiten einstweilen ihre bisherige Einrichtung behalten sollten und also der damalige Prediger zu Seefeld von dort nach Großenmeer versetzt werden konnte, so entstanden doch Zweifel darüber, ob der Reichsgraf Bentinck *), dem als Herrn der Herrschaft Varel das Patronatrecht über die Kirche zu Seefeld früher zugestanden hatte, solches unter diesen Verhältnissen ausüben und die Pfarre zu Seefeld wieder besetzen könne. Dieselbe wurde also einstweilen durch den Assistenzprediger verwaltet, indem man erwartete, daß bei der definitiven Organisation der geistlichen

*) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. d. N. Nekr. S. [illegible]

* 92. Christian August Heinrich Clodius,

Senior des grossen Fürstencollegiums u. d. Z. Dechant der philos. Facultät zu Leipzig;

geboren am 21. Sept. 1772, gestorben den 30. März 1836.

Clodius wurde zu Altenburg geboren und verlor schon in seinem 12. Jahre seinen Vater, der Professor der Dichtkunst zu Leipzig und unter den Gelehrten und Schriftstellern seiner Zeit einen ehrenvollen Platz behauptete. Auf seine Erziehung und Ausbildung verwendete nun seine Mutter, Julie, geb. Stölzel, die größte und zärtlichste Sorgfalt. Sie war eine geist- und gemüthvolle, sehr gebildete Frau, von angenehmer Gestalt und liebenswürdigen Sitten. In den hellen, heiteren, blauen Augen des Sohnes spiegelte sich, wie das Auge, so die Seele der Mutter; wogegen sich in seiner gedrängten, kräftigen Gestalt, in seiner durchdringend hellen Stimme, in seiner lebendigen Beweglichkeit, der Vater zu vergegenwärtigen schien, indem zugleich dessen lebhafter Geist, dessen Witz und Scharfsinn, dessen rege Einbildungskraft, dessen muntere Laune und Jovialität, so wie nicht minder die Liebe zur Philosophie und Dichtkunst, in reichem Maase auf den Sohn vererbt war. Die Mitgift eines tief religiösen Gemüths war dessen Erbtheil von beiden Eltern. Und so sehen wir den geistigen, wie den leiblichen Lebenskeim des Sohnes durch das elterliche Wesen bestimmt und gleichsam vorgebildet, so daß es nur des erweckenden Sonnenstrahls der Erziehung bedurfte, um in seiner Individualität und Persönlichkeit die Elemente der elterlichen Eigenthümlichkeiten zum eigenen selbstständigen und freien Leben, nur in neuer, von einer neuen Zeit bestimmten Form zu entwickeln. Wir begleiten ihn auf dieser Entwickelungsbahn. Die Umstände begünstigten ihn. Er wuchs unter den Augen seiner Mutter in gebildeter Gesellschaft heran, die er schon als Kind mit seinem fröhlichen und witzigen Humor ergötzte. Das damals berühmte Böttcher'sche Institut, dessen Zögling er frühzeitig wurde, legte den Grund zu seiner künftigen vielseitigen Bildung in Sprachen, Geschichte, Mythologie, überhaupt in der klassischen Literatur, so wie auch in den Anfangsgründen der Philosophie und Mathematik, der er sich späterhin, neben der Philosophie, mit großer Anstrengung ergab; ferner in der Physik und Naturge-

denstetb ernannt sei. Noch einmal belebte ihn jetzt die Hoffnung, noch einmal blickte er froh auf die sich neugestaltende Zukunft, die ihm seine Gesundheit und seine Kräfte wiederbringen sollte, aber es war nur das trügerische Gefühl, welches Kranken dieser Art so eigen ist. Bald nahmen seine Kräfte immer mehr ab, er fühlte, daß sie nicht wiederkehren würden und wie die Osterfeiertage sich näherten, sagte ihm eine innere Stimme, daß er sie nicht erleben werde. Endlich bestimmte er mit Gewißheit den Charfreitag als seinen Todestag und entschlief an diesem dann sanft und ruhig.

* 95. Johann Friedrich Schröter,

Universitätszeichner und Kupferstecher, auch Inhaber der königl. sächs. gold. Civilverdienstmedaille zu Leipzig;

geb. am 11. Dec. 1770, gest. den 2. April 1836.

Er war zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Johann Fr. Schröter, als Rathsbibliothekaufwärter und Castellan beim großen Concert lebte; seine Mutter war Elisabeth, geb. Löffler aus Magdeburg. Er besuchte zuerst die Thomas-, nachher die Nikolaischule seiner Vaterstadt und wurde später auf der dasigen Zeichnen- und Malerakademie aufgenommen, wo er besonders noch Privat- und Unterricht von Oeser genoß und in der Kupferstecherkunst ein Schüler von Bause war. Seine Bekanntschaft mit dem Stadtwundarzt D. Eckold veranlaßte ihn öfter, im Spital pathologische Gegenstände zu zeichnen und er wurde dadurch mit mehreren jungen Medicinern, als Rosenmüller, Senkeisen, Gräfe und andern bekannt und dieses bestimmte ihn, sich 1792 unter D. Burschers Rektorat inscribiren zu lassen, weil ihm dadurch die Gelegenheit ward, die Anatomie besuchen zu können. Von dem Jahre 1800 an ist er fast mit nichts als anatomischen und pathalogischen Gegenständen beschäftigt worden. Im Jahre 1794 verheirathete er sich mit Rosa Maria Claus († 1813) aus Göttwitz bei Wermsdorf und zeugte mit ihr 5 Kinder, 3 Mädchen und 2 Knaben, von denen jedoch nur ein Sohn und eine Tochter noch leben. Im J. 1813 ward er Universitätszeichner und erhielt im folgenden Jahre einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Berlin, den er jedoch, obgleich er in pekuniärer Hinsicht vortheilhafter war, aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte. Im J. 17 erhielt er die k. sächsische goldene Civilverdienst-

medaille. Seine letzte unvollendete Arbeit war zu einem Werk des Hof- und Medicinalraths D. Seiler in Dresden — „über Brüche" — bestimmt.

* 96. Bernhard Heinrich Kirchhoff,

Doctor der Medizin u. prakt. Arzt zu Rastede im Herzogthum Oldenburg;

geboren am 21. Mai 1809, gest. zu Oldenburg den 4. Apr. 1836.

Er war der vierte Sohn des jetzigen ersten Predigers zu Wiarden, Joh. Georg Anton K. und seiner verstorbene Mutter Christine, geb. Hayessen und wurde in Westrum geboren, wo damals sein Vater Prediger war. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater und kam dann auf die Provinzialschule zu Jever, wo er den Unterricht des verstorbenen Conrektors Berlage, des verst. Rektors und Professors Hollmann und des noch lebenden Rektors D. Seebicht genoß und durch seinen Fleiß sich das beste Zeugniß seiner Lehrer erwarb. Um Ostern 1828 ging er nach Halle, um Medicin zu studiren, blieb aber, weil die dortige Lebensweise ihm nicht zusagte, nur ein halbes Jahr daselbst und begab sich noch am Ende desselben Jahrs nach Würzburg, wo er seine Studien fortsetzte und am 8. Sept. 1831 die Doctorwürde in der Medicin, Chirurgie und Entbindungskunst erhielt, nachdem er eine Dissertation de morbis potatorum geschrieben und über mehrere Theses öffentlich disputirt hatte. Er kehrte darauf zu seinem Vater zurück, fand aber seine Mutter nicht mehr, welche bereits am 29. Mai 1829 verstorben war. Noch im December des Jahrs 1831 wurde er von dem Collegium medicum in Oldenburg examinirt und zwar tüchtig befunden, um zur Praxis zugelassen zu werden, konnte jedoch, weil gerade damals keine Stelle erledigt war, nicht gleich ins praktische Leben eintreten und lebte daher fast ein Jahr im väterlichen Hause, wo er seine Studien eifrig fortsetzte. — Am 30. October 1833 erhielt er auf Veranlassung des Collegium medic. von der großherzogl. Regierung zu Oldenburg den Antrag, sich nach Rastede zu begeben, indem der dortige Arzt durch anhaltende Kränklichkeit verhindert war, in dem ziemlich ausgedehnten Wirkungskreise allen Anforderungen zu genügen. K. folgte diesem Rufe und erwarb sich durch seine unermüdete Thätigkeit, seine Umsicht und seine Kenntnisse bald das Zutrauen der ganzen Gegend,

allein er sollte es nicht lange genießen, nicht lange seinen Nebenmenschen nützlich sein, denn schon bald, nachdem er im November 1835 mit Jeannette Pauline Charlotte Kruse, der Tochter des Kammer-Cassencontroleurs Kr. in Oldenburg sich verheirathet hatte, zeigten sich bei ihm Symptome der Schwindsucht, die so schnell zunahmen, daß er schon am oben genannten Tage im Hause seines Schwiegervaters, wohin er, um ärztliche Hülfe näher zu haben, sich bringen ließ, starb. Einige Monate nach seinem Tode wurde seine Wittwe von Zwillingssöhnen entbunden.

* 97. Carl Heinrich Christoph Trotschcke,

geh. Hofrath und Bürgermeister zu Güstrow;

geb. den 29. Sept. 1769, gestorben am 4. Apr. 1836.

Trotschke war zu Güstrow geboren, hatte in Jena die Rechte studirt und als Advokat und Prokurator des derzeitigen Land- und Hofgerichts seine bürgerliche Laufbahn in seiner Vaterstadt begonnen. Sein rascher Verstand, seine Treue und Thätigkeit erwarben ihm bald allgemeines Vertrauen. Im Jahre 1799 zum Rathsmitgliede ernannt, verdiente er sich als freundlicher Vermittler und Rathgeber die volle Liebe und Achtung der Einwohner und bethätigte, ungeachtet seine körperlichen Kräfte den Mühseligkeiten, welche die Kriegsjahre ihm vorzugsweise auferlegten, nicht gewachsen schienen, durch Uebernahme mannichfaltiger Aufträge in Landesangelegenheiten sein unablässiges Streben, nach Möglichkeit nützlich zu werden. Der Umsicht, mit welcher er diese Aufträge ausführte, verdankte er das ihm mittelst ehrenvollen eigenhändigen Schreibens des Großherzogs Friedrich Franz vom 14. Juni 1808 zugefertigte Hofrathspatent. Am 1. Juli 1814 ward er zum Bürgermeister der Vorderstadt Güstrow erwählt und in dieser Stellung blieb er nicht blos den Bürgern ein treuer Rathgeber und freundlicher Unterstützer, seinem Einflusse und seiner Raschheit verdankt die Stadt auch manche ihre Wohlhabenheit sichernde Institute und sein versöhnender Geist und eigene Fertigkeit, entgegengesetzte Interessen zur Zufriedenheit Aller auszugleichen, seine Pünktlichkeit und stete Gefälligkeit gewannen ihm die Freundschaft aller seiner Collegen. Zum Beweise der Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung und Dienstverwaltung ward er unterm 27. Juni 1821 zum mecklenburg-

schwerinschen geh. Hofrath ernannt, nachdem er in Folge treuer Besorgung der von dem Kurfürsten von Hessen ihm in den Kriegsjahren übertragenen Angelegenheiten unterm 24. Mai 1820 das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen empfangen hatte. Im Jahre 1824 ward er Mitglied des engern Ausschusses der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft und unterm 5. Juli 1827 von dem mecklenburgischen patriotischen Vereine in Anerkenntniß seiner Verdienste um Stadt und Land und des liberalen Sinnes, womit er jede gemeinnützige Stiftung und jedes Talent thätig unterstützte, zum Ehrenmitgliede ernannt. — Er starb unverheirathet, obgleich er ein stilles Familienleben im hohen Grade liebte. —

98. Georg Christian Hanewald,

Fabrikunternehmer zu Quedlinburg;

geboren d. 23. Oct. 1778, gestorben am 6. Apr. 1836 *).

Hanewald wurde zu Sandersleben im Anhalt-Dessauischen, wo sein Vater Kaufmann war, geboren und nachdem er im elterlichen Hause die erste Erziehung genossen und in den Jahren 1789 bis 1791 die Stadtschule zu Aschersleben besucht hatte, widmete er sich dem Handlungsstande und kam im Jahr 1792 als Lehrling in die Handlung des Kaufmanns Johann Gottlieb Eggert daselbst. Nach vollendeten Lehrjahren verblieb er als Gehülfe in derselben und trug durch musterhafte Thätigkeit und Treue zu ihrem Flor wesentlich bei. Im Jahre 1805 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter seines Prinzipals und wurde von diesem Zeitpunkt an Theilhaber an der Handlung. Als im Jahre 1812 sein Schwiegervater aus dem Geschäft zurücktrat, verband sich Hanewald mit seinem noch lebenden Bruder, Carl August Hanewald und beide Brüder führten von nun an unter der noch jetzt bestehenden Firma: J. G. Eggert et Comp. das Geschäft fort, welches unter ihrer Leitung immer blühender wurde und auf immer mehrere Zweige des Handels und Gewerbfleißes sich ausdehnte. Im J. 1834 entriß ihm der Tod nach langwierigen Krankheitsleiden seine würdige Gattin, welche ihm zwei Söhne und zwei Töchter hinterließ und nicht lange dar-

*) Nach dem gemeinnützig. Wochenblatt f. Quedlinburg und die Umgegend. 1836. N. 15.

auf wurde auch er von körperlichen Uebeln öfters heimgesucht, welche sich um Weihnachten des Jahres 1835 bedenklich erneuerten, aller ärztlichen Kunst widerstanden und am oben genannten Tage mit einem sanften Tode endeten. So einfach und geräuschlos dieses Leben war, so reich war es an gemeinnütziger Thätigkeit, an nützlichem Schaffen und Wirken. Schon die Ausdehnung, welche er im Vereine mit seinem ihm treulich zur Seite stehenden Bruder seiner Handlung zu geben wußte, die sich, außer seinem Materialwaarengeschäft, auf einen bedeutenden Verkehr mit Landesprodukten und Eisenwaaren erstreckte, würde einen fleißigen Mann hinreichend beschäftigt haben. Aber dies genügte seiner Thätigkeit noch nicht. Sein Handel mit Oelfrüchten veranlaßte ihn, eine Oelmühle anzulegen, welche anfänglich durch Pferdekraft betrieben wurde, jetzt aber durch eine schon vor mehreren Jahren von ihm erbaute Dampfmaschine mit Erfolg betrieben wird. Mit diesem Etablissement waren schon längst eine Fabrik von Runkelrübensyrup und eine Gartenanlage verbunden, in welcher der Verstorbene nicht nur frühzeitige Früchte und fremde Gewächse zog, sondern auch einen schönen Blumenflor hervorrief. Die vor etwa 18 Jahren begonnene Anpflanzung von Obstbäumen auf den Angern und kahlen Anhöhen in dasiger Feldmark beförderte er mit lebendigem Eifer und zeichnete sich durch eine zweckmäßige Anlage und Pflege seiner Pflanzungen aus; besonders aber vollendete er die von seinem verstorbenen Schwiegervater angefangene Urbarmachung der auf der südöstlichen Seite von Quedlinburg belegenen, von dem Pölkenthore bis an den Kleers sich erstreckenden Stadtgräben, welche er, nachdem er sie von der Stadt in Erbpacht genommen, ebnen, in freundliche Gärten umwandeln und mit Obstbäumen und Weinreben von den edelsten Sorten bepflanzen ließ. So umgab er einen großen Theil der Stadt, dessen Außenseite früherhin durch unfruchtbare Wälle und sumpfige Gräben verunstaltet wurde, mit einer blühenden Gartenanlage und stiftete dadurch seinem praktischen Sinne für das Schöne und Nützliche ein mit jedem Frühling sich verjüngendes Denkmal. Aus dem Obste, welches er in seinen weitläuftigen Pflanzungen gewann, oder sonst einkaufte, ließ er verschiedene Sorten von Obstwein bereiten, womit er einen nicht unbedeutenden Verkehr trieb. Allen seinen [illegible]n Unternehmungen und Anstalten setzte er

aber durch die von ihm gemeinschaftlich mit dem Chemiker D. Zier in Zerbst erfundene und praktisch dargestellte neue Methode der Bereitung des Runkelrüben-Zuckers die Krone auf. Wenn man erwägt, wie viele menschliche Kräfte eine so vielseitige Gewerbsthätigkeit beschäftigt, wie große Anstrengung sie erfordert, wie viele Sorgen sie aufbürdet, so muß man es in der That bewundern, daß H. Neigung, Kraft und Zeit genug übrig behielt, um für das öffentliche Wohl der Stadt in so vielfacher Beziehung wirksam sein zu können. Er war eine lange Reihe von Jahren hindurch Mitglied des dasigen Gemeinderaths und nützte der Stadt in dieser Eigenschaft durch erfahrenen Rath und ersprießliche Dienstleistung in verschiedenen Angelegenheiten; für das Armenwesen und das Waisenhaus wirkte er wohlthätig als Mitglied des Armencollegiums und als Rendant der vereinigten Armen- und Waisenhauskasse, welche er bis zum Schlusse des Jahrs 1835 mit gewohnter Pünktlichkeit verwaltete; als Mitglied der Brühl-Commission sorgte er mit Geschmack und Umsicht und zugleich mit weiser Sparsamkeit für die Erhaltung und Verschönerung des Brühls und half die zu diesem Zwecke gemachten Entwürfe des verewigten Commerzienraths Krage *) bereitwillig mit ausführen. Ueberhaupt war nicht leicht irgend ein gemeinnütziges Unternehmen in Quedlinburg, bei welchem Hanewald nicht mitwirkte; er gab und sammelte Beiträge oder übernahm die Cassengeschäfte, oder wurde sonst durch Rath und That förderlich. Die Anlage einer Chaussée von da nach Egeln und auf der anderen Seite nach Gernrode gehörte zu seinen Lieblingswünschen und auch hier trat er nicht nur dem Aktienvereine, der sich zur Erbauung einer Kunststraße von da nach Gernrode gebildet hat, mit einem ansehnlichen Beitrage als einer der Ersten bei, sondern förderte auch sonst die Sache nach allen Kräften. Mit dieser ausgedehnten gemeinnützigen Wirksamkeit verband er die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in seinem Betragen, ein wohlwollendes, theilnehmendes Herz, Mildthätigkeit gegen Nothleidende, zuvorkommende Gefälligkeit gegen Jedermann. Er blieb ruhig und besonnen in allen Verhältnissen des Lebens, standhaft in Widerwärtigkeiten und in der Freundschaft sich selber gleich. Und alle diese rühmlichen Eigenschaf-

*) S. N. Nekrol. 13. Jahrg. S. 1251.

denfleth ernannt sei. Noch einmal belebte ihn jetzt die Hoffnung, noch einmal blickte er froh auf die sich neugestaltende Zukunft, die ihm seine Gesundheit und seine Kräfte wiederbringen sollte, aber es war nur das trügerische Gefühl, welches Kranken dieser Art so eigen ist. Bald nahmen seine Kräfte immer mehr ab, er fühlte, daß sie nicht wiederkehren würden und wie die Osterfeiertage sich näherten, sagte ihm eine innere Stimme, daß er sie nicht erleben werde. Endlich bestimmte er mit Gewißheit den Charfreitag als seinen Todestag und entschlief an diesem dann sanft und ruhig.

* 95. Johann Friedrich Schröter,

Universitätszeichner und Kupferstecher, auch Inhaber der königl. sächs. gold. Civilverdienstmedaille zu Leipzig;

geb. am 11. Dec. 1770, gest. den 2. April 1836.

Er war zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Johann Fr. Schröter, als Rathsbibliothekaufwärter und Castellan beim großen Concert lebte; seine Mutter war Elisabeth, geb. Löffler aus Magdeburg. Er besuchte zuerst die Thomas-, nachher die Nikolaischule seiner Vaterstadt und wurde später auf der dasigen Zeichnen- und Malerakademie aufgenommen, wo er besonders noch Privat- und Unterricht von Oeser genoß und in der Kupferstecherkunst ein Schüler von Bause war. Seine Bekanntschaft mit dem Stadtwundarzt D. Eckold veranlaßte ihn öfter, im Spital pathologische Gegenstände zu zeichnen und er wurde dadurch mit mehreren jungen Medicinern, als Rosenmüller, Senkeisen, Gräfe und andern bekannt und dieses bestimmte ihn, sich 1792 unter D. Burschers Rektorat inscribiren zu lassen, weil ihm dadurch die Gelegenheit ward, die Anatomie besuchen zu können. Von dem Jahre 1800 an ist er fast mit nichts als anatomischen und pathalogischen Gegenständen beschäftigt worden. Im Jahre 1794 verheirathete er sich mit Rosa Maria Claus († 1813) aus Görtwitz bei Wermsdorf und zeugte mit ihr 5 Kinder, 3 Mädchen und 2 Knaben, von denen jedoch nur ein Sohn und eine Tochter noch leben. Im J. 1813 ward er Universitätszeichner und erhielt im folgenden Jahre einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Berlin, den er jedoch, obgleich er in pekuniärer Hinsicht vortheilhafter war, aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte. Im J. 1817 erhielt er die k. sächsische goldene Civilverdienst-

Angelegenheiten auch rücksichtlich der Patronatrechte Bestimmungen erfolgen würden. Allein diese Organisation verzögerte sich wider Erwarten und da die Verwaltung länger dauern zu lassen auch nicht thunlich war, wurde im J. 1812 der Reichsgraf Bentinck aufgefordert, einen Prediger zu Seefeld zu präsentiren, welcher dann definitiv angestellt werden sollte. Der Graf Bentinck berief darauf am 26. Juli 1812 den Kapellprediger M. zum Prediger in Seefeld und derselbe wurde im Sept. desselben Jahrs als solcher introducirt. — Nachdem der Herzog von Oldenburg *) am 1. Dec. 1813 das Herzogthum wieder in Besitz genommen hatte und nun nach und nach alle Zweige der Verwaltung wieder geordnet wurden, erhielt auch Pastor M. unter'm 23. Febr. 1814 die landesherrliche Bestätigung seiner Vocation. Bereits am 23. April 1813 hatte er mit Sophia Elisabeth Achgelis, der einzigen Tochter eines benachbarten Predigers, des jetzt verstorbenen Pastor Achgelis zu Schwey, sich verheirathet und in einer zwar kinderlosen doch glücklichen Ehe lebte er zufrieden in dem Schoße seiner Gemeinde, der er seine ganze Sorge und alle seine Kräfte widmete und die ihn liebte und ehrte, als er im J. 1823 von einem Halsübel befallen wurde, welches ihm fast ganz die Stimme raubte. Zwar wurde sein Uebel durch Badekuren und ärztliche Hülfe von Zeit zu Zeit vermindert, allein ganz verließ es ihn nicht und er setzte daher seine ganze Hoffnung der Genesung auf eine Veränderung seines Wohnorts. Allein diese war wegen der Ansprüche älterer Prediger nicht so bald zu erlangen und bald fand es sich, daß seine Krankheit einen heftigeren Charakter annahm. Im Winter 1834/35 zeigte sie sich als Schwindsucht und die Symptome derselben nahmen mit dem Frühlinge so zu, daß er seine Geschäfte wahrzunehmen nicht mehr im Stande war. Im Herbst besserte sich jedoch sein Zustand einigermaßen und er nahm nun einen Candidaten zum Gehülfen, welcher die Predigten, Leichenreden und den Unterricht der Confirmanden für ihn besorgte, während er die eigentlichen Amtshandlungen in seiner Wohnung verrichtete. Indeß war es nun möglich geworden, seinen lange gehegten Wunsch nach Ortsveränderung zu erfüllen und im Januar 1836 benachrichtigte ihn das großherzogliche Consistorium, daß er zum Prediger in Vor-

*) Dessen Biogr. s. im 7. Jahrg. d. N. Nekr. S. 443.

densteth ernannt sei. Noch einmal belebte ihn jetzt die Hoffnung, noch einmal blickte er froh auf die sich neu gestaltende Zukunft, die ihm seine Gesundheit und seine Kräfte wiederbringen sollte, aber es war nur das trügerische Gefühl, welches Kranken dieser Art so eigen ist. Bald nahmen seine Kräfte immer mehr ab, er fühlte, daß sie nicht wiederkehren würden und wie die Osterfeiertage sich näherten, sagte ihm eine innere Stimme, daß er sie nicht erleben werde. Endlich bestimmte er mit Gewißheit den Charfreitag als seinen Todestag und entschlief an diesem dann sanft und ruhig.

* 95. Johann Friedrich Schröter,

Universitätszeichner und Kupferstecher, auch Inhaber der königl. sächs. gold. Civilverdienstmedaille zu Leipzig;

geb. am 11. Dec. 1770, gest. den 2. April 1836.

Er war zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Johann Fr. Schröter, als Rathsbibliothekaufwärter und Castellan beim großen Concert lebte; seine Mutter war Elisabeth, geb. Löffler aus Magdeburg. Er besuchte zuerst die Thomas-, nachher die Nikolaischule seiner Vaterstadt und wurde später auf der dasigen Zeichnen- und Malerakademie aufgenommen, wo er besonders noch Privat- und Unterricht von Oeser genoß und in der Kupferstecherkunst ein Schüler von Bause war. Seine Bekanntschaft mit dem Stadtwundarzt D. Eckold veranlaßte ihn öfter, im Spital pathologische Gegenstände zu zeichnen und er wurde dadurch mit mehreren jungen Medicinern, als Rosenmüller, Senkeisen, Gräfe und andern bekannt und dieses bestimmte ihn, sich 1792 unter D. Burschers Rektorat inscribiren zu lassen, weil ihm dadurch die Gelegenheit ward, die Anatomie besuchen zu können. Von dem Jahre 1800 an ist er fast mit nichts als anatomischen und pathalogischen Gegenständen beschäftigt worden. Im Jahre 1794 verheirathete er sich mit Rosa Maria Claus († 1813) aus Göttwitz bei Wermsdorf und zeugte mit ihr 5 Kinder, 3 Mädchen und 2 Knaben, von denen jedoch nur ein Sohn und eine Tochter noch leben. Im J. 1813 ward er Universitätszeichner und erhielt im folgenden Jahre einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Berlin, den er jedoch, obgleich er in pekuniärer Hinsicht vortheilhafter war, aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte. Im J. 1817 erhielt er die k. sächsische goldene Civilverdienst-

schwerinschen geh. Hofrath ernannt, nachdem er in Folge treuer Besorgung der von dem Kurfürsten von Hessen ihm in den Kriegsjahren übertragenen Angelegenheiten unterm 24. Mai 1820 das Ritterkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen empfangen hatte. Im Jahre 1824 ward er Mitglied des engern Ausschusses der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft und unterm 5. Juli 1827 von dem mecklenburgischen patriotischen Vereine in Anerkenntniß seiner Verdienste um Stadt und Land und des liberalen Sinnes, womit er jede gemeinnützige Stiftung und jedes Talent thätig unterstützte, zum Ehrenmitgliede ernannt. — Er starb unverheirathet, obgleich er ein stilles Familienleben im hohen Grade liebte. —

98. Georg Christian Hanewald,

Fabrikunternehmer zu Quedlinburg;

geboren d. 23. Oct. 1778, gestorben am 5. Apr. 1836 *).

Hanewald wurde zu Sandersleben im Anhalt-Dessauischen, wo sein Vater Kaufmann war, geboren und nachdem er im elterlichen Hause die erste Erziehung genossen und in den Jahren 1789 bis 1791 die Stadtschule zu Aschersleben besucht hatte, widmete er sich dem Handlungsstande und kam im Jahr 1792 als Lehrling in die Handlung des Kaufmanns Johann Gottlieb Eggert daselbst. Nach vollendeten Lehrjahren verblieb er als Gehülfe in derselben und trug durch musterhafte Thätigkeit und Treue zu ihrem Flor wesentlich bei. Im Jahre 1805 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter seines Prinzipals und wurde von diesem Zeitpunkt an Theilhaber an der Handlung. Als im Jahre 1812 sein Schwiegervater aus dem Geschäft zurücktrat, verband sich Hanewald mit seinem noch lebenden Bruder, Carl August Hanewald und beide Brüder führten von nun an unter der noch jetzt bestehenden Firma: J. G. Eggert et Comp. das Geschäft fort, welches unter ihrer Leitung immer blühender wurde und auf immer mehrere Zweige des Handels und Gewerbfleißes sich ausdehnte. Im J. 1834 entriß ihm der Tod nach langwierigen Krankheitsleiden seine würdige Gattin, welche ihm zwei Söhne und zwei Töchter hinterließ und nicht lange dar-

*) Nach dem gemeinnützig. Wochenblatt f. Quedlinburg und die Umgegend. 1836. N. 15.

allein er sollte es nicht lange genießen, nicht lange seinen Nebenmenschen nützlich sein, denn schon bald, nachdem er im November 1835 mit Jeannette Pauline Charlotte Kruse, der Tochter des Kammer-Cassencontroleurs Kr. in Oldenburg sich verheirathet hatte, zeigten sich bei ihm Symptome der Schwindsucht, die so schnell zunahmen, daß er schon am oben genannten Tage im Hause seines Schwiegervaters, wohin er, um ärztliche Hülfe näher zu haben, sich bringen ließ, starb. Einige Monate nach seinem Tode wurde seine Wittwe von Zwillingssöhnen entbunden.

* 97. Carl Heinrich Christoph Trotschke,

geh. Hofrath und Bürgermeister zu Güstrow;

geb. den 29. Sept. 1769, gestorben am 4. Apr. 1836.

Trotschke war zu Güstrow geboren, hatte in Jena die Rechte studirt und als Advokat und Prokurator des derzeitigen Land- und Hofgerichts seine bürgerliche Laufbahn in seiner Vaterstadt begonnen. Sein rascher Verstand, seine Treue und Thätigkeit erwarben ihm bald allgemeines Vertrauen. Im Jahre 1799 zum Rathsmitgliede ernannt, verdiente er sich als freundlicher Vermittler und Rathgeber die volle Liebe und Achtung der Einwohner und bethätigte, ungeachtet seine körperlichen Kräfte den Mühseligkeiten, welche die Kriegsjahre ihm vorzugsweise auferlegten, nicht gewachsen schienen, durch Uebernahme mannichfaltiger Aufträge in Landesangelegenheiten sein unablässiges Streben, nach Möglichkeit nützlich zu werden. Der Umsicht, mit welcher er diese Aufträge ausführte, verdankte er das ihm mittelst ehrenvollen eigenhändigen Schreibens des Großherzogs Friedrich Franz vom 14. Juni 1808 zugefertigte Hofrathspatent. Am 1. Juli 1814 ward er zum Bürgermeister der Vorderstadt Güstrow erwählt und in dieser Stellung blieb er nicht blos den Bürgern ein treuer Rathgeber und freundlicher Unterstützer, seinem Einflusse und seiner Raschheit verdankt die Stadt auch manche ihre Wohlhabenheit sichernde Institute und sein versöhnender Geist und eigene Fertigkeit, entgegengesetzte Interessen zur Zufriedenheit Aller auszugleichen, seine Pünktlichkeit und stete Gefälligkeit gewannen ihm die Freundschaft aller seiner Collegen. Zum Beweise der Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung und Dienstverwaltung ward er unterm 27. Juni 1821 zum mecklenburg-

aber durch die von ihm gemeinschaftlich mit dem Chemiker D. Zier in Zerbst erfundene und praktisch dargestellte neue Methode der Bereitung des Runkelrüben-Zuckers die Krone auf. Wenn man erwägt, wie viele menschliche Kräfte eine so vielseitige Gewerbsthätigkeit beschäftigt, wie große Anstrengung sie erfordert, wie viele Sorgen sie aufbürdet, so muß man es in der That bewundern, daß H. Neigung, Kraft und Zeit genug übrig behielt, um für das öffentliche Wohl der Stadt in so vielfacher Beziehung wirksam sein zu können. Er war eine lange Reihe von Jahren hindurch Mitglied des dasigen Gemeinderaths und nützte der Stadt in dieser Eigenschaft durch erfahrenen Rath und ersprießliche Dienstleistung in verschiedenen Angelegenheiten; für das Armenwesen und das Waisenhaus wirkte er wohlthätig als Mitglied des Armencollegiums und als Rendant der vereinigten Armen- und Waisenhauskasse, welche er bis zum Schlusse des Jahrs 1835 mit gewohnter Pünktlichkeit verwaltete; als Mitglied der Brühl-Commission sorgte er mit Geschmack und Umsicht und zugleich mit weiser Sparsamkeit für die Erhaltung und Verschönerung des Brühls und half die zu diesem Zwecke gemachten Entwürfe des verewigten Commerzienraths Krage *) bereitwillig mit ausführen. Ueberhaupt war nicht leicht irgend ein gemeinnütziges Unternehmen in Quedlinburg, bei welchem Hanewald nicht mitwirkte; er gab und sammelte Beiträge oder übernahm die Cassengeschäfte, oder wurde sonst durch Rath und That förderlich. Die Anlage einer Chaussée von da nach Egeln und auf der anderen Seite nach Gernrode gehörte zu seinen Lieblingswünschen und auch hier trat er nicht nur dem Aktienvereine, der sich zur Erbauung einer Kunststraße von da nach Gernrode gebildet hat, mit einem ansehnlichen Beitrage als einer der Ersten bei, sondern förderte auch sonst die Sache nach allen Kräften. Mit dieser ausgedehnten gemeinnützigen Wirksamkeit verband er die größte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in seinem Betragen, ein wohlwollendes, theilnehmendes Herz, Mildthätigkeit gegen Nothleidende, zuvorkommende Gefälligkeit gegen Jedermann. Er blieb ruhig und besonnen in allen Verhältnissen des Lebens, standhaft in Widerwärtigkeiten und in der Freundschaft sich selber gleich. Und alle diese rühmlichen Eigenschaf-

*) S. N. Nekrol. 13. Jahrg. S. 1251.

ten ruhten, wie auf einem festen Grunde, auf dem Bewußtsein einer redlichen Gesinnung und einem unerschütterlichen Gottvertrauen, welche ihn auch in seiner letzten Krankheit nicht verließen und ihm einen sanften und seligen Tod bereiteten.

Quedlinburg. Weyhe,
Landrath.

* 99. M. Carl Friedrich Kurth,

ordentlicher Lehrer der Bürgerschule zu Leipzig u. Lehrer der Geographie an der Realschule daselbst;

geb. am 6. Jan. 1803, gest. den 6. April 1836.

Daß es nicht darauf ankommt, wie lange, sondern überhaupt wie man lebt, um die Bestimmung des Lebens zu erreichen, in den Herzen der Nahestehenden ein Denkmal der Liebe und der Erinnerung und in seinen Thaten Zeugen eines treuen Wirkens zu hinterlassen, diese Wahrheit hat auch dieser edle Verstorbene recht deutlich bestätigt. Wenige Jahre zwar nur waren ihm durch den unerforschlichen Rathschluß des Ewigweisen zu seiner Erdenlaufbahn bestimmt, aber wenn die theilnehmende Liebe darüber weint, so tröstet und erhebt sie der Gedanke, daß er diese wenigen Jahre ganz ausgefüllt hat und daß es ihm gelungen ist, dennoch des Guten gar viel in seinem Kreise zu befördern. Geboren zu Kleinwölka, einem Dorfe zwischen Eilenburg und Düben in dem preußischen Herzogthume Sachsen, wo sein Vater ein Landmann war, kam er schon in seiner frühesten Jugend nach Mockau bei Leipzig, da häusliche Umstände seinen Vater bestimmten, dahin seinen Wohnort zu verlegen. Von seinem siebenten Jahre an besuchte er die Schule seines Wohnorts. Da er aber schon damals Eifer im Lernen und gute Anlagen des Geistes an den Tag legte, so fand sich sein Vater, ungeachtet seiner geringen Vermögensumstände, bewogen, ihn von dem würdigen Pastor Sommer daselbst in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichten zu lassen. Hierbei entwickelten sich seine Anlagen immer kräftiger und die Richtung seines Geistes stellte sich klar an den Tag. Vom Jahre 1817 an besuchte er daher die Thomasschule zu Leipzig, wo er unter der Leitung der würdigen dort wirkenden Lehrer und besonders des trefflichen Rost, dessen Liebe er sich besonders zu erfreuen hatte, seine Zeit so wohl benutzte, daß er schon

Michaelis 1821 mit den trefflichsten Zeugnissen wissenschaftlicher Reife und unbescholtener Sitten zur Universität entlassen werden konnte. Theologie und Philologie waren die Hauptwissenschaften, denen er seinen Fleiß, seinen ganzen Eifer widmete, obgleich er dabei auch andere Disciplinen nicht vernachlässigte. Zwar hatte er mit mancherlei Sorgen und Mühen, welche die Armuth stets im Gefolge hat, zu kämpfen, aber sein kräftiger Geist und sein redlicher Wille arbeitete sich hindurch und nicht niedergedrückt wurde er, sondern erhoben und immer mehr zu dem lebendigsten Eifer entflammt. Und nicht unbelohnt ließ die ewige Liebe dieses stete Ringen nach dem Wahren und Guten. Freunde erweckte sie ihm und theilnehmende Herzen, die durch Unterstützung und liebende Sorge auch seine äußern Umstände zu verbessern sich angelegentlich bemühten. Besonders dankbar erwähnte er in späterer Zeit stets den als Kanzelredner berühmten und von Seiten seines liebevollen Herzens so allgemein geschätzten und geliebten Oberkatecheten an der Peterskirche zu Leipzig, D. Wolf, als einen Mann, der nicht nur durch Fürsprache, Empfehlung und eigne That im Aeußern seine Lage zu erleichtern sich sorgsam bemühte, sondern auch besonders durch Beispiel und Lehre gar mächtig auf sein geistiges Leben einwirkte, ihn zu immer rastloserm Eifer im Verfolgen seiner Bahn entflammte und die wärmsten Gefühle der Frömmigkeit entzündete und sie zu festen Grundsätzen des Lebens erstarkte. Außerdem aber fand er auch die liebevollste Aufnahme in den Häusern des Herrn Vitus Kistner, dessen Sohn er später unterrichtete und des Kaufmanns Meuche. In dem Hause des letztern fand er ein zweites Vaterhaus, Theilnahme bei Freude und Leid und bis zu seinen letzten Augenblicken wurde hier mit der sorgsamsten Liebe und der uneigennützigsten Aufopferung, selbst während seiner letzten mehrwöchentlichen Krankheit, für ihn gesorgt und gewacht. Nachdem er seinen akademischen Kursus vollendet und am 1. November 1825 Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste geworden war, bewies er in dem Examen pro Candidatura vor dem Oberconsistorium zu Dresden, daß er seine Universitätsjahre wohl benutzt habe und sowohl in der theoretischen Theologie, als auch im Predigen und Catechisiren, wohl erfahren und geübt sei. Von Dresden nach Leipzig zurückgekehrt kam er bald darauf als Hauslehrer in das Haus des

Herrn Meyer-Frege, wo er in kurzer Zeit durch seine Rechtlichkeit, seinen geraden, biedern Sinn sich die Liebe und Achtung in solchem Grade erwarb, daß er als Freund des Hauses angesehen ward. Und hier war es auch, wo sich seine Vorliebe für das Unterrichtswesen zuerst entwickelte und immer deutlicher ausprägte. Mit nie erkaltendem Eifer, großer Gewissenhaftigkeit, Umsicht und pädagogischer Klugheit widmete er sich dem Unterrichte der ihm anvertrauten Zöglinge, so daß er die erfreulichsten Folgen seines Wirkens, nicht nur in den Fortschritten seiner Schüler, sondern auch in der Liebe, mit der sie an ihm hingen, immer freundlicher sich entfalten sah. Und diese Eigenthümlichkeit, mit der er auf die Herzen der Kinder zu wirken verstand, ist ihm geblieben. Sowohl als Lehrer der Religion, der Geographie und Geschichte in der in Leipzig blühenden Henderschen Lehr- und Erziehungsanstalt, in welchem Wirkungskreise er zwei Jahre, von 1831—33 thätig war, — als auch später als Lehrer der Leipziger Bürgerschule, wußte er stets mit Ernst und weiser Strenge die theilnehmende Liebe des Lehrers so zu verbinden, daß er sich kindlicher Anhänglichkeit und offenen Vertrauens von Seiten der Schüler stets zu erfreuen hatte. Und diese Eigenthümlichkeit, verbunden mit einem reichen Wissen und dem lebendigsten Eifer war es, welche ihm so schöne Erfolge seiner Thätigkeit erblühen ließ. Als er daher bei der Reorganisation der Bürgerschule zu Leipzig im Frühjahr 1833 zum Lehrer an derselben gewählt worden war, so erkannte der treffliche Director an derselben, D. Vogel, auch gar bald, welch' einen treuen, umsichtigen und kenntnißreichen Mitarbeiter er an ihm gewonnen habe und man darf wohl nicht mit Unrecht behaupten, daß auch er einen wesentlichen Antheil an dem Verdienste um das immer höhere Emporblühen der bezeichneten Anstalt sich erworben habe. Doch nicht blos auf den Unterricht war seine Thätigkeit gerichtet. Als er noch Hauslehrer war, pflegte er in den ihm freigegebenen Stunden mit Emsigkeit die theologischen Studien und trat deshalb im Jahre 1828 in das aus geübtern jungen Theologen bestehende montägige Predigercollegium, dem er bis zu seinem Austritte 1831 ein eben so thätiges, als geschätztes und geliebtes Mitglied war. Kenntnisse zu verbreiten und nützlich zu sein und immer mehr zu werden, war ihm Bedürfniß und deshalb konnte er

auch, als 1830 das Jubiläum der Augsburger Confession gefeiert wurde, dem Drange seines Herzens nicht widerstehen, durch ein, wenn auch kleines Schriftchen, sein Scherflein zur allgemeinen Belehrung des Volks in einer der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit beizutragen. Später schrieb er mehrere Kinderschriften, welche er, ohne seinen Namen vorzusetzen, herausgab; war ein fleißiger Mitarbeiter am Pfennigmagazin, besonders dem für Kinder und besorgte in den letzten Monaten seines Lebens im Vereine mit dem würdigen Director der Leipziger Bürgerschule D. Vogel, die 20ste Auflage von Steins durch Hörschelmann umgearbeitete Geographie für Schulen. Leipzig 1836. An Allem, was gut und schön ist, was die Interessen der Menschheit fördern und zu ihrer Veredlung beitragen kann, nahm er den wärmsten Antheil. Deshalb wurde er als Archivar der polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig eins der thätigsten Mitglieder desselben; deshalb wurde er Mitglied und zwar bald nach seiner Aufnahme ein sehr geschätztes Mitglied der Loge Minerva zu den 3 Palmen. Als Mensch war er geraden biedern Sinnes, von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geehrt, als Freund treu und theilnehmend an jedem Begegnisse des Freundes, als Lehrer unermüdet, nach dem Höchsten strebend, mit Kenntnissen und richtigem Takte reich begabt und mit erfreulichem Erfolge gesegnet und in der Wissenschaft ein Mann, der mit den Früchten seines Nachdenkens und Fleißes auch in größerem Kreise wohlthätig zu wirken sich bemühte. Darum klagten auch alle, die ihn kannten, als die Nachricht von seinem Tode sich verbreitete; darum folgte seinem Sarge mit aufrichtigem Schmerze ein Zug seiner Freunde; darum sprachen auch an seinem Grabe der hochverehrte Superintendent D. Großmann und D. Vogel mit beredtem Munde und gerührtem Herzen Worte der Trauer über sein frühes Scheiden und des Lobes seiner Verdienste.

* 100. Ambros Rüth,

Domvikar, Sonntagsprediger an der Kathedralkirche u. Sekretär des bischöfl. Ordinariats zu Passau;

geb. den 7. Dec. 1788 zu Mitterteich im Obermainkreise Baierns, gest. den 7. April 1836.

Was eine christliche Erziehung vermag, das sehen wir an dem Verewigten. Ihn beseelte vor allem ein

Herrn Meyer-Frege, wo er in kurzer Zeit durch seine Rechtlichkeit, seinen geraden, biedern Sinn sich die Liebe und Achtung in solchem Grade erwarb, daß er als Freund des Hauses angesehen ward. Und hier war es auch, wo sich seine Vorliebe für das Unterrichtswesen zuerst entwickelte und immer deutlicher ausprägte. Mit nie erkaltendem Eifer, großer Gewissenhaftigkeit, Umsicht und pädagogischer Klugheit widmete er sich dem Unterrichte der ihm anvertrauten Zöglinge, so daß er die erfreulichsten Folgen seines Wirkens, nicht nur in den Fortschritten seiner Schüler, sondern auch in der Liebe, mit der sie an ihm hingen, immer freundlicher sich entfalten sah. Und diese Eigenthümlichkeit, mit der er auf die Herzen der Kinder zu wirken verstand, ist ihm *geblieben.* Sowohl als Lehrer der Religion, der Geographie und Geschichte in der in Leipzig blühenden Henderschen Lehr- und Erziehungsanstalt, in welchem Wirkungskreise er zwei Jahre, von 1831—33 thätig war, — als auch später als Lehrer der Leipziger Bürgerschule, wußte er stets mit Ernst und weiser Strenge die theilnehmende Liebe des Lehrers so zu verbinden, daß er sich kindlicher Anhänglichkeit und offenen Vertrauens von Seiten der Schüler stets zu erfreuen hatte. Und diese Eigenthümlichkeit, verbunden mit einem reichen Wissen und dem lebendigsten Eifer wär es, welche ihm so schöne Erfolge seiner Thätigkeit erblühen ließ. Als er daher bei der Reorganisation der Bürgerschule zu Leipzig im Frühjahr 1833 zum Lehrer an derselben gewählt worden war, so erkannte der treffliche Director an derselben, D. Vogel, auch gar bald, welch' einen treuen, umsichtigen und kenntnißreichen Mitarbeiter er an ihm gewonnen habe und man darf wohl nicht mit Unrecht behaupten, daß auch er einen wesentlichen Antheil an dem Verdienste um das immer höhere Emporblühen der bezeichneten Anstalt sich erworben habe. Doch nicht blos auf den Unterricht war seine Thätigkeit gerichtet. Als er noch Hauslehrer war, pflegte er in den ihm freigegebenen Stunden mit Emsigkeit die theologischen Studien *und* trat deshalb im Jahre 1828 in das aus geübtern *jungen* Theologen bestehende montägige Predigercollegium, *dem* er bis zu seinem Austritte 1831 ein eben so *thätiges,* als geschätzes und geliebtes Mitglied war. Kenntnisse zu verbreiten und nützlich zu sein und immer mehr zu werden, war ihm Bedürfniß und deshalb konnte er

* 101. Carl August Steinfeld,

Hülfsprediger zu Altenesch im Großherzogthum Oldenburg;

geb. am 21. Jan. 1809, gest. den 7. April 1835.

Er war der jüngste und nach dem Ableben seiner beiden ältern Brüder der einzige Sohn des Pastors Gerhard St. in Altenesch und dessen Ehefrau Charlotte Friedr. Ernestine, geb. Lentz, wuchs in blühender Gesundheit heran und benutzte theils den Unterricht in der öffentlichen Schule, theils ward er von seinem Vater in den alten Sprachen und den Hülfswissenschaften unterrichtet und zum Selbststudium angeleitet. Die schönen Anlagen seines Geistes, die leichte Fassungsgabe, die lebendige Einbildungskraft, ein gutes Gedächtniß, rege Aufmerksamkeit und ein musterhafter Fleiß machten den Unterricht zur Freude. Im Jahr 1825 um Ostern trat er in die erste Klasse des Oldenburgischen Gymnasiums, obgleich der Rector, Professor Ricklefs, schon ein Jahr früher ihn für fähig erklärt hatte, in seine Klasse aufgenommen zu werden. Um Ostern des Jahres 1828 bestand er das Maturitätsexamen, besuchte aber das Gymnasium noch ein halb Jahr länger, um die Anleitung des Professors Gravenis und des von ihm innigst verehrten Professors Günther noch in dieser Zeit zu benutzen und ging erst im Herbst desselben Jahrs auf die Universität Halle, um dort sich dem theologischen Studium zu widmen. Besonders schätzte er unter seinen dortigen Lehrern die ehrwürdigen und geistvollen Männer Gesenius und Wegscheider und besuchte ihre Vorlesungen mit unermüdetem Fleiße. Um Ostern 1830 verließ er Halle und ging nach Erlangen, besonders angezogen von des Professors Winer Exegese und der Hoffnung, bei der geringen Anzahl der dortigen Studenten desto besser Gelegenheit zur Benutzung der katechetischen und homiletischen Seminarien zu finden. Was er hoffte, wurde ihm gewährt und theuer wurden ihm die verdienten Lehrer der Hochschule Winer, Rust, Engelhard, von Ammon und Richter. Während der Zeit seines akademischen Lebens verwendete er die langen Ferien zu einigen interessanten Fußreisen durch Thüringen, Sachsen, Böhmen, Baiern und späterhin durch die Schweiz, Oberitalien und Tyrol, wodurch er nicht allein sich zu erheitern, sondern auch manche schätzbare Kenntnisse sich zu sammeln, Menschenwerth zu schätzen und

für den Umgang sich zu bilden Gelegenheit fand. Darum kehrte er auch von der Akademie nur auf einem Umwege durch Schwaben und die Rheingegenden wieder ins Vaterhaus zurück. Den Winter 1831/32 verlebte er bei den Seinigen und machte daselbst sein Tentamen, ging aber um Ostern 1832 als Jugendlehrer in das Freundeshaus des Amtmanns Lauw in Rastede, in welchem er 2½ glückliche Jahre verlebte. Höchst ungern trennte er sich von denen, die ihm so werth geworden waren, höchst ungern ward er entlassen, aber er mußte diese Verbindung aufgeben, weil die Zeit seines Examens ihm schon bezeichnet war und er eine noch nähere Vorbereitung darauf für Pflicht hielt. Dazu verwandte er denn auch die Muße im Vaterhause mit anhaltendem Eifer und fand seine Anstrengungen hinlänglich belohnt, da das Consistorium ihm beim Examen den ersten Charakter ertheilte. Jetzt war es seines Herzens heißester Wunsch, dem alternden Vater die beschwerlichsten Arbeiten abzunehmen und in dem Lehrer seiner Jugend auch den Lehrer des männlichen Alters und den Führer in das praktische Leben des Predigers zu erhalten. Er wurde, als das Consistorium die desfallsige Bitte gewährte, am 25. April 1833 in Oldenburg ordinirt und zum Hülfsprediger seines Vaters bestellt. Als solchen nahm ihn die Altenescher Gemeinde mit allgemeiner Freude auf, allenthalben kam ihm Zuneigung und Vertrauen entgegen. Mit freudiger Hoffnung sah man in die Zukunft, allein bald wurde diese Freude getrübt, da sich im Herbst desselben Jahrs bei ihm ein widriger Husten einstellte, der trotz jeder Vorsicht und der Anwendung aller von den geschicktesten Aerzten verordneten Mittel nicht weichen wollte, die Kräfte verzehrte und zuletzt als Brustentzündung dem theuern Leben ein Ende machte. Ihm floß manche bittere Thräne der tiefgebeugten Eltern und Schwestern, seiner Verlobten und der ihn liebenden Gemeinde. Sein frühes Scheiden betrauern Freunde in der Nähe und in der Ferne, welche seinen Werth kannten, sein treues, liebevolles Herz ehrten und nun mit Wehmuth seiner gedenken. Mit gründlichen Kenntnissen verband sich bei ihm ein reges Streben, seinen Geist auszubilden, ächte Religiosität und innige Werthschätzung seines Berufs mit großer Lebendigkeit, seltener Festigkeit des Charakters und Selbstbeherrschung. Bei seiner hohen Achtung

für Wahrheit und Recht, bei dem Bestreben, allenthalben die gute Seite hervorzuheben, bei dem Vertrauen, mit welchem er jedem entgegenkam, bei der unverkennbaren Liebe, der Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit seines Wesens, ward sein Herz und Leben nie durch Feindschaft verbittert, sondern fand allenthalben Zuneigung, ja oft Freundschaft und Liebe.

* 102. Ernst Christoph Habersang,

Oberförster zu Langenfeld (Herzogth. Meiningen);

geb. den 12. Januar 1768, gestorben den 10. April 1836.

Habersang war der älteste Sohn des Försters Joh. Caspar Habersang zu Langenfeld und Frau Barbara Justine, geb. Hufnagel. Eine unbegränzte Vorliebe zog ihn zu dem Stande des Vaters und nachdem er die in jener Zeit erforderlichen, zu seiner Ausbildung geeigneten Schritte gethan und die damals gewöhnliche Carriere 13 Jahre lang verfolgt hatte, wurde ihm die Forstbeamtenstelle zu Langenfeld übertragen, welche er bis an das Ende seines Lebens mit Treue und Eifer verwaltete, 2 Jahre als Substitut seines alten erblindeten Vaters und dann 40 Jahre selbstständig. H. besaß eine fast unverwüstliche Natur. Bei der Richtung seiner Leidenschaft für das Jagdwesen hat er als praktischer Jäger fast das Unglaubliche geleistet. Unermüdet und rastlos durchstreifte er zu jeder Stunde des Tags und der Nacht die Berge seines Forstes und es konnte nicht fehlen, daß er dabei auf alle Mängel in seinem Forste stieß und sie verbesserte und daß der Forstschutz auf diese Weise kräftig gehandhabt wurde. Dabei war er ein abgesagter Feind aller Aasjägerei, so daß er bei der bloßen Erwähnung einer dahin einschlagenden That in Extase gerathen konnte. Ueberhaupt war er ein durchaus praktischer Mensch, ein kräftiger unverbildeter Sohn der Natur. Obgleich zuweilen heftig und aufbrausend, besaß er doch ein sehr sanftes Herz, so daß er leicht zu Thränen gerührt werden konnte. Daher war er auch nicht allein den Seinigen (die eine Schwester lag lange Jahre krank in seinem Hause), sondern allen Armen und Nothleidenden Helfer und Stütze. Wenn es auch zuweilen schien, als wäre er im Unglücke ungeduldig, so war er doch — wenn es ernst auftrat — gefaßt. Und er hatte auch Gelegenheit, Resignation üben zu können;

denn erst 4 Jahre vor seinem Tode hatte er das Unglück, sich selbst durch das Losgehen des Gewehrs die linke Hand zu zerschmettern. Ein langes schmerzliches Krankenlager und völlige Unbrauchbarkeit der verletzten Hand war die Folge desselben. Nichts desto weniger aber trieb ihn sein angeborner Eifer, wenn auch nicht ganz so ununterbrochen, doch häufig ins Freie und zur Jagd und er würde sich auch in seinem Berufe bis ans Ende ganz glücklich gefühlt haben, hätte ihm in dem letzten Jahre seines Wirkens die lahme Hand nicht immerwährend Schmerz verursacht und deshalb öfters von dem Genusse seines Lieblingsvergnügens zurückgehalten. — Zur bleibenden Erinnerung an den wackern Waidmann soll ihm auf Veranstaltung seines letzten Chefs, des Forstmeisters von Fischern, ein Denkmal aus Stein in dem Forste, in welchem er lebte und wirkte, errichtet werden.

103. Albert von Greisen,

Tonkünstler zu Berlin;

geb. am 24. April 1814, gest. den 11. April 1836 *).

Dieser talentvolle Tonkünstler, der zu schönen Hoffnungen berechtigte, war der Sohn des musikalischen Instrumentenmachers Greisen zu Frankfurt a. d. O., zeigte früh schon Lust und Talent zur Musik und spielte bereits im 6. Jahre die Geige und im 9. das Klavier. Ohne eigentlichen Unterricht in der Tonkunst fing er schon im 12. Jahre an, seine Gedanken in Noten aufzusetzen und versäumte darüber sogar seine Schulbildung. Er lebte und webte nur in der Musik. Wie der liebliche Tonsetzer d'Alayrac (er starb zu Paris im November 1809) komponirte er den ganzen Tag in einer Dachkammer bei großer Hitze und vergaß darüber die ganze Welt. In seinem 14. Jahre componirte er eine Oper: „Die Liebe auf dem Lande." Daß diese musikalischen Dichtungen noch sehr fehlerhaft und in vielfacher Beziehung ungenügend waren, erkannte er späterhin selbst und wollte von diesen jugendlichen Versuchen nichts wissen. Doch zeigte sich darin ein schönes musikalisches Talent, das besonders durch den leider auch zu früh verstorbenen Dr. Petersen **) geleitet und gebildet ward.

*) Frankfurter patriot. Wochenblatt. 1836. N. 19.
**) S. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 1210.

Unter dem Einfluß dieses einsichtsvollen Kunstfreundes erhielten die Erzeugnisse des jungen Tonkünstlers mehr Werth und Gehalt, so daß mehre Quartets und Quintets in den musikalischen Abendunterhaltungen des Syndikus Dames vorgetragen werden konnten. Nach dem Tode des Dr. Petersen stand der junge Greisen wieder allein und da das Bedürfniß der Fortbildung in ihm geweckt war, so sah er sich nach einer starken und festen Hand um, die ihn auf dem Wege zur wahren Kunst sicher leitete. Der Vater schickte mehrere Compositionen seines Sohnes an den Professor Zelter *) in Berlin und bat um Rath und Hülfe. Dieser kunstgeschickte Meister entbot den hoffnungsvollen Jüngling nach Berlin (8. Januar 1832), gewann ihn bald sehr lieb, nahm ihn an seinen Tisch, versah ihn mit Taschengeld und gab ihm Unterricht in der Theorie des reinen Satzes und im Generalbaß. Zelter suchte besonders seine große Compositionslust zu hemmen, weil aus vielem Schreiben nie viel wird. Außer einer jährlichen auf 3 Jahre festgesetzten Unterstützung von 25 Thalern von der Stadt verschaffte sich G. durch Unterricht in der Musik, wozu ihn Zelter oft und gern empfahl, die übrigen Bedürfnisse des Lebens und studirte nun mit rastlosem Eifer bis tief in die Nacht, ohne auf die bemerkbare Abnahme seiner Kräfte zu achten. Seine Kompositionen erhielten immer mehr Werth und Gehalt. Er sandte eine Pastoralsymphonie, die er bei ihrer Herausgabe dem König von Preußen widmete, zur Preisbewerbung nach Wien und wenn ihm gleich ein anderer Komponist den Rang abgelaufen hatte, so wurde doch in dem Wiener Kunstblatt über seine Symphonie ein sehr ehrenvolles Urtheil ausgesprochen. Nach Zelters Tode ward dessen Schwiegersohn Dr. Rintel sein Wohlthäter bis zum Tode und der Musikdirektor Rungenhagen setzte den Unterricht Zelters fort und empfahl seinen Zögling zum Mitglied der musikalischen Sektion in der Akademie der Künste. Hier entwickelte sich sein Talent auf immer erfreulichere Weise. Eine Motette, die er componirt hatte, wurde am 3. Juni 1834 aufgeführt und von ihm selbst dirigirt. Der Beifall, den er sich hierdurch erwarb, regte ihn zu immer neuen Anstrengungen auf. Er schrieb in dem Laufe eines Jahres eine Oper, mehrere Symphonieen, Kabinetsstücke und Lieder, ein

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 882.

geistliches Oratorium und die Chöre zu der neuen Liturgie. Aber seine Gesundheit hatte bei diesem rastlosen Arbeiten sehr gelitten und seine Compositionen wurden, je näher sein Tod kam, desto ernster, schwermüthiger und trüber. Die Krankheit, die ihn auf sein letztes Lager warf, ward bald nervös. Seine Phantasieen waren heiter und bewegten sich im Reiche der Töne, er spielte mit den Fingern, schrieb Noten und sang sehr liebliche Melodien. Kurz vor seinem Tode kehrte das Bewußtsein noch einmal zurück. Sein Ende war sanft und freundlich, sein Begräbniß rührend und ehrenvoll. Seine Lehrer und Kunstgenossen, sowie das ganze Sängerchor begleiteten seine Leiche zur Ruhestätte. — Der Musikdirektor Rungenhagen wird das Gelungenste aus seinem musikalischen Nachlaß durch den Druck bekannt machen.

* 104. Karl Bülau,

königl. sächs. Bergrath zu Freiberg;

geb. den 2. Aug. 1763, gest. den 12. April 1826.

Bülau wurde zu Zerbst geboren. Sein Vater, Joh. Jakob Bülau, fürstlich anhalt-köthenscher Hofrath, Stadtsyndikus in jener Stadt und Professor an dem dortigen anhaltinischen Gymnasium, war ein geistvoller Mann, der mit den aufstrebendsten Geistern jener Zeit, namentlich mit den Verfassern der Bremer Beiträge, in der engsten Verbindung stand und auch selbst sich durch mehrfache Schriften einen Platz in Meusel's gelehrtem Deutschland verschaffte. Nach des Vaters im Jahre 1774 erfolgtem Tode übernahm die treffliche Mutter, eine geborne Weiße, die Erziehung der Kinder und unser B. bekam durch Vermittelung ihres Bruders, des Landrentmeisters Weiße in Dresden, eine Freistelle in der Landesschule zu Meißen, die er 1776 bezog und mit einem sehr günstigen Zeugniß am 6. September 1781 wieder verließ. Er bezog, nachdem er sich, um zur Perception gewisser Stipendien zu gelangen, kurze Zeit auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt aufgehalten, 1782 zuerst die Universität Wittenberg und 1785 die zu Leipzig. Am 19. December 1785 erwarb er sich im Examen die damals seltene erste Censur; ebenso wurden 1786 seine Advokatenspecimina gut und tüchtig befunden. Er ließ sich nun von Erhard zum Notar creiren und ward als Viceaktuarius in Rochlitz angestellt. 1789 ward er Ad-

vokat und Aktuarius zu Annaburg; letzteres ein Beweis großen Zutrauens, da er hier die Stelle des zu Schlieben wohnenden Amtmanns vertrat. Aber auch in Freiberg, wohin er im November 1793 als erster Aktuarius kam, mußte er in der That sein, was der Amtmann nur dem Namen nach war. Dort zog er die Aufmerksamkeit des damaligen Berghauptmanns (nachherigen preußischen Ministers) von Heynitz auf sich und ward von diesem veranlaßt, in Bergwerksdienste zu gehen. Er ward 1800 Bergschreiber und Bergamtsassessor in Marienberg; aber schon am 12. März 1803 ward er als Oberbergamtsverwalter in das Oberbergamt zu Freiberg berufen. 1805 vermählte er sich mit einer gebornen Hübner aus Chemnitz, die ihm aus erster Ehe zwei Kinder zubrachte und ihm selbst zwei gebar, von denen ein Sohn ihn überlebt hat. Sie starb schon 1810. Im Jahr 1814 bekam er den Titel Bergcommissionsrath, den auch der zurückgekehrte König bestätigte, ward 1829 der Oberbergamtsverwalterstelle, deren Geschäften sein Alter nicht mehr gewachsen war, enthoben und dafür mit dem Titel als Bergrath unter Beibehaltung der Assessur im Oberbergamte begnadigt, endlich bei zunehmender Schwäche 1832, unter Bezeichung höchster Zufriedenheit mit Pension entlassen. Nach einigen Jahren schmerzloser Schwäche entschlief er nach kurzem Krankenlager am oben genannten Tage, um die Schwingen seines reichen Geistes in einer schönern Welt zu entfalten. Denn reich war sein Geist in den Jahren der Kraft wie wenige, reich und edel. Als Geschäftsmann zeichneten ihn schnelle Auffassung, richtiges Urtheil, unermüdlicher Fleiß und die unbedingteste Zuverlässigkeit aus. Seinen Geist belebte ein aufrichtiges, heißes Streben nach Weisheit, das er in fortwährendem Studium der klassischen Schriftsteller nährte, wie denn die Lektüre der Griechen, neben dem Studium der Geschichte und Staatswissenschaft, die Lieblingsbeschäftigung seiner spätern Jahre war. Wie treffend sein Urtheil über die vielfachsten Gegenstände und wie lebhaft seine Theilnahme für alles Große und Gute war, weiß nur sein Sohn in vollem Umfange, dem er von früh an älterer Freund war und in dessen Erziehung er sich als praktischer Weiser bewährte. Vor der Welt verschloß er in einer seltenen, aber völlig unerkünstelten, unbewußten Bescheidenheit seine reichsten Schätze. In Druck gegeben hat er nur auf besondere Veranlassung ein Paar

Recensionen über Taube's und Bernhard's bergjuristische Schriften, die in der Jenaischen Literaturzeitung erschienen sind. Ein tüchtiges Werk mit Reformvorschlägen für die Verfassung des sächsischen Bergbaues ließ seine Bescheidenheit, seine wahrhafte Scheu vor jedem Aufsehen, im Pulte liegen. Später übergab er es handschriftlich den Behörden. Die Welt kannte und ehrte in ihm nur den Geschäftsmann und den biedern Menschen. Denn das war er und mehr als das. Selten wird ein Charakter gefunden werden, der so ganz ohne Falsch, ohne Rückhalt und Selbstsucht, so ganz in Reinheit und Unschuld waltend war. Der treueste Freund, der zärtlichste Verwandte, jedem mit Eifer hilfreich, wo er konnte, hat er sich reiche Liebe verdient. Er war unbedingt frei von jeder Spur des Eigennutzes. Seine Mäßigkeit erhielt das Gleichgewicht des Haushalts. Ohne die mindeste Regung von Eitelkeit fand sein Ehrgeiz hinlängliche Befriedigung in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung und war unbedingt gleichgiltig gegen äußere Anerkennung. Wie sein Geist, so war auch sein Gemüth überall auf das Wesen der Dinge gerichtet, jeden Schein verachtend, jedem Vorurtheil trotzend. Seine fleckenlose Rechtschaffenheit und Pflichttreue wird hier nicht gerühmt, sie verstand sich bei ihm von selbst. Referent kannte keine Schwäche an ihm, als einige Reizbarkeit bei Widerspruch in Dingen, wo er sich im Recht glaubte. Dabei dachte er nicht an sich, sondern nur an die Sache. In spätern Jahren beschäftigte er sich viel mit religiösen Betrachtungen, was er mit zarter Scheu vor fremden Blicken verbarg. Denn kein Gedanke wäre ihm so zuwider gewesen, als daß man glauben könnte, er wolle mit irgend einer Tugend prunken. Sein ganzes Wesen war von Liebe zu Gott und Menschen durchdrungen. Allen bewahrte er sie in stiller Reinheit, die ihm jemals werth gewesen; Allen bewies er sie, die ihm nahe traten und als zunehmende Gedächtnißschwäche die Kräfte seines Geistes lähmte und ihn der Welt entfremdete, bezeichnete die rührendste Gutmüthigkeit noch die letzten Regungen seines psychischen Lebens.

Friedrich Bülau,
ordentl. Professor der prakt. Philosophie an d. Universität Leipzig.

* 105. Christian Gottlob Knauth,

Kaufmann zu Naumburg an der Saale;

geb. am 27. Sept. 1780, gest. den 14. Apr. 1836.

Knauth, geboren zu Naumburg an der Saale, wo sein Vater Kaufmann war, fühlte schon früh ein Streben nach einer höhern wissenschaftlichen Bildung und besuchte daher einige Jahre die lateinische Schule seiner Vaterstadt, die er jedoch 1797 wieder verließ, um den Wünschen seines Vaters gemäß nach Hamburg zu gehen und daselbst die Handlung zu erlernen. Im Jahre 1801 kehrte er nach Naumburg zurück, durch den Tod seines Vaters bestimmt, an dem Geschäft Antheil zu nehmen. Von dieser Zeit an wurde seine schon früher gehegte Liebhaberei zur Numismatik mehr und mehr hervorgerufen, besonders da sein Onkel, Theilnehmer an der Handlung, ein Kenner aller Arten neuerer Münzen und besonders von deren innerm Gehalte war. Unsers K.'s Liebhaberei aber erstreckte sich vorzüglich auf Bracteaten, auf griechische, römische und Münzen aus dem Mittelalter und er suchte durch Anschaffnung numismatischer Werke sich Kenntnisse davon zu verschaffen. Bald hatte er auch durch den Ankauf einer kleinen Kupfermünzsammlung den Grund zu einer jetzt bedeutenden gelegt und da er diese Sammlung zu der möglichsten Vollkommenheit zu bringen suchte, so schloß er Gold- und Silbermünzen, als zu kostspielig für einen Privatmann, aus. Sein eifriges Streben nach Vervollständigung dieser Sammlung führte eine weitläuftige Correspondenz herbei und 1826 wurde er von dem Probst Reinhardt zu Lissen aufgefordert, ihm bei der Ausarbeitung seines Kupferkabinets zu unterstützen, dessen 2r und 3r Theil fast ganz von ihm herrührt. Nach dem Tode des Domherrn von Ampach *) wurde ihm 1831 der Antrag gemacht, die Verfertigung der Kataloge von dessen ansehnlicher Gold- und Silbermünzsammlung zu übernehmen, welchem schweren Geschäft er sich mit Vergnügen unterzog und die Gründlichkeit und Vollständigkeit mit welcher er es durchgeführt hat, haben ihm im Gebiete der Numismatik einen ehrenvollen Namen erworben. — Still und einfach lebte er in der Mitte seiner Familie; durch seinen biedern anspruchlosen Character erwarb er

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 9. Jahrg. S. [illegible].

sich die Liebe und Achtung Aller derer, die ihn kannten und oft erfreute er den engern Kreis seiner Freunde mit Erzeugnissen seines Dichtertalents, welche von seinem sanften gefühlvollen Herzen, seinem heitern gemüthlichen Sinne zeugen, wodurch er die Seinen unaussprechlich beglückte und sich in ihren Herzen ein bleibendes Denkmal errichtet hat. Er starb in Folge eines ihn drei Tage vorher getroffenen Nervenschlages am oben genannten Tage.

* 106. Carl Heinrich Nieberding,

pensionirter Receptor zu Steinfeld im Herzogth. Oldenburg.

geb. den 19. Sept. 1753, gest. den 14. Apr. 1836.

Zu Steinfeld geboren, wo sein Vater Heinrich N. Landmann war, hatte er in der damals noch sehr vernachlässigten Dorfschule nur einen dürftigen Schulunterricht genossen. Hierauf bestimmten seine Eltern ihn dem Zimmerhandwerke, worin er zwei, für die damalige Zeit tüchtige Lehrmeister nach einander hatte, auch benutzte er während seiner Lehrjahre die sich ihm darbietende Gelegenheit, sich im Schreiben und Rechnen möglichst zu vervollkommnen. Als er, schon Geselle, bei dem Bau der Windmühle bei Dinklage beschäftigt war, zogen er und zwei andere Gesellen einst bei einem herannahenden Gewitter sich unter die schon beinahe fertige Mühle zurück, wo sie sich auf ein Stück Holz setzten. Da traf ein Blitzstrahl die Mühle und den in der Mitte sitzenden Gesellen an seiner Seite, ohne daß die beiden Andern etwas Besonderes bemerkten. Dies verleidete ihm das Zimmerhandwerk und er behielt seitdem immer eine gewisse Furcht bei Gewittern. — Am 14. Jan. 1777 verheirathete er sich mit M. Cath. Dorgelo, der Tochter des früheren und Schwester des damaligen Receptors zu Steinfeld und weil Letzterer nicht verheirathet war, zog er zu demselben in's Haus, widmete sich der Landwirthschaft und war seinem Schwager in dessen Alter in seinem Geschäfte behülflich. Nach dessen Tode (1793) wurde er von dem damaligen Collegium zu Vechta unter'm 26. Aug. 1793 als Receptor in Steinfeld angestellt, auch noch in demselben Jahre zum Provisor der Armen verordnet, welche Stelle sein verstorbener Schwager gleichfalls bekleidet hatte. — In Folge der Zerstückelung seines Vaterlandes fiel Steinfeld nebst dem übrigen Theile des damaligen Amts Vechta an Oldenburg und so lange

der Herzog die frühere Verwaltung desselben noch bestehen ließ, behielt er seine Stelle als Receptor zu Steinfeld, womit er im J. 1806 noch das Provisorat der dortigen Kirche verband. Als jedoch im Jahre 1811 das Herzogthum Oldenburg mit Frankreich vereinigt wurde, erhielt er am 25. Juli 1811 die Stelle eines Präcepteurs zu Steinfeld. Nach der Wiederherstellung der oldenburgischen Regierung trat jedoch eine andere Organisation ein und er wurde daher mit dem Anfange des J. 1815 mit Pension in Ruhestand gesetzt. — Durch natürlichen Verstand, rastlose Thätigkeit und strenge Rechtlichkeit hatte er sich das Zutrauen seiner Vorgesetzten und die Liebe und Achtung seiner Mitbürger erworben und wurde von ihnen häufig zu Rathe gezogen, vorzüglich bei Abschätzungen fast immer als Achtsmann ernannt. Er war in seinem Leben wenig oder gar nicht krank gewesen und nur der Schwäche des Alters erlag sein fester Körper. Seine Gattin war am 5. Aug. 1819 ihm vorangegangen und hatte ihm 2 Söhne hinterlassen, welche mit 16 Enkeln und 13 Urenkeln seinen Tod betrauern.

* 107. Friederike Magdalene Jerusalem,

Chanoinesse zu Kloster Wülfinghausen (Hannover);

geb. d. 4. Apr. 1759, gest. d. 15. Apr. 1836.

Sie, die Tochter des Abts Jerusalem zu Braunschweig, eines Mannes, dessen Geist, Gelehrsamkeit, Tugenden und Verdienste zu bekannt sind, als daß sie hier einer weitern Erwähnung bedürften, war die reich begabte Erbin seines Geistes und Herzens. Als ihr Vater schon im höhern Alter (im J. 1775) durch den unerwarteten Verlust eines hoffnungsvollen und inniggeliebten Sohnes und die denselben begleitenden Umstände (die Göthe *) zum Grundstoff des bekannten Romans: „die Leiden des jungen Werther“ Veranlassung gaben) und wenige Jahre darauf durch den Tod seiner eben so geliebten Gattin (der Tochter des Senior Pfeiffer in Erfurt und Wittwe des verstorbenen Prof. Albrecht) tief erschüttert worden war, erfüllte sie mit ihren beiden Schwestern, in ihren Empfindungen ganz mit dem würdigen Vater zusammenstimmend und seiner zärtlichen Liebe würdig, alle kindliche Pflichten, den geliebten Vater zu

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 197.

erheitern, zu verpflegen und zu beglücken. Nach seinem Tode zog sie sich in das hannoversche Stift Wülfinghausen zurück. Sie war auch Dichterin und ihre Gedichte athmeten den milden, kindlichen Geist eines Hölty und Matthisson *). Aus jener Zeit, welcher ihre Jugend angehörte und aus der ihr gewordenen trefflichen Erziehung hatte sie nicht minder eine Fülle gediegenen Wissens, als einen frommen, reinen, anspruchlosen Sinn, feine Sitte und die wärmste Anhänglichkeit an das Guelphenhaus mit herüber gebracht und hat solches Alles bis zum letzten Hauche ihres schönen Lebens bewahrt. Von den Lieben, an welchen ihre ganze Seele hing, ging Einer nach dem Andern vor ihr hin. Sie war allein übrig geblieben und lebte — wenn gleich ihrem regen Geiste noch immer keine interessante Erscheinung der Gegenwart fremd blieb — doch vorzugsweise in ihrer Ideenwelt, in der Erinnerung und — in der Hoffnung auf eine Zukunft, für welche in ächter Frömmigkeit sich zu bereiten die nie aus den Augen verlorne Aufgabe ihres ganzen Lebens war. Ihre höchste Freude war, selbst zu entbehren, um Andern wohlzuthun und ihr größter Schmerz, irgendwo nicht und nicht Allen helfen zu können. Ueber 65 Jahre war die Verklärte Mitglied des Conventes des evangelischen Klosters zu Wülfinghausen. — Gedichte von ihr finden sich in Matthissons lyrischer Anthologie, in Voß und Göckingk's Musenalmanach und Aufsätze in la Roche's Pomona. Auch wird sie als Herausgeb. der hinterlassenen Schriften ihres Vaters (2 Bde. Braunschw. 1792—93) genannt.

Arendt.

* 108. Gustav Callenius,

Hofamtsrath zu Rudolstadt;

geboren im J. 1795, gestorben den 17. Apr. 1836.

C. wurde zu Eyba im Schwarzburg-Rudolstädtschen geboren, woselbst sein Vater evangelischer Pfarrer war. Er besuchte das Gymnasium zu Rudolstadt nur auf kurze Zeit und ging 1812 zum Forstwesen über, dessen erste practische Ausübung er zu Paulinzelle begann. Die Begeisterung, für Gott und Vaterland zu fechten, die sich zu jener Zeit der Herzen fast aller waffenfähigen Männer Deutschlands bemeisterte, konnte nicht ungerührt

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 235.

an seinem poetischen Geiste vorübergehen; er schloß sich 1813 dem Corps des Majors von Colomb an, das damals im Rücken der französ. Armee Thüringen und das Vogtland durchzog und nahm so namentlich an den Affairen bei Schleiz und Zwickau thätigen Antheil. Auch war er bei den Ueberfall, den der westphälische Commandeur Graf Hammerstein zu Werbsig bei Wettin auf das kleine Corps machte, als es sich gestützt auf den Waffenstillstand über die Elbe auf Preußens Linie zurückziehen wollte. Hierauf ging er als Freiwilliger unter die brandenburgisch. Husaren und kam zur Affaire bei Bischoffswerda. Das brandenburgische Husarenregiment wurde von französ. reitender Artillerie hart mitgenommen und Callenius drei Stunden vor Bautzen schwer verwundet von seinem Regimente getrennt. Später fanden ihn die Preußen wieder, schafften ihn nach Bautzen und übergaben ihn der ärztlichen Pflege. Als Reconvalescent war er 1814 in seiner Heimath und lies sich Ostern 1815 in Tharand als Forstacademiker aufnehmen, wo er bis 1816 blieb und während des Wintersemesters in Jena Cameralia studirte. 1817 ging er in preuß. Civildienste und wurde von der Erfurter Regierung mit Leitung des neuen Chausséebaus bei Mühlhausen beauftragt. Im Herbst erhielt er das Patent als Secondlieutenant des Erfurtischen Landwehrregiments. 1818 übernahm er die Taxation des Neustadt-Eberswalder Forstes und 1819 taxirte er die sämmtlichen Waldungen der Grafschaft Stollberg. Hierauf wurde sein Wunsch, im Rudolstädtischen angestellt zu sein, erfüllt und er kam 1820 als Administrator auf die in Holstein liegenden fürstl. Güter Seedorf und Hornsdorf. 1823 erhielt er auf sein Gesuch vom König von Preußen seinen Abschied als Officier, wurde 1824 aus Holstein zurückgerufen und als Commissionssecretär bei fürstlicher Kammer in Rudolstadt angestellt, 1831 zum Hoffecretär und 1835 zum Hofamtsrath befördert. — Sein ganzes Leben bildet eine Kette von Unruh, Sorgen, Leiden, Mühe und Gefahr. Als er Hofamtsrath geworden war, fand er sich endlich belohnt und wollte nun seine Tage dem Geschäft, der Kunst und Wissenschaft widmen. Und um nun so recht alles zu haben, was ihn glücklich machen konnte, verheirathete er sich auch noch den 16. Jan. 1836, starb aber schon drei Monate darauf am oben genannten Tage mit dem schmerzlichen Bewußtsein, den Lohn seines angestrengten Fleißes nicht geerntet zu haben. — Sein Character war mild und menschen-

fiel in den Culminationspunkt der Knopf- und Gamaschen-Apotheose. Aber er schätzte gelehrte Soldaten ungemein, wenn sie nur zugleich den Ruf persönlicher Bravour hatten. — Für die Kunst that er unendlich viel. Er vollendete, was hierin jener Fürst Liechtenstein, von den Wienern „der reiche Hans Adam" oder der „Crösus Oesterreichs" genannt, der Gründer der Wiener Vorstädte Liechtenthal und Roßgau, des majestätischen Majorathauses in der Schenkenstraße, des Wienerstadtbanco, der herrlichen Lichtensteinischen Gemäldegallerie begonnen hatte, von dessen Tochter, vermählten Herzogin von Savoyen, das Wiener adliche Damenstift, die savoysche Ritteracademie, die savoyschen Domherren und die savoysche Kreuzkapelle bei St. Stephan herrühren, vieler geringerer Stiftungen zu geschweigen, in Wahrheit, Fulgurationen einer mehr als königl. Großmuth. — In Veredlung der Viehzucht, des Gestüt-, Jagd- und vorzüglich des Forstwesens, durch die Anpflanzung von Millionen schnell wachsender, nordamerikanischer Forsthölzer, durch den Anbau der ergiebigsten exotischen Getreidearten, durch die Verbreitung edler Obstgattungen im Großen und Freien, durch die Acclimatisirung rheinischer, französischer und spanischer Reben, durch die Cultur von Fabrik- und Färbepflanzen u. s. w. gewann der Fürst Johann unläugbar eine edle Priorität in der Förderung aller materiellen Interessen. — Die schönen Bauten zu Eisgrub und Feldsberg, zu Kolodineg, Laa, Lasdorf, Neuschloß, Adamsthal, Greifenstein, Hadersfeld, Schwarzkostelletz, Aurzinorres und in Anssan, wie auf den herrlichsten Puncten um Wien, zeugen trotz mancher Kleinigkeit von pittoreskem und von historischem Scharfblick.

* 110. Joh. Christian Friedr. Brummer,

Universitätsbuchhändler in Copenhagen;

geboren den 9. Febr. 1768, gestorben den 21. Apr. 1836.

Der Verewigte war zu Cannawurf im preuß. Herzogthum Sachsen geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Die Mutter war Johanna Elisabeth geb. Kretschmar, welche sich nach dem frühzeitigen Tode ihres ersten Mannes zum zweiten Male mit Friedrich Gottlob Feillotter, Pfarrer zu Rietgen verehelichte. Im elterlichen Hause erhielt unser B. gute Schulkenntnisse und bezog zu seiner fernern Bildung Ostern 1781 die Klosterschule

zukommen, welches Ehrengeschenk aber leider den Verf. nicht mehr am Leben traf und deshalb mit um so gerührterem Herzen von der Wittwe in Empfang genommen wurde. — Achtung dem Todten, der auch im Leben ehrende Auszeichnung verdient hatte!

109. Johann von Liechtenstein,

souveräner Fürst und Regierer des Hauses Liechtenstein, Herzog zu Troppau und Jägerndorf, Feldmarschall, Inhaber eines Husarenregiments, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Theresienordens u. s. w. zu Wien.

geboren den 26. Juni 1760, gestorben den 20. April 1836 *).

Er war einem Hause entsprossen, das Oesterreich eine unglaubliche Zahl berühmter Krieger gab, vom Großoheim des Verewigten, dem Fürsten Wenzel, dem Schöpfer der österreich. Artillerie, bis hinauf zu den Heldenbrüdern Ullrich und Heinrich, Ueberwindern der Ungarn, der Mongolen und der heidnischen Preußen, Heldenbrüdern, die das verwaiste Oesterreich und Steyer nach dem Erlöschen der Babenberger dem König Ottokar gaben und als er Tyrann wurde, es ihm wieder nahmen und an Rudolph v. Habsburg überlieferten und aus denen Ullrich zugleich als der Sänger des Frauendienstes und des Ytwitz in der altdeutschen Dichterwelt einen unvergänglichen Namen hat. — Fürst Johann wurde dem Fürsten Franz von der Gräfin Leopoldine Sternberg geboren. Er vermählte sich am 12. Apr. 1792 mit Josephine Landgräfin von Fürstenberg, aus welcher Ehe 13 Kinder, worunter 7 Prinzen, hervorgingen. Der junge Prinz verdankte seiner hochverehrten Mutter das ausgezeichnete Wohlwollen Josephs II. und die zärtliche Sorgfalt des Schöpfers des neueren Kriegssystems in Oesterreich, des Marschalls Moritz Grafen v. Lascy. Er wurde 1782 Lieutenant, 1783 Rittmeister bei Anspach-Kürassiere und 1787 bei'm Ausbruche des Türkenkrieges Major bei Harrach-Dragoner. 1788 zeichnete er sich unter des Kaisers Augen vor Belgrad durch mehrere kühne Reiterangriffe dergestalt aus, daß der Monarch ihn zum Obristlieutenant der alten Pappenheimer, damals Kinsky-Chevauxlegers, ernannte. Der Fürst wurde Oberst, als er in der stürmischen Wetternacht des 20. Juli 1790 den türkischen Entsatz des von Devins belagerten Hettin vereitelte und

*) Allgemeine Militärzeitung 1836. Nr. 62 u. 63 u. a.

erhielt den Theresienorden, als er in dem gleich darauf erfolgten Sturm mit dem nachmaligen Feldzeugmeister und Kriegspräsidenten Grafen Ignaz Giulay *) der erste auf der Mauer war. Auf einem ungesattelten Pferde, mit seinen zur Nachtruhe ausgekleideten Leuten in Abwesenheit seines Obersten, war der Fürst auf die weit überlegenen, unvergleichlich berittenen und verzweifelten Spahis losgeprallt, warf sie auf ihr eigenes Fußvolk und rollte Alles in einen wild verworrenen Knäuel der Flucht auf. Seit dem in der Lützener Schlacht gefallenen Pappenheim, seit dem bei Mollwitz umgekommenen Römer, hatte die altberühmte österreich. Kavallerie keinen kühneren Magister equitum, als den „Fürsten Johannes," wie man ihn zu nennen pflegte, dessen wildverwegenes Reiten und markdurchdringendes helles und dünnes Commandowort Jedem unvergeßlich sind, der jenes und dieses einmal gesehen und gehört. Er hat für immer seinen Platz neben Ziethen und Seydlitz und neben dem nur durch eine noch größere Schaubühne der Thaten, nicht durch größeren Muth, nicht durch größere Geistesgaben unvergeßlichen Husarengreise Blücher, dem Marschall Vorwärts. — In 80 kleineren und größeren Treffen, in 13 Feldzügen (1788—1790, dann 1792—1797, ferner 1799 u. 1800, endlich 1805 u. 1809) verlor Fürst Johann, stets von Lust und Hitze in's wildeste Gemetzel hineingezogen, 23 Pferde unter dem Leibe, ohne ein einzigesmal verwundet oder je gefangen worden zu sein. Nur allein bei Wagram erhielt er eine leichte Contusion durch den Sturz vom erschossenen Pferde. Einzig in der Geschichte der Reitergefechte war jenes vor Bouchain 1793, wo er mit seinen Pappenheimern mit etwas Kürassieren und Husaren ohne Fußvolk auf Vorposten stand und der Feind mit 10,000 Mann Infanterie, 2000 Pferden und 12 Kanonen ihn aufheben wollte — der Fürst aber wie ein Donnerkeil zuerst die Reiter in's Weite sprengte, dann sich selbst, der Erste von oben, in das Carré der erschrockenen Infanterie stürzte; 4000 Leichen lagen auf dem Wahlplatze, der Rest streckte mit Geschütz und Trophäen die Waffen. 1794 machte er einen ähnlichen Choc auf das feindliche Lager bei Maubeuge und wurde General. Wenige Tage nach dieser Erhöhung ritt er, Verschiedenes in Feindesnähe selbst zu erkunden, mit einer einzigen Ordonnanz bei einbrechender Dämme-

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. des N. Nekr. S. 1150 und im 10. Jahrg. S. 880.

rung durch den Wald. Dem Saume desselben nahe gekommen, nahm er mit Erstaunen ein in geringer Entfernung aufgestelltes feindliches Regiment leichter Reiter gewahr und weiter rückwärts in der Ebene Infanteriemassen, wahrscheinlich zu einem nächtlichen Ueberfall. Zwischen der Gefangenschaft und einem kecken Einfall blieb keine Wahl. Wahrnehmend, er werde in seinem blauen, reich mit Gold verbrämten Mantel für einen französ. General gehalten, befahl er der Ordonnanz sich zwischen den Bäumen möglichst zu bergen und rief den an der Fronte heruntersprengenden Obersten mit ein paar französ. Worten zu sich; dieser kam auch sogleich heran, seinem vermeintlichen General schon von Weitem salutirend. „Sie sind mein Gefangener," sprach der Fürst Johann, griff an der einen Seite des Rosses Zügel, die Ordonnanz auf der anderen und so jagten sie mit ihm in solcher Sturmeshast davon, als wäre des Obersten Pferd durch Zauberkunst mit ihnen in verrätherischem Bunde gegen seinen eigenen Herrn gewesen. — Im Feldzuge 1796, von dem kön. Feldherrn selbst beschrieben, schimmerte des Fürsten Name an den Tagen von Heidenheim, Forchheim, Bamberg und vorzüglich von Würzburg, wo er mit der leichten Kavallerie überflügelte und mit der schweren die feindlichen Reihen durchbrach, daß alle Bemühungen Bonneau's und Jourdans sie wieder zum Stehen zu bringen, fruchtlos blieben. 1797 richtete der Fürst bei Rastadt mehrere französ. Reiterregimenter zu Grunde und im Jahr 1799 nahm er sich das schönste Blatt aus dem Lorbeer der zwei wichtigen Tage an der Trebia (18. u. 19. Juni), welche die Vereinigung Macdonalds mit dem Heere aus Neapel mit jenem von Italien unter Moreau vereitelten und dem Feinde über 20,000 Mann kosteten. Er war eben angekommen, war noch nicht eingetheilt, war schmerzvoll krank, focht blos mit heroischer Ungeduld als Volontair mit und entschied. Wie bei Würzburg der Erzherzog Karl, so bot dem Fürsten hier Suwarow seine Umarmung vom kleinen Kosakenpferde herunter, im Hemde, mit herabhängenden Strümpfen und offener Halskrause, den Kantschu statt des Marschallstabes in der Hand. Fürst Johann hatte in diesem Blutbade 5 Pferde unter dem Leibe verloren und eine Kanonenkugel ihm den rechten Rockschoß vom Leibe gerissen. Er war der Unverletzliche geblieben. Auch in der dem edlen Joubert tödtlichen Schlacht bei Novi bedeckte sich der Fürst mit Ruhm, wie sein Vetter Graf

sie selbst aber durch das Theresienkreuz belohnt. Im Feldzuge von 1793 war es G., der einige Tage nach der Schlacht von Nerwinden den Vorschlag zur nächtlichen Allarmirung der Anhöhen von Tirlemont machte und sich freiwillig zur Ausführung erbot. Ein glänzender Erfolg krönte den gut angelegten Plan. Der Feldmarschall Prinz Coburg empfahl G. dem Kaiser und dieser ernannte ihn am 1. Mai zum Major im Odonell'schen Freikorps. Im nämlichen Jahre war er bei den Belagerungen von Valenciennes und Le Quesnoy, focht auch mit Auszeichnung am 17. August im Normaler Walde. 1794 focht er am 17. April bei der Vorhut der Armee des Herzogs von York im Treffen bei Vaux, woselbst er die Schanzen bei den Windmühlen stürmte. In der Relation, die der Herzog von York über das Gefecht bei Tournay am 10. Mai bekannt machte, wird G.'s einsichtsvolles und entscheidendes Benehmen ganz besonders gerühmt. Noch im nämlichen Jahre, mitten in den Stürmen des Krieges, schloß der Graf den Ehebund mit Justine Gräfin Wynants aus Brüssel. Im Frühjahre 1797 focht er an der Lahn; am 29. April wurde er zweiter Oberstlieutenant im Regimente seines Vaters, am 19. März 1798 erster Oberstlieutenant bei Kaiser Husaren, aber schon am 26. April Oberst des neu errichteten ungarischen Infanterieregiments Nr. 48. (jetzt Baron Gollner). Im Jahre 1799 befand sich dieses Regiment bei der Armee von Italien an der Etsch und focht bereits am 26. März in der Division des Generals Keim zu Verona, wo es den feindlichen Angriffen 18 Stunden lang heldenmüthig widerstand. General Keim nennt den Obersten G. den Ausgezeichnetsten seiner tapfern Truppen. Eben dasselbe Lob erhielt er am 5. April in der Schlacht bei Magnano, wo er im gleichnamigen Dorfe durch eine Flintenkugel am Kopfe schwer verwundet wurde; man mußte noch bei der Untersuchung der Wunde zur Trepanation schreiten, deren Folgen G. während seines ganzen Lebens fühlte. Unterm 8. August 1799 wurde er von dem Kaiser zum Ritter des Elisabeth Theresienordens ernannt, der erste Fall, daß ein noch aktiver Oberst diese Auszeichnung erhielt. Aber auch die Fremden ehrten sein Verdienst; die Stadt Verona, eingedenk der Milde, mit welcher er sie behandelte und der strengen Ordnung, die er zu handhaben gewußt hatte, übersendete ihm das Diplom als Be-

chen ächt nationalen Kampfe des J. 1809, des Jahres der Landwehr, des Tyrolerkrieges, des Jahres von Aspern, ist des Fürsten Thätigkeit offenkundig. Ihm wurde das Grenadier- und Kavalleriereservecorps anvertraut. Ihm ergab sich (20. Apr. 1809) Regensburg. Dadurch wurde die Verbindung mit dem kleinen Heere Bellegardes und Kolowrats jenseits der Donau in einem Augenblicke hergestellt, als Oesterreichs Hauptmacht bei Hausen, Rohr und Landshut durchschnitten, in der linken Flanke und im Rücken bedroht, in einzelnen Gefechten versplittert, immer mehr mit dem Rücken an die Donau gedrängt und in seiner Hauptverbindung, Subsistenz und jeder Operationsbasis äußerst gefährdet war. Bei dem bedenklichen Uebergange auf das linke Donauufer (23. Apr.) hielt vorzüglich der Fürst den Muth der österreich. Reiterei aufrecht und warf sich mehrmals mit wenigen Zügen Kürassieren, einmal im heftigsten Platzregen ohne Hut, auf dem ersten besten fremden Rosse, mit einem fremden Pallasch, mitten in den übermüthigen Feind. Wie bei Aspern sein Allen wohl bekannter krummgebogener Federbusch recht mitten im Gedränge als eine Warte der Zuversicht geweht, spricht die allbekannte Relation am besten aus. Ein noch herrlicheres Denkmal, als jenes des Fürsten Wenzel von Erz im Wiener Zeughause, ist die Stelle des Armeebefehls des Erzherzogs Generalissimus vom 24. Mai, der unter der sämmtlichen der öffentlichen Dankbarkeit würdigen „Soldaten von Aspern“ den Fürsten ganz allein vorzugsweise nennt. „Der Herr General der Cavallerie, Fürst Johann v. Liechtenstein, hat seinen Namen verewigt. Dieses Gefühl und meine warme Anhänglichkeit an seine Person verbürgt ihm die Dankbarkeit unseres Monarchen. Ich kann ihm nur mit dem öffentlichen Ausdrucke meiner Achtung lohnen.“ — Ebenso heldenmüthig focht der Fürst am 5. und 6. Juli in der Riesenschlacht bei Wagram. Er erhielt den Oberbefehl des Heeres, als der Erzherzog Karl denselben zu Littau am 31. Juli 1809 niederlegte. Ihm wurde auch das schwere Opfer, am 14. Oct., am Jahrestage des westphälischen Friedens, den Wiener Frieden zu unterzeichnen mit Champagny, dem Herzog von Cadore. Für die von schweren Zahlungen abhängige frühere Räumung Wiens und Oesterreichs bot der Fürst den dortigen Wechselhäusern all' sein ungeheueres Vermögen als Unterpfand an. — Von da an war es dem Fürsten vergönnt, ein-

wurde er wieder in Pension gesetzt. Von nun an wählte Gyulai Pesth zu seinem beständigen Aufenthalte und widmete sich mit aller Sorgfalt der Erziehung seiner Kinder, so wie der Verwaltung seiner Güter. Er bewies auch stets die lebhafteste Theilnahme an dem Interesse seines Regiments und besorgte die ihm als Inhaber obliegenden Geschäfte mit ununterbrochener Thätigkeit; seine Mußestunden verwendete er zu gewählter Lektüre und zu wissenschaftlichen Studien. Geradheit und rasches Aufwallen, so wie Gutmüthigkeit und rege Theilnahme an wahrem Unglücke, bezeichneten G.'s Charakter. So hatte er seit dem Jahre 1818 die von der Elisabeth-Theresienstiftung jährlich ihm gebührenden 800 Gulden für 4 verheirathete Offiziere bestimmt, die mehrere Kinder besäßen und vor dem Feinde dienstunfähig geworden waren und zwar in der Art, daß der Genuß dieser Unterstützung nach dem Tode des Gatten auch auf dessen Wittwe und Kinder überging. — In den frühern Jahren, kurz nach erhaltener Kopfwunde, gerieth er leicht in krankhafte Aufregung, welche jedoch für Niemand nachtheilige Folgen hatte, da sie bald wieder, nach Beruhigung der Nerven, der persönlichen Gutmüthigkeit Platz machte. Nachdem der Graf im Jahre 1824 seine geliebte Gattin verloren, wurde er düster und begann mit dem Jahre 1826 an zu kränkeln. Von einer Lungenentzündung 1830 genesen, wurde er gleich darauf vom Schlage gerührt; doch hatte er in diesem für ihn so trüben Jahre die Freude, daß sein Monarch ihn zur Anerkennung seiner früheren im Felde erworbenen Verdienste zum wirklichen k. k. Geh. Rathe ernannte. Am 27. April verschied G.; seine Leiche wurde von einer großen Volksmenge zur letzten Ruhestatt begleitet; tiefe Rührung bezeugte die allgemeine Achtung und Zuneigung, welche der Dahingeschiedene durch seine Thaten und Eigenschaften sich erworben. Er hinterließ drei Söhne, von denen einer in der Armee, zwei in der Staatsverwaltung angestellt sind und sich würdig machen, die Söhne solches Vaters zu sein.

Dresden. F. von Witzleben.

fiel in den Culminationspunkt der Knopf- und Gamaschen-Apotheose. Aber er schätzte gelehrte Soldaten ungemein, wenn sie nur zugleich den Ruf persönlicher Bravour hatten. — Für die Kunst that er unendlich viel. Er vollendete, was hierin jener Fürst Liechtenstein, von den Wienern „der reiche Hans Adam" oder der „Crösus Oesterreichs" genannt, der Gründer der Wiener Vorstädte Liechtenthal und Roßgau, des majestätischen Majorathauses in der Schenkenstraße, des Wienerstadtbanco, der herrlichen Lichtensteinischen Gemäldegallerie begonnen hatte, von dessen Tochter, vermählten Herzogin von Savoyen, das Wiener adliche Damenstift, die savoysche Ritteracademie, die savoyschen Domherren und die savoysche Kreutzkapelle bei St. Stephan herrühren, vieler geringerer Stiftungen zu geschweigen, in Wahrheit, Fulgurationen einer mehr als königl. Großmuth. — In Veredlung der Viehzucht, des Gestüt-, Jagd- und vorzüglich des Forstwesens, durch die Anpflanzung von Millionen schnell wachsender, nordamerikanischer Forsthölzer, durch den Anbau der ergiebigsten exotischen Getreidearten, durch die Verbreitung edler Obstgattungen im Großen und Freien, durch die Acclimatisirung rheinischer, französischer und spanischer Reben, durch die Cultur von Fabrik- und Färbepflanzen u. s. w. gewann der Fürst Johann unläugbar eine edle Priorität in der Förderung aller materiellen Interessen. — Die schönen Bauten zu Eisgrub und Feldsberg, zu Kolodineg, Laa, Lasdorf, Neuschloß, Adamsthal, Greifenstein, Hadersfeld, Schwarzkostelletz, Aurzinorres und in Anssan, wie auf den herrlichsten Puncten um Wien, zeugen trotz mancher Kleinigkeit von pittoreskem und von historischem Scharfblick.

* 110. Joh. Christian Friedr. Brummer,

Universitätsbuchhändler in Copenhagen;

geboren den 9. Febr. 1768, gestorben den 21. Apr. 1836.

Der Verewigte war zu Cannawurf im preuß. Herzogthum Sachsen geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Die Mutter war Johanna Elisabeth geb. Kretschmar, welche sich nach dem frühzeitigen Tode ihres ersten Mannes zum zweiten Male mit Friedrich Gottlob Feillotter, Pfarrer zu Rietgen verehelichte. Im elterlichen Hause erhielt unser B. gute Schulkenntnisse und bezog zu seiner fernern Bildung Ostern 1781 die Klosterschule

* 114. M. Carl Fr. August Weller,

Buchhändler in Bautzen;

geb. am 13. März 1792, gest. den 4. Mai 1836.

Er war der Sohn des Bürgers und Schuhmachermeisters Weller in Bautzen und erhielt seinen ersten Unterricht durch Privatlehrer im elterlichen Hause, später auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt. Hier erwarb er sich durch seinen Fleiß die Liebe der Lehrer und bei seinem Abgange zur Universität erhielt er vom damaligen Rector Siebelis die silberne Medaille, in Anerkennung seines eifrigen lobenswerthen Strebens zu wissenschaftlicher Ausbildung. Im Jahre 1813 besuchte er die Universität Leipzig, wo er 3½ Jahr den theologischen Studien oblag und sich auch hier durch Fleiß und Thätigkeit auszeichnete; doch mußte er wegen Kränklichkeit seinen Lebensplan ändern. Er kehrte daher in seine Vaterstadt zurück und nachdem er 1821 die Magisterwürde erhalten hatte, übernahm er daselbst unter dem Beistande seines ehemaligen Universitätsfreundes Dr. theol. Käuffer ein Journalisticum. Durch seine Thätigkeit vergrößerte sich dies bald außerordentlich, so daß er sich im Jahr 1825 als Buchhändler etablirte, welches Geschäft er mit Liebe, Eifer und strenger Rechtlichkeit führte. Im Jahr 1827 verehelichte er sich mit Sidonie Schelling, Tochter des Ingenieurhauptmanns Schelling, welche Verbindung jedoch schon im folgenden Jahre durch den Tod der Gattin getrennt wurde. In demselben Jahre (1828) verehelichte er sich abermals mit Auguste Aster, Tochter des Ingenieur-Generalmajors Aster. Nach Jahre langen Leiden starb er am oben genannten Tage und um ihn trauert seine Gattin und eine Tochter von 5 Jahren. — Seinen Charakter zeichnete Beharrlichkeit in dem, was er für Recht erkannt, Ausdauer in dem, was er sich vorgesetzt und Herzensgüte vorzüglich aus.

Dresden. August Matthaey.

durch die Mängel, welche eine weniger sorgfältige häusliche Erziehung gelassen hatte. Er vollendete seine Studien auf der Universität Ingolstadt und wurde nachher ausübender Rechtsanwalt in München. Sein richtiger Ueberblick, die Rechtlichkeit seiner Denkungsart und die gründlichen Kenntnisse in seinem Fache erwarben ihm bald großen Ruf. Er wurde in München zu den ausgezeichnetsten Advocaten gezählt und genoß das Zutrauen der angesehensten Familien. So erwarb er sich in redlichem Fleiße nach und nach ein bedeutendes Vermögen, welches ihm und seinen in seiner Ehe erzeugten beiden Kindern, 1 Sohn und 1 Tochter, Ruhe und Unabhängigkeit verhieß. In ehrenvoller Wirksamkeit brachte er sein Leben als tüchtiger Anwalt zu und später suchte er selbst die Ruhe und zog sich aus dem Geschäftsleben zurück, in welchem noch jetzt sein Name mit Achtung genannt wird. Durch den Ankauf des Gutes Atte bei München hatte er sich einen neuen Wirkungskreis eröffnet, doch trafen auch ihn Verluste mancherlei Art und Leiden, wie sie fast jedem redlichen Herzen drohen und er gab diesen Besitz und seine landwirthschaftliche Wirksamkeit wieder auf. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Landshut in stiller Abgeschiedenheit zu, wo er am oben genannten Tage an einem Schlagflusse starb. In seinem Fache ausgezeichnet, war er es als Mensch nicht minder durch strenge Rechtlichkeit. Eine große Freimüthigkeit der Gesinnung, welche er in seinem Umgange mit hohen Personen stets bethätigte, war ein Hauptzug seines Characters. Treu in der Freundschaft hinterließ er Viele, welche mit frommen Dank an seinem Grabe weinen.

* 112. Albert Graf Gyulai,

k. k. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des militärischen Marien-Theresienordens, Inhaber des silbernen Ehrenkreuzes, Mitglied der Elisabeth-Theresianischen Stiftung, wirkl. geh. Rath zu Pesth;

geb. den 12. Oct. 1766, gest. den 27. April 1835.

Aus dem alten Geschlechte der Grafen Gyulai von Maros Nemeth und Nadaska stammend, welches dem österreichischen Kaiserstaate schon viele, durch ausgezeichnete Tapferkeit und treu geleistete Dienste zu hohen Ehrenstellen gelangte Männer gab, wurde Graf Albert zu Ofen am oben angegebenen Tage geboren. Seine Er-

er sich seines Prinzipals Zuneigung, die sich um Vieles erhöhete, als er allen Fleiß anwendete, die polnische Sprache zu erlernen. In kurzer Zeit hatte er seinen Zweck erreicht, denn er sprach sie ziemlich, schrieb aber so das Polnische, daß er dem Grafen auch selbst in der polnischen Correspondenz nützlich werden konnte. Damals faßte er den Entschluß, sich in sämmtliche slavische Mundarten hineinzuarbeiten und fing außerdem noch an, die Geschichte der Slaven zu einem Gegenstande seines Studiums zu machen. Dabei setzte er das Studium der theoretischen Theologie nicht aus den Augen. Er besuchte fleißig die in Warschau befindlichen Klosterbibliotheken und auch die gelehrter, vornehmer und reicher Männer, da diese damals sehr ausgezeichnete Bibliotheken in Warschau besaßen. Er war bemüht, sich überall Eingang zu verschaffen und seine Kenntnisse erwarben ihm sehr bald Achtung, Vertrauen und Zugang. In dem Jahre 1803 machten es aber Umstände nothwendig, daß er Warschau verließ und sich in andere Gegenden Polens begab. Dort hatte er zwar Ursache, mit seiner finanziellen Lage sehr zufrieden zu sein, fand aber keine Gelegenheit, auf irgend eine Weise seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Als nun im J. 1806, nach der für Preußen unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Jena die polnische Revolution ausbrach, so hörten alle vortheilhaften Verhältnisse, in welchen Friedrich noch in Polen gestanden hatte, gänzlich für ihn auf und er sah sich genöthigt, nach Deutschland zurückzuwandern. Nach vielen Widerwärtigkeiten kam er endlich in Posen an, wo er sich in mißlicher Lage befand, da er ohne Bekannte, ohne Geld und ohne alle Unterstützung war. Indeß der polnischen, deutschen und französischen Sprache kundig, meldete er sich (die Franzosen hatten damals Polen besetzt) auf einem französischen Büreau als Hülfsarbeiter, wo man dergleichen sprachkundige Leute bedurfte und fand eine Anstellung als Gehülfe bei dem Einquartirungswesen. Dieses geistlosen Geschäfts müde, verließ er Ende des Jahres 1807 seine Stellung und begab sich nach Breslau, wo er die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten, als: des D. und Professors Hermes, des Rektors Manso *) und Prorektors Schummel und mehrerer machte. Da man in ihm alsbald einen kenntnißreichen Mann erkannte, so empfahl ihn Manso nicht

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 478.

sie selbst aber durch das Theresienkreuz belohnt. Im Feldzuge von 1793 war es G., der einige Tage nach der Schlacht von Nerwinden den Vorschlag zur nächtlichen Allarmirung der Anhöhen von Tirlemont machte und sich freiwillig zur Ausführung erbot. Ein glänzender Erfolg krönte den gut angelegten Plan. Der Feldmarschall Prinz Coburg empfahl G. dem Kaiser und dieser ernannte ihn am 1. Mai zum Major im Odonellschen Freikorps. Im nämlichen Jahre war er bei den Belagerungen von Valenciennes und Le Quesnoy, focht auch mit Auszeichnung am 17. August im Normaler Walde. 1794 focht er am 17. April bei der Vorhut der Armee des Herzogs von York im Treffen bei Vaux, woselbst er die Schanzen bei den Windmühlen stürmte. In der Relation, die der Herzog von York über das Gefecht bei Tournay am 10. Mai bekannt machte, wird G.'s einsichtsvolles und entscheidendes Benehmen ganz besonders gerühmt. Noch im nämlichen Jahre, mitten in den Stürmen des Krieges, schloß der Graf den Ehebund mit Justine Gräfin Wynants aus Brüssel. Im Frühjahre 1797 focht er an der Lahn; am 29. April wurde er zweiter Oberstlieutenant im Regimente seines Vaters, am 19. März 1798 erster Oberstlieutenant bei Kaiser Husaren, aber schon am 26. April Oberst des neu errichteten ungarischen Infanterieregiments Nr. 48. (jetzt Baron Gollner). Im Jahre 1799 befand sich dieses Regiment bei der Armee von Italien an der Etsch und focht bereits am 26. März in der Division des Generals Keim zu Verona, wo es den feindlichen Angriffen 18 Stunden lang heldenmüthig widerstand. General Keim nennt den Obersten G. den Ausgezeichnetsten seiner tapfern Truppen. Eben dasselbe Lob erhielt er am 5. April in der Schlacht bei Magnano, wo er im gleichnamigen Dorfe durch eine Flintenkugel am Kopfe schwer verwundet wurde; man mußte noch bei der Untersuchung der Wunde zur Trepanation schreiten, deren Folgen G. während seines ganzen Lebens fühlte. Unterm 8. August 1799 wurde er von dem Kaiser zum Ritter des Elisabeth Theresienordens ernannt, der erste Fall, daß ein noch aktiver Oberst diese Auszeichnung erhielt. Aber auch die Fremden ehrten sein Verdienst; die Stadt Verona, eingedenk der Milde, mit welcher er sie behandelte und der strengen Ordnung, die er zu handhaben gewußt hatte, übersendete ihm das Diplom als Be-

Technik kannte, die zum Ordnen einer Bibliothek unumgänglich nothwenig wäre. Diesen Mann fand er durch die Empfehlung des Rektors Manso in dem zu Auras befindlichen Rektor Friederich, der, glücklich in einen Wirkungskreis versetzt zu werden, der seinen Kenntnissen und seinem ganzen Wesen angemessener, als sein bisheriger war, die Stelle eines Bibliotheksgehülfen gern und willig annahm (1811). Er wurde nun nach den verschiedenen Klöstern, wo Bibliotheken waren, gesandt, um diese nach dem allgemeinen Sammelplatz Breslau zu befördern. Beinahe bis in die Jahre 1812 und 1813 war er mit diesen Aufträgen beschäftigt. Als alle Bibliotheken geräumt und nach Breslau gebracht und Friedrich während dieser Zeit zum Custos der Universitätsbibliothek ernannt und dadurch Schneidern als erster und wesentlichster Gehülfe beigesellt worden war, begann das eigentliche Ordnen derselben zu einer einzigen. Mit einigen Abänderungen wurde hierbei der in der Bibliotheca Buenaviana befolgte Plan zum Grunde gelegt und F. das Catalogisiren der Manuskripte und ältesten Drucke aus allen Wissenschaften übertragen. Bei dieser Beschäftigung war es, wo er ein Manuscript von Ciceros Werke „de natura Deorum“ entdeckte, welches der damalige dasige Professor der Philologie Heindorf mit einem vortrefflichen Commentar herausgab. Mit unermüdeter Thätigkeit und größter Genauigkeit bearbeitete Friedrich den bibliographischen Theil der Bibliothek und entdeckte manches Schätzbare. Seine tiefe Kenntniß der ersten Drucke oder Inkunabeln und der Editiones principes ließ ihn mit der größten Gründlichkeit arbeiten. Er wußte mit Bestimmtheit zu beurtheilen, in wiefern diese Vetera impressa einen hohen Werth haben und in wiefern sie dagegen oft auch höher geschätzt werden, als sie es verdienen; er kannte die Typenfamilien genau und irrte sich selten in der Angabe, aus welcher Zeit und von welchem der ersten Buchdrucker ein altes Werk gedruckt sein könne und die Wahrheit und Richtigkeit seiner Meinung zeigte sich, wenn man sein Urtheil mit dem, was Hain in seinem Repertorium bibliographicum, oder Panzer in seinen Annalen, oder Denis, oder Ebert *) darüber sagen. In dem Jahre 1821 beehrte ihn die philosophische Fakultät der Breslauer Universität mit der Doc-

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 986.

wurde er wieder in Pension gesetzt. Von nun an wählte Gyulai Pesth zu seinem beständigen Aufenthalte und widmete sich mit aller Sorgfalt der Erziehung seiner Kinder, so wie der Verwaltung seiner Güter. Er bewies auch stets die lebhafteste Theilnahme an dem Interesse seines Regiments und besorgte die ihm als Inhaber obliegenden Geschäfte mit ununterbrochener Thätigkeit; seine Mußestunden verwendete er zu gewählter Lektüre und zu wissenschaftlichen Studien. Geradheit und rasches Aufwallen, so wie Gutmüthigkeit und rege Theilnahme an wahrem Unglücke, bezeichneten G.'s Charakter. So hatte er seit dem Jahre 1818 die von der Elisabeth-Theresienstiftung jährlich ihm gebührenden 800 Gulden für 4 verheirathete Offiziere bestimmt, die mehrere Kinder besäßen und vor dem Feinde dienstunfähig geworden waren und zwar in der Art, daß der Genuß dieser Unterstützung nach dem Tode des Gatten auch auf dessen Wittwe und Kinder überging. — In den frühern Jahren, kurz nach erhaltener Kopfwunde, gerieth er leicht in krankhafte Aufregung, welche jedoch für Niemand nachtheilige Folgen hatte, da sie bald wieder, nach Beruhigung der Nerven, der persönlichen Gutmüthigkeit Platz machte. Nachdem der Graf im Jahre 1824 seine geliebte Gattin verloren, wurde er düster und begann mit dem Jahre 1826 an zu kränkeln. Von einer Lungenentzündung 1830 genesen, wurde er gleich darauf vom Schlage gerührt; doch hatte er in diesem für ihn so trüben Jahre die Freude, daß sein Monarch ihn zur Anerkennung seiner früheren im Felde erworbenen Verdienste zum wirklichen k. k. Geh. Rathe ernannte. Am 27. April verschied G.; seine Leiche wurde von einer großen Volksmenge zur letzten Ruhestatt begleitet; tiefe Rührung bezeugte die allgemeine Achtung und Zuneigung, welche der Dahingeschiedene durch seine Thaten und Eigenschaften sich erworben. Er hinterließ drei Söhne, von denen einer in der Armee, zwei in der Staatsverwaltung angestellt sind und sich würdig machen, die Söhne solches Vaters zu sein.

Dresden. F. von Witzleben.

fungen, wurde er am 1. December [illegible] zum Doctor der Medicin an der [illegible] Universität promovirt, [illegible] welcher Gelegenheit er seine Inauguralschrift [illegible] ble occulta [illegible] die eine [illegible] schen [illegible] Schreiben und [illegible] len Schriften [illegible] hülfe [illegible] Während [illegible] gebung [illegible] thätig und [illegible] durch seine [illegible] nung sowohl des [illegible] mitatsbehörden, [illegible] Honorarzahlung [illegible] zwei und ein [illegible] Behandlung der [illegible] den Kranken des [illegible] sprechenden Erfolge [illegible] gend [illegible] sind, [illegible] Schrift: [illegible] demicorum [illegible] chen Schriften [illegible] vom [illegible] über den [illegible] den [illegible] [illegible] sind. [illegible] ganzen [illegible] möglich, [illegible] den [illegible] des [illegible] pfehlung [illegible] seine [illegible] allerhöchsten Ernennung [illegible] len [illegible] Klinik an der [illegible] kennung. [illegible] Eltern Genehmigung zu [illegible] oben genannten [illegible] gediegenen [illegible] und [illegible] Liebenswürdigkeit [illegible]

* 114. M. Carl Fr. August Weller,

Buchhändler in Bautzen;

geb. am 13. März 1792, gest. den 4. Mai 1836.

Er war der Sohn des Bürgers und Schuhmachermeisters Weller in Bautzen und erhielt seinen ersten Unterricht durch Privatlehrer im elterlichen Hause, später auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt. Hier erwarb er sich durch seinen Fleiß die Liebe der Lehrer und bei seinem Abgange zur Universität erhielt er vom damaligen Rector Siebelis die silberne Medaille, in Anerkennung seines eifrigen lobenswerthen Strebens zu wissenschaftlicher Ausbildung. Im Jahre 1813 besuchte er die Universität Leipzig, wo er 3½ Jahr den theologischen Studien oblag und sich auch hier durch Fleiß und Thätigkeit auszeichnete; doch mußte er wegen Kränklichkeit seinen Lebensplan ändern. Er kehrte daher in seine Vaterstadt zurück und nachdem er 1821 die Magisterwürde erhalten hatte, übernahm er daselbst unter dem Beistande seines ehemaligen Universitätsfreundes Dr. theol. Käuffer ein Journalisticum. Durch seine Thätigkeit vergrößerte sich dies bald außerordentlich, so daß er sich im Jahr 1825 als Buchhändler etablirte, welches Geschäft er mit Liebe, Eifer und strenger Rechtlichkeit führte. Im Jahr 1827 verehelichte er sich mit Sidonie Schelling, Tochter des Ingenieurhauptmanns Schelling, welche Verbindung jedoch schon im folgenden Jahre durch den Tod der Gattin getrennt wurde. In demselben Jahre (1828) verehelichte er sich abermals mit Auguste Aster, Tochter des Ingenieur-Generalmajors Aster. Nach Jahre langen Leiden starb er am oben genannten Tage und um ihn trauert seine Gattin und eine Tochter von 5 Jahren. — Seinen Charakter zeichnete Beharrlichkeit in dem, was er für Recht erkannt, Ausdauer in dem, was er sich vorgesetzt und Herzensgüte vorzüglich aus.

Dresden. August Matthaey.

der Equipage und er kam, ohne gefangen zu werden, wieder in die Garnison zurück. 1808 marschirte er mit dem Regimente nach Warschau, im Anfange von 1809 nach Glogau; 1810 wurde das Regiment aufgelöst und L. dem Regimente Prinz Clemens (Kurfürst von Trier) zugetheilt. Beim Beginn des Feldzuges von 1812 war er als Divisionsauditeur dem Stabe der ersten sächsischen Division zugetheilt, 1813 aber als Oberauditeur des mobilen Korps angestellt, in welcher Funktion er auch während der Feldzüge von 1814 und 1815 blieb. Dieselbe Funktion sollte er auch bei dem Truppentheile verwalten, der bei der Occupationsarmee in Frankreich blieb, aber er wurde sehr bald ins Vaterland zurückberufen, um der Kommission zugesellt zu werden, welche ein neues Militärstrafgesetzbuch auszuarbeiten hatte. Mit dem Eifer, der ihn als Anhänger des Soldatenstandes längst bezeichnete, ging er an das Werk und wurde auch 1816 dafür durch das Ritterkreuz des Civilverdienstordens belohnt. Später wurde er zum Kriegsgerichtsrathe ernannt und blieb in dieser Funktion bis in das Jahr 1835, wo das Kriegscollegium aufgelöst wurde und er mit Beibehaltung seines Gehaltes zur Disponibilität gestellt ward. Er hatte sich zum zweitenmale verheirathet und hinterließ bei seinem Tode eine zahlreiche Familie.

Dresden. Fr. v. Witzleben.

118. Georg Lachmann,

großherzogl. Freiprediger und Lehrer an der höhern Mädchenschule zu Darmstadt;

geb. im J. 1802, gest. den 14. Mai 1836 *).

Geboren zu Darmstadt, erhielt er durch die liebevolle Fürsorge seiner Eltern schon frühe einen zweckmäßigen Elementarunterricht und besuchte hierauf eine Reihe von Jahren das Gymnasium seiner Vaterstadt. Trotz dem, daß er von seiner Kindheit an mit der Schwäche seines Körpers vielfach zu kämpfen hatte, wodurch, wie durch so manches Andere, die rasche Entwickelung seiner geistigen Kräfte gehemmt wurde, machte er in allen Zweigen des Gymnasialunterrichts erfreuliche Fortschritte und erwarb sich durch Fleiß und gesittetes

*) Nach: Allgemeine Schul-Zeitung 1836. Nr. 89.

er sich seines Prinzipals Zuneigung, die sich um Vieles erhöhete, als er allen Fleiß anwendete, die polnische Sprache zu erlernen. In kurzer Zeit hatte er seinen Zweck erreicht, denn er sprach sie ziemlich, schrieb aber so das Polnische, daß er dem Grafen auch selbst in der polnischen Correspondenz nützlich werden konnte. Damals faßte er den Entschluß, sich in sämmtliche slavische Mundarten hineinzuarbeiten und fing außerdem noch an, die Geschichte der Slaven zu einem Gegenstande seines Studiums zu machen. Dabei setzte er das Studium der theoretischen Theologie nicht aus den Augen. Er besuchte fleißig die in Warschau befindlichen Klosterbibliotheken und auch die gelehrter, vornehmer und reicher Männer, da diese damals sehr ausgezeichnete Bibliotheken in Warschau besaßen. Er war bemüht, sich überall Eingang zu verschaffen und seine Kenntnisse erwarben ihm sehr bald Achtung, Vertrauen und Zugang. In dem Jahre 1803 machten es aber Umstände nothwendig, daß er Warschau verließ und sich in andere Gegenden Polens begab. Dort hatte er zwar Ursache, mit seiner finanziellen Lage sehr zufrieden zu sein, fand aber keine Gelegenheit, auf irgend eine Weise seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Als nun im J. 1806, nach der für Preußen unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Jena die polnische Revolution ausbrach, so hörten alle vortheilhaften Verhältnisse, in welchen Friedrich noch in Polen gestanden hatte, gänzlich für ihn auf und er sah sich genöthigt, nach Deutschland zurückzuwandern. Nach vielen Widerwärtigkeiten kam er endlich in Posen an, wo er sich in mißlicher Lage befand, da er ohne Bekannte, ohne Geld und ohne alle Unterstützung war. Indeß der polnischen, deutschen und französischen Sprache kundig, meldete er sich (die Franzosen hatten damals Polen besetzt) auf einem französischen Büreau als Hülfsarbeiter, wo man dergleichen sprachkundige Leute bedurfte und fand eine Anstellung als Gehülfe bei dem Einquartirungswesen. Dieses geistlosen Geschäfts müde, verließ er Ende des Jahres 1807 seine Stellung und begab sich nach Breslau, wo er die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten, als: des D. und Professors Hermes, des Rektors Manso *) und Prorektors Schummel und mehrerer machte. Da man in ihm alsbald einen kenntnißreichen Mann erkannte, so empfahl ihn Manso nicht

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 4. Jahrg. S. 478.

größten Anstrengung und Selbstüberwindung einige Lehrstunden; endlich mußte er aber seiner völlig zerrütteten Gesundheit und den dringenden Mahnungen der Aerzte zufolge sich dazu bequemen, auf die Ertheilung des Unterrichts völlig zu verzichten. Am oben genannten Tage schlug ihm die Stunde der Erlösung, nach welcher er sich in den letzten Wochen, von namenlosen Schmerzen, die er stets mit der größten Standhaftigkeit getragen, überwältigt, so sehr gesehnt hatte.

* 119. Wilhelm Christoph Kästner,

Landamtmann zu Gispersleben Kiliani bei Erfurt;

geb. den 1. April 1789, gestorben den 19. Mai 1836.

Kästner wurde als der Sohn eines schlichten Landmannes zu Gispersleben Kiliani geboren und genoß einen ziemlich dürftigen Schulunterricht, fühlte aber einen starken Trieb zu weiterer Ausbildung in sich. Als Jüngling lebte er daher ganz eingezogen, las unermüdet viele landwirthschaftliche und andere nützliche Schriften, beurtheilte und verbesserte nach diesen den Zustand seiner Felder und suchte den Umgang gebildeter Männer, hauptsächlich eines jungen Geistlichen in seiner Nähe, der durch mündliche Unterredungen und Belehrungen über ihm noch unbekannte Gegenstände und durch Mittheilungen guter Schriften sein Streben, sich Andern nützlich zu machen, förderte. 1794 übernahm er sein väterliches Erbe, wurde bald darauf durch einstimmige ungetheilte Wahl zum Oberheimbürgen seines Orts ernannt und entwarf eine Uebersicht der Finanzen der Gemeinde, deren Verwaltung er mit den redlichsten und einsichtsvollen Männern aus derselben theilte: 1800 sah er durch seine richtig geführte Oekonomie viele Gemeindeschulden gedeckt; er verwaltete nämlich selbst die Gemeindeländerei und bewies, daß man besonders durch Arbeitsamkeit und richtige Eintheilung der Zeit einen Mehrertrag gewinnen könne. Zur Befriedigung seiner Wißbegierde unternahm er nun Reisen in die Nähe und Ferne, um zu sehen, was von Bauten und Anlagen zur Verschönerung seines Geburtsorts anzuwenden sein möchte, denn sein unermüdet thätiger Geist achtete keine Kosten und keine Schwierigkeiten, die er mit glücklicher Gewandtheit zu beseitigen wußte. Dieses rastlose Streben, vorzüglich seine Gemeinnützigkeit, wurde gar bald von seinen Obern bemerkt. Der damalige Coadjutor

Technik kannte, die zum Ordnen einer Bibliothek unumgänglich nothwenig wäre. Diesen Mann fand er durch die Empfehlung des Rektors Manso in dem zu Auras befindlichen Rektor Friederich, der, glücklich in einen Wirkungskreis versetzt zu werden, der seinen Kenntnissen und seinem ganzen Wesen angemessener, als sein bisheriger war, die Stelle eines Bibliothekgehülfen gern und willig annahm (1811). Er wurde nun nach den verschiedenen Klöstern, wo Bibliotheken waren, gesandt, um diese nach dem allgemeinen Sammelplatz Breslau zu befördern. Beinahe bis in die Jahre 1812 und 1813 war er mit diesen Aufträgen beschäftigt. Als alle Bibliotheken geräumt und nach Breslau gebracht und Friedrich während dieser Zeit zum Custos der Universitätsbibliothek ernannt und dadurch Schneidern als erster und wesentlichster Gehülfe beigesellt worden war, begann das eigentliche Ordnen derselben zu einer einzigen. Mit einigen Abänderungen wurde hierbei der in der Bibliotheca Buenaviana befolgte Plan zum Grunde gelegt und F. das Catalogisiren der Manuskripte und ältesten Drucke aus allen Wissenschaften übertragen. Bei dieser Beschäftigung war es, wo er ein Manuscript von Ciceros Werke „de natura Deorum" entdeckte, welches der damalige dasige Professor der Philologie Heindorf mit einem vortrefflichen Commentar herausgab. Mit unermüdeter Thätigkeit und größter Genauigkeit bearbeitete Friedrich den bibliographischen Theil der Bibliothek und entdeckte manches Schätzbare. Seine tiefe Kenntniß der ersten Drucke oder Inkunabeln und der Editiones principes ließ ihn mit der größten Gründlichkeit arbeiten. Er wußte mit Bestimmtheit zu beurtheilen, in wiefern diese Vetera impressa einen hohen Werth haben und in wiefern sie dagegen oft auch höher geschätzt werden, als sie es verdienen; er kannte die Typenfamilien genau und irrte sich selten in der Angabe, aus welcher Zeit und von welchem der ersten Buchdrucker ein altes Werk gedruckt sein könne und die Wahrheit und Richtigkeit seiner Meinung zeigte sich, wenn man sein Urtheil mit dem, was Hain in seinem Repertorium bibliographicum, oder Panzer in seinen Annalen, oder Denis, oder Ebert *) darüber sagen. In dem Jahre 1821 beehrte ihn die philosophische Fakultät der Breslauer Universität mit der Doc-

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 986.

rede an ihn hielt und unter Trompeten- und Paukenschall ein Lied abgesungen wurde. Professor Gotthard, als Deputirter der Kommerzdeputation, munterte die Bewohner zu immer größerm Fleiß auf, rühmte den Oberheimbürgen als einen besondern Beförderer des Guten und zierte ihn mit der großen goldenen Ehrenmünze mit dem Bildniß des Kurfürsten (1801). Um den Ort herum wurden nun noch Sandwege geführt, diese mit verschiedenen Arten von Bäumen bepflanzt, mit Blumenbeeten geziert und durch Alleen und englische Anlagen erhielt dieser sonst unsaubere Ort eine ganz neue Gestalt. Die öden wüsten Strecken um das Dorf herum wurden nicht mehr, wie früher, dem Vieh überlassen oder niedrig verpachtet, sondern urbar gemacht, bald mit Spezereien, bald mit Klee besäet, dann wiederum verpachtet, wodurch ein höherer Gewinn erzielt wurde. So wie der Ort an Reinlichkeit und Sauberkeit zunahm, so stieg auch der Reinlichkeitssinn unter allen Bewohnern, er zeigte sich überall in Kleidung, Haus, Hof und Feld. Von dem großen einst dort herrschenden Aberglauben an Todtenerscheinungen, Teufelsbeschwörungen, Vertreibungen und Hexereien findet man jetzt auch nicht die geringste Spur mehr und sein musterhaftes moralisches Betragen hat viele Quellen der Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit verstopft und so zum Segen seiner Gemeinde viel beigetragen. Unter den neuen Gebäuden, die ihm ihre Entstehung verdanken, sind besonders die Kirche, ein Brauhaus und die neue Schule zu nennen, die zwar noch nicht vollendet, aber doch so weit gediehen ist, daß sie nach seinem Plan ohne weiteres ausgeführt werden kann. Besonders hatte er sein Augenmerk auf den neben dem Schulgebäude anzulegenden Garten gerichtet, von dem er einen Theil zum Spielplatz für die Kinder und einen größern zu einer Baumschule, in welcher den Kindern das Veredlen der Stämme gelehrt werden soll, bestimmt hat. Außerdem daß er schon früher für 28 Thlr. Schulschriften aus der Beckerschen Buchhandlung zu Gotha, zum Gebrauch der Jugend, anschaffte, hat er auch aus eigenen Mitteln 500 Thlr. dazu bestimmt, daß, sobald die Schule mehr denn 100 Kinder enthalten werde, ein Hülfslehrer angestellt und zu dessen Besoldung von dem bis dahin gewiß nicht unbedeutend gestiegenen Kapital die Zinsen verwendet werden sollten; auch zu dem Kirchenbau hatte er aus eigenem Vermögen 100 Thlr. hergegeben. Die Idee,

stellt worden war, indem man in der ersten Zeit aus nicht genug sicherer Kunde von dem, was vorhanden sein sollte, manches zu vermissen glaubte, was bei einer weniger befangenen Untersuchung vorgefunden wurde. Seine Lage aber ward noch trauriger und qualvoller, als man ihn selbst mit in den Verdacht zog. Nur diejenigen, welche seine gelehrte Unbeholfenheit in dem wirklichen Leben kannten, vermochten sich zu überzeugen, daß das begangene Vergehen auch nicht im entferntesten von ihm geahnt worden sein konnte. Da er nun, wie gesagt, nur wenige Freunde, ja nicht einmal genauere Bekannte hatte, so traf ihn die gewöhnliche Unart der Menschen, daß er von ihnen, als ein Unbekannter, in Verdacht der Schuld gerathen, voreilig für schuldig gehalten wurde; auch von Seiten seiner Umgebung und zwar um so mehr, als auch eine gewisse Abgeneigtheit, wenn nicht Feindseligkeit sich einmischte. Es wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, während welcher er seines Amtes suspendirt war und nach einem Jahre kam die Entscheidung: „daß der Mann und seine Kinder für schuldlos erklärt, der schuldige Theil aber zu einer gefänglichen Haft auf ein Jahr verurtheilt wurde.“ — In der Zeit der Untersuchung schrieb Friedrich sein letztes und höchst interessantes Werkchen: „Kritische Erörterungen zum übereinstimmenden Ordnen und Verzeichnen öffentlicher Bibliotheken.“ Jedoch nicht gewohnt, ohne bestimmte Arbeit zu leben, fühlte er sich bei der Entfernung von allen Berufsgeschäften in seiner Einsamkeit höchst unglücklich. Er war verlassen von aller Welt; von allen Hülfsmitteln zu studieren oder etwas zu schreiben entblößt und versank daher in Kummer und Sorgen, ja bittern Gram; besonders wenn er auf das Schicksal seiner Familie hinblickte: denn er war ein redlicher Gatte und treuer Vater seiner Kinder, dem es nur am Herzen lag, sie zu guten Menschen zu erziehen; daher er gern, so viel nur in seinen Kräften stand, für ihren Unterricht und ihre weitere Ausbildung sorgte. Innig betrübten ihn deshalb die vielen ganz ungegründeten und kränkenden Gerüchte, die über ihn und die Seinen überall verbreitet wurden. Niedergedrückt von diesem herzzerknirschenden Elend, wurde er schon gegen Ende des Jahrs 1835 kränklich, doch ging er noch bisweilen aus. Im Anfange des Jahrs 1836 nahm seine Krankheit einen ernsten Charakter an und nachdem er volle 8 Monate dar-

ter. Er war wohlhabend und führte eine sehr glückliche und musterhafte Ehe mit seiner Gattin, die aus dem nah gelegenen Dorfe Alach gebürtig war, eine Frau von trefflichem und sanftem Charakter, häuslich und ganz zur Wirthschaft erzogen, von religiöser Denkart. Nur in Verbindung mit einer solchen Gattin war es ihm möglich, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Gemeindewesen zu richten, da seine musterhafte häusliche ökonomische Einrichtung von ihr mehrentheils ganz allein geleitet wurde und sie nur Winke bedurfte, seine Anordnungen nach seinem Willen auszuführen. Sein geschmackvoll gebautes Haus stand jedem Fremden offen, der aufs freundlichste von ihm empfangen wurde und Niemand ging unbefriedigt von ihm weg; auch sein Garten, im neuesten Geschmack angelegt, war nie verschlossen. In demselben hatte er auf der einen Seite 2 kleine Zimmer mit einem Salon gebaut, der Abends erleuchtet werden konnte und auf der andern Seite ein dergleichen geschmackvoll meublirter, worin ein Fortepiano stand, das Musikfreunden zur Unterhaltung dienen sollte. Der ziemlich große von ihm ganz neugeschaffene terrasirte Garten hat viele belaubte Hütten und Irrgänge mit den herrlichsten Blumen und exotischen Gewächsen geziert, überall Ruheplätze und aus diesen konnte man nun in die parkähnlichen Anlagen des Orts kommen. So trug dieser menschenfreundliche Mann auch von seiner Seite zum geselligen Vergnügen, der Fremden sowohl als der Einheimischen, sehr viel bei und fand sich schon belohnt, wenn man ihm für das gehabte Vergnügen und Unterhaltung einen freundlichen Dank brachte. In diesem Garten hat er für sich und seine Gattin seine Ruhestätte, die mit einem Kranz von hohen Fichten umgeben ist, selbst bereitet, wohin nun auch seine Gebeine gebracht worden sind. Nach einer 11tägigen sehr schmerzhaften Krankheit, die er wahrscheinlich in seinem Berufe durch Erkältung sich zuzog, entschlief er am oben genannten Tage. Er wünschte in der Stille begraben und von seinen Hausleuten und Handarbeitern, nicht von den Vorstehern der Gemeinde, wie sonst üblich, getragen zu werden. Früh 5 Uhr versammelten sich die Leidtragenden in seinem Garten-Salon, wohin der Sarg Tags vorher gestellt worden war; die Jungfrauen des Orts hatten Laub und Zweige bis zu seiner Ruhestätte gestreut. Das Musikchor blies einen Choral und der Ortsgeistliche, Pastor Lossius, hielt an seinem Grabe eine kurze Rede, worauf wieder ein

fungen, wurde er am 6. December 1830 zum Doctor der Medicin an der Wiener Universität promovirt, bei welcher Gelegenheit er seine Inauguralschrift: „De enteribile occulta" herausgab, die seine gründlichen medicinischen Kenntnisse vortheilhaft beurkundet und durch Schreibart und logischen Zusammenhang sich vor so vielen Schriften dieser Art auszeichnet. In der Geburtshülfe nahm er den 5. August 1831 das Magisterium. Während der in seiner Vaterstadt und der ganzen Umgebung herrschenden Choleraepidemie bewies er sich sehr thätig und erwarb sich durch seinen rastlosen Eifer und durch seine erprobte Geschicklichkeit die volle Anerkennung sowohl des Raaber Magistrats, als auch der Comitatsbehörden, welche ihn am 16. October 1832 zum Honorarphysikus dieses Comitats ernannten. — Durch zwei und ein Viertel-Jahr supplirte er seinen Vater in Behandlung der jährlich beinah auf 600 sich belaufenden Kranken des bürgerlichen Hospitals mit dem entsprechendsten Erfolge und wie nützlich und fruchtbringend für ihn die dabei gemachten Erfahrungen gewesen sind, zeigt seine im Jahre 1833 zu Wien erschienene Schrift: „Descriptio morborum anno 1831 Jaurini epidemicorum", worin in einer zierlichen und doch einfachen Schreibart, nach dem Beispiele des Annus medicus vom Baron Störck, die in ächt hippokratischem Geiste über den Verlauf der Krankheiten und den herrschenden Genius epidemicus und die Wirkung verschiedener Arzneimittel gemachten Beobachtungen treu niedergelegt sind. Mit gewohntem Fleiße setzte er während dieser ganzen Zeit das Studium sowohl theoretischer als praktischer medicinischer Werke fort und so war es ihm möglich, in kurzer Zeit mehrere Lehramtsconcurse aus den verschiedensten und schwierigsten Lehrgegenständen des medicinischen Studiums zu seiner besondern Empfehlung und Auszeichnung zu bestehen. Auch fand seine wohlbegründete Befähigung zum Lehrfache in der allerhöchsten Ernennung zum k. k. Professor der speciellen Pathologie und Therapie und der medicinischen Klinik an der Universität zu Insbruck bald ihre Anerkennung. Längere Zeit kränkelnd, hoffte er bei seinen Eltern Genesung zu finden, allein dort ereilte ihn am oben genannten Tage der Tod. Seine vielseitigen und gediegenen Kenntnisse, sein ächter Sinn für Wissenschaft und Kunst, sein reger Diensteifer, die Solidität und Liebenswürdigkeit seines Charakters, kurz, alles hat sich

nebst dem wunderbaren Geheimnisse, Wunden ohne Berührung vermöge des Vitriols nach K. Digby blos sympathetisch zu heilen. Koburg 1795. — Neues Kunst- und Wunderbuch der Natur. Koburg 1798. — Magazin nützlicher und angenehmer Materien. 2 Theile. Leipzig 1802 und Koblenz 1804. — Physiognomik oder Kunst, die Menschen aus dem Gesichte zu beurtheilen. Mit der Silhouette des Verfassers. 2 Theile. Koburg und Leipzig 1804. — Repertorium der vorzüglichsten Kunstmaschinen und Kunsterfindungen in unserer Zeit. 1. Heft. Koburg 1807. — Verzeichniß und Beschreibung einiger von berühmten Meistern verfertigten Gemälden, wie auch einigen andern ältern und merkwürdigen in Banz. In Meißels neuen Miscellen artistisch. Inhalts St. 5. S. 623 — 632. — Wenn wir nicht irren, hat eben derselbe mit seinem noch lebenden Bruder, dem Dekan und Pfarrer Stöhr im Kloster Ebrach, Materialien zur Geschichte Kronachs herausgegeben.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 121. Leonhard Martin Eisenschmid,

Rector u. Prof. des Gymnasiums zu Schweinfurt;

geb. den 8. Nov. 1795, gest. den 27. Mai 1836.

Eisenschmid war zu Ingolstadt in Baiern geboren und der Sohn braver, aber armer Eltern. Da bei der Aufhebung der Klöster im J. 1803 ein Centralkloster zur Conservation derjenigen Franziskaner, welche man dem Stande des Secularclerus nicht einreihen konnte oder wollte, zu Ingolstadt verblieb, so wurde durch dieses Ereigniß das Mittel zur ersten gelehrten Bildung Eisenschmid's bereitet. Ein Franciskanermönch, Namens Schreiner, nahm sich des fähigen Knaben liebevoll an und ertheilte ihm unentgeldlich Privatstunden in der lateinischen Sprache. Außerdem besuchte er die in seiner Vaterstadt vorhandenen lateinischen Vorbereitungsklassen. — Da sich daselbst keine höhere Gymnasialanstalt befand, öffnete sich nach jenem Besuche, wegen der häuslichen Armuth, lange Zeit keine Aussicht, in einer andern mit einem Gymnasium versehenen Stadt unentgeldlich Verpflegung zu finden. Endlich gelang es, daß der quiescirte Prälat von Oberalteich, Beda Aschenbrenner, dem er an den Sonntagen in seiner Hauskapelle zur Messe diente, im J. 1809 die freie Aufnahme E.'s

der Equipage und er kam, ohne gefangen zu werden, wieder in die Garnison zurück. 1808 marschirte er mit dem Regimente nach Warschau, im Anfange von 1809 nach Glogau; 1810 wurde das Regiment aufgelöst und L. dem Regimente Prinz Clemens (Kurfürst von Trier) zugetheilt. Beim Beginn des Feldzuges von 1812 war er als Divisionsauditeur dem Stabe der ersten sächsischen Division zugetheilt, 1813 aber als Oberauditeur des mobilen Korps angestellt, in welcher Funktion er auch während der Feldzüge von 1814 und 1815 blieb. Dieselbe Funktion sollte er auch bei dem Truppentheile verwalten, der bei der Occupationsarmee in Frankreich blieb, aber er wurde sehr bald ins Vaterland zurückberufen, um der Kommission zugesellt zu werden, welche ein neues Militärstrafgesetzbuch auszuarbeiten hatte. Mit dem Eifer, der ihn als Anhänger des Soldatenstandes längst bezeichnete, ging er an das Werk und wurde auch 1816 dafür durch das Ritterkreuz des Civilverdienstordens belohnt. Später wurde er zum Kriegsgerichtsrathe ernannt und blieb in dieser Funktion bis in das Jahr 1835, wo das Kriegscollegium aufgelöst wurde und er mit Beibehaltung seines Gehaltes zur Disponibilität gestellt ward. Er hatte sich zum zweitenmale verheirathet und hinterließ bei seinem Tode eine zahlreiche Familie.

Dresden. Fr. v. Witzleben.

118. Georg Lachmann,

großherzogl. Freiprediger und Lehrer an der höhern Mädchenschule zu Darmstadt;

geb. im J. 1802, gest. den 14. Mai 1836 *).

Geboren zu Darmstadt, erhielt er durch die liebevolle Fürsorge seiner Eltern schon frühe einen zweckmäßigen Elementarunterricht und besuchte hierauf eine Reihe von Jahren das Gymnasium seiner Vaterstadt. Trotz dem, daß er von seiner Kindheit an mit der Schwäche seines Körpers vielfach zu kämpfen hatte, wodurch, wie durch so manches Andere, die rasche Entwickelung seiner geistigen Kräfte gehemmt wurde, machte er in allen Zweigen des Gymnasialunterrichts erfreuliche Fortschritte und erwarb sich durch Fleiß und gesittetes

*) Nach: Allgemeine Schul-Zeitung 1836. Nr. 89.

amtsprüfung im J. 1818 an der Studienanstalt zu Neuburg an der Donau als Lehrer der zweiten lateinischen Vorbereitungsklasse mit einem nicht unbedeutenden Gehalte angestellt. Auch das über den theologischen Cursus in Landshut erhaltene Absolutorium war sehr ehrenvoll durch die erste Fortgangsnote ausgezeichnet. Am Schlusse des Jahrs 1819, nach der schon erhaltenen Anstellung im Lehrfache, trat er durch die Priesterweihe in den geistlichen Stand, ein factischer Beweis, daß dieser Eintritt nicht die erzwungene Folge der dürftigen äußeren Verhältnisse war. Allein im Laufe der folgenden Jahre wurden die Religionszweifel von Neuem rege, der ideale Katholicismus wollte bei den gemachten vielen Erfahrungen des Gegentheils nicht mehr genügen. Der Zwiespalt wuchs, als er im J. 1822 von Neuburg nach München an das Progymnasium versetzt und mit dem aufgeklärten Director Cajetan v. Weiler *) in Verbindung gesetzt wurde. Dieser gab ihm unter andern „Tzschirners Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet" zu lesen und wirkte auch sonst durch freie philosophische Religionsansichten sehr anregend auf ihn ein. Das Treiben der finstern Partei, die nach dem Abschlusse und nach der Ausführung des Concordats mit Rom mächtig ihr Haupt emporzuheben begann und auch im J. 1823 die Enthebung des Directors von Weiler vom Lehramte und von der Studiendirection bewirkte, erregte seinen Abscheu um so lebhafter, je mehr er von Weilers gesegnetem Einflusse auf das sittlich-religiöse Wohl und die freie wissenschaftliche Bildung an der Studienanstalt in München überzeugt war. Bei seiner Versetzung nach Aschaffenburg in die zweite Gymnasialklasse im J. 1824, wo er in der Gymnasiumsbibliothek und in andern Privatbibliotheken nicht nur die Schriften katholischer Dogmatiker, sondern auch protestantischer Theologen, die Conciliensammlungen und so vieles andere reichlich vorfand, hielt er sich plötzlich in eine neue Welt versetzt. Das schon früher gegen seine Freunde geäußerte Mißtrauen gegen die kirchliche Tradition, welches durch die dogmatischen Werke von Wiest, Brenner (freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreiches) und Dobmayrs Systema theologiae catholicae (das Lehrbuch der Theologie zu Landshut) nicht gehoben worden war, trieb ihn zu neuen

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 371.

größten Anstrengung und Selbstüberwindung einige Lehrstunden; endlich mußte er aber seiner völlig zerrütteten Gesundheit und den dringenden Mahnungen der Aerzte zufolge sich dazu bequemen, auf die Ertheilung des Unterrichts völlig zu verzichten. Am oben genannten Tage schlug ihm die Stunde der Erlösung, nach welcher er sich in den letzten Wochen, von namenlosen Schmerzen, die er stets mit der größten Standhaftigkeit getragen, überwältigt, so sehr gesehnt hatte.

* 119. Wilhelm Christoph Kästner,

Landamtmann zu Gispersleben Kiliani bei Erfurt;

geb. den 1. April 1789, gestorben den 19. Mai 1836.

Kästner wurde als der Sohn eines schlichten Landmannes zu Gispersleben Kiliani geboren und genoß einen ziemlich dürftigen Schulunterricht, fühlte aber einen starken Trieb zu weiterer Ausbildung in sich. Als Jüngling lebte er daher ganz eingezogen, las unermüdet viele landwirthschaftliche und andere nützliche Schriften, beurtheilte und verbesserte nach diesen den Zustand seiner Felder und suchte den Umgang gebildeter Männer, hauptsächlich eines jungen Geistlichen in seiner Nähe, der durch mündliche Unterredungen und Belehrungen über ihm noch unbekannte Gegenstände und durch Mittheilungen guter Schriften sein Streben, sich Andern nützlich zu machen, förderte. 1794 übernahm er sein väterliches Erbe, wurde bald darauf durch einstimmige ungetheilte Wahl zum Oberheimbürgen seines Orts ernannt und entwarf eine Uebersicht der Finanzen der Gemeinde, deren Verwaltung er mit den redlichsten und einsichtsvollen Männern aus derselben theilte: 1800 sah er durch seine richtig geführte Oekonomie viele Gemeindeschulden gedeckt; er verwaltete nämlich selbst die Gemeindeländerei und bewies, daß man besonders durch Arbeitsamkeit und richtige Eintheilung der Zeit einen Mehrertrag gewinnen könne. Zur Befriedigung seiner Wißbegierde unternahm er nun Reisen in die Nähe und Ferne, um zu sehen, was von Bauten und Anlagen zur Verschönerung seines Geburtsorts anzuwenden sein möchte, denn sein unermüdet thätiger Geist achtete keine Kosten und keine Schwierigkeiten, die er mit glücklicher Gewandtheit zu beseitigen wußte. Dieses rastlose Streben, vorzüglich seine Gemeinnützigkeit, wurde gar bald von seinen Obern bemerkt. Der damalige Coadjutor

ter. Er war wohlhabend und führte eine sehr glückliche und musterhafte Ehe mit seiner Gattin, die aus dem nah gelegenen Dorfe Alach gebürtig war, eine Frau von trefflichem und sanftem Charakter, häuslich und ganz zur Wirthschaft erzogen, von religiöser Denkart. Nur in Verbindung mit einer solchen Gattin war es ihm möglich, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Gemeindewesen zu richten, da seine musterhafte häusliche ökonomische Einrichtung von ihr mehrentheils ganz allein geleitet wurde und sie nur Winke bedurfte, seine Anordnungen nach seinem Willen auszuführen. Sein geschmackvoll gebautes Haus stand jedem Fremden offen, der aufs freundlichste von ihm empfangen wurde und Niemand ging unbefriedigt von ihm weg; auch sein Garten, im neuesten Geschmack angelegt, war nie verschlossen. In demselben hatte er auf der einen Seite 2 kleine Zimmer mit einem Salon gebaut, der Abends erleuchtet werden konnte und auf der andern Seite ein dergleichen geschmackvoll meublirter, worin ein Fortepiano stand, das Musikfreunden zur Unterhaltung dienen sollte. Der ziemlich große von ihm ganz neugeschaffene terrasirte Garten hat viele belaubte Hütten und Irrgänge mit den herrlichsten Blumen und exotischen Gewächsen geziert, überall Ruheplätze und aus diesen konnte man nun in die parkähnlichen Anlagen des Orts kommen. So trug dieser menschenfreundliche Mann auch von seiner Seite zum geselligen Vergnügen, der Fremden sowohl als der Einheimischen, sehr viel bei und fand sich schon belohnt, wenn man ihm für das gehabte Vergnügen und Unterhaltung einen freundlichen Dank brachte. In diesem Garten hat er für sich und seine Gattin seine Ruhestätte, die mit einem Kranz von hohen Fichten umgeben ist, selbst bereitet, wohin nun auch seine Gebeine gebracht worden sind. Nach einer 11tägigen sehr schmerzhaften Krankheit, die er wahrscheinlich in seinem Berufe durch Erkältung sich zuzog, entschlief er am oben genannten Tage. Er wünschte in der Stille begraben und von seinen Hausleuten und Handarbeitern, nicht von den Vorstehern der Gemeinde, wie sonst üblich, getragen zu werden. Früh 5 Uhr versammelten sich die Leidtragenden in seinem Garten-Salon, wohin der Sarg Tags vorher gestellt worden war; die Jungfrauen des Orts hatten Laub und Zweige bis zu seiner Ruhestätte gestreut. Das Musikchor blies einen Choral und der Ortsgeistliche, Pastor Lossius, hielt an seinem Grabe eine kurze Rede, worauf wieder ein

Choral geblasen wurde. Nach geendigter Rede zogen die Leidtragenden unter dem Geläute aller Glocken durch die Anlagen in die Kirche, wo der Geistliche abermals eine Rede hielt. Aus Erfurt hatten sich mehrere aus den gebildetsten Ständen, auch aus Gotha, versammelt, um diesen hochverdienten Ehrenmann zu begleiten und die lauten Klagen und Thränen derer, die ihn als einen Mann kannten, der ganz für seine Gemeinde, selbst mit Aufopferung seines Eigenthums und seiner Zeit lebte und webte, sind gewiß der beste Lobspruch. Durch seine Schöpfungen hat er sich ein bleibendes Denkmal, das der alles zerstörenden Zeit eine Reihe von Jahren Trotz bieten wird, gestiftet. Von seiner Gemeinde, die an ihm gleichsam einen sorgsamen Vater und Freund verloren, wird am besten sein Andenken geehrt werden, wenn sie fortfährt, in seinem Geist zu handeln, seine frühern gemeinnützigen Anordnungen befolgt und das schöne Werk, was bis jetzt so wohl gelungen ist, fortführt.

Gotha. J. C. A. B.

* 120. Peter Cölestin Stöhr,

Benediktiner-Mönch zu Kronach;

geb. am 25. Jan. 1766, gest. den 19. Mai 1836.

Er war der jüngste Sohn des Stadt-, Land- und Garnisonsarztes Kaspar Stöhr zu Kronach († 1785). 22 Jahre alt widmete er sich dem Benediktinerorden in Banz und erhielt im 27. Jahre seines Alters (am 25. Mai 1793) die Priesterweihe. Frühe schon beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, wozu ihm sein Aufenthalt in Banz Zeit und Gelegenheit darbot. Nach der Aufhebung seines Klosters begab er sich in seinen Geburtsort. Hier lebte er, wie in Banz, den Wissenschaften; besonders ist er als Mineralog und Naturforscher rühmlich bekannt. Was aber ihn besonders achtungswerth und ehrwürdig machte, war sein ächt klerikalischer Wandel. Ihm hatte er es zu verdanken, daß ihm allgemeine Liebe und Achtung zu Theil wurde. — Schmerzlich war seine Krankheit, er aber, der Geduld gelernt hatte, ertrug sie mit männlicher Kraft und christlicher Ergebung. An dem Feste des Heiligen, dessen Namen er trug, ging er hinüber in das Land der ewigen Ruhe. — Von ihm sind nachstehende Schriften erschienen: Phänomene und Sympathie in der Natur,

ebst dem wunderbaren Geheimnisse, Wunden ohne Be-
ihrung vermöge des Vitriols nach K. Digby blos sym-
athetisch zu heilen. Koburg 1795. — Neues Kunst-
nd Wunderbuch der Natur. Koburg 1798. — Ma-
azin nützlicher und angenehmer Materien. 2 Theile.
eipzig 1802 und Koblenz 1804. — Physiognomik oder
unst, die Menschen aus dem Gesichte zu beurtheilen.
Mit der Silhouette des Verfassers. 2 Theile. Koburg
nd Leipzig 1804. — Repertorium der vorzüglichsten
unstmaschinen und Kunsterfindungen in unserer Zeit.
. Heft. Koburg 1807. — Verzeichniß und Beschrei-
ung einiger von berühmten Meistern verfertigten Ge-
nälden, wie auch einigen andern ältern und merkwür-
igen in Banz. In Meißels neuen Miscellen artistisch.
nhalts St. 5. S. 623 — 632. — Wenn wir nicht ir-
en, hat eben derselbe mit seinem noch lebenden Bru-
er, dem Dekan und Pfarrer Stöhr im Kloster Ebrach,
Materialien zur Geschichte Kronachs herausgegeben.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 121. Leonhard Martin Eisenschmid,

Rector u. Prof. des Gymnasiums zu Schweinfurt;

geb. den 8. Nov. 1795, gest. den 27. Mai 1836.

Eisenschmid war zu Ingolstadt in Baiern geboren
nd der Sohn braver, aber armer Eltern. Da bei der
ufhebung der Klöster im J. 1803 ein Centralkloster zur
onservation derjenigen Franziskaner, welche man dem
Stande des Secularclerus nicht einreihen konnte oder
wollte, zu Ingolstadt verblieb, so wurde durch dieses
reigniß das Mittel zur ersten gelehrten Bildung Ei-
nschmid's bereitet. Ein Franciskanermönch, Namens
Schreiner, nahm sich des fähigen Knaben liebevoll an
nd ertheilte ihm unentgeldlich Privatstunden in der la-
einischen Sprache. Außerdem besuchte er die in sei-
er Vaterstadt vorhandenen lateinischen Vorbereitungs-
lassen. — Da sich daselbst keine höhere Gymnasialan-
alt befand, öffnete sich nach jenem Besuche, wegen der
äuslichen Armuth, lange Zeit keine Aussicht, in einer
ndern mit einem Gymnasium versehenen Stadt unent-
eldlich Verpflegung zu finden. Endlich gelang es, daß
er quiescirte Prälat von Oberalteich, Beda Aschenbren-
er, dem er an den Sonntagen in seiner Hauskapelle
ur Messe diente, im J. 1809 die freie Aufnahme E.'s

in dem Landshuter Knabenseminar vermittelte, wo der Knabe in allen Gegenständen des Gymnasialunterrichtes bedeutende Fortschritte zu machen begann. Als das Gymnasium zu Landshut im J. 1813 aufgehoben wurde, vollendete er in dem seiner Vaterstadt nahe gelegenen Neuburg an der Donau seine Gymnasialbildung. Im folgenden Jahre 1814 kehrte er wieder nach Landshut zu den Universitätsstudien zurück und hörte die philosophischen Vorlesungen der Prof. Köppen und Salat. Im Hause des Letzteren wurde er sehr freundschaftlich aufgenommen und für die Philosophie gewonnen, gegen welches Studium ihn mönchische Ansichten einzunehmen suchten. Bei der Wahl der Fachstudien hatte er anfangs sich für die Rechtswissenschaft entschieden, blieb aber nur ein halbes Jahr bei diesem Fache. Durch die Pandecten abgeschreckt, wendete er sich darauf zur Philologie, mit welcher er nach einem halben Jahre auch die Theologie verband. Außer dem gründlichen Studium der alten klassischen Sprachen hatte er sich auch die Kenntniß der neuern Sprachen, der italienischen und französischen erworben, welche letztere er mit Fertigkeit sprach. In der Theologie hatte er Sailer, Zimmer, Schneider, Mall und Andres zu Lehrern. Durch die Verwendung des Ersteren kam er in das Clericalseminar, wo damals Roider Director war. Die Lectüre der Schrift von Feßler „Ansichten von Religion und Kirchenthum," ein sorgfältiges Bibelstudium und der unter den Theologen seiner Zeit herrschende freie Geist zu Landshut machte ihm die katholische Dogmatik verdächtig und veranlaßte mehrere freie unkirchliche Aeußerungen über die Heiligenverehrung, Höllenstrafen u. s. w., die anfangs dem Director Roider, einem edlen Manne und nachher auch dem Professor Sailer zu Ohren kamen. Außerdem hatte er als Probearbeit seines kirchenhistorischen Studiums den Professor Andres einen Aufsatz gegen die Oberherrschaft des Papstes und für die Gleichheit des Presbyter und Episcopos eingereicht. Bei diesen Verstößen gegen das katholische Kirchensystem glaubte man, er würde sich ganz von der Theologie entfernen. Allein es bildete sich in ihm ein sogenannter idealischer Katholicismus, mit dem er, ohne Beschwerung seines Gewissens, in den Stand eines katholischen Geistlichen eintreten zu können glaubte. Jedoch noch vor dem Eintritte in denselben, vor dem Empfange der höheren zum Cölibat verpflichtenden Weihen wurde er in Folge der rühmlich bestandenen Lehr-

amtsprüfung im J. 1818 an der Studienanstalt zu Neuburg an der Donau als Lehrer der zweiten lateinischen Vorbereitungsklasse mit einem nicht unbedeutenden Gehalte angestellt. Auch das über den theologischen Cursus in Landshut erhaltene Absolutorium war sehr ehrenvoll durch die erste Fortgangsnote ausgezeichnet. Am Schlusse des Jahrs 1819, nach der schon erhaltenen Anstellung im Lehrfache, trat er durch die Priesterweihe in den geistlichen Stand, ein factischer Beweis, daß dieser Eintritt nicht die erzwungene Folge der dürftigen äußeren Verhältnisse war. Allein im Laufe der folgenden Jahre wurden die Religionszweifel von Neuem rege, der ideale Katholicismus wollte bei den gemachten vielen Erfahrungen des Gegentheils nicht mehr genügen. Der Zwiespalt wuchs, als er im J. 1822 von Neuburg nach München an das Progymnasium versetzt und mit dem aufgeklärten Director Cajetan v. Weiler *) in Verbindung gesetzt wurde. Dieser gab ihm unter andern „Tzschirners Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet" zu lesen und wirkte auch sonst durch freie philosophische Religionsansichten sehr anregend auf ihn ein. Das Treiben der finstern Partei, die nach dem Abschlusse und nach der Ausführung des Concordats mit Rom mächtig ihr Haupt emporzuheben begann und auch im J. 1823 die Enthebung des Directors von Weiler vom Lehramte und von der Studiendirection bewirkte, erregte seinen Abscheu um so lebhafter, je mehr er von Weilers gesegnetem Einflusse auf das sittlich-religiöse Wohl und die freie wissenschaftliche Bildung an der Studienanstalt in München überzeugt war. Bei seiner Versetzung nach Aschaffenburg in die zweite Gymnasialklasse im J. 1824, wo er in der Gymnasiumsbibliothek und in andern Privatbibliotheken nicht nur die Schriften katholischer Dogmatiker, sondern auch protestantischer Theologen, die Conciliensammlungen und so vieles andere reichlich vorfand, hielt er sich plötzlich in eine neue Welt versetzt. Das schon früher gegen seine Freunde geäußerte Mißtrauen gegen die kirchliche Tradition, welches durch die dogmatischen Werke von Wiest, Brenner (freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreiches) und Dobmayrs Systema theologiae catholicae (das Lehrbuch der Theologie zu Landshut) nicht gehoben worden war, trieb ihn zu neuen

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 371.

Untersuchungen über den christlichen Glauben der ersten Jahrhunderte an. Das Resultat der mühevollen Forschungen war der Uebertritt zur protestantischen Kirche, der am 4. Mai im J. 1828 erfolgte. Als dieser Schritt dem königl. Ministerium angezeigt worden war, beschloß dasselbe am 21. Juni desselben Jahres die Versetzung des übergetretenen Professors an das protestantische Progymnasium zu Schweinfurt, jedoch mit Vorbehalt des Ranges und Gehaltes eines Gymnasialprofessors. Daselbst war durch den Austritt des D. Faber in das Pfarramt die Lehrstelle in einer Progymnasialklasse eben erledigt worden. Im Jahre 1833, wo die Gymnasialanstalt wieder vervollständigt wurde, erhielt er die Ernennung zum Professor der 4. Gymnasialklasse und zugleich provisorisch von der Kreisregierung zu Würzburg die Verwesung des Rectorats. Da im Novbr. desselben Jahres der Staatsminister des Inneren, Fürst von Wallerstein die Schulen zu Schweinfurt visitirte, bezeugte er seine vollkommene Zufriedenheit mit den getroffenen Anordnungen und rühmte des Rectoratsverwesers erworbene Verdienste um das restaurirte Gymnasium mit ausgezeichnetem Lobe. Später, den 6. Dec. 1833 erfolgte die allerhöchste Ernennung desselben zum wirklichen Rector, wie es in dem Rescripte hieß, wegen seiner an Ort und Stelle von dem Staatsminister wahrgenommenen ausgezeichneten Leistungen. Das anvertraute Amt konnte aber nur kurze Zeit von ihm verwaltet werden, da er in der Blüthe des männlichen Alters das Opfer einer abzehrenden Krankheit wurde. — Die Verwaltung seines Lehramtes und Rectorats war, wie der Staatsminister selbst laut anerkannte, ausgezeichnet verdienstlich. Es wurden von der Zeit an, als er die Verwesung des Rectorats übernommen hatte, die größeren schriftstellerischen Arbeiten und die Musik, worin er ein ausgezeichneter Meister war, aufgegeben und alle Zeit, auch die Musestunden dem wichtigen Berufe geweihet, um die sittliche und wissenschaftliche Bildung des Gymnasiums herzustellen. Groß war der Verfall in beider Hinsicht an der anvertrauten Studienanstalt. Man hatte, um für das unvollständige Gymnasium Schüler zu gewinnen, früher es mit der Aufnahme der Schüler nicht so streng genommen und war mehr darauf bedacht, die Zahl derselben, als die Ehre der Anstalt zu fördern. So kam es, daß mehr der Besuch des Wirthshauses, als die Wissenschaft die verwaltende Angelegenheit der Schüler

wurde. Diese Zügellosigkeit mußte nun mit durchgreifendem Ernste gezügelt werden. Eisenschmid, dessen feuriges Temperament schon an sich zur Strenge geneigt war, hatte erkannt, daß dem herrschenden Verfalle nur durch die größte Strenge Einhalt gethan werden könne. Er hielt mit dem Regierungscommissär der Stadt und mit dem neugebildeten Collegium der Professoren wiederholte ernste Berathungen über die Verbesserung der verfallenen Disciplin. Die verdächtigen Schüler wurden vorgeladen und nach dem Grade der Schuld mit Strafen belegt oder von der Lehranstalt entlassen. Einmal geschah es, daß binnen 3 Tagen acht Schüler dimittirt wurden. Durch diese energische Strenge gelang es, daß der unsaubere Geist eine Stätte verlassen mußte, in der er so lange ungestört sein Wesen hatte treiben dürfen. Die Disciplinarfälle verminderten sich bedeutend und gegen das Ende des Schuljahres war die Studienanstalt so ziemlich gereinigt. Zur Befestigung der Ordnung entwarf E. besondere Disciplinargesetze, welche nach reifer Berathung mit den Collegen, mit dem Regierungscommissär und mit dem Scholarchate an das königliche Ministerium des Innern eingeschickt und im Mai des J. 1834 mit wenigen Modificationen bestätigt wurden. Alle Quartiere, in welchen Gymnasiasten wohnten, unterwarf er der strengsten Controle. Hatten sich Hausleute durch schlechte Aufsicht etwas zu Schulden kommen lassen, so mußten die Gymnasiasten auf der Stelle das Haus verlassen. — Doch glaubte E. keineswegs, mit bloßen äußeren Zwangsmitteln die Schulordnung begründen zu können. Er sagt in seinem gründlichen Programm über die Disciplin (Schweinfurt, 1832): Die negative Bezähmung der wilden Jugendkraft ist ein untergeordnetes Erziehungsmittel, nicht das edelste und zur Besserung wirksamste. Es wird durch den Zwang nur äußere Legalität, nicht selten Heuchelei und Heimtücke befördert. Soll die beschränkende Zucht dem sittlichen Zwecke der Bildung des Willens zur moralischen Selbstständigkeit Genüge leisten, so muß sie auch für die innere Besserung und Veredlung sorgen. Das sittlich gebildete Gemüth gewährt die sicherste Bürgschaft der moralischen Ordnung. Als das erste und wichtigste Mittel der Gemüthsbildung wurde von ihm die religiös-moralische Bildung betrachtet, nämlich die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, die durch geistansprechenden Unterricht, durch vernünftig geordneten Cultus und vorleuchtendes Bei-

spiel der Erzieher gefördert werden soll. Er gab als Klassenlehrer selbst das Beispiel der gewissenhaftesten Thätigkeit, bereitete sich für seine Klasse sorgfältiger vor, als jeder Schüler. Um den für Wissenschaftlichkeit erstorbenen Geist zu wecken, ordnete er wöchentliche Zusammenkünfte unter den Schülern an, in welchen diese, ohne Beisein der Lehrer, entweder selbst verfertigte Aufsätze vorlasen oder in der Form der Disputation über schwierige Stellen der Klassiker sich besprachen. Ueber die Resultate der Zusammenkünfte mußte ihm jedesmal schriftlicher Bericht erstattet werden. — Für das Vergnügen sorgte er im Sommer durch körperübende Spiele im Freien, im Winter durch sogenannte Abendunterhaltungen. In diesen wurden im Beisein sämmtlicher Professoren von den Schülern entweder musikalische Compositionen vorgetragen oder declamirt. Diese Unterhaltungen fanden gewöhnlich alle 14 Tage statt. Durch seine Bemühung wurde für die Gesammtanstalt, nämlich für das Gymnasium und für die lateinischen Vorbereitungsklassen ein ausgedehntes Musikinstitut errichtet, in welchem fast alle Instrumente ohne bedeutende Kosten für die Schüler erlernt werden konnten. Aus öconomischen Gründen wurde es leider! später in ein bloßes Gesangsinstitut verwandelt. — Zur zweckmäßigen Regulirung des Unterrichtes in den verschiedenen Klassen wurden in den Sitzungen des Collegiums der Professoren eine genau in einander greifende Stufenfolge des Unterrichtes entworfen. Außerdem sorgte er durch Anschaffung der bedeutendsten philologischen und pädagogischen Zeitschriften für das wissenschaftliche Bedürfniß der Lehrer, um die Literatur der Zeit kennen zu lernen. Für die Schüler wurden durch die Beiträge der Bemittelten eine Lesebibliothek errichtet, die nach dem ersten Jahre schon fast alle deutschen Classiker enthielt; ferner wurde durch milde Gaben der Grund zu einer Armenbibliothek gelegt, aus der jetzt jeder mittellose Schüler die nöthigen Bücher erhält. — Mit den Professoren seines Collegiums stand er in dem freundlichsten, an Vertraulichkeit gränzenden Verhältnisse. Gegen die Schüler war er zwar streng, aber mit herzlicher Theilnahme für ihr Bestes besorgt. Es konnte geschehen, daß er in den ersten Aufwallungen seines heftigen Temperamentes gegen Einzelne ungerecht handelte, doch in ruhigen Augenblikken wurde die zugefügte ungerechte Kränkung von ihm abgebeten. Nur wenige und nur grundverdorbene Schü-

ler waren ihm gram. Fast Alle entschuldigten die Heftigkeit seines Temperaments und waren ihm auf das Herzlichste zugethan, besonders diejenigen, deren Lehrer er mehrere Jahre hindurch gewesen. Persönliche Beleidigungen konnten ihn betrüben, aber nicht zum Strafen veranlassen. Einmal wurde ihm ein Brief gebracht, in welchem ein Schüler ihn einen verfluchten Apostaten gescholten und der Parteilichkeit beschuldigt hatte. Eisenschmid machte die Scheltworte bekannt, ließ sie aber unbestraft. Dem äußeren Ehrengepränge war er abhold. Als er im J. 1834/35 nach einer schweren Krankheit das Gymnasium zum ersten Male wieder besuchte, sollten nach dem Wunsche der Lehrer und Schüler einige Empfangsfeierlichkeiten stattfinden. E. verbat sich dieselben durchaus und willigte nur darein, daß die wohlhabenderen Schüler eine Schenkung an die Armenbibliothek veranstalteten. — Zu den merkwürdigsten Ereignissen seiner Rectoratsverwaltung gehörte die Jubiläumsfeier des Gymnasiums am 8. Apr. 1834, wegen seines 200jährigen Bestandes. Es hatte im Jahre 1632 den 2. März Gustav Adolph, der Ritter des verbesserten Glaubens in Deutschland, dem Bürgermeister und Rath von Schweinfurt eine Schenkungsurkunde für den Aufbau und die Errichtung eines Gymnasiums, Gott zu Ehren und der studirenden Jugend zum Besten, wie sich der fromme Held ausdrückte, ertheilt. Am 8. April 1634 wurde die Anstalt feierlich eingeweihet. Von dieser Stiftung erhielt das Gymnasium den Namen Gustavianum. In dem J. 1802 wurde es aufgelöst und in ein Progymnasium umgewandelt, sodann im J. 1833 vom König Ludwig ein vollständiges Gymnasium nebst den 4 Vorbereitungsklassen wieder hergestellt. Durch diese edle Restauration war der Impuls gegeben, die Wiederkehr der Seculärfeier auf eine besonders festliche Art zu begehen. Es erschienen von Seiten der Regierung zu der festlichen Feier der Regierungsdirector, Graf von Giech und der damalige Schulreferent und Professor der Universität Würzburg Dr. Richarz, gegenwärtiger Bischof von Augsburg. Rector E. hielt in der zahlreichen Versammlung der Staatsdiener und Bürger die Festrede, welche durch den begeisternden Inhalt allgemeinen tiefen Eindruck hervorbrachte. Außerdem wurden von den Professoren gründlich abgefaßte Programme dem Drucke übergeben. Rector E. schrieb über die Idee der Palingenesie des Gymnasiums, Prof. Oehlschläger de Ajace Telamonis filio; Witt-

in dem Landshuter Knabenseminar vermittelte, wo der Knabe in allen Gegenständen des Gymnasialunterrichtes bedeutende Fortschritte zu machen begann. Als das Gymnasium zu Landshut im J. 1813 aufgehoben wurde, vollendete er in dem seiner Vaterstadt nahe gelegenen Neuburg an der Donau seine Gymnasialbildung. Im folgenden Jahre 1814 kehrte er wieder nach Landshut zu den Universitätsstudien zurück und hörte die philosophischen Vorlesungen der Prof. Köppen und Salat. Im Hause des Letzteren wurde er sehr freundschaftlich aufgenommen und für die Philosophie gewonnen, gegen welches Studium ihn mönchische Ansichten einzunehmen suchten. Bei der Wahl der Fachstudien hatte er anfangs sich für die Rechtswissenschaft entschieden, blieb aber nur ein halbes Jahr bei diesem Fache. Durch die Pandecten abgeschreckt, wendete er sich darauf zur Philologie, mit welcher er nach einem halben Jahre auch die Theologie verband. Außer dem gründlichen Studium der alten klassischen Sprachen hatte er sich auch die Kenntniß der neuern Sprachen, der italienischen und französischen erworben, welche letztere er mit Fertigkeit sprach. In der Theologie hatte er Sailer, Zimmer, Schneider, Mall und Andres zu Lehrern. Durch die Verwendung des Ersteren kam er in das Clericalseminar, wo damals Roider Director war. Die Lectüre der Schrift von Feßler „Ansichten von Religion und Kirchenthum,“ ein sorgfältiges Bibelstudium und der unter den Theologen seiner Zeit herrschende freie Geist zu Landshut machte ihm die katholische Dogmatik verdächtig und veranlaßte mehrere freie unkirchliche Aeußerungen über die Heiligenverehrung, Höllenstrafen u. s. w., die anfangs dem Director Roider, einem edlen Manne und nachher auch dem Professor Sailer zu Ohren kamen. Außerdem hatte er als Probearbeit seines kirchenhistorischen Studiums den Professor Andres einen Aufsatz gegen die Oberherrschaft des Papstes und für die Gleichheit des Presbyter und Episcopos eingereicht. Bei diesen Verstößen gegen das katholische Kirchensystem glaubte man, er würde sich ganz von der Theologie entfernen. Allein es bildete sich in ihm ein sogenannter idealischer Katholicismus, mit dem er, ohne Beschwerung seines Gewissens, in den Stand eines katholischen Geistlichen eintreten zu können glaubte. Jedoch noch vor dem Eintritte in denselben, vor dem Empfange der höheren zum Cölibat verpflichtenden Weihen wurde er in Folge der rühmlich bestandenen Lehr-

amtsprüfung im J. 1818 an der Studienanstalt zu Neuburg an der Donau als Lehrer der zweiten lateinischen Vorbereitungsklasse mit einem nicht unbedeutenden Gehalte angestellt. Auch das über den theologischen Cursus in Landshut erhaltene Absolutorium war sehr ehrenvoll durch die erste Fortgangsnote ausgezeichnet. Am Schlusse des Jahrs 1819, nach der schon erhaltenen Anstellung im Lehrfache, trat er durch die Priesterweihe in den geistlichen Stand, ein factischer Beweis, daß dieser Eintritt nicht die erzwungene Folge der dürftigen äußeren Verhältnisse war. Allein im Laufe der folgenden Jahre wurden die Religionszweifel von Neuem rege, der ideale Katholicismus wollte bei den gemachten vielen Erfahrungen des Gegentheils nicht mehr genügen. Der Zwiespalt wuchs, als er im J. 1822 von Neuburg nach München an das Progymnasium versetzt und mit dem aufgeklärten Director Cajetan v. Weiler *) in Verbindung gesetzt wurde. Dieser gab ihm unter andern „Tzschirners Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet" zu lesen und wirkte auch sonst durch freie philosophische Religionsansichten sehr anregend auf ihn ein. Das Treiben der finstern Partei, die nach dem Abschlusse und nach der Ausführung des Concordats mit Rom mächtig ihr Haupt emporzuheben begann und auch im J. 1823 die Enthebung des Directors von Weiler vom Lehramte und von der Studiendirection bewirkte, erregte seinen Abscheu um so lebhafter, je mehr er von Weilers gesegnetem Einflusse auf das sittlich-religiöse Wohl und die freie wissenschaftliche Bildung an der Studienanstalt in München überzeugt war. Bei seiner Versetzung nach Aschaffenburg in die zweite Gymnasialklasse im J. 1824, wo er in der Gymnasiumsbibliothek und in andern Privatbibliotheken nicht nur die Schriften katholischer Dogmatiker, sondern auch protestantischer Theologen, die Conciliensammlungen und so vieles andere reichlich vorfand, hielt er sich plötzlich in eine neue Welt versetzt. Das schon früher gegen seine Freunde geäußerte Mißtrauen gegen die kirchliche Tradition, welches durch die dogmatischen Werke von Wiest, Brenner (freie Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreiches) und Dobmayrs Systema theologiae catholicae (das Lehrbuch der Theologie zu Landshut) nicht gehoben worden war, trieb ihn zu neuen

*) Dessen Biogr. s. im 4. Jahrg. des N. Nekr. S. 371.

Untersuchungen über den christlichen Glauben der ersten Jahrhunderte an. Das Resultat der mühevollen Forschungen war der Uebertritt zur protestantischen Kirche, der am 4. Mai im J. 1828 erfolgte. Als dieser Schritt dem königl. Ministerium angezeigt worden war, beschloß dasselbe am 21. Juni desselben Jahres die Versetzung des übergetretenen Professors an das protestantische Progymnasium zu Schweinfurt, jedoch mit Vorbehalt des Ranges und Gehaltes eines Gymnasialprofessors. Daselbst war durch den Austritt des D. Faber in das Pfarramt die Lehrstelle in einer Progymnasialklasse eben erledigt worden. Im Jahre 1833, wo die Gymnasialanstalt wieder vervollständigt wurde, erhielt er die Ernennung zum Professor der 4. Gymnasialklasse und zugleich provisorisch von der Kreisregierung zu Würzburg die Verwesung des Rectorats. Da im Novbr. desselben Jahres der Staatsminister des Inneren, Fürst von Wallerstein die Schulen zu Schweinfurt visitirte, bezeugte er seine vollkommene Zufriedenheit mit den getroffenen Anordnungen und rühmte des Rectoratsverwesers erworbene Verdienste um das restaurirte Gymnasium mit ausgezeichnetem Lobe. Später, den 6. Dec. 1833 erfolgte die allerhöchste Ernennung desselben zum wirklichen Rector, wie es in dem Rescripte hieß, wegen seiner an Ort und Stelle von dem Staatsminister wahrgenommenen ausgezeichneten Leistungen. Das anvertraute Amt konnte aber nur kurze Zeit von ihm verwaltet werden, da er in der Blüthe des männlichen Alters das Opfer einer abzehrenden Krankheit wurde. — Die Verwaltung seines Lehramtes und Rectorats war, wie der Staatsminister selbst laut anerkannte, ausgezeichnet verdienstlich. Es wurden von der Zeit an, als er die Verwesung des Rectorats übernommen hatte, die größeren schriftstellerischen Arbeiten und die Musik, worin er ein ausgezeichneter Meister war, aufgegeben und alle Zeit, auch die Musestunden dem wichtigen Berufe geweihet, um die sittliche und wissenschaftliche Bildung des Gymnasiums herzustellen. Groß war der Verfall in beider Hinsicht an der anvertrauten Studienanstalt. Man hatte, um für das unvollständige Gymnasium Schüler zu gewinnen, früher es mit der Aufnahme der Schüler nicht so streng genommen und war mehr darauf bedacht, die Zahl derselben, als die Ehre der Anstalt zu fördern. So kam es, daß mehr der Besuch des Wirthshauses, als die Wissenschaft die vorwaltende Angelegenheit der Schüler

math zurück. Wegen der anhaltenden Kränklichkeit, die sich durch keine Mittel heben ließ, mußte er sich von der Studienanstalt großentheils entfernt halten. Aber sein warmer Eifer erkaltete auch jetzt nicht. In dieser Zeit des heftig leidenden körperlichen Organismus ereignete sich ein Vorfall, der von übel Unterrichteten oder Böswilligen als eine auffallende Ungerechtigkeit ausgelegt wurde. Es wurden im J. 1835 die Schüler der dritten Gymnasialklasse, Einen ausgenommen, zum Repetiren der dritten Klasse verurtheilt, wodurch im Studienjahre 1835/36 die vierte Klasse ohne Schüler blieb. Diese harte Maasregel, welche den Rector E. selbst mit mehreren seiner Collegen in eine sehr unangenehme Spannung brachte, erwies sich in der Folge als eine Handlung der reifen Ueberlegung dadurch, daß diejenigen, welche in der dritten Klasse zu Schweinfurt blieben, auch im folgenden Jahre den an sie gestellten Forderungen nicht genügen konnten. — In dem neuen Studienjahre 1835/36 wurde er wegen der fortdauernden, nicht gehobenen Krankheit von der königl. Regierung auch von den Geschäften des Rectorats dispensirt; allein die sehnlichen Wünsche und Hoffnungen, die edlen Absichten der Regierung nach der Wiedergenesung konnten nicht in Erfüllung gesetzt werden. Am oben genannten Tage starb E. mit christlicher ruhiger Fassung. Endigte sich die Laufbahn seines Lebens auch schnell, so hatte er doch durch die energisch ausgeführte bessere Organisirung des Gymnasiums und durch seine gründlichen pädagogischen und kirchenhistorischen Werke reichen Samen für reinere Erkenntniß der christlichen Wahrheit und für lebendige Liebe der christlichen Tugend und Wissenschaft ausgestreut.

122. Anton Reicha,

Professor der Composition zu Paris;

geboren d. 27. Febr. 1770, gestorben am 28. Mai 1836 *).

Zu Prag geboren, zählte er kaum 10 Jahre, als ihn der Tod den Vater raubte; demzufolge nahm ihn sein damals in Bonn am Rhein wohnender Onkel, welcher die Stelle eines Musikdirectors beim Kurfürsten von Cöln versah, zu sich und sorgte für seine Erziehung. In seinem 15. Jahre trat er als Mitglied der Hofkapelle in die Dienste des Kurfürsten. Von diesem Zeit-

*) Wiener Theaterzeitung. Nr. 140. 1836 u. a.

punkte an begann er nicht nur die Execution und den musikalischen Satz, sondern auch die Algebra, die Physik, die Philosophie, nebst den übrigen auf der Bonner Universität gelehrten Wissenschaften, mit Eifer zu studiren. Er legte keinen geringen Werth auf seine mathematischen Kenntnisse. Ich verdanke es nur diesem Studium, sagte er einst seinen Collegen, daß ich über meine Ideen vollkommen Meister wurde, denn es bezähmte und kühlte meine mich früher wild dahin reißende Fantasie ab und indem es diese der Vernunft und der Ueberlegung unterzog, verdoppelte es ihr Vermögen. Wir wissen nicht, ob diese Idee Reicha's so richtig war, als er glaubte und ob seine Einbildungskraft bei diesem Studium exacter Wissenschaften viel gewann; vielleicht haben die Liebe zu abstracten Combinationen und geistreichen Spielen in der Musik, dann der wirkliche Reiz, den er in der Auflösung gewisser schwieriger Proportionen, welche den Künstler von dem geraden Wege ableiten, indem sie ihn von dem ihm stets vorschwebenden Ziele entfernen, sogar dem größern Erfolge seiner Werke geschadet, während sie darin an melodischem Ausdrucke und an rein musikalischem Effecte verminderten, was sie an künstlichen Combinationen, an besiegten Schwierigkeiten und merkwürdigen, eher für's Auge, als für's Ohr geschaffenen Arbeiten gewannen. Wie dem auch sei, seine zum ersten Male und zwar in Bonn aufgeführten Versuche fanden die aufmunterndste Aufnahme. Von diesem Augenblicke an widmete er sich in Gemeinschaft mit seinem Collegen und Jugendfreunde Beethoven *) ausschließlich der Composition. Diese Intimität scheint nicht lange mit den beiden Meistern gewährt zu haben und wahrscheinlich lag die Ursache davon in der Abweichung ihrer Ansichten über einige Punkte der Poetik der Kunst. Was uns zu dieser Vermuthung führt, ist der Umstand, daß wir oft hörten, wie sich Reicha auf eine kalte Weise über die Werke Beethovens äußerte und wie er mit einer übelverdeckten Ironie über die von diesem erregte Begeisterung sprach. Als im Jahre 1794 die Franzosen Besitz von dem Kurfürstenthume Cöln nahmen, zerstreute sich der Hof und R. etablirte sich in Hamburg, wo er 5 Jahre hindurch verweilte. Um sich in dem Sylbenmaaße der französ. Sprache zu üben, componirte er daselbst eine zweiactige Oper unter dem Titel: Obaldi, ou

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 306.

les Français en Egypte. Als die Administration des Théatre-Français, welche sich damals in Hamburg befand, von dem Verdienste der Partitur hörte, machte sie dem Compositeur vortheilhafte Anerbietungen, um das Recht ihrer Aufführung zu erkaufen; allein R., berathen von einigen Freunden, zog es vor, sein Werk unversehrt nach Paris zu bringen, wo er mit Ende des Jahres 1799 eintraf. Man weigerte sich, Obaldi, ou les Français en Egypte am Theater der Opera-comique aufzuführen, wenn der Text nicht gänzlich umgearbeitet wäre und da man in diesem Falle entweder die Musik hätte gänzlich umändern, oder das Beste verstümmeln sollen, so kann man sich wohl denken, daß der Compositeur auf die, wiewohl damals sehr gesuchte Auszeichnung, sein Product an der Opera-comique in die Scene zu bringen, verzichtete. Er zog es vor, durch eine Symphonie zu debutiren, welche in den Concerten des Saales Clery großen Beifall erntete. Der Wunsch, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen und von den Rathschlägen Haydns zu profitiren, bewog R., einige Jahre in der österreichischen Hauptstadt zuzubringen. Bei seiner um das J. 1802 erfolgten Ankunft in Wien erhielt R. von Seite des eben so kunsteifrigen, als sonst ausgezeichneten Prinzen Ludw. Ferdin. von Preußen, desselben, welcher 4 Jahre darnach in dem Treffen bei Saalfeld blieb, ein schmeichelhaftes Schreiben, worin ihn der Prinz einlud, sich bei ihm zu etabliren, um ihn im Contrapunkte zu unterrichten; aber R. wollte alle diese Vortheile einem einzigen, nämlich jenem der für ihn so kostbaren Gesellschaft Hadns zum Opfer bringen. Er componirte und publicirte während seines Aufenthalts zu Wien eine bedeutende Anzahl von Werken, von welchen eines unter dem Titel: Sechs und dreißig Fugen für das Pianoforte, Haydn dedicirt ist und für ein in seiner Gattung außerordentliches Ereigniß gilt. Im J. 1808 kehrte er nach Paris zurück, welches er seitdem nicht mehr verließ. Bei seiner Ankunft ließ er im Conservatorium eine neue Symphonie aufführen, deren Wirkung dem von seiner ersten Symphonie hervorgebrachten Effecte nichts nachgab. Bis dahin hatte sich R. nur als Compositeur bekannt gemacht; seit dem J. 1809 aber widmete er sich der Professur und er bewies in der doppelt schwierigen Kunst, Musik zu lehren, welche zugleich eine Kunst und eine Wissenschaft ist, die größte Umsicht und Ueberlegenheit. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich ausschließ-

sich mit der Theorie seiner Kunst, studirte fast alle vor ihm geschriebenen Theorien durch und schrieb seine Abhandlung über die Melodie, sodann seine Harmonielehre und endlich sein Werk über dramatische Musik. Bemerkenswerth ist, daß trotz der scheinbaren Strenge der Lehrsätze R.'s keiner der lebenden Professoren sich so schnell als er zur Annahme einer Neuerung und sollte sie allen bestandenen Regeln entgegen gewesen sein, eifriger bewies, sobald ein glücklicher Effect daraus hervorging, oder er den Keim eines Fortschrittes darin bemerkte. Bedenkt man, wie kurz die Gängelbande sind, durch welche man in den Schulen die musikalische Kunst noch lenken möchte, so muß man gestehen, daß dieser Zug eines mit so vielen Verdiensten begabten Mannes eine große Rechtlichkeit des Talents und einen hochgestellten Sinn verräth. Er hat in den J. 1816 und 1822 die königl. Academie der Musik mit den großen Opern „Natalie und Sappho" beschenkt. Aber der Tonsetzer hatte sich weder über die Wahl des einen, noch über jene des andern dieser Stücke zu erfreuen und die Schwäche der Dramen hat dem Erfolge der Partituren wesentlich geschadet, — auch sind gute Theoretiker gewöhnlich trokkene Componisten. Im J. 1829 wurde R. als Franzose naturalisirt. Im Jahre 1831 und unserer Meinung nach immer noch zu spät, erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion und im J. 1835 wurde er endlich, in Betracht der zahlreichen Ansprüche, welche er zu dieser Auszeichnung besaß, an die Stelle Boïeldieu's zum Mitgliede des Instituts ernannt. — Seine Krankheit, welche Anfangs durchaus keine Besorgnisse einflößte, nahm bald eine bedenkliche Wendung: ein Gallenfieber und eine Brustentzündung traten ein und Reicha erlag seiner Krankheit. — Obgleich zum 66. Jahre gelangt, hatte er eine kräftige Gesundheit und eine jugendliche Frische erhalten, die von seiner, ruhigen Arbeiten gewidmeten und wenn auch von jedem Ehrgeitze freigebliebenen, doch noch immer von Kränkungen begleiteten Existenz nicht erschüttert werden konnten. Begabt mit einem von Natur aus kalten Temperamente und eher der Beobachtung, als dem thätigen Wirken geneigt, hatte R. bald erkannt, daß die Schwierigkeiten, die Kränkungen und der Ueberdruß aller Art, deren der Compositeur mit jedem Schritte und vorzüglich in Frankreich, begegnen mußte, bevor er zur erfolgreichen Herausgabe seiner Werke gelangen könnte, für die Ausdauer, womit er sich gerüstet fühlte, in zu

großer Anzahl vorhanden waren. Indem er sich auf philosophische Weise in sein Schicksal fügte, beschloß er frühzeitig, die sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, nicht aber Zeit und Mühe an deren Herbeiführung zu verlieren, besonders aber sich nie auf ihre hartnäckige Aufsuchung einzulassen. Er schrieb in Ruhe, was seinen Neigungen eben gefiel und so häufte er Werke auf Werke, Messen, Oratorien, Quartetten, Quintetten, Clavierfugen, Symphonien, Opern, Abhandlungen, indem er die einen oder die andern der Reihe nach aufführen oder in Druck erscheinen ließ, je nachdem es seine Muße oder seine Hülfsquellen gestatteten. Sich im Uebrigen auf sein Schicksal verlassend und immer ruhig in seinem Gange, taub für die Stimme der Kritik und wenig empfänglich für das Lob, legte er äußerlich auf nichts sonst einen Werth, als auf Erfolge der jungen Künstler, deren Ausbildung ihm im Conversatorium anvertraut wurde und welche er mit aller erdenklichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit unterrichtete. Sein an Ereignissen so unfruchtbares Leben verstrich somit stille, nicht aber unfruchtbar, wie es sowohl seine zahlreichen Erzeugnisse (es bestehen über 100 gedruckte Werke von ihm, überdies gibt es noch eine große Anzahl von Handschriften, wovon mehrere von dem höchsten Werthe für die Kunst sind), als auch die große Zahl der von ihm gebildeten Künstler beweisen. Von seinen Schülern nennen wir nur Onslow, Berlioz, Rousselot und Barbereau, welcher Letztere, obwohl noch sehr jung, sich schon durch gründliche Gelehrsamkeit auszeichnet. — R. war gut, bescheiden, theilnehmend; traf er einen jungen Mann, der zu einigen Hoffnungen berechtigte, so verfehlte er nicht, ihn durch Rath und Beifall zu unterstützen und zu ermuthigen; er suchte ihn vorzuführen und benutzte seinen Einfluß, sein ganzes Ansehen, um ihm empor zu helfen. Seine Liebe zur Kunst ließ ihn jede andere Rücksicht verachten und es traf sich oft, daß er, obgleich selbst nicht reich, dem jungen Künstler freien Unterricht gab, der arm und ohne Hülfsquellen, aber geizend nach Auszeichnung und Ruhm, die Stimme nicht gehört haben würde, die ihm das Vorwärts zurief, hätte er nicht eine solche edle Stütze gefunden. Seine Beerdigung fand am 30. Mai statt. Der Leichenzug, in welchem man Cherubini, Pär, Auber, Garnier, Heine und alle großen Künstler der Stadt bemerkte, hielt in St. Roche an, wo die Künstler des Conservatoriums, der Oper und die von Feydeau ei-

nige geistliche Musikstücke aufführten; dann bewegte er sich bis zum Kirchhof Père Lachaise fort, wo Hr. Elwart, gleichfalls Professor der Composition am Conservatorium, im Namen seiner Zöglinge eine Rede hielt.

* 123. Anton Busch,

Pastor zu Langförden im Herzogthum Oldenburg;

geb. im J. 1791, gest. den 29. Mai 1836.

Geboren in Vechta, erhielt er seinen ersten Unterricht in der dortigen Bürgerschule und nachdem er aus dieser entlassen war, wurde er in das Antonische Gymnasium daselbst aufgenommen. Während 6 Jahren nahm er an dem Unterricht in dieser Anstalt Theil und nach absolvirten Gymnasialklassen und bestandener Prüfung bezog er im J. 1812 die Academie zu Münster, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Hier studierte er 1 Jahr Philosophie und dann 3 Jahre Theologie. Im Jahre 1816 empfing er die Priesterweihe und kehrte dann nach seinem Geburtsorte zurück. In den wenigen Monaten, welche er hier verweilte, bereitete er sich zu dem wichtigen und schwierigen Amte der Seelsorge eifrig vor und sehr bald ward ihm das Glück zu Theil, zur Ausübung desselben zu gelangen, indem er als Kapellan zu Kneheim im Kirchspiel Krapendorf angestellt wurde. Diese Stelle war jedoch mit vielen Beschwerden verbunden, denn in Kneheim fand er keine für ihn passende Wohnung und mußte daher diese in Cloppenburg, 1½ Stunde davon entfernt nehmen. Von da mußte er nicht allein an allen Sonn- und Festtagen des Jahres, sondern außerdem auch noch 2 Tage in jeder Woche nach Kneheim wandern, um dort den Gottesdienst zu versehen. Seine gute Gesundheit, sein heiteres Temperament, seine Liebe zur Thätigkeit halfen jedoch diese Beschwerden seines Amts unverdrossen und mit Leichtigkeit ertragen. Siebenzehn Jahre versah er diesen mühevollen Dienst und sowohl in seiner Gemeinde als in Cloppenburg, wo er, wenn sein Dienst es ihm erlaubte, an den Pfarrgeschäften Theil nahm, wirkte er mit nicht geringem Erfolge, indem man seiner innigen Zuneigung mit Liebe, Folgewilligkeit und Vertrauen entgegen kam. Im Jahre 1834 wurde er zum Pastor in Langförden ernannt. Zwar hatte er früher schon sich nach einem größeren Wirkungskreise gesehnt, allein die Umstände hatten es nicht fügen wollen. Um so größer war daher aber

auch jetzt seine Freude, den Wunsch seines Herzens befriedigt zu sehen und er hatte so viel mehr Grund dazu, als er in Langförden eine Gemeinde fand, welche mit Zuvorkommenheit und Liebe ihn aufnahm. Allein er sollte die Erfüllung seines Wunsches nicht lange genießen und auch die kurze Zeit, die ihm noch beschieden war, Gutes in seiner neuen Gemeinde zu wirken, wurde durch körperliche Schwachheit ihm verkümmert. Schon in den letzten Jahren seines Aufenthalts in Cloppenburg hatte seine Gesundheit abgenommen und ein trockner Husten mit Verschleimung der Luftröhre sich eingestellt. Dies Uebel nahm in Langförden so zu, daß er schon nach 1½ Jahren seiner dortigen Anstellung das Bett nicht mehr verlassen konnte. Er, der so oft, gerufen und ungerufen, am Krankenbette die seiner Sorgfalt Anvertrauten durch erbaulichen Zuspruch zur Geduld und Ergebung in den Willen Gottes ermuntert hatte, gab nun selbst den Beweis, wie tief diese Lehren in seinem Herzen Wurzel gefaßt und ertrug seine Leiden mit musterhafter Geduld und Gottergebenheit. Gestärkt durch die Heilsmittel der Religion sah er ruhig dem Augenblicke entgegen, der ihn der Erde und seinen Leiden entnahm. Kaum kannte er die Seinigen und kaum wurde er von ihnen gekannt, aber dennoch sah seine Gemeinde mit innigem Bedauern ihn scheiden, der so kurze Zeit der Ihrige gewesen.

* 124. Christian Gottlieb Bruch,

Doctor der Philos. u. Theol., Consistorialrath u. Pfarrer an der evangel. Gemeine zu Cöln, Ritter des rothen A. O. 3r Klasse;

geb. zu Pirmasens d. 14. Jan. 1772, gest. d. 30. Mai 1836.

Nachdem der Verewigte auf den Hochschulen zu Marburg und Jena dem Studium der Theologie sich gewidmet, ward er schon im J. 1789 als Feldprediger bei einem pfälzischen Regimente angestellt. Er blieb dies bis 1794, wo er 2. Prediger zu Meisenheim wurde. Diese Stelle wechselte er 1796 mit der eines 2. Predigers zu Trarbach und wurde 1798 von dort nach Veldenz berufen. Im J. 1803 wurde er als Pfarrer bei der evang. Gemeine zu Cöln angestellt und ist von jener Zeit an zu deren Segen unermüdet thätig gewesen. Der König ernannte ihn 1816 zum Consistorialrathe bei dem damals zu Cöln errichteten Consistorium der Provinz Jülich-Kleve-Berg und der königl. Regierung daselbst. 1819 ward

ihm auch die Censur der in genannter Provinz erscheinenden theologischen Schriften übertragen und 1823 erwählte ihn die evang. Kreissynode Mühlheim a. R. zu ihrem Superintendenten, welches Amt er die bestimmten 5 Jahre hindurch mit Weisheit und Kraft verwaltete. Nachdem er bereits 1815 von der philosophischen Facultät der Universität zu Marburg das Diplom eines Doctors der Philosophie erhalten, bekam er 1828, bei Gelegenheit der Feier seiner 25jährigen Predigtamtsführung von der evangelisch theologischen Facultät der Universität zu Bonn das Diplom eines Doctors der Theologie. In den mannichfaltigen Beziehungen und Verhältnissen seines vielseitigen amtlichen Wirkens bewies er eine ungemeine Tüchtigkeit und erwarb sich großes Verdienst, weshalb auch der König ihn im Jahre 1832 durch Verleihung des rothen Adlerordens 3r Klasse auszeichnete. Bis zu seinem Tode ist er wirksam geblieben und noch am Tage vorher hatte er mit besonderer Kraft das Wort des Lebens von heil. Stätte verkündigt, um so erschütternder war die schmerzliche Nachricht von seinem unplötzlich erfolgten Hinscheiden. — Seine Schriften sind: *Sendschreiben d. Kirchners Gamander's an d. Pfarrer Mich. du Mont. In's Deutsche übers. Cöln 1807. (Der wahre Verf. ist Fr. Wallraf.) — Des Hrn. v. Beaufort Vorschlag zur Vereinigung aller christl. Kirchen. Aus dem Franz. Ebend. 1808. 2. verm. Aufl. 1809. (Hat auch den Titel: Sammlung d. neuest. französ. Schriften für u. wider d. Religionsvereinigung. 1. Bdchn.) Mit Vct. J. Dewora: Wird es nützlich sein, die katholische Geistlichkeit an der künftigen ständischen Verfassung der Provinzen d. linken Rheinufers Theil nehmen zu lassen. Ebd. 1815. — *Der kleine Katechismus D. M. Luthers für d. gemeinen Pfarrherrn u. Prediger. Ebd. 1822. — Aufsätze zu Gieseler's u. Lücke's Zeitschrift für gebildete Christen.

Arendt.

125. Dr. Isaak Lehweß,

pract. u. pens. dirigirender Arzt am Krankenhause ꝛc. zu Potsdam;

geboren im J. 1758, gestorben den 30. Mai 1836 *).

Er wurde zu Königsberg in Preußen geboren, wo er durch die Sorgfalt seiner vortrefflichen Eltern eine Erziehung und Bildung erhielt, welche die Entwickelung

*) Medic. Almanach von Dr. Sachs. 1836.

seiner Geistes- und Herzensanlagen begünstigte. Nach gehöriger Vorbereitung bezog er die Universität seiner Vaterstadt, auf welcher er außer den medicinischen Vorlesungen auch die philosophischen fleißig hörte; besonders zog ihn Kant an, dessen Name und Lehren ihm bis in die spätesten Jahre seines Lebens theuer blieben. Von hier ging er nach Frankfurt a/O., um sein medicinisches Studium zu beendigen und erhielt daselbst, nach Vertheidigung seiner Inauguralschrift: „de febri nervosa lenta", im Oct. 1798 den Doctorgrad. Um diese Zeit entstand sein freundschaftliches Verhältniß zu Marcus Herz, jenem ausgezeichneten Arzte seiner Zeit, dessen er stets mit Achtung und Anhänglichkeit gedachte. Potsdam wurde nun der Ort, wo er seine practische Laufbahn antrat, mit einer Liebe für seinen Beruf, die selbst in seinem hohen Alter noch nicht erkaltete und nur der Tod vermochte seine Thätigkeit zu unterbrechen. Sein edles Streben und Wirken erwarb ihm ein allgemeines Vertrauen, wovon die 1810 ihm übertragene Stelle eines Arztes an dem dortigen Kranken- und Armenhause das unzweideutigste Zeugniß gibt. Dieser Anstalt widmete er seine Kräfte mit einem ununterbrochenen Eifer und zwar 3 Jahre lange ohne Besoldung. Als im J. 1813 der Typhus contagiosus herrschte, ging er, von reiner Menschenliebe geleitet, den Gefahren der Seuche muthig entgegen. Er selbst wurde damals von der Krankheit befallen, war aber eben so glücklich, selber zu genesen, als Andere zu heilen. Ein solcher Diensteifer konnte nicht ganz unbelohnt bleiben und so erhielt er 1814 ein Gehalt, das Anfangs zwar klein, später aber beträchtlich erhöht wurde. Auch verwaltete er einige Jahre, nach dem Tode seines Vorgängers, des Physicus Dr. Vogel, das Physicatsamt auf die uneigennützigste Weise und zu solcher allgemeinen Zufriedenheit, daß man ihn ferner als gesetzlich bestellten Physicus zu haben wünschte. Allein es wurde ihm seines israelit. Glaubens wegen nicht verstattet, dem Staate als Beamter zu dienen; er mußte sich also mit dem Bewußtsein begnügen, daß für die Menschheit seine Wirksamkeit doch immer eine nützliche bleibe und daß jeder Dienst für diese zugleich ein mittelbarer Dienst für jenen sei. Bis in den späten Abend seines Lebens war er rastlos in der gewissenhaften Ausübung seiner wahrlich schweren Berufspflichten, denn erst in einem Alter von 76 Jahren wurde er in den Ruhestand mit Pension versetzt. Am

punkte an begann er nicht nur die Execution und den musikalischen Satz, sondern auch die Algebra, die Physik, die Philosophie, nebst den übrigen auf der Bonner Universität gelehrten Wissenschaften, mit Eifer zu studiren. Er legte keinen geringen Werth auf seine mathematischen Kenntnisse. Ich verdanke es nur diesem Studium, sagte er einst seinen Collegen, daß ich über meine Ideen vollkommen Meister wurde, denn es bezähmte und kühlte meine mich früher wild dahin reißende Fantasie ab und indem es diese der Vernunft und der Ueberlegung unterzog, verdoppelte es ihr Vermögen. Wir wissen nicht, ob diese Idee Reicha's so richtig war, als er glaubte und ob seine Einbildungskraft bei diesem Studium exacter Wissenschaften viel gewann; vielleicht haben die Liebe zu abstracten Combinationen und geistreichen Spielen in der Musik, dann der wirkliche Reiz, den er in der Auflösung gewisser schwieriger Proportionen, welche den Künstler von dem geraden Wege ableiten, indem sie ihn von dem ihm stets vorschwebenden Ziele entfernen, sogar dem größern Erfolge seiner Werke geschadet, während sie darin an melodischem Ausdrucke und an rein musikalischem Effecte verminderten, was sie an künstlichen Combinationen, an besiegten Schwierigkeiten und merkwürdigen, eher für's Auge, als für's Ohr geschaffenen Arbeiten gewannen. Wie dem auch sei, seine zum ersten Male und zwar in Bonn aufgeführten Versuche fanden die aufmunterndste Aufnahme. Von diesem Augenblicke an widmete er sich in Gemeinschaft mit seinem Collegen und Jugendfreunde Beethoven *) ausschließlich der Composition. Diese Intimität scheint nicht lange mit den beiden Meistern gewährt zu haben und wahrscheinlich lag die Ursache davon in der Abweichung ihrer Ansichten über einige Punkte der Poetik der Kunst. Was uns zu dieser Vermuthung führt, ist der Umstand, daß wir oft hörten, wie sich Reicha auf eine kalte Weise über die Werke Beethovens äußerte und wie er mit einer übelverdeckten Ironie über die von diesem erregte Begeisterung sprach. Als im Jahre 1794 die Franzosen Besitz von dem Kurfürstenthume Cöln nahmen, zerstreute sich der Hof und R. etablirte sich in Hamburg, wo er 5 Jahre hindurch verweilte. Um sich in dem Sylbenmaaße der französ. Sprache zu üben, componirte er daselbst eine zweiactige Oper unter dem Titel: Obaldi, ou

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 5. Jahrg. S. 806.

legenheiten des Menschen zu sprechen anfing. Er hinterläßt eine Wittwe, die 43 Jahre in der glücklichsten Ehe mit ihm lebte; eine Tochter, die er als glückliche Gattin und Mutter zu sehen sich erfreute; sechs Söhne, von denen Hofrath Dr. Lehweß, einer der beschäftigsten Practiker der Residenz, als der Aelteste zu nennen ist.

* 126. August Wilhelm Graf Mellin,

des heiligen römischen und des schwedischen Reiches Graf u. Freiherr, des St. Johanniter-Maltheser-Ordens Commentator zu Golgast, königl. preuß. erster Kammerherr, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, zu Stralsund;

geb. zu Stettin den 8. Nov. 1740, gestorben am 30. Mai 1836.

Die Melline oder Malline stammen aus einem alten adlichen Geschlechte Italiens her, von wo im Anfange des 13. Jahrhunderts eine Linie derselben nach Deutschland zog und sich in Pommern, sowie später in Liefland mit Gütern ansässig machte. Einer der ausgezeichnetsten Vorfahren unsers Reichsgrafen M. war Jürgen Graf Mellin (geb. 1632, gest. 1713), der in schwedischen Civil- und Militärämtern sich große Verdienste erwarb. Er besaß das schöne Gut Damizow bei Stettin. Von seinen drei Söhnen war der jüngste Karl Gustav (geb. 1670, gest. 1738) ein besonderer Liebling Karls XII.; der älteste Bernd Johann (geb. 1659, gest. 1733) war schwedischer General und Gouverneur in Liefland. Der älteste Sohn dieses letztern, Georg Bernhard (geb. 1704), königlich preußischer Generalmajor und Graf zu Damizow, vermählte sich 1740 mit seines Vaters Bruders, (Karl Gustav) Tochter, Ulrike (geb. 1718). Aus dieser Ehe wurden 4 Kinder geboren, von denen die beiden ältesten sehr bald starben; nur eine (1744 geborne) Tochter und unser August Wilhelm waren die einzigen lebenden Nachkommen ihrer Eltern. Die früheste Erziehung und Bildung unsers M. ward mit ungemeiner Sorgfalt, besonders von der Mutter betrieben: anfangs durch eine Gouvernante, später durch einen Herrn von Kalkreuth, der aber beim Ausbruche des siebenjährigen Kriegs (1756) mit dem Vater unsers M. zu Felde zog. Im Frühjahr 1757 übernahm nun den Unterricht der Candidat Kunze, welcher mit Strenge und Liebe denselben bis zum Frieden (1763) fortsetzte, wo er den jungen M. auf das berühmte Carolinum nach Braunschweig begleitete. Hier machte Graf M.

in allen Wissenschaften, Sprachen und Künsten (namentlich im Zeichnen und Malen) die erfreulichsten Fortschritte; hatte auch reichlich Gelegenheit, das feine Hofleben kennen zu lernen. Im J. 1765 bezog er die Universität Halle, wo namentlich Nettelbladt, Eberhard und Meyer seine Lehrer waren. Während seiner dreijährigen Studienzeit besuchte er oft das benachbarte Dessau, wo er seine Jagdneigung auf alle Weise befriedigen konnte. — Nach Damizow zurückgekehrt, ward er vom König Friedrich II. schon im Jahr 1770 zum Kammerherrn ernannt am Hofe der nachmaligen Mutter König Friedrich Wilhelms II. Hier in Berlin vermählte er sich im Jahre 1772, doch wider seine eigne Neigung, mit einem Fräulein von Nahlden, zog bald nach Damizow zurück, wo im Jahr 1785 die Trennung dieser Ehe erfolgte. Während seines Aufenthalts in Damizow genoß er der ausgezeichnetsten Jagdfreuden in der Nähe des lieblichen Schwedts, wo damals der letzte Markgraf dieser Herrschaft, Friedrich Heinrich, residirte (gest. 1788). Schon im Jahr 1779 war er als Schriftsteller im Forst- und Jagdfache aufgetreten; auch unterhielt er den lebhaftesten gelehrten Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Naturforschern, namentlich mit von Büffon, Schreber, Bloch, Bechstein und von Wildungen. Sehr bald ward er Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. — Im November 1785 starb sein hochbetagter Vater. Kurz vorher machte er mit seiner Mutter eine Reise zum Baron Schulz v. Ascheraden, Gutsbesitzer im damaligen Schwedisch-Pommern. Hier gewann er die jüngste Tochter (Agnes) dieses sehr gebildeten Mannes so lieb, daß er sich mit ihr im Jahr 1791 verband und in der glücklichsten, obgleich kinderlosen Ehe lebte. Nachdem er mehrere Jahre in Damizow den Wissenschaften, der Jagd und edler Geselligkeit gelebt, auch den dortigen Thiergarten außerordentlich vervollkommnet, verkaufte er dieses schöne Gut. Nach 2 Jahren (1797) starb seine Mutter und M. schlug einstweilen seinen Wohnsitz zu Garz an der Oder auf. In dieser Zeit schickte er seinen einzigen Sohn (von der ersten Gattin) nach Waltershausen in das Institut des Doctor Bechstein. Nach anderthalb Jahren bezog derselbe die Universität Jena und nach 2 Jahren Halle. Von hier aus machte er eine Forstreise zu Fuß durch den Harz; doch plötzlich hörten alle Nachrichten von ihm auf. Höchst wahrscheinlich war er von einer damals

umherstreifenden Räuberbande ermordet worden. — Im Sommer des Jahrs 1800 wohnte M. zu Sonnenburg dem letzten Ritterschlage des Heermeisters vom Johanniter-Maltheserorden bei, bei welcher Gelegenheit er zum Ankauf der Stadt und Herrschaft Naumburg am Bober veranlaßt wurde. Doch von jetzt an verfolgte ihn längere Zeit das Unglück: im Jahr 1804 verursachte ihm eine Ueberschwemmung des Bobers einen Schaden von mehr als 30,000 Thaler; der Krieg von 1806 nahm ihm noch mehr, so daß er die Besitzung im Jahr 1808 verkaufte. Die nächsten acht Jahre hielt er sich an verschiedenen Orten, namentlich in Berlin auf, bis er endlich im Jahr 1816 zur Succession der Johanniter-Commende Gorgast gelangte, die ihm durch ein anständiges Einkommen einen ruhigen Abend des Lebens bereitete. Seit 1817 wohnte er nun in Stralsund in edler Muße mit seiner trefflichen Lebensgefährtin. M. gehörte ohne Zweifel zu den merkwürdigen Personen unserer Zeit. Drei Menschenalter hindurch, fast ein ganzes Jahrhundert, war er Erdenbürger gewesen und hatte bis in die letzten Tage seines Lebens an allen wichtigen Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaften und des Lebens den lebhaftesten Antheil genommen. Sein Gedächtniß war enorm, namentlich in der Geschichte und besonders im Genealogischen. Kaum mochte es irgend eine bedeutende deutsche Familie geben, von der er nicht Kunde hatte. Allerdings blickte hierbei oft sein Ahnen- und Adelsstolz hindurch, wodurch zuweilen die lächerlichsten Aeußerungen veranlaßt wurden. Beide, der Graf und die treffliche Gräfin, die wenige Jahre vor ihm starb, waren Freunde des rechtschaffensten Christenthums. Vielen haben sie Wohlthaten erzeigt; Viele bedauerten den Hingang Beider. Rührend war es, beide hochbetagte Eheleute in ihrem häuslichen Leben zu beobachten, mit welcher zärtlichen Liebe sie an einander hingen und jugendlich scherzten. Die Lebensfrische des den Neunzigern nahen Greises war bewundernswürdig. Schon sein Aeußeres flößte Ehrfurcht ein: von hohem Wuchse, heiterm Blicke, mit Silberhaar bedeckt, nahm er Jeden ein, der ihn nur einmal näher kennen lernte. Die ganze Umgebung in seinen Zimmern erinnerte an Zeiten, deren nur sehr wenige der Lebenden sich bewußt sind. Große gepolsterte Lehnstühle waren die gewöhnlichen Sessel. Obgleich nur 2 Per-

nige geistliche Musikstücke aufführten; dann bewegte er sich bis zum Kirchhof Père Lachaise fort, wo Hr. Elwart, gleichfalls Professor der Composition am Conservatorium, im Namen seiner Zöglinge eine Rede hielt.

* 123. Anton Busch,

Pastor zu Langförden im Herzogthum Oldenburg;

geb. im J. 1791, gest. den 29. Mai 1836.

Geboren in Vechta, erhielt er seinen ersten Unterricht in der dortigen Bürgerschule und nachdem er aus dieser entlassen war, wurde er in das Antonische Gymnasium daselbst aufgenommen. Während 6 Jahren nahm er an dem Unterricht in dieser Anstalt Theil und nach absolvirten Gymnasialklassen und bestandener Prüfung bezog er im J. 1812 die Academie zu Münster, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Hier studierte er 1 Jahr Philosophie und dann 3 Jahre Theologie. Im Jahre 1816 empfing er die Priesterweihe und kehrte dann nach seinem Geburtsorte zurück. In den wenigen Monaten, welche er hier verweilte, bereitete er sich zu dem wichtigen und schwierigen Amte der Seelsorge eifrig vor und sehr bald ward ihm das Glück zu Theil, zur Ausübung desselben zu gelangen, indem er als Kapellan zu Kneheim im Kirchspiel Krapendorf angestellt wurde. Diese Stelle war jedoch mit vielen Beschwerden verbunden, denn in Kneheim fand er keine für ihn passende Wohnung und mußte daher diese in Cloppenburg, 1½ Stunde davon entfernt nehmen. Von da mußte er nicht allein an allen Sonn- und Festtagen des Jahres, sondern außerdem auch noch 2 Tage in jeder Woche nach Kneheim wandern, um dort den Gottesdienst zu versehen. Seine gute Gesundheit, sein heiteres Temperament, seine Liebe zur Thätigkeit halfen jedoch diese Beschwerden seines Amts unverdrossen und mit Leichtigkeit ertragen. Siebenzehn Jahre versah er diesen mühevollen Dienst und sowohl in seiner Gemeinde als in Cloppenburg, wo er, wenn sein Dienst es ihm erlaubte, an den Pfarrgeschäften Theil nahm, wirkte er mit nicht geringem Erfolge, indem man seiner innigen Zuneigung mit Liebe, Folgewilligkeit und Vertrauen entgegen kam. Im Jahre 1834 wurde er zum Pastor in Langförden ernannt. Zwar hatte er früher schon sich nach einem größeren Wirkungskreise gesehnt, allein die Umstände hatten es nicht fügen wollen. Um so größer war daher aber

auch jetzt seine Freude, den Wunsch seines Herzens befriedigt zu sehen und er hatte so viel mehr Grund dazu, als er in Langforden eine Gemeinde fand, welche mit Zuvorkommenheit und Liebe ihn aufnahm. Allein er sollte die Erfüllung seines Wunsches nicht lange genießen und auch die kurze Zeit, die ihm noch beschieden war, Gutes in seiner neuen Gemeinde zu wirken, wurde durch körperliche Schwachheit ihm verkümmert. Schon in den letzten Jahren seines Aufenthalts in Cloppenburg hatte seine Gesundheit abgenommen und ein trockner Husten mit Verschleimung der Luftröhre sich eingestellt. Dies Uebel nahm in Langförden so zu, daß er schon nach 1½ Jahren seiner dortigen Anstellung das Bett nicht mehr verlassen konnte. Er, der so oft, gerufen und ungerufen, am Krankenbette die seiner Sorgfalt Anvertrauten durch erbaulichen Zuspruch zur Geduld und Ergebung in den Willen Gottes ermuntert hatte, gab nun selbst den Beweis, wie tief diese Lehren in seinem Herzen Wurzel gefaßt und ertrug seine Leiden mit musterhafter Geduld und Gottergebenheit. Gestärkt durch die Heilsmittel der Religion sah er ruhig dem Augenblicke entgegen, der ihn der Erde und seinen Leiden entnahm. Kaum kannte er die Seinigen und kaum wurde er von ihnen gekannt, aber dennoch sah seine Gemeinde mit innigem Bedauern ihn scheiden, der so kurze Zeit der Ihrige gewesen.

* 124. Christian Gottlieb Bruch,

Doctor der Philos. u. Theol., Consistorialrath u. Pfarrer an der evangel. Gemeine zu Cöln, Ritter des rothen A. O. 3r Klasse;

geb. zu Pirmasens d. 14. Jan. 1772, gest. d. 30. Mai 1836.

Nachdem der Verewigte auf den Hochschulen zu Marburg und Jena dem Studium der Theologie sich gewidmet, ward er schon im J. 1789 als Feldprediger bei einem pfälzischen Regimente angestellt. Er blieb dies bis 1794, wo er 2. Prediger zu Meisenheim wurde. Diese Stelle wechselte er 1796 mit der eines 2. Predigers zu Trarbach und wurde 1798 von dort nach Veldenz berufen. Im J. 1803 wurde er als Pfarrer bei der evang. Gemeine zu Cöln angestellt und ist von jener Zeit an zu deren Segen unermüdet thätig gewesen. Der König ernannte ihn 1816 zum Consistorialrathe bei dem damals zu Cöln errichteten Consistorium der Provinz Jülich-Kleve-Berg und der königl. Regierung daselbst. 1819 ward

ihm auch die Censur der in genannter Provinz erscheinenden theologischen Schriften übertragen und 1823 erwählte ihn die evang. Kreissynode Mühlheim a. R. zu ihrem Superintendenten, welches Amt er die bestimmten 5 Jahre hindurch mit Weisheit und Kraft verwaltete. Nachdem er bereits 1815 von der philosophischen Facultät der Universität zu Marburg das Diplom eines Doctors der Philosophie erhalten, bekam er 1828, bei Gelegenheit der Feier seiner 25jährigen Predigtamtsführung von der evangelisch theologischen Facultät der Universität zu Bonn das Diplom eines Doctors der Theologie. In den mannichfaltigen Beziehungen und Verhältnissen seines vielseitigen amtlichen Wirkens bewies er eine ungemeine Tüchtigkeit und erwarb sich großes Verdienst, weshalb auch der König ihn im Jahre 1832 durch Verleihung des rothen Adlerordens 3r Klasse auszeichnete. Bis zu seinem Tode ist er wirksam geblieben und noch am Tage vorher hatte er mit besonderer Kraft das Wort des Lebens von heil. Stätte verkündigt, um so erschütternder war die schmerzliche Nachricht von seinem urplötzlich erfolgten Hinscheiden. — Seine Schriften sind: *Sendschreiben d. Kirchners Gamander's an d. Pfarrer Mich. du Mont. In's Deutsche übers. Cöln 1807. (Der wahre Verf. ist Fr. Wallraf.) — Des Hrn. v. Beaufort Vorschlag zur Vereinigung aller christl. Kirchen. Aus dem Franz. Ebend. 1808. 2. verm. Aufl. 1809. (Hat auch den Titel: Sammlung d. neuest. französ. Schriften für u. wider d. Religionsvereinigung. 1. Bdchn.) Mit Vct. J. Dewora: Wird es nützlich sein, die katholische Geistlichkeit an der künftigen ständischen Verfassung der Provinzen d. linken Rheinufers Theil nehmen zu lassen. Ebd. 1815. — *Der kleine Katechismus D. M. Luthers für d. gemeinen Pfarrherrn u. Prediger. Ebd. 1822. — Aufsätze zu Gieseler's u. Lücke's Zeitschrift für gebildete Christen.

Arendt.

125. Dr. Isaak Lehweß,

pract. u. pens. dirigirender Arzt am Krankenhause rc. zu Potsdam; geboren im J. 1758, gestorben den 30. Mai 1836 *).

Er wurde zu Königsberg in Preußen geboren, wo er durch die Sorgfalt seiner vortrefflichen Eltern eine Erziehung und Bildung erhielt, welche die Entwickelung

*) Medic. Almanach von Dr. Sachs. 1836.

seiner Geistes- und Herzensanlagen begünstigte. Nach gehöriger Vorbereitung bezog er die Universität seiner Vaterstadt, auf welcher er außer den medicinischen Vorlesungen auch die philosophischen fleißig hörte; besonders zog ihn Kant an, dessen Name und Lehren ihm bis in die spätesten Jahre seines Lebens theuer blieben. Von hier ging er nach Frankfurt a/O., um sein medicinisches Studium zu beendigen und erhielt daselbst, nach Vertheidigung seiner Inauguralschrift: „de febri nervosa lenta", im Oct. 1798 den Doctorgrad. Um diese Zeit entstand sein freundschaftliches Verhältniß zu Marcus Herz, jenem ausgezeichneten Arzte seiner Zeit, dessen er stets mit Achtung und Anhänglichkeit gedachte. Potsdam wurde nun der Ort, wo er seine practische Laufbahn antrat, mit einer Liebe für seinen Beruf, die selbst in seinem hohen Alter noch nicht erkaltete und nur der Tod vermochte seine Thätigkeit zu unterbrechen. Sein edles Streben und Wirken erwarb ihm ein allgemeines Vertrauen, wovon die 1810 ihm übertragene Stelle eines Arztes an dem dortigen Kranken- und Armenhause das unzweideutigste Zeugniß gibt. Dieser Anstalt widmete er seine Kräfte mit einem ununterbrochenen Eifer und zwar 3 Jahre lange ohne Besoldung. Als im J. 1813 der Typhus contagiosus herrschte, ging er, von reiner Menschenliebe geleitet, den Gefahren der Seuche muthig entgegen. Er selbst wurde damals von der Krankheit befallen, war aber eben so glücklich, selber zu genesen, als Andere zu heilen. Ein solcher Diensteifer konnte nicht ganz unbelohnt bleiben und so erhielt er 1814 ein Gehalt, das Anfangs zwar klein, später aber beträchtlich erhöht wurde. Auch verwaltete er einige Jahre, nach dem Tode seines Vorgängers, des Physicus Dr. Vogel, das Physicatsamt auf die uneigennützigste Weise und zu solcher allgemeinen Zufriedenheit, daß man ihn ferner als gesetzlich bestellten Physicus zu haben wünschte. Allein es wurde ihm seines israelit. Glaubens wegen nicht verstattet, dem Staate als Beamter zu dienen; er mußte sich also mit dem Bewußtsein begnügen, daß für die Menschheit seine Wirksamkeit doch immer eine nützliche bleibe und daß jeder Dienst für diese zugleich ein mittelbarer Dienst für jenen sei. Bis in den späten Abend seines Lebens war er rastlos in der gewissenhaften Ausübung seiner wahrlich schweren Berufspflichten, denn erst in einem Alter von 76 Jahren wurde er in den Ruhestand mit Pension versetzt. Am

Krankenbette leitete ihn stets die reine Naturanschauung und Erfahrung; vorzüglich bewährte er sich als einen ächten Jünger Aesculaps dadurch, daß er so wenig als möglich stürmische Eingriffe auf den Organismus unternahm, sondern lieber die heilende Naturkraft ungestört wirken ließ. Daß die Beobachtung ihm mehr galt als alle Autoritäten, bewies besonders der Umstand, daß er, ungeachtet seiner Freundschaft und hohen Achtung vor Herz, welcher bekanntlich der Vaccination abhold war, diese als einer der ersten in seiner Praxis anwendete und als wohlthätig erprobte. Achtungswerth war in ihm der Arzt, ausgezeichneter aber noch der Mensch. In ihm lebte ein ächter frommer Sinn, gepaart mit einem Herzen voll Liebe, welche den Menschen nicht nach Stand und Glauben zu unterscheiden wußte. Die Armen fanden in ihm einen seltenen Wohlthäter, denn er spendete den Hülfsbedürftigen, selbst wenn es ihm Aufopferung kostete. Die Redlichkeit und Wahrhaftigkeit seines Characters, in dem kein Falsch war, erwarben ihm die allgemeinste Zuneigung und Achtung. Schon im J. 1799 wurde er von der märkischen öconomischen Gesellschaft in Potsdam zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt. — Auch darf seine ungewöhnliche Bescheidenheit, die er selbst gegen Jüngere bewies, unter seinen Vorzügen nicht unerwähnt bleiben. Wie ihm aber die Wahrheit über Alles theuer war, hat der Verewigte durch die That bewährt. Denn er entsagte willig allen Vortheilen, die ihm geboten wurden und wodurch er sich und den Seinigen eine zeitlich glücklichere Lage begründen konnte, weil eben die Verleugnung seiner innern Ueberzeugung und somit Heuchelei, die Bedingung dazu gewesen wäre. — Ein Lungenschlag, dem seit einigen Wochen mehrere asthmatische Anfälle vorangegangen waren, machten diesem Leben voll nützlicher und edler Wirksamkeit unvermuthet ein Ende. Schön war das Leben des edeln Mannes. Er starb als Greis; sein Geist aber hatte nicht gealtert, sondern mit jugendlichem Feuer erfüllte sich bis zuletzt sein Gemüth, so oft es von Dingen höheren Interesses bewegt wurde. Jeder Fortschritt, welcher zum Besten der Menschheit gemacht wurde, jede Erscheinung, welche ihn einen bessern sittlichen und bürgerlichen Zustand seiner Glaubensgenossen hoffen ließ, brachte in ihm stets die regste und freudigste Theilnahme hervor. Man glaubte oft den Jüngling zu hören, wenn der Greis begeistert über die höhern Ange-

legenheiten des Menschen zu sprechen anfing. Er hinterläßt eine Wittwe, die 43 Jahre in der glücklichsten Ehe mit ihm lebte; eine Tochter, die er als glückliche Gattin und Mutter zu sehen sich erfreute; sechs Söhne, von denen Hofrath Dr. Lehweß, einer der beschäftigsten Practiker der Residenz, als der Aelteste zu nennen ist.

* 126. August Wilhelm Graf Mellin,

des heiligen römischen und des schwedischen Reiches Graf u. Freiherr, des St. Johanniter-Maltheser-Ordens Commentator zu Wolgast, königl. preuß. erster Kammerherr, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, zu Stralsund;

geb. zu Stettin den 8. Nov. 1740, gestorben am 30. Mai 1836.

Die Melline oder Malline stammen aus einem alten adlichen Geschlechte Italiens her, von wo im Anfange des 13. Jahrhunderts eine Linie derselben nach Deutschland zog und sich in Pommern, sowie später in Lievland mit Gütern ansässig machte. Einer der ausgezeichnetsten Vorfahren unsers Reichsgrafen M. war Jürgen Graf Mellin (geb. 1632, gest. 1713), der in schwedischen Civil- und Militärämtern sich große Verdienste erwarb. Er besaß das schöne Gut Damizow bei Stettin. Von seinen drei Söhnen war der jüngste Karl Gustav (geb. 1670, gest. 1738) ein besonderer Liebling Karls XII.; der älteste Bernd Johann (geb. 1659, gest. 1733) war schwedischer General und Gouverneur in Lievland. Der älteste Sohn dieses letztern, Georg Bernhard (geb. 1704), königlich preußischer Generalmajor und Graf zu Damizow, vermählte sich 1740 mit seines Vaters Bruders- (Karl Gustav) Tochter, Ulrike (geb. 1718). Aus dieser Ehe wurden 4 Kinder geboren, von denen die beiden ältesten sehr bald starben; nur eine (1744 geborne) Tochter und unser August Wilhelm waren die einzigen lebenden Nachkommen ihrer Eltern. Die früheste Erziehung und Bildung unsers M. ward mit ungemeiner Sorgfalt, besonders von der Mutter betrieben: anfangs durch eine Gouvernante, später durch einen Herrn von Kalkreuth, der aber beim Ausbruche des siebenjährigen Kriegs (1756) mit dem Vater unsers M. zu Felde zog. Im Frühjahr 1757 übernahm nun den Unterricht der Candidat Kunze, welcher mit Strenge und Liebe denselben bis zum Frieden (1763) fortsetzte, wo er den jungen M. auf das berühmte Carolinum nach Braunschweig begleitete. Hier machte Graf M.

in allen Wissenschaften, Sprachen und Künsten (namentlich im Zeichnen und Malen) die erfreulichsten Fortschritte; hatte auch reichlich Gelegenheit, das feine Hofleben kennen zu lernen. Im J. 1765 bezog er die Universität Halle, wo namentlich Nettelbladt, Eberhard und Meyer seine Lehrer waren. Während seiner dreijährigen Studienzeit besuchte er oft das benachbarte Dessau, wo er seine Jagdneigung auf alle Weise befriedigen konnte. — Nach Damizow zurückgekehrt, ward er vom König Friedrich II. schon im Jahr 1770 zum Kammerherrn ernannt am Hofe der nachmaligen Mutter König Friedrich Wilhelms II. Hier in Berlin vermählte er sich im Jahre 1772, doch wider seine eigne Neigung, mit einem Fräulein von Nahlden, zog bald nach Damizow zurück, wo im Jahr 1785 die Trennung dieser Ehe erfolgte. Während seines Aufenthalts in Damizow genoß er der ausgezeichnetsten Jagdfreuden in der Nähe des lieblichen Schwedts, wo damals der letzte Markgraf dieser Herrschaft, Friedrich Heinrich, residirte (gest. 1788). Schon im Jahr 1779 war er als Schriftsteller im Forst- und Jagdfache aufgetreten; auch unterhielt er den lebhaftesten gelehrten Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Naturforschern, namentlich mit von Büffon, Schreber, Bloch, Bechstein und von Wildungen. Sehr bald ward er Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. — Im November 1785 starb sein hochbetagter Vater. Kurz vorher machte er mit seiner Mutter eine Reise zum Baron Schulz v. Ascheraden, Gutsbesitzer im damaligen Schwedisch-Pommern. Hier gewann er die jüngste Tochter (Agnes) dieses sehr gebildeten Mannes so lieb, daß er sich mit ihr im Jahr 1791 verband und in der glücklichsten, obgleich kinderlosen Ehe lebte. Nachdem er mehrere Jahre in Damizow den Wissenschaften, der Jagd und edler Geselligkeit gelebt, auch den dortigen Thiergarten außerordentlich vervollkommnet, verkaufte er dieses schöne Gut. Nach 2 Jahren (1797) starb seine Mutter und M. schlug einstweilen seinen Wohnsitz zu Garz an der Oder auf. In dieser Zeit schickte er seinen einzigen Sohn (von der ersten Gattin) nach Waltershausen in das Institut des Doctor Bechstein. Nach anderthalb Jahren bezog derselbe die Universität Jena und nach 2 Jahren Halle. Von hier aus machte er eine Forstreise zu Fuß durch den Harz; doch plötzlich hörten alle Nachrichten von ihm auf. Höchst wahrscheinlich war er von einer damals

umherstreifenden Räuberbande ermordet worden. — Im Sommer des Jahrs 1800 wohnte M. zu Sonnenburg dem letzten Ritterschlage des Heermeisters vom Johanniter-Maltheserorden bei, bei welcher Gelegenheit er zum Ankauf der Stadt und Herrschaft Naumburg am Bober veranlaßt wurde. Doch von jetzt an verfolgte ihn längere Zeit das Unglück: im Jahr 1804 verursachte ihm eine Ueberschwemmung des Bobers einen Schaden von mehr als 30,000 Thaler; der Krieg von 1806 nahm ihm noch mehr, so daß er die Besitzung im Jahr 1808 verkaufte. Die nächsten acht Jahre hielt er sich an verschiedenen Orten, namentlich in Berlin auf, bis er endlich im Jahr 1816 zur Succession der Johanniter-Commende Gorgast gelangte, die ihm durch ein anständiges Einkommen einen ruhigen Abend des Lebens bereitete. Seit 1817 wohnte er nun in Stralsund in edler Muße mit seiner trefflichen Lebensgefährtin. M. gehörte ohne Zweifel zu den merkwürdigen Personen unserer Zeit. Drei Menschenalter hindurch, fast ein ganzes Jahrhundert, war er Erdenbürger gewesen und hatte bis in die letzten Tage seines Lebens an allen wichtigen Erscheinungen im Gebiete der Wissenschaften und des Lebens den lebhaftesten Antheil genommen. Sein Gedächtniß war enorm, namentlich in der Geschichte und besonders im Genealogischen. Kaum mochte es irgend eine bedeutende deutsche Familie geben, von der er nicht Kunde hatte. Allerdings blickte hierbei oft sein Ahnen- und Adelsstolz hindurch, wodurch zuweilen die lächerlichsten Aeußerungen veranlaßt wurden. Beide, der Graf und die treffliche Gräfin, die wenige Jahre vor ihm starb, waren Freunde des rechtschaffensten Christenthums. Vielen haben sie Wohlthaten erzeigt; Viele bedauerten den Hingang Beider. Rührend war es, beide hochbetagte Eheleute in ihrem häuslichen Leben zu beobachten, mit welcher zärtlichen Liebe sie an einander hingen und jugendlich scherzten. Die Lebensfrische des den Neunzigern nahen Greises war bewundernswürdig. Schon sein Aeußeres flößte Ehrfurcht ein: von hohem Wuchse, heiterm Blicke, mit Silberhaar bedeckt, nahm er Jeden ein, der ihn nur einmal näher kennen lernte. Die ganze Umgebung in seinen Zimmern erinnerte an Zeiten, deren nur sehr wenige der Lebenden sich bewußt sind. Große gepolsterte Lehnstühle waren die gewöhnlichen Sessel. Obgleich nur 2 Per-

sonen zu bedienen waren, so hielt der Graf außer einem Koch und einem Mädchen doch noch 2 Bediente. — Außer mehreren naturgeschichtlichen Abhandlungen hat er geschrieben; Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen. Mit 118 Kupfern. Berlin 1779. — Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen ohne große Thiergärten anzulegen und zu behandeln. Mit Kupfern. Berlin 1800. — Seine eigene Lebensbeschreibung, im „Sylvan", Jahrg. 1817, 1818, der auch sein in Kupfer gestochenes, wohlgetroffenes Bildniß (aus jüngern Jahren) vorgesetzt ist. Diese seine Selbst-Lebensbeschreibung ist mit drei andern auf ihn bezüglichen Artikeln wieder abgedruckt in der Stralsunder Wochenschrift „Sundine", Jahrg. 1837, Nr. 46—54.

Stralsund. D. Zbr.

* 127. Gustav August Reichert,

kön. preuß. Oberlandesgerichtsrath zu Marienwerder;

geb. am 18. Oct. 1798, gest. den 31. Mai 1836.

Reichert wurde zu Guben in der Niederlausitz, wo sein Vater, der Kreissteuereinnehmer Reichert und seine Mutter, geborne Kirchhof, sich noch am Leben befinden, geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause und bezog später das Lyceum seiner Vaterstadt, das er erst bei seinem Abgange auf die Universität verließ. Frühzeitig nahmen seine Studien schon eine eigenthümliche Richtung, denn er haßte allen Zwang und sein ganzes Bestreben ging dahin, sich frei nach der Wahl seines eigenen Bedürfnisses regen zu können. Er verachtete den Schüler, der sich zur Meinung seines Lehrers bekennt, weil sie nur eben dies und nichts weiter ist und wollte sich allein auf Ueberzeugung stützen. Daher wechselte er mehrmals in seinen Lieblingsstudien, gab auch den Unterricht in der Musik, für welche er eine entschiedene Neigung hatte, bald wieder auf und suchte sich dann wiederum durch eigene Uebungen zu vervollkommnen, wenn er ein Bedürfniß darnach fühlte. Nur die Beschäftigung mit den deutschen Dichtern legte er nie ganz bei Seite. In späteren Jahren tadelte er häufig sein Verfahren und machte sich den Vorwurf, nicht immer gewissenhaft und eifrig genug in der Prüfung der Meinungen gewesen zu sein

und durch eigene Schuld sich in Zweifel verwickelt zu haben, wo er zur Ueberzeugung hätte gelangen können. Als er daher zu Ostern 1816 die Universität zu Leipzig bezog, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, war er mit dem Ganzen seiner Schulbildung nichts weniger als zufrieden und wendete vornehmlich das erste Jahr dazu an, neben den eigentlichen Fakultätsstudien, sich noch in allen übrigen Zweigen der Wissenschaften, wo er Lücken in seinen Kenntnissen bemerkte, zu vervollkommnen. Von seinen akademischen Lehrern schätzte er vorzüglich Krug und Haubold; seine Neigung für alles, was ihm Veranlassung zu Heiterkeit und Scherz geben konnte, führte ihn aber auch in die Vorträge des Domherrn Rau über römisches Recht und aus gleichem Grunde versäumte er nicht leicht eine öffentliche Disputation, bei welcher derselbe den Vorsitz führte. Im Jahr 1818 verließ er Leipzig und wendete sich nach Halle, wozu ihn vornehmlich die damalige Einrichtung der juristischen Lehrvorträge auf der Universität Leipzig bestimmte, bei denen man vorzugsweise die sächsische Praxis im Auge zu halten pflegte. Ostern 1819 unterwarf er sich zu Berlin dem ersten Examen und wurde in Folge desselben als Auskultator bei dem dasigen Stadtgericht angestellt. Bald darauf trat er, um seiner Militärpflicht zu genügen, als Freiwilliger zum einjährigen Dienste in das Garde-Schützenbataillon ein, widmete sich aber daneben, so weit es der Dienst gestattete, seinen juristischen Arbeiten. Schon nach dem Verflusse des Winters zwischen 1819 und 1820 begann er seine Vorbereitungen zur zweiten Prüfung und dabei scheint er zuerst den Grund zu der Krankheit gelegt zu haben, welche später seinem Leben so schnell ein Ende machte. Um in seinen Vorbereitungen so wenig als möglich gestört zu werden, versuchte er nämlich die Nächte zur Arbeit zu verwenden. Im November 1820 bestand er das zweite Examen sehr rühmlich, ein ungünstiger Zufall hatte aber seine schriftlichen Arbeiten, nachdem sie bereits geprüft waren, verloren gehen lassen und dadurch verzögerte sich seine Einführung als Referendarius bei dem Kammergerichte bis in den Monat April 1821. Bei diesem Gerichtshofe wußte er sich durch die Gründlichkeit und Gediegenheit seiner Arbeiten bald bemerklich zu machen und die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, von denen ihm immer wichtigere Arbeiten anver-

traut wurden, zu erwerben. Vornehmlich zeichnete ihn der verstorbene Präsident von Trützschler *) aus, der, als Mitglied der obersten Prüfungscommission, den Arbeiten der Referendarien fortwährend ungetheilte Aufmerksamkeit schenkte. Im Jahre 1823 meldete er sich endlich zur dritten Prüfung, bestand auch diese eben so rühmlichst und wurde hierauf noch in demselben Jahre zum Assessor bei dem Kammergericht ernannt, eine Stellung, die er im Anfang des folgenden Jahres mit einer gleichen bei dem Oberlandesgerichte zu Frankfurt a/O. vertauschte. Von diesem wurde im Jahre 1824 die Organisation des Gerichtswesens in der Lausitz vorgenommen, welche mit dem 1. October ins Leben trat und Reichert mit der interimistischen Verwaltung der vierten Rathsstelle bei dem neu errichteten Landgericht zu Lübben beauftragt. Dieser Auftrag ging später in eine feste Stellung als Landgerichtsrath daselbst, mit dem Vorbehalte des Wiedereintritts in ein Landesjustizcollegium, so bald ihn die Reihe treffen würde, über. In Lübben verlebte er seitdem 6 Jahre, die er häufig für die glücklichsten seines Lebens erklärte; denn sowohl in amtlicher, als in freundschaftlicher und geselliger Beziehung gestalteten alle Verhältnisse sich nach seinen Wünschen. Das neu errichtete Landgericht begründete sich unter einem vorzüglichen Dirigenten und mit ausgezeichneten Mitgliedern versehen, bald einen Ruf und wird noch jetzt, da es bereits wieder einer andern Einrichtung Platz gemacht hat, nur mit Achtung genannt; von allen aber wurde Reichert geschätzt und mit allen stand er in den freundlichsten Beziehungen. Mit Geschäften nicht überhäuft, gab er sich seiner wieder erwachten Neigung für Dichtkunst und Musik, für welche letztere er entschiedenes Talent besaß, hin. Ohne fremde Anweisung wurde er ein ziemlich fertiger Klavierspieler, doch spielte er am häufigsten eigene Phantasien und seine kleinen Compositionen fanden allgemeinen Beifall. — Am 26. Februar 1828 verheirathete er sich mit Elise Anton, der zweiten Tochter der verwittweten Oberprediger Anton, welche ihm bis zu seinem Tode als treue und liebevolle Gattin und Pflegerin zur Seite stand. Leider stellten sich aber auch schon in jener Zeit Krankheitszufälle, durch das immer beibehaltene Nachtarbeiten erzeugt, ein, die im Fortgange der

*) Dessen Biogr. s. im 8. Jahrg. d. N. Nekr. S. 875.

Zeit häufiger und bedenklicher wurden. Zu einem früher mehrmals erschienenen hartnäckigen Halsübel gesellten sich Unterleibsbeschwerden, die durch Mangel an Diät genährt wurden und bald war der früher so kräftige Körper unaufhörlichen Anfechtungen ausgesetzt. Außerdem traf ihn noch ein anderer Unglücksfall. Er verlor seinen ältesten Sohn, in einem Alter von einem Jahre, plötzlich durch den Tod und sein Schmerz darüber war heftiger, als er es äußerlich zu erkennen gab. Im Jahr 1830 wurde er zum Oberlandesgerichtsrath in Marienwerder ernannt. Der Ruf war ihm bereits vorausgegangen und er wurde hier von seinen Vorgesetzten, dem Chef-Präsidenten Oelrichs*) und dem Vicepräsidenten von Tadden, nicht nur mit Achtung, sondern selbst mit Auszeichnung empfangen. Auch bei dem Oberlandesgericht zu Marienwerder zeichnete sich Reichert vorzüglich als Referent aus und die gegen mehrere auf preußisches Gebiet übergetretenen Polen damals von dem Oberlandesgericht geführte Untersuchung beschäftigte ihn in dieser Eigenschaft. Bei dem Präsidenten Oelrichs, einem der vorzüglichsten preußischen Juristen, der den innern Werth des neuen Mitgliedes seines Collegiums schnell erkannte, ging die Achtung bald in eine engere Freundschaft über und ein eben so schönes Band knüpfte sich zwischen ihm und Taddens Nachfolger, dem Präsidenten von Wangerow **). Der Versuch, seine Unterleibsbeschwerden durch Reizmittel zu heben, oder wenigstens zu mildern, verschlimmerte seinen Zustand und mit dem Beginn des Jahres 1834 versagte sein Körper den Dienst zu den Arbeiten des Berufs, so daß seine Vorgesetzten selbst auf eine zerstreuende Reise drangen. Dadurch wurde er, gewissermaßen gegen seinen Willen, endlich bestimmt, die Seinigen und das ihm so theuer gewordene Lübben zu besuchen und wiewohl er sich hier anscheinend erholte, so war das Uebel doch schon zu tief eingewurzelt, als daß noch eine Hoffnung zu seiner Wiederherstellung vorhanden gewesen wäre. Diese hatte er selbst am wenigsten und leider täuschte er sich über seinen Zustand nicht, weshalb er auch alle Hoffnungsaussichten, die ihm seine Freunde, um die trüben Wolken zu zerstreuen, bisweilen zu eröffnen sich bemühten, mit entschiedener Resignation von der Hand wieß. Noch war er nicht lange

---

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. S. 282.
**) Dessen Biogr. s. im 11. Jahrg. d. N. Nekr. S. 417.

von seiner Reise zurückgekehrt, als ihm das Schicksal den Kummer bereitete, auch seinen Schwager, den Bruder seiner geliebten Gattin, Ewald Anton, Referendarius bei dem Oberlandesgericht zu Marienwerder, das er, um in des geliebten Schwagers Nähe zu sein und unter seiner Leitung die praktischen Berufsarbeiten zu erlernen, gewählt hatte, erkranken und endlich aus diesem Leben scheiden zu sehen. Ueberzeugt von der Annäherung seines eigenen Todes, denn seine Krankheit hatte sich zu einer völligen Unterleibsschwindsucht ausgebildet, nahm er nun täglich weniger Antheil an dem, was außer ihm lag, nur mit seinen 3 hoffnungsvollen Knaben beschäftigte er sich viel und suchte ihnen noch durch väterliche Ermahnungen und Lehren nützlich zu werden. So näherte sich unter unbeschreiblichen Leiden allmählig seine Auflösung und am oben genannten Tage verschied er in den Armen der *Seinigen*, von allen, die ihn näher kannten, aufrichtig bedauert und von den Seinigen tief beklagt. — Die Natur hatte ihn anscheinend mit einem kräftigen Körper, einer festen Gesundheit und dabei mit jener Heiterkeit des Geistes ausgestattet, welche der Bürge allgemeinen innern Wohlbefindens zu sein pflegt. Gleich ausgezeichnet durch die Eigenschaften seines Geistes, wie seines Herzens und Gemüths, liebenswürdig im Umgang mit Bekannten und Freunden, glühend für alles Große und Schöne, dabei gewissenhaft und streng in Erfüllung seiner Amtspflichten und ein treuer Diener des Staats würde ihm ein längeres Leben und ein weiteres Fortschreiten auf der betretenen ehrenvollen Bahn von selbst zu einer Wirksamkeit geführt haben, die öffentliche Anerkennung gefunden und ihm einen Ehrenplatz unter denen, welche sich Verdienste um den Staat und um die Welt erworben haben, in der Rückerinnerung gesichert hätte.

Lübben. Neumann.

* 128. Carl Friedrich Gottlob Freiesleben,

königl. sächs. Bergschreiber und Bergamtsassessor zu Freyberg;

geb. den 12. Aug. 1801, gest. den 2. Juni 1836.

Mit dem früh Vollendeten gingen schöne Hoffnungen für die Seinigen, sowie für seinen Wirkungskreis zu Grabe. Er wurde in Eisleben geboren, wo sein Vater Oberbergvoigt war; als Letzterer, den ihm angebotenen ausländischen Staatsdienst ablehnend, im August

1808 wieder in sein Vaterland zurückkehrte und im Oberbergamte zu Freyberg angestellt wurde, setzte der Verstorbene seine jugendliche Ausbildung, die er früher in einem Institute des Pastors Elte zu Wiederstädt begonnen hatte, in Freyberg (im Rochlitzerschen Institute und auf dem Gymnasium, dem damals Gernhard vorstand), fort, benutzte auch nebenbei mehrere Lehrvorträge (von Werner und Hecht) bei der dortigen Bergakademie und bezog dann 1818 die Universität Leipzig, wo er mit Auszeichnung die Rechte studirte. Als Baccalaureus der Rechte hielt er jurist. Examinatorien und arbeitete von 1821 an als Expedient einige Zeit beim prakt. Juristen D. Wiesand, so wie als Auditor beim Leipziger Handelsgericht und Kreisamt. Im Jahre 1823 wurde er als Hülfsaktuar im Justizamte Chemnitz und im December 1825 als Aktuar im Consistorium zu Leipzig angestellt, auch 1828 als Advokat immatrikulirt. Von Jugend an hatte er viel Vorliebe für den Bergbau und nur ein Armbruch hielt seine Eltern ab, ihn demselben sich früher widmen zu lassen. Um so erwünschter war ihm eine Anstellung, die er 1829 als Bergschreiber und Assessor im Bergamte Freyberg fand. Er sollte diese Stelle (Anfangs 1836) mit einem erweiterten ähnlichen Wirkungskreise im Bergamte Schneeberg vertauschen, wohin der Ruf ihn aber schon auf dem Krankenlager traf. In Folge mehrjähriger Brustleiden löste noch in Freyberg sein Tod die glücklichsten Familienverhältnisse (mit Hinterlassung einer Wittwe, geb. Klömm und eines Sohnes). — Ueberall, wo der Verstorbene lebte, erwarb er sich durch seine wahrheitliebende Redlichkeit, durch sein biederes Wesen, sowie durch seine unbefangene Gemüthlichkeit und (vor dem Beginn seiner körperlichen Leiden) durch muntere Heiterkeit im Bunde mit scharfsinnigem Urtheil, Gemeinsinn (der ihn auch zu mehrern bürgerlichen Ehrenämtern führte), gründlicher und unermüdeter Thätigkeit, treuer Anhänglichkeit an seine Freunde und seine Familie, so wie durch Anspruchlosigkeit und einfachen, frommen Sinn die Liebe und Achtung aller derer, die ihn näher kannten. Von einem umfassenden Werke über die sächsische Bergwerksverfassung, das ihn noch bis zu den letzten Tagen vor seinem Tode beschäftigte und zu dessen Fortsetzung er reiche Materialien hinterlassen hat, konnte er nur den ersten, eigenthümlich und trefflich behandelten Theil („Darstellung der Grundlagen der sächsischen Bergwerks-

verfassung aus dem Gesichtspunkt des Rechts und der Staatswirthschaft verfaßt) vollenden; der Herausgabe desselben unterzog sich der ihm im Leben stets befreundet gewesene Professor Bülau in Leipzig, dessen edelsinnige Vorrede auch einige biographische Notizen enthält, in denen er von dem Verstorbenen unter andern sagt: „ein klarer, scharfer Verstand, ein vorwaltendes Streben nach Gründlichkeit, ein lebendiges Interesse an jeder Quelle nützlicher Belehrung waren ihm eigen, während das Haschen nach Schein und Blendwerk seinem Geist eben so fremd war, wie seinem offenen, geraden, vertrauenswürdigen Charakter."

* 129. Johannes Abraham Strauß,

Doctor der Theologie und emerit. Pastor der evangel. Gemeine zu Iserlohn, Ritter des rothen Adlerordens 3r Klasse;

geboren zu Elberfeld den 26. December 1754, gestorben den 2. Juni 1836.

Er genoß in der Schule seiner Vaterstadt die erste Vorbildung, studirte in Halle, wurde Hauslehrer in Eisleben, Hülfsprediger in Wuppelfeld und von dort im Jahre 1781 zum Pfarrer in Iserlohn erwählt. Er hat das Pfarramt bei dieser beschwerlichen Gemeine mit unermüdeter Treue und Liebe länger als ein halbes Jahrhundert verwaltet und vermochte es nicht, auch bei oft dargebotener Veranlassung diese Gemeine zu verlassen, weil er für alle Mühe und Arbeiten im Glauben Freudigkeit und auch äußere Kraft genug fühlte. So stand er wie ein Vater unter den 3000 Gliedern seiner Gemeine, die er fast alle getauft, oder getraut, oder confirmirt hatte und unter Allen war Niemand, mit dem nicht sein Amt im Evangelium ihn in einige innige Verbindung gesetzt hätte. Er war kein Mann für die Welt, denn er war nicht von der Welt, aber er war ein Mann für die Kirche, denn er war ein Mann Gottes, reich im Glauben, entschieden in der Predigt, erfahren und gesegnet in der Seelsorge und immer voll Friede und voll Freude, voll Einfalt und Salbung, voll Demuth und Zuversicht im Herzen, im Amte, im Umgange, im ganzen Leben. Er liebte Alle; seine Kirche war immer gefüllt, seine Gemeine zeichnete sich durch kirchlichen Sinn, durch Liebe zu dem Herrn und seinem Worte aus. Am 14. März des Jahrs 1832 feierte er sein Jubiläum und außer den Glückwünschen mancher

Glieder des königlichen Hauses, der höchsten und höhern geistlichen Behörden, ehrte ihn der König durch Verleihung des rothen Adlerordens 3r Klasse, die Berliner theologische Fakultät überreichte ihm das Diplom eines Doctors der Theologie und er selbst legte sein Amt nieder, wobei er aus Liebe zu seiner Gemeine auf sein ganzes Einkommen verzichtete, damit es sein Nachfolger, den er in der Person des Pfarrers Josephson seiner Gemeine empfahl, und der ihm auch in demselben Jahre, von jener erwählt, in seinem Amte folgte, ungeschmälert genießen könne. Seit dieser Zeit verwaltete er nur noch das Amt des Gebetes für seine Gemeine, half überall gern mit Rath und That und hat noch kurze Zeit vor seinem Tode mit ganzer Kraft und Freudigkeit gepredigt. Er war bis an sein Ende beschäftigt, studirte fortwährend, nahm an allen Erscheinungen der Literatur den lebendigsten Antheil und in seiner Bibliothek war allmählig wieder eine kleinere Bibliothek von Excerpten entstanden, die sich schon fast auf 100 Bände belief. Sein häusliches Leben war auch gesegnet. Er hatte sich am 17. Juni 1783 mit Kath. Sophie Overhoff, einer Tochter aus einer der angesehensten Familien, verheirathet, feierte 1833 die goldene Hochzeit und seine ehrwürdige Gattin überlebt ihn nun noch. — Von seinen Kindern leben nur noch 2, der Hofprediger Professor D. Strauß, vortragender Rath im geistlichen Ministerium, ein Mann, auf den das Vaterland mit Verehrung und Liebe hinsieht und eine Tochter, die sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hat, mit einer unbeschreiblichen Liebe und Aufopferung ihre ergrauten Eltern zu pflegen.

Nach der Elberfelder Zeitung mitgetheilt von
Arendt.

* 130. Arnold Franz Benedikt Keppel,

Landgerichtssekretär zu Vechta im Herzogthum Oldenburg;
geb. am 18. Juni 1766, gest. den 5. Juni 1836.

K. war der Sohn des Lambert K. und der Clara Agnes Moorkromer. Sein Vater, Gerichtsschreiber der fürstbischöfl. Münsterschen Gerichte Desum und Damme, wohnte in Vechta und hier wurde ihm dieser Sohn geboren. Die erste Jugendbildung erhielt derselbe in den untern Klassen des Gymnasiums seiner Vaterstadt, kam dann auf das Gymnasium zu Münster und besuchte von 1795 an die Vorlesungen über Philosophie und Rechts-

wissenschaft auf der damals gut besetzten Universität daselbst, wobei er zugleich den körperlichen Uebungen im Reiten, Fechten rc. oblag. Sehr vortheilhaft wirkte hier auf seine Bildung der Umgang in dem Hause des Hofraths, nachherigen Staatsraths Sprickmann. Im Begriff, noch seine Studien auf der Universität Göttingen fortzusetzen, wurden solche durch den Tod des Vaters unterbrochen, welcher am 6. März 1798 erfolgte und ihm die zugesicherte Succession in die Stelle desselben verschaffte. Als in Folge des Lüneviller Friedens und des Reichsdeputationsschlusses vom 25. Februar 1803 die Münsterschen Aemter Vechta und Cloppenburg als Entschädigung für den aufgehobenen Weserzoll dem Herzog von Oldenburg *) überwiesen wurden und dieser durch eine Verordnung vom 10. Januar 1804 die bisherige Justizverwaltung aufhob und statt der einzelnen Richter collegialisch verfahrende Landgerichte anordnete, wurde K. als Sekretär bei dem Landgerichte zu Vechta angestellt. Diese Stelle hat er bis an seinen Tod bekleidet und wurde darin nur durch die französische Occupation unterbrochen, während welcher er als Greffier beim Friedensgerichte des Kantons Vechta fungirte. — K. hatte sich am 17. December 1801 mit Eleonore Josephine Sophie Poll, Tochter des Dr. der Rechte Poll in Meppen verheirathet, welche am 19. Februar 1827 ihm voranging. Von 8 Kindern, welche sie ihm geboren, überlebten ihn nur 3 Söhne und 4 Töchter. Ein Sohn steht als Lieutenant in großherzogl. Oldenburgischen Militärdiensten.

131. Anton (Clemens Theodor), König von Sachsen;

geb. d. 27. Dec. 1755, gest. d. 6. Juni 1836 **).

Es war nach Sachsens schmerzlichstem Ereignisse im Jahre 1815 — wo dieses Land, aus einander gesprengt durch die Explosion einer gewaltsamen Zeit, sich in 2 Hälften trennte, deren nur eine dem angestammten Herrscherhause und ihrer Nationalität erhalten blieb — die ausschließende Aufgabe des damaligen Regenten, König

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 7. Jahrg. S. 443.
**) Nach: Anton, König von Sachsen, von Dr. H. Meynert. Leipzig 1836.

Friedrich Augusts *), den aus den alten Verhältnissen herausgerissenen, blutenden Staatskörper zu heilen, wiederum in sich abzurunden, vor völligem Dahinsterben zu bewahren. Die Regierungsperiode dieses Fürsten seit der Landestheilung bis zu seinem Tode (5. Mai 1827) kann daher nur als der Anfang der Reorganisation Sachsens betrachtet werden, die mehr das unmittelbare äußere politische Leben dieses Landes neu erschaffen und ausbilden mußte, als in das tiefere, geistigere Staatsleben desselben helfend eindringen konnte. Die letztere Aufgabe war das eben so ruhmvolle als sorgenreiche Erbe des Nachfolgers, König Antons I.; er ist treu und einsichtsvoll der edlen, der schwierigen Pflicht nachgekommen und hat in diesem weisen Einverständnisse mit der Natur und den Forderungen der Zeit sich eben so verdiente menschliche Verehrung und Liebe, als historische Bedeutsamkeit erworben, die in den Annalen des Vaterlandes noch der fernen Zukunft Achtung gebietend entgegentreten wird. — Man könnte die beiden Hauptstufengrade, welche Sachsens Staatsleben unter den zwei letzten Regenten erfahren hat, nicht mit Unrecht durch die Begriffe der mathematischen und der dynamischen Entwickelung bezeichnen, deren erstere der Regierungsperiode Friedrich Augusts, die zweite des Königs Anton angehört und die in ihrer Scheidungslinie gleichsam den Uebergang beginnender statistischer Gestaltung zur reiferen politischen Kultur erblicken lassen. — Anton Clemens Theodor war der Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian und der Tochter Kaiser Karls VII., Marie Antonie von Baiern. Er genoß den Unterricht geschickter Lehrer. Außer der Musik erwählte er frühzeitig auch die Genealogie zu seiner Lieblingsbeschäftigung; in jener erlangte er so gründliche Kenntnisse, daß er selbst, namentlich zur Feier von Familienfesten Mehres componirte und sein genealogisches Wissen setzte ihn in den Stand, Zweifel lösen zu können, mit denen es andern Genealogen nicht gelingen wollte. Sein angeborner frommer Sinn, der, obgleich auch in einer strengen Beobachtung der kirchlichen Formen sich äußernd, doch frühzeitig jenen höhern, wahren Standpunkt erreichte, wo derselbe thätig und lenkend auch in das äußere Wirken einzugreifen pflegt und nicht blos empfindende, sondern auch handelnde Tugend wird, leitete ihn anfangs

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 5. Jahrgang S. 449.

zu dem Wunsche, sich dem geistlichen Stande zu widmen; doch gab er später diesen Entschluß auf, als durch die längere Zeit unfruchtbare Ehe seines Bruders die Fortdauer des Albertinischen Stammes gefährdet wurde. Er vermählte sich daher 1781 mit der 17jährigen Prinzessin Maria Carolina Antonia, Tochter des Victor Amadeus III., Königs von Sardinien und Herzogs von Savoyen, welche am 24. November in Dresden eintraf, aber schon den 28. December des folgenden Jahrs an den Blattern starb. Fünf Jahre später (18. Oct. 1787) vermählte er sich zum zweitenmale und zwar mit der Tochter des Kaisers Leopold II., der Großherzogin Maria Theresia *) von Toscana (geb. 1767), einer mit den herrlichsten Vorzügen des Geistes und Herzens geschmückten Prinzessin, eine Ehe, die, durch die vollkommenste Harmonie verschönt, durch 4 Sprößlinge gesegnet wurde, welche leider in zarter Jugend schon starben. Sein lebhaftes Interesse an öffentlichen Angelegenheiten ruhte bei Friedrich Augusts Abneigung gegen jede Art von Einwirkung auf seine Regierungsgrundsätze und so lebte er, jedem Regierungsantheile fern, im glücklichen Familienkreise, welchem auch die älteste Tochter des Prinzen Maximilian, Amalia, später durch Adoption angehörte und im Besitze einer kräftigen Gesundheit, die er der Einfachheit und Regelmäßigkeit seiner Lebensweise zu danken hatte. Doch die Leiden des Landes drangen auch in seinen glücklichen Kreis. Als 1806 zuerst feindliche Schaaren in Sachsen einbrachen, mußte er mit der königlichen Familie die Sicherheitsaufenthalte zu Frankfurt, Prag und Wien suchen. Mit dem Könige zurückgekehrt, theilte er 1813 des von den Heeren der Verbündeten hartbedrängten Dresdens angstvolle Stunden, ging, nach der für Sachsen so verhängnißvollen Leipziger Schlacht, nach Böhmen, sodann nach Schönbrunn und unternahm nach wieder hergestelltem Frieden mehrere Reisen, so nach Wien und 1819 nach Italien, wo er zu Florenz und Rom mehrere Monate verweilte. Sein heiterer Natursinn ließ ihn nach seiner Rückkehr eifrig die Schönheiten der Umgebungen der Residenz aufsuchen, während er zugleich der Literatur des In- und Auslandes fortdauernde Aufmerksamkeit schenkte. Friedrich Augusts Tod (5. Mai 1827) rief ihn spät auf den Thron, der, von den mahnenden Rufen einer Neue-

*) Deren Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 998.

rung bedürftigen Zeit umrauscht, dem bejahrten Könige kein leichter Stand zu werden versprach. Es konnte unter solchen Umständen nur für ihn sprechen, daß er die Treue seiner Minister durch ehrendes Vertrauen zu erhöhen bemüht war, indem er offen bekannte, daß er, so spät zum Throne berufen, sich auf ihre Treue verlassen müsse. Seine unverkennbare Liebe und Leutseligkeit hatte ihm schnell die Herzen seiner Unterthanen gewonnen, deren Anhänglichkeit sich bei den üblichen Huldigungen in den verschiedenen Kreisen des Landes überzeugend bewährte. Doch sollte schon damals ein schwerer Kummer das spät noch mit einer Krone belastete ehrwürdige Greisenhaupt beugen, denn mitten in den Festlichkeiten starb die Königin Maria Theresia am 7. Nov. 1827 zu Leipzig, deren Liebe und seltene Umsicht ihm die neuen Regentensorgen zu erleichtern Hoffnung gegeben hatte. König Anton eröffnete seine Regierung durch ein seinem Volke gebrachtes Geschenk von wenigstens einer Million, indem er allen Vasallen, Städten und Bauern, deren Eigenthum königliches Lehen ist, den Betrag der bei jedem Regentenwechsel herkömmlichen Lehnsmuthung erließ. Große Freude gewährte die Verminderung des Wildstandes in den königlichen Forsten, wodurch nicht nur im Jagdetat eine bedeutende Ersparniß eintrat, sondern auch dem zeither von fortwährenden Wildschäden beunruhigten Landmanne eine große Erleichterung gewährt wurde. Auch der nun wirklich beginnende Bau der Muldenbrücke bei Wurzen, zu welcher, trotz der vielfach geäußerten Wünsche, früher immer nicht Rath geworden war, so wie der geschmackvolle Aufbau des schon früher beabsichtigten und durch ihn zum Denkmale für seinen Vorgänger, Friedrich August, bestimmten Augusteums, des vorzüglichsten Theils des Leipziger Universitätsgebäudes, überhaupt ein von der Regierung ausgehender und von da der Allgemeinheit sich mittheilender reger Baugeist, war Bürge, daß auch an den innern Bau des Staates manche zweckmäßige Hand angelegt werden solle. Somit war auch die anfänglich ausgesprochene Erklärung der neuen Regierung, die Verwaltung des Landes nach den Grundsätzen des verstorbenen Königs fortführen zu wollen, wohl mehr der Ausspruch einer liebenden Anerkennung für den heimgegangenen edlen Fürsten, als der einer unbedingten politischen Ueberzeugung; denn obgleich die nächsten Maßregeln kein wesentliches Abweichen von

dem zeither gewöhnten Wege abnehmen ließen, so war doch eine gewisse freiere Bewegung in dem ganzen Auftreten der neuen Regierung nicht zu verkennen. Den langjährigen Vorarbeiten und Entwürfen wollte zwar noch immer kein Gesetzbuch folgen, doch kam auf dem Landtage 1833—34 dieser Gegenstand lebhaft zur Sprache und veranlaßte die Ausarbeitung eines Strafgesetzbuches und bereits traten im Einzelnen viele weise erwogene Gesetze ins Leben, so daß Antons Regierungsperiode die eigentlich legislative von Sachsen genannt werden kann; das Polizeiwesen erfuhr manche zweckmäßige Anordnung und nach den meisten Seiten hin sah man gemeinnützige Anstalten entstehen; so z. B. die Gasbeleuchtung in Dresden, die für den innern Verkehr wichtige Stadtpost, ein Correktionshaus für aufgegriffene von den Eltern verwahrloste Kinder rc. Auch im Finanzwesen machte man hin und wieder den Anfang zu Verbesserungen, z. B. dadurch, daß man einige kostspielige überflüssige Stellen einzog; die bedeutenden Ersparnisse des Obersteuercollegiums ließen einen Erlaß von 2 Quatember und 2 Pfennigen zu. Allein bei allen Verbesserungen im Einzelnen ließ sich der durch vielfache bisher ersichtliche Mängel gerechtfertigte Wunsch einer Umgestaltung im Ganzen nicht unterdrücken; namentlich bedurfte die landständische Verfassung, die, zeither allenthalben an künstlichen Schranken ihre Kraft zerstoßend, sich keineswegs zu der Würde und der Kraft einer Volksvertretung im höhern Sinne erheben konnte, dringend einer Veränderung. So wurde der erste Landtag der neuen Regierung, obgleich ganz in der alten Form eröffnet (6. Jan. 1830), ein bewegter Kampfplatz der Prinzipien des Alten und des Neuen, auf welchem letzteres, obschon nur widerstrebend gehört, gleichwohl manchen Sieg errang, namentlich aber eine so entscheidende und beherzte Sprache führte, wie sie bei solchen Gelegenheiten noch nicht vernommen worden war. Die zum Theil auf das System des After-Conservativen gestützte Stellung des immer unumschränkter um sich greifenden Kabinetsministers, Grafen Detlev von Einsiedel, wurden hier zuerst folgenreich erschüttert. Der Antrag des vormaligen Kreishauptmanns von Wietersheim und seine praktische Bemerkung: wie der nachtheilige Einfluß der altherkömmlichen Verfassung auf die innere Verwaltung dem Emporkommen der Städte ein wesentliches Hinderniß entgegensetze, bereitete die so wichtige

allgemeine Städteordnung vor. Der Druck der Landtagsakten, obschon nur für die Stände und Archive, wurde endlich zugegeben. In solchen Zuckungen des Alten und des Neuen konnten auch Parteiungen nicht ausbleiben. Die Feier der Augsburgischen Confession in Dresden und Leipzig eröffnete in ihren Irrungen das Vorspiel zu bedeutsameren Unruhen, die endlich in beiden Städten, wie es schien, durch einen von der in vieler Hinsicht aus ihrer Bestimmung heraustretenden Polizei gegebenen Anlaß, am 2. und 9. September 1830 losbrachen. — Warum hier erst noch wieder erzählen, woran jeder Bessere mit Trauer und Unmuth denkt und großentheils selbst Zeuge davon sein mußte? Schmerzlich wurde der in Pillnitz sich aufhaltende König von diesen Vorfällen ergriffen; die Arglosigkeit seiner Gesinnungen und die Reinheit seines Willens gab sich deutlich in den ernsten Vorwürfen zu erkennen, welche seine Umgebung, die ihm von der Ruhe und Zufriedenheit des Volkes vorgelogen, hören mußte. Doch ohne Bitterkeit und Groll gab er den Forderungen des Neuen nach, das mit begründeten Ansprüchen, obgleich damals im rauhen Gewande, sich an seinen Thron drängte. Der Minister von Einsiedel resignirte auf des Königs Veranlassung und ein von der allgemeinen Stimme begehrter Staatsmann, der Freiherr Bernhard von Lindenau, trat an seine Stelle. Mit Uebergehung seines eigenen Bruders, des Herzogs Maximilian, der, nebst seiner Gemahlin Louise, voll hochherziger Entsagung, selbst die Hand dazu bot, ernannte er am 13. September seinen Neffen, den allgemein geliebten Herzog Friedrich August, zu seinem Mitregenten, eine Handlung, welche mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde und das Vertrauen des besseren Theiles des sächsischen Volkes freudig zu dem lange geliebten Throne zurückführte. So hatte der König durch ein, dem Alter nicht immer eigenes, zweckmäßiges Anschließen an die Zeit und ihre Verjüngung, den gefährlichen Sturm mit Weisheit beschworen. Auf andere Wünsche des Volkes, die gleich sehr von den Ansprüchen der Gegenwart bedingt waren, ließ er nicht minder bereitwillig Rücksicht nehmen und wenn selbst im ärgsten Zwiespalte die Unzufriedenen nie die geheiligte Person des Königs durch Schrift oder Wort angetastet hatten, so galten jetzt er und der edle Prinz Mitregent allen Bessern als Hauptziel der allgemeinen Dankbarkeit und Liebe. Die im April 1831 zu

Dresden und im August d. J. zu Leipzig wiederholten Unruhen können keineswegs als Ausgeburt der Volksgesinnung gelten; sie gingen nur von einem kleinen Theile theils verblendeter, theils in Privatinteressen sich verletzt glaubender Individuen aus und wurden von dem Volke selbst mit Muth und Nachdruck bekämpft. Die Gegenwart sollte, unter König Antons Regierung und durch ihn selbst unterstützt, in Sachsen ihren vollständigsten Sieg erkämpfen, denn am 4. September beschenkten er und der Prinz Mitregent ihr Volk mit der neuen Verfassungsurkunde, welche, bei der Uebergabe, der König mit seinem Fürstenworte zu schützen und zu bewahren versprach und den segnenden Wunsch hinzufügte, daß sie seinem Volke zum Heil und Segen werden möge. Welche Rechte und herkömmliche Vortheile Sachsens Regenten mit diesem Schritte bereitwillig geopfert haben, wird aus jeder, auch noch so flüchtigen Vergleichung der Punkte dieser Urkunde mit der früheren Regentengeschichte Sachsens hervorgehen, das vorher, bei größtentheils sehr lauer ständischer Vertretung, dem monarchischen Systeme in seiner strengsten Form zu huldigen gewöhnt war und das, um so schnell zu dem gegenwärtigen Ziele zu gelangen, eine unendliche Kluft überspringen mußte. Einer der wichtigsten Punkte der Verfassungsurkunde war, daß die vorher in vielfacher Hinsicht schwankende und zweifelhafte Stellung der Stände zur Regierung nunmehr auf bestimmte Normen gebracht wurde. Für Sachsen stiegen mit dieser neuen Ordnung der Dinge freundliche Hoffnungen hernieder und die rüstige Kraft, womit das in seinem Hauptplane bereits geordnete Werk nunmehr auch in seiner Ausführung abgefaßt wurde, gab Gewähr, daß die gegenwärtige Generation nicht, wie Moses, das gelobte Land der neuen Gestaltung nur von fern sehen werde. Eher mußte man befürchten, daß die junge Saat in Sachsen wohl einen vermögenden, aber nicht immer einen bereitwilligen Boden finden werde, in welchem das Alte zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte und daher oft mit greisenhaftem Trotze dem hereinbrechenden Neuen den Weg vertrat. In vielfachen Fällen bestätigte sich diese Besorgniß nur zu sehr; doch konnte die Gewohnheit mit ihrer Kräfte in ihrem Kampfe gegen die Sache der Reform nicht aushalten und ihr Widerstand ließ, nachdem er schwächer und schwächer wurde, endlich ein völliges Aufhören hoffen. Entmuthigend war es einigermaßen, daß nicht alle Stände des Volkes sich

zu der edlen Entsagung ihres Königs aufschwingen konnten und mit engherziger Selbstsucht noch immer an Bevorzugungen und sogenannten Gerechtigkeiten hingen, die, von einer längst begrabenen Zeit gespendet, mit den Forderungen der Gegenwart — wo, damit Alle gewinnen konnten, Alle etwas aufgeben und freiwillig verlieren mußten — im grellsten Widerspruche stand. Besonders spukte das angemoderte Gespenst des Monopolwesens noch immer, gleich einem ewigen Juden, durch die meisten sächs. Verhandlungen; Zunftzwang und Gildenneid wirthschafteten oft recht unbehaglich da, wo am lautesten über Gemeingeist gepredigt und gedruckt wurde. Doch dies waren nur Rheumatismen des Staatslebens und diese durch die Selbstsucht Einzelner erzeugten Gebrechen konnten nicht bis in das Herz der neuen Schöpfung dringen, die im Ganzen sich kräftig und immer freier entwickelte. Eine bestimmtere und concentrirtere Stellung gewannen die, bisher in ein Labyrinth von Instanzen und Cabinetsweisungen verwickelten Verhältnisse durch die Einsetzung von sechs Ministerialbehörden, dem Ministerium der Justiz unter dem Staatsminister v. Könneritz, der Finanzen unter dem Staatsminister v. Zeschau, des Innern unter dem Staatsminister v. Lindenau, des Krieges unter dem Staatsminister und General v. Zezschwitz, des Cultus und öffentlichen Unterrichtes unter dem Staatsminister Dr. Müller *), des Auswärtigen unter dem Staatsminister und General v. Minkwitz, sämmtlich in dem Gesammtministerium vereinigt, dem die Begutachtung der Gesetze, die Berathung wichtiger Angelegenheiten, zumal wenn sie in mehrere Ministerialdepartements zugleich einschlagen, der Bundestagssachen, des Staatsbudgets u. s. w. obliegen und welches als die, alle Verhandlungen der Regierung mit den Ständen vermittelnde, oberste Staatsbehörde dasteht. Eine Verordnung vom 16. Nov. 1831 rief den Staatsrath in's Leben, welchem die Berathung der unmittelbar an ihn gewiesenen Angelegenheiten, vorzüglich wichtiger Gesetzgebungssachen, gehört. An die Stelle der bisherigen Landesregierung, einer zugleich oberrichterlichen und verwaltenden Behörde, traten, bis zur Einrichtung des gesammten Justizwesens und bis zur Errichtung von Mittelbehörden für Verwaltungsangelegenheiten, zwei Behörden, das unter dem Justizministerium

*) Dessen Biogr. s. in diesem Jahrg. des N. Nekr. S. 441.

stehende Landesjustizcollegium und die Landesdirection, welche unter dem Ministerium des Innern als Centralverwaltungsbehörde dastand. Die mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete Städteordnung, deren durch die allgemeine Reform der Verwaltung veranlaßte Verzögerung hier und da schon zu der Besorgniß einer im Werke begriffenen Reaction führte (zumal an manchen Orten die Stadträthe die neuen Gemeindeeinrichtungen eifrig genug zu hemmen versuchten), erschien erst am 2. Febr. 1832. Das reiflich erwogene und umgestaltete Gesetz bietet, indem die Oberaufsicht des Staates nirgend hemmend eingreift, der Selbstständigkeit der städtischen Gemeinden einen kräftigen Schutz. Noch während des J. 1832 wurde die Städteordnung in den meisten Städten des Landes eingeführt, wobei mehrere kleine Städte zweckmäßig auf die Gerichtsbarkeit Verzicht leisteten. Durch das Gesetz über Ablösungen und Gemeinheitstheilungen vom 17. März 1832 — mit Recht ein Triumph der Zeit genannt, wodurch der milde, gerechte Geist der sächs. Regierung in das hellste Licht trat — wurde ein bedeutender Schritt zum Bessern gethan und den Forderungen der Zeit, wie des natürlichen Rechtes auf eine rühmliche Weise vorgearbeitet. Obgleich die Regierung an dem Grundsatze hielt, daß erworbene Rechte nicht ohne Entschädigung entzogen werden dürfen, so ging sie doch bei Anwendung desselben mit Liberalität zu Werke und mehrere übertriebene Ansprüche von Seiten der Berechtigten mußten daher sich fügen. Eine Generalcommission leitete das schwierige Geschäft der Ablösung, die bei Frohnen gemeiniglich durch Zahlungen, bei Dienstbarkeiten aber auch durch Abtretung von Land geschieht, wobei die Wahl der Ablösungsmittel, bei ausbleibender freiwilligen Vereinigung, jederzeit dem Verpflichteten gehört. Die besonderen bäuerlichen Verhältnisse der Oberlausitz machten auch besondere Bestimmungen nöthig. Mit dem 1. Apr. 1832 ging die Erbunterthänigkeit ein, nach welcher der Hörige bisher verbunden gewesen war, der Herrschaft die Erlaubniß zur Niederlassung an einem andern Orte oder zur Entfernung auf bestimmte Zeit abzukaufen, ihr seine Kinder zum Zwangdienste zu stellen und durch welche die Herrschaft das Recht gehabt hatte, nicht entlassene Erbunterthanen allenthalben zurückzufordern, die Besitzungen des Unterthanen gegen dessen Willen auszukaufen und ihm ein pflichtiges Eigenthum aufzuzwingen. Durch diese und noch andere Verfügungen,

welche immer mehr die Spuren mittelalterlicher Verhältnisse verschwinden ließen, knüpfte sich an König Anton's Regierung eine neue Aera für den sächsischen Bauernstand und die eigentliche Emancipation desselben. Die Hemmungen, welche Manche von den Bundesbeschlüssen für die neue constitutionelle Verfassung befürchten zu müssen glaubten, traten keineswegs ein. Die Regierung aber befestigte das in sie gesetzte Vertrauen auf würdevolle Weise, indem sie, bei Bekanntmachung der Beschlüsse am 24. Juli, mit Hindeutung auf das ständische Bewilligungsrecht, die bestimmte Erklärung gab: daß die Bundesbeschlüsse den gesammten verfassungsmäßigen Rechten der Stände nirgend Eintrag thun könnten und sollten. Auch legte es ein vollwichtiges Zeugniß für den hochherzigen Sinn ab, welcher die Regierung beseelte, daß sie schon früher die gottesdienstliche Feier des Jahrestages der Uebergabe der Verfassungsurkunde anbefohlen und auch auf andere Weise zu dessen festlicher Begehung aufgemuntert hatte, wobei nur empfohlen wurde, daß man die ausschließliche Beziehung dieses Festes auf Sachsen vor Augen haben möge. — Mit allgemeiner Spannung wurde, nachdem durch die Verfassungsurkunde auch die gedachte Reform der Landtagsverhandlungen gesetzlich in's Leben getreten war, dem ersten constitutionellen Landtage entgegengesehen. Freilich führten, wie denn selbst der Anfang einer Vereinfachung von Weitläufigkeiten begleitet sein muß, die Wahlen zu manchen Weitläufigkeiten; auch das Wahlgesetz bedurfte, wie sich in seiner Anwendung ergab, noch mancher Ergänzung und die Güterschätzung der Wählbaren führte nicht minder zu mancher Schwierigkeit. Nachdem man mit den Wahlen zu Stande war, berief eine Bekanntmachung vom 22. December 1832 die Stände auf den 22. Januar 1833. Zum Präsidenten der ersten Kammer hatte die Regierung den Landesältesten der Oberlausitz, v. Gersdorf, erwählt; Präsident der zweiten Kammer wurde der Abgeordnete des Bauernstandes, General v. Leyßer. Der Landtag wurde am 27. Jan. auf eine in mancher Hinsicht der früheren ähnliche, feierliche Weise eröffnet; doch richtete, was früher nicht der Fall gewesen, der König vom Thron herab einige bewillkommnende Worte an die Stände und der Staatsminister v. Lindenau wies sodann in seiner Rede auf die Aufgabe des Landtags hin, den Geist und Sinn der Verfassung auf das gesammte Staatsleben überzutragen und

das neue Gebäude so fest, ruhig und vernunftgemäß zu begründen, daß jede künftige Ständeversammlung nur darauf fortzubauen habe; worauf der Präsident der ersten Kammer eine kurze Anrede an die Fürsten richtete. Die Früchte, die dieser Landtag brachte, sind in der That glänzend zu nennen und die Erwartungen, die man von ihm hegte, sind nicht getäuscht worden. Am 30. Oct. 1834 wurde er unter den gehörigen Feierlichkeiten geschlossen. Mancherlei Versuche, dem in seinen Pulsen sichtlich erschlafften sächs. Handel, Ausfuhr- und Durchgangshandel aufzuhelfen, hatten immer nicht die gewünschte Hülfe bringen wollen, zum Theil auch wohl deswegen, weil man die Mittel der Verbesserung zu sehr in der Ferne gesucht und über dem Bestreben, eine künstliche Genesung hervorzubringen, die in Sachsens Verhältnissen zu Deutschland begründeten, näher liegenden und natürlicheren Mittel übersehen hatte. Vergebens hatte die sächs. Regierung, zu Belebung der Elbschifffahrt, sich dem von den Hansestädten mit den vereinigten Staaten 1827 abgeschlossenen Handelsvertrage eifrig angeschlossen und die Berathungen der Commerzdeputation durch Zuziehung von Kaufleuten und Fabricanten unterstützt. Bei allen diesen Bemühungen wurden die sächs. Fabricate von den russischen Märkten verdrängt, worunter am meisten die Baumwollenmanufactur, als der namhafteste Fabrikzweig, litt. Dadurch kam die Idee einer Anschließung an den preuß.-deutschen Zollverein zur Reife. Allein dieses Project veranlaßte, ehe es in's Leben trat, einen lebhaften Kampf gewerblicher Parteien. Die sächs. Fabriken, deren Geschäftskreis sich durch eine solche Anschließung offenbar erweitern mußte, erklärten sich unbedingt dafür; dagegen mußte der Handelsstand, insofern dabei die Einfuhr fremder Artikel erschwert und mit bedeutenden Zöllen belastet wurde, Manches davon fürchten. Die sich kreuzenden Meinungen gingen freilich immer nur von persönlichen Interessen aus und konnten daher um so weniger berücksichtigt werden. Mit dem 1. Jan. 1834 trat diese Anschließung wirklich in's Leben und obschon die sicheren Erfolge einer solchen commerciellen Umgestaltung nicht so schnell abzusehen sein dürften, so sind doch die von dem Handelsstande für sich befürchteten Nachtheile keineswegs in einem solchen Grade eingetreten und dürften sich mit der Zeit immer mehr ausgleichen. — Der Gewerbthätigkeit in Sachsen blieb freilich noch immer eine größere Aufmunterung zu wünschen und sie kann

daher auch in diesem Augenblicke nicht in jeder Hinsicht den Vergleich mit dem Auslande aushalten; doch that unverkennbar auch hierin die Regierung neuerlich manche zweckdienliche Schritte, die, wären sie schon unter der vorigen Regierung geschehen, der vaterländischen Industrie gewiß einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen haben würden. So wurden, zu Belebung der Landwirthschaft und des Gewerbfleißes, Preisbewerbungen für die J. 1832—37 veranstaltet, namhafte Belohnungen für Einführung der Seidenzucht, für die Auffindung von Steinkohlenlagern um Chemnitz, als dem Herzen des vaterländischen Fabrikwesens, für Verbesserung des Weinbaues, für den Anbau von Gräsern zu Strohgeflechten, für die Auffindung von Steinen zum Steindruck, für die gewerbliche Ausbildung Blinder und Taubstummer u. s. w. ausgesetzt. Die Bekanntmachung von 1832, daß sämmtliche, für den Civil-, Hof- und Militäretat nöthige Bedürfnisse, die das Inland in gleicher Güte, wie das Ausland, liefere, auch im Inlande bezogen werden sollten, brachte eine früher nicht mit Unrecht laut gewordene Beschwerde über Hintansetzung vaterländischer Producte hinter ausländischen, zu zweckmäßiger Erledigung. Die seit 1831 unterlassene Gewerbausstellung in Dresden wurde im J. 1834 wiederholt und brachte auch im Maschinenwesen erfreuliche Resultate; doch schien der Gewerbsgeist noch nicht genug gereift, um durch die Ehre der öffentlichen Anerkennung zu fleißiger Einsendungen gereizt zu werden und so erschien auch diesmal diese Ausstellung zu lückenhaft, um ein umfassendes Bild industrieller Entwickelung gewähren zu können. Der besonderen Anerkennung der Regierung hatte sich der seit 1831 in's Leben getretene Industrieverein, welcher von Chemnitz aus in der lebhaftesten Verbindung mit dem ganzen Lande steht, zu erfreuen, dessen Thätigkeit mit der Zeit äußerst erhebliche Erfolge verspricht. An mehreren Orten, hauptsächlich im Erzgebirge, errichtete oder erweiterte man Gewerbschulen und eröffnete Sonntagsschulen. Für Beförderung der Weberei wirkte die Regierung seit 1828 namentlich auch durch Einführung von Jacquardstühlen und die dabei rücksichtlich der Damastweberei erstehenden Hindernisse suchte man durch Preisaufgaben zu beseitigen. Eben so erhielt die Chemnitzer Anstalt zu Erbauung von Baumwollespinnmaschinen, da sich derselben Hindernisse zeigten, eine Unterstützung, die ihre technische Vervollkommnung beförderte. So lieferte

auch die mit einem mechanischen Institute in Dresden vereinigte Maschinenfabrik einen verbesserten Strumpfwirkerstuhl, der im Erzgebirge an mehreren Orten, ebenfalls unter Mitwirkung der Regierung, Anwendung fand. Der von letzterer den Ständen vorgelegte Plan zu einem Actienvereine für Unterstützung der Landwirthschaft und Gewerbsamkeit fand leider, wie so manche zu Gunsten dieser wichtigen Interessen gethane Vorschläge, keine Unterstützung, ein neuer Beweis, daß in Sachsen der Gewerbsinn sich noch immer nicht bis zum Gewerbgeiste erhoben hat. Unter einzelnen Zweigen der Gewerbthätigkeit gediehen in neuester Zeit vorzüglich die Bobinetfabrication (die im Erzgebirge an die Stelle der durch die englischen Fabricate in Verfall gerathenen Spitzenmanufactur trat), die Seidenmanufactur, die Maschinenbaumwollspinnerei, die Leinwand, besonders aber die Baumwollenweberei, die Damastweberei, die Strumpfwirkerei u. s. w. Die sämmtlichen Zweige, welche einer großen Anzahl von Arbeitern Leben und Unterhalt gewähren, versprechen sich durch den, mit der Anschließung an den preußisch-deutschen Zollverband so außerordentlich erweiterten Verkehr, noch bedeutend zu heben und somit für Sachsen eine günstige Zukunft zu eröffnen. — Besondere Rücksicht wurde, nach der neuen Staatseinrichtung, auf den Landbau genommen, dem der nunmehrige Wegfall der Belastungen des Grundeigenthums und neuerdings die Aufhebung der Accise große Vortheile versprach. Die sächs. Schaafzucht behauptete und mehrte durch stetes Steigen ihren Ruhm und die Wollverfeinerung, welche in den letzten Jahren nicht mehr so bedeutend lohnen wollte, weil man auch Mitteltüchern durch die sogenannte Decatirkunst den Anstrich feinerer zu geben verstand, verspricht durch den im neuen Zollverbande ihr gewordenen großen Spielraum, ansehnliche Zinsen zu bringen. Eine besondere Ehre aber für die sächsische Schaafzucht war es, daß hochveredelte sächs. Schaafe gar nach Spanien verlangt wurden, um die dortigen ausgearteten königl. Heerden wieder zu veredeln. Die vermehrten Wollmärkte und die Ausstellung veredelter Schaafe in Dresden waren für die sächsischen Schaafzüchtler ebenfalls ermunternd. Auch zur Verbesserung des Bergbaues wurde manches gethan. Neben den materiellen wurden auch die geistigen Interessen nicht versäumt. Im Schul- und Erziehungswesen hatte Sachsen zwar schon seit länger eine nicht unerhebliche Stufe

erklommen, doch thaten auch hier mancherlei Verbesserungen noth und so wurde das am 6. Juni 1835 erscheinende wohlerwogene neue Schulgesetz mit großer Theilnahme aufgenommen. Wirksam, wie der Schulen, wurde der Landesuniversität gedacht, die gegen 1400 Studirende zählte; sowohl in ihrer, zum großen Theile gealterten Verfassung, als auch in der Verwaltung ihres Vermögens wurden zweckdienliche Verordnungen getroffen. Die Forstacademie zu Tharand wurde, indem man 1830 die landwirthschaftliche Lehranstalt mit ihr verband, wesentlich erweitert und ihre Benutzung seit 1832 zur Bedingung der Anstellung in höheren Aemtern gemacht. An die Stelle der 1830 aufgelösten Militäracademie zu Dresden, wurde eine Artillerieschule gestiftet, diese jedoch am 1. Aug. 1835 wieder aufgelöst und mit dem Cadettenhause vereinigt, letzterem aber eine neue Einrichtung gegeben; nicht minder erhielt auch die Bergacademie zu Freiberg durch Vermehrung der auf sie gewendeten Mittel, manche Verbesserung. Die mehrseitigen wissenschaftlichen Vereine in Sachsen dienten manche nützliche oder angenehme Kenntniß auch im Kreise von Dilettanten zu verbreiten. Mit besonderer Vorliebe wurden in der Residenz die Naturwissenschaften gepflegt, denen durch Gründung der chirurgisch-medicinischen Academie doppelt viel Antheil erweckt wurde. Durch die dortige botanische Gesellschaft wurde auch eine jährliche Pflanzen- und Fruchtausstellung veranstaltet. Wichtige Resultate versprach der 1831 gegründete statistische Verein zu Dresden, dem auf Befehl des Königs die Behörden die nöthigen Mittheilungen machen mußten und welcher seit seiner Entstehung bis jetzt äußerst wichtige Beiträge zur Landesstatistik, namentlich auch in Hinsicht der bisher meist mangelhaften Bevölkerungsangaben, geliefert hat. Durch die öconomische Gesellschaft wurde seit 1832 ein mit vielem Beifalle aufgenommener Volkskalender herausgegeben, zugleich auch Anstalt gemacht, durch Pfarrer und Schullehrer belehrende Schriften unter dem Volke in Umlauf zu bringen. Mit Innigkeit und Liebe erkannte das sächs. Volk die reichen väterliche Wohlthaten, welche, theils nach eigenem Erwägen, theils durch bereitwillige Genehmigung gemachter Anträge, König Anton seinem Lande gewährt hatte und mit der allgemeinsten Theilnahme sah man dem 80. Geburtsfeste des ehrwürdigen Greises entgegen, das am 27. Dec. 1835, von ungeheuchelten Segenswünschen be-

grüßt, hereinbrach. Die treue, verehrende Anhänglichkeit Aller sprach sich rein und unverholen aus und kein Rückhalt verdunkelte die schönen Empfindungen eines ganzen liebenden Volkes. Durch das ganze Land wurde der feierliche Tag mit Freude und würdigem Glanze begangen; am festlichsten in Dresden, wo die Gegenwart des Jubelgreises das Gefühl der Theilnahme am höchsten steigerte. Die Stadt überreichte unter anderen eine vom Hofgraveur Krüger geprägte Denkmünze; den Altmarkt schmückte eine nach Art der Trajanssäule aufgestellte, 80 Fuß hohe Decoration, den Neumarkt ein Obelisk von gleicher Höhe. Eine reiche Illumination strahlte die Freude eines dankbaren Landes wieder, die sich in zahlreichen Gedichten aussprach *). Herzlich und tief empfunden, wie jene Aeußerungen der Volksliebe, war der öffentlich ausgesprochene Dank des Königs: „Die vielfachen Beweise inniger Liebe und Anhänglichkeit, welche Ich in diesen Tagen, auf Anlaß meines durch die göttliche Gnade erlebten 80. Geburtsfestes, von Meinen Unterthanen aller Klassen und Stände und aller Theile des Landes, insonderheit aber auch von den Bewohnern Meiner Residenz und der Dresdener Amtslandschaft, aufs Neue erhalten habe, sind Meinem Herzen überaus wohlthuend gewesen. Ich fühle mich gedrungen, dies hierdurch öffentlich auszusprechen und Meinen herzlichen, väterlichen Dank dafür zu sagen. Möge das schöne Band wechselseitiger Liebe Sachsens Fürsten und Volk umschließen fort und fort! Dresden, am 29. Dec. 1835. Anton." — Der allgemeine Wunsch der Bewohner der Residenz war, die für diese Jubelfeier auf dem Altmarkte aufgeführte hölzerne Säule, nachdem dieselbe wiederum abgetragen worden war, in eine steinerne von gleicher Form zu verwandeln, wodurch nicht nur dem Tage ein stetes Denkmal, sondern auch dem Platze ein äußerst passender Schmuck erstanden sein würde. Es war einer der sichersten Beweise für die unbegränzte Anhänglichkeit an die Person des ehrwürdigen Königs, daß Rechnungsgeist und Ersparungssystem, Dinge, die sonst gemeinnützigen Unternehmungen oft genug hemmend ent-

*) Der Hofrath und Oberbibliothekar Falkenstein zu Dresden hat eine Sammlung aller auf diesen Festtag, theils öffentlich, theils in Privatzirkeln, erschienenen Gedichte veranstaltet und als Manuscript der dasigen öffentlichen Bibliothek einverleibt. Es befindet sich darunter ein Prachtstück der Lithographie vom Hofsteindrucker Fürstenau, welches große Verbreitung fand.

gegen treten, hier auch nicht eine Spur von Einwendung machten. Nur des Königs eigener anspruchloser Sinn lehnte diese mit freudiger Willfährigkeit dargebotene Anerkennung durch ein an den Staatsminister v. Carlowitz gerichtetes Schreiben ab: „Mein lieber Staatsminister v. Carlowitz. Die Absicht der Bewohner Meiner Residenz, die Erinnerung an die wichtigsten Ereignisse Meiner Regierung durch Errichtung eines Monumentes zu sichern, habe ich als ein neues Zeichen der Liebe und Zuneigung aus Ihrem Vortrage gern vernommen. Die Liebe und Zuneigung aller Meiner Unterthanen ist aber für Mich und Mein Haus das einzige und schönste Denkmal, auf welches ich hohen Werth lege und das keiner bildlichen Darstellung fähig ist, dieser auch um so weniger bedarf, als das, was Ich unter Gottes Leitung zu thun berufen war, im eigenen Fortbestande Mir ein bleibendes Denkmal sichert, welches durch fortgesetzte treue Ergebenheit Meiner Unterthanen fest und unerschütterlich erhalten werden wird. Geleitet von diesen Ansichten, beauftrage ich Sie, dies der hiesigen Stadtbehörde zu erkennen zu geben und im geeigneten Wege zur Kenntniß der Bewohner Meiner Residenz zu bringen. Ich hoffe, Alle, für deren fortdauerndes Wohl und Glück Ich Gottes Schutz erbitte, werden Meine Gesinnungen ehren und Mir und Meinen Nachfolgern in der Regierung immer volles Vertrauen und feste Anhänglichkeit, als das einzige sichere Band zwischen König und Volk bewahren. Dresden, am 23. Febr. 1836. Anton." — Obgleich von den physischen Beschwerden des Alters nicht unberührt, erfreute sich der König bis in die letzte Zeit seines Lebens eines kräftigen Wohlseins, welches er sich namentlich durch die strengste Regelmäßigkeit in der Eintheilung seiner Geschäfte und seiner ganzen Lebensweise, durch Mäßigkeit und Einfachheit der letztern und häufige körperliche Bewegung, Gehen, Fahren, Reiten (letzteres nicht immer im Einverständnisse mit seinen Aerzten) sich zu erhalten wußte. Die jugendliche Frische seines Geistes und Gemüthes verführte ihn jedoch bisweilen, seinen physischen Kräften zu viel zuzutrauen und sich daher weniger äußere Ruhe zu gönnen, als sie seinem vorgerückten Alter nöthig war und aus dieser Rücksicht überschritt er, in geschwächtem Zustande, nicht selten das Maas in Dingen, die, wie Reiten, Baden u. dgl., bei richtiger Anwendung seinen Körper sonst zu stärken dienten. Seine kräftige Natur

warf mit Leichtigkeit jeden Anflug äußeren Unwohlseins von selbst wieder ab; darauf bauend, hegte er eine Abneigung gegen jedes arzneiliche Einschreiten und machte dadurch freilich dem Eifer und den Bemühungen seiner Aerzte kein leichtes Spiel. Seine schönsten Stunden verlebte er auf seinem Lieblingssitze, dem reizenden Wesenstein, wo er, zum Theil abgezogen von Regierungssorgen, sich in die Tiefe einer reichen Natur versenkte und an ihr eine Freundin, eine Vertraute fand, die heiter und offen da lag, wie sein eigenes freundlich-stilles Gemüth, welchem hier der schönste Tempel für die von ihm gläubig und begeistert verehrte Gottheit begegnete. Seine Heiterkeit blieb sich fast stets gleich; er liebte den Scherz und den freundlichen Witz, der ihm in nicht gewöhnlichem Grade zu Gebote stand und durch mannichfaltige Spiele seiner heitern Laune seine Umgebung in das Licht der Freude zu kleiden verstand. Sachsen hat nie vor ihm einen Fürsten besessen, welcher durch natürliche Popularität so sehr dem Herzen seines Volkes angehörte und selbst das kältere geistige Clima des Nordens so wirksam mit der Wärme seines Gemüths durchdrang und belebte. Man nannte ihn Anton den Gütigen, ein Beiname, an welchem die Schmeichelei auch nicht den entferntesten Antheil hatte und der nicht aus kalten historiographischen Machtsprüchen, sondern wahrhaft aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen war. In der letzten Zeit kränkelte der König häufiger und obschon nunmehr die Aerzte dringender ihm größere körperliche Ruhe anempfahlen, so gab er doch nur widerstrebend und zögernd von der durch Gewohnheit ihm lieb gewordenen Lebensweise Etwas nach. Mittlerweile wurde sein Zustand bedenklicher. Das erste ärztliche Bulletin über sein Befinden d. d. Schloß Pillnitz den 4. Juni 1836, früh 7 Uhr, besagte; „daß der König, bereits seit einiger Zeit mit etwas mehr Athembeschwerden behaftet, Tages vorher einen sehr heftigen Anfall von Engbrüstigkeit bekommen, welcher die lebhaftesten Besorgnisse errege. Auf die angewandten Mittel habe sich zwar der Zustand etwas gebessert, nichts desto weniger sei die Nacht unruhig, der Schlaf wenig und nicht erquickend und auch heute sei die Brust nicht wesentlich erleichtert.“ Dieser ärztliche Ausspruch mußte um so drohender erscheinen, da man den König schon seit länger in bedenklichem Zustande wußte und über die einem Königsleben drohende Gefahr, aus natürlichen Gründen, nur erst bei

ingendem Anfalle abgesprochen zu werden pflegt. Das
lgende Bulletin, d. d. Pillnitz den 5. Juni, früh 6½ Uhr,
.b leider den allgemeinen Besorgnissen um so mehr
aum. Das dritte Bulletin, d. d. Pillnitz den 6. Juni,
üh 7½ Uhr, ließ keinen Zweifel mehr über die nahe
merzliche Entscheidung zu. Nur zu schnell folgte die bang'
wartete Nachricht; denn einige Stunden später zeigte
1 abermaliges ärztliches Bulletin an, daß (am 6. Juni)
ittags 11½ Uhr der König sanft verschieden sei. —
ie sein Dasein heiter und beglückend, so war sein Ende
bebend gewesen und dieses reine fleckenlose Königs-
)en in dem schönsten Abendlichte frommer Ergebung,
:udiger Sehnsucht nach Jenseits, zu Grabe gegangen.
ereits am Abende des 4. Juni (Sonnabend) erhielt er
e letzte Oelung. Alle anwesende Herrschaften waren
:f ergriffen, von der innigen Andacht, womit der schwer-
krankte Greis diese heilige Tröstung der Religion em-
ing. Der einzige Heitere unter seiner Umgebung, sam-
elte er die letzten Kräfte des sinkenden Bewußtseins
Ermuthigungen für Die, welche ihn beweinten und
ahrscheinlich hatte er, wenn auch nur durch Brustbe-
ıgstigungen, mehr zu leiden, als er selbst zugab, denn
ich der unruhigen Nacht vom 4.—5. Juni sagte er zu
r Prinzessin Marie, welche schmerzergriffen an seinem
ger stand: „cela va bien." Am Nachmittage des 5. Juni
rsammelte sich die ganze königl. Familie im Zimmer
s Königs, welcher da schon enden zu wollen schien;
ch die Kinder des Herzogs Johann, an denen der Kö-
g mit der väterlichsten Zärtlichkeit hing, wurden zu
m gebracht und schweigend (das Sprechen fiel ihm im-
er schwerer) segnete er alle Angehörigen ein. Nach
Uhr des Abends befand er sich wieder besser und seine
ılle Besinnung kehrte wieder. Er betete in einem An-
ıchtsbuche, welches ihm die Prinzessin Marie vorhielt,
s sodann in einem weltlichen Buche und sprach ab-
echselnd mit der Familie. Zu dem Prinzen-Mitregen-
n, welcher — ohne des Glanzes der nahen Königs-
one zu gedenken — dem vollen Schmerze des Augen-
ickes hingegeben, am Lager des sterbenden Oheims stand,
gte er: „Armer Friedrich! ich mache Dir so viele
ichmerzen und habe doch selbst keine." Gegen das Ende
n zeigte er wenig oder gar keine Besinnung und zählte
ır immer leise vor sich hin, wie er es stets gethan hatte,
m sich dadurch zum Schlafen zu bringen. Allmälig ab-
erbend, entschlummerte er sanft und ohne Schmerzen. —

Am Tage nach dem Ableben des Königs nahm man die Section des Leichnams vor, mit welcher man von 8 bis 9 Uhr Abends zubrachte. Der Hauptbefund war eine sehr starke Verknöcherung der Klappen der linken Herzkammer, wodurch sich nunmehr die häufige Beklemmung des Athems, an welcher der Verblichene so lange gelitten, wie auch die Wirkungslosigkeit der, bei des Königs Abneigung gegen Arzneien, freilich nur spärlich angewendeten Mittel erklärte. Der Tod des gütigen, geliebten Königs erregte in Dresden, wohin die Trauernachricht natürlich zuerst gelangte, den ungeheuchelten Schmerz Aller, den am lebhaftesten die biedern Landleute theilten, welche die Umgebungen von Pillnitz und Wesenstein bewohnten und denen vorzugsweise der freundliche Fürst im vollsten Lichte seiner Leutseligkeit und Milde erschienen war. Ein gerechter Schmerz, der, zur Ehre des sächs. Volkes, noch lange in sanften Reminiscenzen nachklingen und in die Harmonie eingreifen möge, welche sein schönes Leben auch der Weltgeschichte bietet! Nicht der zweideutige Lorbeer, aber die reichsten Palmen des Friedens, die herrlichsten Blumen des Volksdankes werden über dem Grabe des frommen gütigen Königs Anton fortgrünen, so lange Sachsen eine Geschichte hat. Am Abende des 8. Juni wurde die königl. Leiche auf der sogenannten fliegenden Elbfähre, unter einem Thronhimmel (Dais), begleitet von einem zahlreichen Gefolge und unter Fackellicht, von Pillnitz nach Dresden abgeführt und landete gegen 10 Uhr an der Appareille. Sobald er sich dem Weichbilde der Residenz näherte, empfing ihn von dort das Geläute aller Glocken. Tausende von Einwohnern, deren ruhige, ernste Haltung am besten bekundete, wie zum größten Theile nicht Neugierde, sondern Theilnahme sie hieher geführt, bedeckten die umliegenden Standpunkte, namentlich die Brücke und die Brühl'sche Terrasse. Von der Appareille bis zur kathol. Kirchthüre bei dem grünen Thore bildete das in Garnison stehende Militär und die Communalgarde eine Gasse. Beim Anlanden der hohen Leiche wurde dieselbe von einem zahlreichen Gefolge, nebst einer Deputation des Stadtraths und der Communrepräsentanten empfangen und im feierlichen Zuge in die kathol. Kirche begleitet, an deren Pforten die kathol. Geistlichkeit sie in Empfang nahm. Das starke Fackellicht, welches den ganzen Horizont erhellte, erhöhte auch den äußern Ernst der Handlung. Am 9. Juni blieb der königliche Leichnam in der

heil. Kreuzkapelle der kathol. Kirche auf einem Paradebette von 11 Uhr des Vormittags bis 6 Uhr des Abends aufgestellt, während welcher Zeit dem Publicum der Eintritt gestattet war. Still und gerührt blickten hier die Einwohner der Residenz noch einmal in die friedlichen, unentstellten Züge des entschlummerten Königs, welchen um 8 Uhr Abends die königl. Familiengruft aufnahm.

* 132. Dr. Georg Christian Bonhard,

gräflicher Ysenburgischer Leibarzt und Hofrath zu Wächtersbach; geb. am 8. Sept. 1770, gest. zu Darmstadt den 7. Juni 1836.

Bonhard wurde in Gundernhausen, einem in der Nähe der Residenzstadt Darmstadt gelegenem Dorfe geboren. Er war der älteste Sohn des dasigen Geistlichen, Joh. Peter Bonhard und empfing auch von diesem den ersten Elementarunterricht. Später wurde der im Fache der Naturwissenschaften, namentlich als Bataniker berühmte und als Pfarrer von Massenheim im Herzogthum Nassau verstorbene Röhling sein Hauslehrer. Im Jahre 1786 wurde er in die oberste Klasse des Gymnasiums zu Darmstadt, welches unter des seligen Wenk Leitung zu jener Zeit eine große Celebrität erlangt hatte, aufgenommen und verließ dasselbe nach dem Verlaufe von 2 Jahren, um sich auf der Universität Jena dem Studium der Heilkunde zu widmen. Die Liebe zu der Naturkunde und zu den ihr verwandten Wissenschaften, welche durch den geistreichen Röhling in der Brust des talentvollen Jünglings erweckt worden war, fand hier unter Batsch, Fuchs, Bretschneider, Gruner, Stark und Loder reichliche Nahrung. Bonhard hatte das Glück, durch seinen unausgesetzten Fleiß und durch seinen jugendlichen frohen Muth, der ihn bei Lehrern und Commilitonen gleich beliebt machte, des näheren Umgangs mehrerer dieser ausgezeichneten Professoren, namentlich eines Stark, Loder *) und des damals in Weimar lebenden Hufeland gewürdigt zu werden, was nicht nur für seine wissenschaftliche Ausbildung, sondern für sein ganzes ferneres praktisches Leben von unendlichem Werthe war. Er erwarb sich im Monat März des J. 1792 unter Gruners Vorsitze und nachdem er eine Inauguralabhandlung „de lienis usu verisimillima" geschrieben hatte, die viele interessante Data in Bezug auf die Physiologie der Milz enthält, den Grad und die Rechte eines Doctors der ge-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 298.

riges Alter vorgerückt, erfreute sich St. dennoch, trotz aller Anstrengungen eines so thätigen Lebens, vollkommener Rüstigkeit und seine Einwirkung in alle wichtigen Beziehungen seiner hohen Stellung blieb ungeschwächt. Es würde in diesen Blättern zu weit führen, den Einfluß, welchen der würdige Staatsmann geltend machte, im Detail zu schildern, es genüge zu sagen, daß derselbe in allen Reformen, Umgestaltungen, neuen Einrichtungen u. s. w. des Studien- und Medicinalwesens energisch und in steter Bestrebung zum Wahren, Guten und Nützlichen erkennbar blieb. Der hochgebildete und scharfsichtige Mann beobachtete mit geübtem Forscherauge alle Zeichen der Zeit. In fester Opposition gegen alle schwindelnden Doctrinen in der Wissenschaft, blieb ihm keine jener Tendenzen fremd, wodurch wirklicher Gewinn für dieselbe und ihren Einfluß auf das Leben zu hoffen war und in solcher Beziehung faßte er sie auch auf. So war Stifft einer der thätigsten Beförderer zur Realisirung der schönen Idee des Monarchen für Errichtung des politechnischen Institutes. So verdankt seiner kräftigen Wirksamkeit das so nützliche und umfassende Thierarznei-Institut größtentheils seine Begründung. Auch war er seit 1811 als Herausgeber der medicinischen Jahrbücher des österreichischen Staates thätig. — Sein Name ward mit Auszeichnung in Europa genannt und die berühmtesten Akademien und gelehrten Gesellschaften beehrten ihn mit Zusendung ihrer Diplome. So erschien das Jahr 1826. Damals ward der Kaiser Franz von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, bei welcher Veranlassung sich Stifft neuerdings so rühmlich auszeichnete, daß nach erfolgter Genesung der Monarch ihm das Commandeurkreuz des Stephanordens und die geheime Rathswürde verlieh. Das eigenhändig von dem Kaiser geschriebene, in den gnädigsten Ausdrücken verfaßte Handbillet sollte, nach dem Willen des Monarchen, ihm und seiner Familie als Urkunde der Dankbarkeit dienen. Auch nahm ihn in diesem Jahre der niederösterr. Ritterstand unter seine Mitglieder auf und er erhielt das Commandeurkreuz des brasilianischen Ordens vom südlichen Kreuze und den königl. preußischen rothen Adlerorden 2r Klasse, sowie den königlich französischen St. Michaelorden. In dem Saale der Universität zu Wien, deren Rectorat er zweimal erhalten hatte, ward seine Büste aufgestellt und eine Medaille auf ihn geprägt. Das Jahr 1831 hat

eine ernste Bedeutsamkeit in den Annalen Oesterreichs durch den ersten Ausbruch der Cholera erhalten. Obschon über sein siebzigstes Jahr hinausgeschritten, entfaltete Stifft bei dieser Veranlassung wieder die volle Thatkraft seines Geistes und besonders unvergessen mögen den Bewohnern Wiens die Verdienste des würdigen Greises in dieser Epoche bleiben. Mit seinem gewohnten Scharfblicke und seiner umfassenden Einsicht hatte St. die Verhältnisse und die Stellung ergriffen, welche hier mit Erfolg genommen werden mußte. In dem Streite über die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieses Uebels erklärte er sich auf das bestimmteste für die letztere und seine energischen Vorstellungen führten die Aufhebung der Sperren, die Auflösung des Cordons und die freie Wiederherstellung des geselligen Verkehrs herbei, welche so wohlthätige und beruhigende Folgen hatte. — 1834 feierte die Wiener Hochschule das 50jährige Doctorat des würdigen Mannes durch Prägung einer Medaille. Der verdienstvolle Greis, welcher nun, im Alter von 74 Jahren, von denen er beinahe ein halbes Jahrhundert den anstrengendsten Arbeiten im Dienste des Staates gewidmet hatte, eine merkliche Schwächung seines Augenlichts verspürte, ward auf sein eigenes Ansuchen des Referats im Staatsrathe enthoben. Ein abermals eigenhändiges Handbillet des Kaisers sprach in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die volle gerechte Anerkennung seiner Verdienste aus. In allen seinen übrigen Würden wirkte er rastlos fort und blieb auch in jeder derselben nach dem Ableben des Kaisers Franz und bei der Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers bestätigt. So bezog er im Frühling 1836, noch im vollkommenen Wohlsein, seine Wohnung im Lustschlosse Schönbrunn. Hier ward er von einem rheumatisch-gastrischen Fieber befallen, welches schnell einen tödtlichen Charakter annahm und durch eine Ablagerung des Krankheitsstoffes auf das Gehirn am 16. Juni gegen halb 5 Uhr Nachmittags seinem thätigen, an Verdiensten so reichen Leben ein Ende machte. — Stifft lebte in glücklicher Ehe mit seiner Gattin, einer gebornen Stütz, welche ihn nun als Wittwe betrauert. Er hinterläßt 3 großjährige Kinder, Andreas Freiherrn von Stifft, Güterbesitzer, Indigena von Ungarn, Landstand in Oesterreich, Steiermark und Tirol und zwei Töchter, deren eine, Caroline, an den k. k. Hofrath und Leibarzt, Edlen von Raimann und die zweite, Therese, an Carl

galt — zuweilen selbst rücksichtsloses Benehmen Unannehmlichkeiten zu. Er war ein treuer Freund und Bruder, so wie der beste Gatte und Vater, der mit unbeschreiblicher Aufopferung das Wohl seiner Kinder bezweckte. Im Umgange war er stets heiter und lebensfroh und wußte durch Geist und Witz viel zur geselligen Unterhaltung beizutragen.

* 133. Friedrich Bausback,

Priester der Diöcese Würzburg und Licentiat der Theologie; geboren zu Gremsdorf den 18. Sept. 1811, gestorben den 11. Juni 1836.

Sein Vater ist der noch lebende Kreis-, Stadt- und Wechselgerichtsrath D. Bausback zu Bamberg, welcher alle Sorgfalt auf die Erziehung unsers B. verwendete. Nachdem er mit Auszeichnung die Elementarschulen besucht hatte, kam er mit einiger Vorbereitung in die lateinische Schule zu Bamberg und ward nach wenigen Jahren in das dasige Gymnasium aufgenommen. In jeder der 5 Gymnasialklassen zeichnete er sich durch Talent und Fleiß so vortheilhaft aus, daß er jedesmal Preise erhielt. Am Ende seiner Gymnasiallaufbahn ward er als der erste seiner Klasse mit der silbernen Preismedaille belohnt. Besondere Anhänglichkeit hatte er an den zu früh verstorbenen Professor Karl Bauer*). Auch die beiden, noch am Gymnasium lehrenden und als Schriftsteller rühmlichst bekannten Professoren Mühlich und Habersack würdigten ihn einer besondern Aufmerksamkeit. Sehr bald zeigte sich bei ihm große Vorliebe zur Dichtkunst, nicht weniger auch zur Musik. Im Klavierspiele brachte er es zu einem großen Grade von Fertigkeit. Anfangs entschied er sich für das Studium der Medicin, auch der Philologie war er nicht abgeneigt; ganz unerwartet aber wandte er sich zur Theologie, für die er vorerst nichts weniger als eingenommen war. Als Candidat der Philosophie machte er das Examen pro admissione ad clericatum mit und bestand so gut, daß er sogleich in das Klerikalseminar zu Würzburg aufgenommen wurde, von wo aus er die theologischen Vorlesungen an der Universität besuchte. Dieselbe Thätigkeit, welche er bei dem Besuche der philosophischen

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 3. Jahrg. S. 1075.

3 Kinder geboren hat. Mit der größten Bescheidenheit benahm er sich stets im Leben. So trat er auch als Schriftsteller, aber anonym auf und gab, die Vorrede nur: „Großlöbichau im November 1816." unterzeichnet, Wochenbetstunden unter dem Titel heraus: „Versuch moralischer Anwendungen der biblischen Bücher des neuen Testaments zum Vorlesen von Schullehrern in den Betstunden auf dem Lande zunächst, doch auch zur häuslichen Erbauung bestimmt. 1r Bd., die vier Evangelien nebst der Apostelgeschichte enthaltend. Gotha 1818." Blos der erste Band, welcher 60 kurze Vorträge enthält, ist erschienen, weil zum zweiten, welcher die Briefe enthalten sollte und in Handschrift bereit lag, sich kein Verleger fand. — Beinahe seit seinen Universitätsjahren kränkelte er und litt besonders an der Leber. Nur seine sehr regelmäßige Lebensweise erhielt ihn am Leben. Aber in den letzten Jahren seines Lebens wurde er doch immer schwächer und als er den 24. April in Kleinlöbichau gepredigt hatte, sank er in Großlöbichau während der Predigt ohne Bewußtsein zusammen, so daß, wenn ihn der Altarmann nicht gehalten hätte, er von der Kanzel herunter gefallen sein würde. Erst außerhalb der Kirche kam er zu sich. Von nun an ging er aber seinem Ende immer mehr entgegen und am oben genannten Tage war er nicht mehr.

* 137. Theodor Dorfmüller,

protestantischer Pfarrer zu Himmelskron bei Kulmbach im Obermainkreise Baierns;

geboren im J. 1799, gestorben den 18. Juni 1836.

Als talentvoller Sohn eines Pfarrers eignete er sich die ihm mitgetheilten Lehren sehr schnell an. Während seiner ersten Studien zu Kulmbach entwickelte sich schon in ihm der Hang zu geschichtlichen Forschungen, welche er bis zum Tode eifrigst pflegte. Er vollendete seine wissenschaftliche Laufbahn an der theologischen Fakultät zu Erlangen, würde durch seine Kanzelvorträge bald beliebt, ward Pfarrvikar zu Weiden und Baireuth und endlich Pfarrer zu Himmelskron, wo er nach kurzer Krankheit bei sorgsamster Pflege seiner Gattin starb. — Außer den ungedruckten Arbeiten, welche er hinterließ, sind bekannt: Schicksale und Beschreibung der Feste Plassenburg. Baireuth 1816. — Janus: das Bild der heil. Adelgunde. — Herbstreise an den Rhein im

* 134. Friedr. Ludwig Andreas Köler,

Medicinalrath zu Zelle;

geb. am 23. März 1773, gest. den 16. Juni 1836.

Er wurde zu Bedenbostel geboren, wo sein Vater Prediger war. Seine Mutter war die Tochter des hochverdienten Konsistorialraths und Generalsuperintendenten D. Jacobi in Zelle. Bis 1788 genoß er den Privatunterricht eines besondern Hauslehrers und erhielt dann seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Zelle. Er studirte von 1791 bis 1794 zuerst in Jena und darauf in Göttingen. Nachdem er im Jahre 1794 als Doctor der Medicin promovirt war, trat er zuerst als Docent an der Göttingischen Universität auf, kam um Michaelis 1795 nach Zelle zurück, um als praktischer Arzt unter der Leitung seines berühmten und verdienstvollen Verwandten, des Hofmedicus Thaer, zu wirken. Im Jahre 1796 wurde er als Lehrer an dem Collegio chirurgico daselbst angestellt, verheirathete sich darauf im Jahr 1800 und wurde 1802 zum Hofmedicus ernannt, wie auch im Jahre 1805 zum Stadtphysikus und 1810 zum Landphysikus. Seine erste Gattin, mit der er 5 Kinder, von denen 3 noch leben, erzeugte, verlor er durch den Tod 1811, schloß dann im Jahre 1812 ein zweites Ehebündniß, aus welchem ihm 4 noch lebende Kinder entsprossen. 1817 wurde er als ordentliches Mitglied der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft in Zelle aufgenommen, in welchem Fache er jedoch nie unmittelbar gewirkt hat. Seine ärztlichen Verdienste wurden 1819 durch seine Aufnahme als Ehrenmitglied der pharmazeutischen Gesellschaft zu St. Petersburg anerkannt und im Jahre 1820 durch die Erhebung zum Medicinalrathe belohnt. Im Jahre 1821 trat er in das damals errichtete Kollegium der vereinigten Armenanstalten und wurde 1830 Director desselben. Der König verlieh ihm 1832 den Guelphenorden und fast gleichzeitig gab ihm die dankbare Stadt Zelle das Ehrenbürger-Recht. — Seine mehrfachen Geistesprodukte im Fache der Wissenschaft bestanden früher in einzelnen Abhandlungen, deren eine (Ueber die in d. verschiedenen europäischen Ländern genommenen Maßregeln, um das Sträuben der Leute gegen die Impfung der Schutzblattern zu überwinden. 1828.) als Preisschrift von der königl. nie-

derländischen Societät der Wissenschaften gekrönt wurde und in Recensionen, welche er als Mitarbeiter kritischer Anstalten lieferte; so wie im Fache der Poesie in werthvollen Gedichten bei einzelnen wichtigen Veranlassungen (s. gemeinnützige Blätter von Schläger). Sein letztes schönes Gedicht vom Jahre 1835 „das Taubstummen-Bild", hat die gebührende Anerkennung und den gebührenden Dank vornehmlich gefunden. Dieses und die ansehnlichen Geldsummen, welche er damit der vaterländischen Taubstummenanstalt zugewandt hat, gab ihm in seinen letzten Lebenstagen noch ein süßes Gefühl innerer Belohnung. Aber wie seltsam, daß eben, nachdem er in dieser letzten dichterischen Schöpfung die Wohlthat und den hohen Werth der menschlichen Sprache so blühend geschildert hatte, bald darauf ihm selbst diese Wohlthat genommen und das Band seiner Zunge, als der Vorbote seines nahenden Endes, Monate lang gelähmt wurde. Er war ein äußerlich schön gebauter Mann, der mit den feinsten Sitten Anmuth in seinem ganzen Wesen verband und bei seinem Grabe die rührendsten Beweise der Liebe und des Dankes empfing *). — Außerdem ist noch von ihm erschienen: De odere per cutem spirante in statu sano et morboso; diss. inaug. Gotting. 1794. — Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Warum sind jetzt die Brüche bei der Jugend in den Dörfern viel gemeiner als sonst und wodurch können sie am sichersten verhütet werden? (Erhielt das Accessit.) Celle 1797. — Bewährte Vorschrift wider die Furcht vor der Cholera (Gedicht). Ebd. 1831. — Ferner ein Gedicht, verfertigt bei Gelegenheit heftiger Zahnschmerzen einer Frau von ...., in 3 Aufzügen. —

S.

*) S. Gedächtnißweihe, dem verewigt. Herrn Medicinalrath D. Köler gewidmet am Tage seiner Beerdigung, den 19. Juni 1836, von den Herren Archidiakonus Knauer u. Medicinalrath Schmidt. Mit einem Vorworte vom Oberappellationsrathe Rudloff, zeitigem Director des Armencollegiums. Zelle 1836.

135. Andreas Joseph Freiherr von Stifft,

k. k. wirklicher geh. Rath, Staats- und Conferenzrath, erster Leib- und Protomedicus, Director der medicinischen Studien und Präses der medicin. Fakultät, Commandeur des kön. ungarischen St. Stephansordens, Großkreuz, Commandeur u. Ritter mehrerer ausländ. Orden u. s. w., zu Wien;

geboren am 20. November 1760, gestorben zu Schönbrunn den 16. Juni 1836 *).

In dem Marktflecken Röschitz in Oesterreich von bürgerlichen Eltern geboren, zeigte er schon in dem Alter von 8 Jahren so rege Geistesgaben, daß die Eltern ihn den Studien zu widmen beschlossen. Nach den nöthigen Vorbereitungen bezog der Jüngling die Hochschule in Wien, wo er bald, sowohl durch rastlosen Fleiß, als gutes Betragen sich auszeichnete. Er bestimmte sich für die Medicin und ward im Jahre 1784 unter dem Rectorate Benedikt Rhein's als Doctor der Heilkunde graduirt. Der junge Arzt gewann bald eine bedeutende Praxis. Sein Scharfblick in der Behandlung und die feine Sitte seines Wesens hatten ihm bald den Zutritt in hohe Häuser und das Wohlwollen einflußreicher Männer gewonnen. Auch als Schriftsteller in seiner Wissenschaft trat Stifft schon 1790 auf. Es erschien in diesem Jahre seine „Praktische Heilmittellehre“, 2 Bände, 1790—1792. Als vom Kaiser Franz **) im Jahre 1794 zur zweckmäßigeren Einrichtung der k. k. Josephinisch-medicinisch-chirurgischen Akademie eine Preisaufgabe gesetzt ward, erschien auch der Arzt Andreas Stifft auf ausgezeichnete Weise unter den Preiswerbern und seine diesfalls ausgearbeitete Schrift erhielt die Preismedaille von 40 Ducaten. Er zog durch diese treffliche Ausarbeitung besonders die Aufmerksamkeit Störk's und mehrerer anderer hochgestellter Männer auf sich und ward 1795 zum zweiten Stadtphysikus in Wien ernannt. — In dieser Wirksamkeit zeichnete sich St. ebenfalls durch rastlose Thätigkeit und durch die entscheidendsten Proben seiner ungewöhnlichen Fähigkeit und Ausdauer in Kurzem aus. Die Aufmerksamkeit des Monarchen sowohl, dem kein Verdienst entging, als die Gnade der Kaiserin Maria Theresia (zweiten Gemahlin des Kaisers

*) Nach: Der Telegraph. 1836. Nr. 78.
**) Dessen Biogr. s. im 13. Jahrg. des N. Nekr. S. 127.

1801 avanzirte er zum Premierlieutenant; als solcher nahm er Theil an dem Feldzuge von 1806, wo das Regiment, das zu jener Zeit Prinz Johann hieß, mit der größten Auszeichnung unter dem General Tauenzien bei Schleiz und Jena focht. Am 9. März 1808 wurde Z. zum Hauptmann ernannt und erhielt als solcher nach der Schlacht bei Wagram 1809 das Ritterkreuz des Heinrichsordens. Bereits am 22. März 1810 avanzirte er zum Major, wurde aber als solcher bei dem Chevauxlegersregimente Prinz Albrecht angestellt. In dem denkwürdigen Feldzuge gegen Rußland, 1812, befand sich das Regiment Prinz Albrecht beim Kavalleriecorps des französischen Generals Grafen Grouchy, in der Division Chastel und theilte den Ruhm so wie das Elend der großen Armee. Z. zeichnete sich bei jeder Gelegenheit rühmlichst aus, so daß ihn einer der Schriftsteller, die über jenen Krieg schrieben, eine Zierde der sächsischen Reiterei nannte; das Ritterkreuz der Ehrenlegion war ein verdienter Lohn. Nach der Rückkehr der Trümmer der Armee ernannte der König ihn unterm 25. Januar 1813 zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten, doch schon am 20. Mai wurde er Oberst und Kommandant des neuformirten Kürassierregiments von Zastrow, welches zuerst in der Schlacht bei Bautzen focht. Nach dem Waffenstillstande war das Regiment im Kavalleriecorps des Generals Latour Maubourg in Schlesien, wurde aber zur Schlacht von Dresden gezogen, wo es mit größter Auszeichnung kämpfte und eine bedeutende Anzahl Gefangener einbrachte; Z. erhielt wegen dieses Tages das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Bei einem im September 1813 in der Gegend von Großenhayn stattgefundenen Gefechte der Reiterei hatte Z. das Unglück, gefangen zu werden, so daß er an der Schlacht bei Leipzig keinen Antheil nahm. Als nach diesem letztern Ereignisse die Lage Sachsens eine ganz veränderte Richtung erhielt, kam Z. aus der Gefangenschaft zurück und wurde dem Generalstabe des die Sachsen commandirenden Herzogs von Weimar zugetheilt. Im Gefechte von Schwebeghem in den Niederlanden, 1814, befehligte Z. die sächsischen Truppen, welche den Preußen unter General von Borstel zugetheilt waren; er und seine Truppen erwarben sich den ganzen Beifall des Generals, der den Obersten besonders empfahl. Für dies Gefecht erhielt er den russischen Annenorden 2r Klasse. — Nach der Rückkehr des Königs von Sach-

riges Alter vorgerückt, erfreute sich St. dennoch, trotz aller Anstrengungen eines so thätigen Lebens, vollkommener Rüstigkeit und seine Einwirkung in alle wichtigen Beziehungen seiner hohen Stellung blieb ungeschwächt. Es würde in diesen Blättern zu weit führen, den Einfluß, welchen der würdige Staatsmann geltend machte, im Detail zu schildern, es genüge zu sagen, daß derselbe in allen Reformen, Umgestaltungen, neuen Einrichtungen u. s. w. des Studien- und Medicinalwesens energisch und in steter Bestrebung zum Wahren, Guten und Nützlichen erkennbar blieb. Der hochgebildete und scharfsichtige Mann beobachtete mit geübtem Forscherauge alle Zeichen der Zeit. In fester Opposition gegen alle schwindelnden Doctrinen in der Wissenschaft, blieb ihm keine jener Tendenzen fremd, wodurch wirklicher Gewinn für dieselbe und ihren Einfluß auf das Leben zu hoffen war und in solcher Beziehung faßte er sie auch auf. So war Stifft einer der thätigsten Beförderer zur Realisirung der schönen Idee des Monarchen für Errichtung des politechnischen Institutes. So verdankt seiner kräftigen Wirksamkeit das so nützliche und umfassende Thierarznei-Institut größtentheils seine Begründung. Auch war er seit 1811 als Herausgeber der medicinischen Jahrbücher des österreichischen Staates thätig. — Sein Name ward mit Auszeichnung in Europa genannt und die berühmtesten Akademien und gelehrten Gesellschaften beehrten ihn mit Zusendung ihrer Diplome. So erschien das Jahr 1826. Damals ward der Kaiser Franz von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen, bei welcher Veranlassung sich Stifft neuerdings so rühmlich auszeichnete, daß nach erfolgter Genesung der Monarch ihm das Commandeurkreuz des Stephanordens und die geheime Rathswürde verlieh. Das eigenhändig von dem Kaiser geschriebene, in den gnädigsten Ausdrücken verfaßte Handbillet sollte, nach dem Willen des Monarchen, ihm und seiner Familie als Urkunde der Dankbarkeit dienen. Auch nahm ihn in diesem Jahre der niederösterr. Ritterstand unter seine Mitglieder auf und er erhielt das Commandeurkreuz des brasilianischen Ordens vom südlichen Kreuze und den königl. preußischen rothen Adlerorden 2r Klasse, sowie den königlich französischen St. Michaelorden. In dem Saale der Universität zu Wien, deren Rectorat er zweimal erhalten hatte, ward seine Büste aufgestellt und eine Medaille auf ihn geprägt. Das Jahr 1831 hat

die Niederlande, wo er an verschiedenen Orten Orgelconcerte gab oder größere Musikaufführungen veranstaltete, überall aber, wo er sich aufhielt, auf den Zustand der Musik, namentlich auf Ausbildung des Gesanges günstig wirkte und Manches anregte, das der Kunst zum Vortheil gereichte. Um Ostern 1832 kam er in Hamburg an und privatisirte hier bis zu seinem Ende. Schon damals war sein Körper durch ausschweifende Lebensweise sehr zerrüttet, so daß er gleich nach seiner Ankunft fast ein Vierteljahr das Bett hüten mußte. Unter ungünstigen Umständen gab er einige Orgelconcerte (eines davon als die hohen Fluthen den Weg zur Katharinenkirche versperrten) und legte auch hier, wohin sein Ruf noch nicht gedrungen war, öffentlich sowohl, als in Privatgesellschaften die genügendsten Beweise von seiner in Deutschland anerkannten Virtuosität und musikwissenschaftlichen Bildung ab. Im Herbst 1832 reiste er nach Lübeck und Kopenhagen und von dort zurück über Kiel, wo er überall mit Beifall auftrat und sich die Achtung der Musikkenner und Musikfreunde erwarb. In Hamburg aber erregte er Aufsehen durch eine Reihe pikanter Recensionen der dasigen Opern- und Concertleistungen, in welchen er sich als geistvoller Kritiker und gewandter Schriftsteller zeigte und die auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zogen. In ihnen herrschte durchgehends gesundes, kräftiges Urtheil, das im Gewande eines kernigen und dennoch leicht fließenden, anmuthigen Styles meistentheils Belehrung und Interessantes darbot. — Leider mußte das Wirken dieses ausgezeichneten Mannes für die Kunst in dem Grade abnehmen, als regellose Lebensweise ihn physisch und geistig aufrieb. Zum letzten Male trat er, durch die Gegenwart einer genialen Frau angeregt, am 22. September 1835 vor einem in der großen Michaeliskirche versammelten Kreise von Musikfreunden auf. Es war gewissermaßen sein Schwanengesang; mit schwachem Körper und erschöpften Kräften vermochte er in diesem kleinen Koncerte noch Bewundernswerthes zu leisten. Zöllner hat sich in seiner Kunst einen ehrenwerthen Ruf erworben. Hat er im Fache der dramatischen Composition nur Geringes geleistet und sind diese Erzeugnisse, z. B. die Oper „Kunz von Kauffungen“ und das Melodrama „Ein Uhr„ auch nur wenig bekannt, so wirkte er dagegen mehr im Kirchenstyle, in welcher Gattung er Geschätztes und Schätzenswerthes

Ritter von Heintl, Dr. der Philosophie, k. k. Truchseß, Director der philosophischen Studien an der Wiener Hochschule, Mitglied der k. k. Studien-Revisions-Commission und der k. k. Landwirthschaftsgesellschaften von Wien, Prag und Brünn, gewesenen Dekan der philosophischen Fakultät, vermählt ist. Das Leichenbegängniß des Verewigten fand am 18. Juni in der Hietzinger Kirche statt. Es hatten sich eine zahlreiche Menge hochgestellter, ausgezeichneter und gelehrter Männer versammelt, dem Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Der Leichnam wurde sodann nach dem Friedhof auf der Schmelz abgeführt.

* 136. Aug. Renatus Gottfr. Thienemann,

Pfarrer zu Großlöbichau u. Kleinlöbichau bei Jena; geb. d. 4. Apr. 1762, gest. d. 17. Juni 1836.

Thienemann stammt aus einer alten, besonders im Altenburgischen ausgebreiteten Familie, war zu Orlamünde geboren und der jüngste Sohn des Superintendenten Christian Aug. Th. daselbst. In seiner Jugend wurde er von seinem Vater und besonders von seinem ältesten Bruder, dem nachmaligen und im Jahr 1827 verstorbenen Superintendenten D. T. G. Thienemann*) zu Rochlitz, unterrichtet und, ohne eine Schule zu beziehen, zur Universität vorbereitet. Er zeichnete sich aber durch seine Kenntnisse so aus, daß er schon im 17. Jahr seines Alters für fähig gehalten wurde, sogleich zur Universität abzugehen. Er studirte von 1779 an zu Jena eifrig Theologie, wurde 1783 in Altenburg Candidat der Theologie, hielt sich 3 Jahre in Orlamünde und dann 3 Jahre in Altenburg auf, war von 1791 bis 1794 Rector in seiner Vaterstadt und wurde am 30. Januar 1795 Substitut seines Vetters, des Pfarrers Rohn zu Großlöbichau bei Jena. Nach dessen Tode, im Jahr 1798, wurde er in die Stelle völlig eingewiesen und verwaltete sie bis an seinen Tod mit der größten Gewissenhaftigkeit, die an Aengstlichkeit gränzte. Er verheirathete sich noch als Substitut mit Maria Anna Steger, einer Tochter Carl Paul Stegers, kaiserl. königl. Wachtmeisters bei dem Theiß'schen Regimente, aber erzogen bei dem österreichischen Generalmajor Freiherrn von Schmerzing in Crossen bei Rudolstadt, welche ihm

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. des N. Nekr. S. 186.

gegen Unglauben und Aberglauben zu vertheidigen, mit welcher Freundlichkeit und Eindringlichkeit zu christlicher Liebe alle Herzen zu ermuntern; mit welcher Zuversicht und eigner Begeisterung die Hoffnung der Unsterblichkeit in den noch schwankenden Gemüthern zu befestigen! — Hatte er nun hierin vieles Aehnliche besonders mit Bretschneider, Röhr, Schmaltz und Tzschirner, wie er denn überhaupt gleich diesen ein Freund des Lichtes war, so hatte auch die äußere Form seiner Predigten mit denen jener Männer die meiste Aehnlichkeit. Hatte er auch nicht jenen eleganten Styl, jene Rundung längerer Perioden, wodurch besonders Schmaltz sich unterscheidet und liebte er vielmehr jene Kürze der Sätze, die besonders Tzschirner eigenthümlich war, so hatte er doch jenes Körnige und Schlagende im Ausdrucke, jenes Populäre und doch Gediegene in der Rede, wodurch besonders auch jene beiden zuerst Genannten vor Vielen sich auszeichnen. Predigte er zumal in der Universitätskirche (und das geschah gewöhnlich alle 4 Wochen und an jedem ersten Festtage), so waren seine Predigten, man möchte sagen, Lieder im höheren Chore. Wie hätten auch sonst Männer, wie Planck *), der zuletzt sich führen ließ und Pott, der wegen seiner Schwächlichkeit gewöhnlich von der Sakristei aus ihm zuhörte und Heeren und Ewald und andere berühmte Professoren seine fast regelmäßigen Zuhörer dort sein wollen. Dann aber war es auch die unverkennbarste Gelehrsamkeit, die er in ein populäres Gewand zu kleiden, die feinsten psychologischen Bemerkungen, die er dem Nachdenken seiner Zuhörer vorzulegen, die liebevollsten Ermunterungen, die er an seine jüngern Freunde zu richten wußte. So oft überhaupt Ruperti in der Universitätskirche predigte, pflegte er stets die geistigen Bedürfnisse der Studierenden vor Augen zu haben. War man nun daran gewöhnt, zumal in der Universitätskirche immer ein volles Auditorium um Ruperti versammelt zu sehen, so daß gewöhnlich ein Pedell für die später kommenden noch einen Platz heraussuchen mußte, so machte es einen desto schmerzlicheren Eindruck, als in den letzten Jahren seine Predigten spärlicher besucht wurden. Allerdings überzeugte man sich bald, daß zumal in Ruperti's äußerem Vortrag sich etwas Unruhiges und bisweilen Stockendes (wohl nur die Folge des höhern Al-

*) Dessen Biographie s. N. Nekr. 9. Jahrgang S. 837.

Jahr 1819. Sulzbach 1828. — Aeltere Geschichte des Hospitals zu Wunsiedel 1449—1548. Baireuth 1830. — Geschichte der Belagerung der Veste Plassenburg im J. 1806. Baireuth 1830. — Aeltere Geschichte von Kulmbach. Baireuth 1830. — Urkundliches über Eckkelein Gayling. Baireuth 1836. — Der Egerische Bund 1412. Baireuth 1836. —

138. Johann Nepomuck Köhler,

Doctor der Philosophie und Theologie u. residirender Domherr zu Breslau;

geb. den 14. Mai 1750, gestorben den 25. Juni 1836 *).

Geboren zu Gostiz in Oestreichisch-Schlesien, kam er zeitig zu den Jesuiten, für deren Orden er in der lateinischen Schule in Neisse und dann auf der Universität in Breslau ausgebildet wurde. Im Jahr 1769 trat er sein Noviciat in Sagan an, ward dann an die Schule in Neisse als Repetent gesendet und ging im Jahr 1773 nach Breslau, um dort die theologischen Studien zu vollenden. Bei der im Jahr 1776 erfolgten Aufhebung der Jesuiten in Preußen wird er in den Verzeichnissen der Mitglieder bei Breslau als theologus tertii anni aufgeführt. Er empfing die Priesterweihe und wurde bei der neu begründeten Universität als Candidat für das Lehramt zurückbehalten, aus welcher Stellung er bald zu Lehrfächern an den Gymnasien in Groß-Glogau und Oppeln und im Jahr 1789 nach Breslau als Professor der orientalischen Sprachen in der theologischen Fakultät berufen ward. 1790 ward er Präfect des katholischen Gymnasiums in Breslau, welches Amt er bei seiner im Jahr 1801 erfolgten Ernennung von der Universität mit dem eines Rectors vertauschte. Bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum, am 3. November 1822, erhielt er den rothen Adlerorden 3r Klasse und mehrere Jahre darauf zu demselben die Schleife. Im April 1830 ward er von seinem Lehramte entbunden und zum residirenden Domherrn bei der Kathedrale zu Breslau ernannt. Er starb am oben genannten Tage, der letzte der schlesischen Jesuiten. — Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf die Programme, welche er bei Gelegenheit der Gymnasialprüfungen herausgab. Dieselben sind: Etwas über das griechische Gymnasiu-

*) Schles. Provinzialblätter. 1836.

Muster empfohlen werden. Je geneigter nun jeder Mensch ist, von jedem Fremden, dessen Geist und Wirken er kennen gelernt hat, auch ein Bild seines körperlichen Erscheinens, seines äußeren Auftretens sich zu entwerfen, desto weniger überflüssig dünkt es uns, wenn wir jetzt, zumal für die, welche R. nie persönlich gekannt haben, eine kurze Schilderung von dessen individueller Persönlichkeit und besonders äußerem Vortrage dem Bisherigen beifügen. In allen seinen Mienen und Geberden, in seinem ganzen Wesen drückte sich das herzlichste Wohlwollen, die gemüthlichste Freundlichkeit, die seltenste Bescheidenheit auf das Entschiedenste aus und gibt es irgend einen Heiligenschein im guten Sinne des Worts, so war, wie der ehrwürdige Planck, so auch Ruperti davon umleuchtet. Oft war es selbst auf der Kanzel ein eigenthümlich freundlicher Zug, der gleichsam den Frieden und die Freude eines schon Verklärten in ihm ahnen ließ. Leider litt der fromme Greis in späterer Zeit viel an seinen Augen und wir wissen nicht mit Bestimmtheit, ob nicht das eine Auge ihm schon längst seine Dienste versagt hatte; kurz seine Zuhörer einzeln von der Kanzel aus genau zu sehen und zu erkennen, war ihm nicht mehr vergönnt und so kam es ihm denn auch recht zu Statten, daß er in früheren Jahren das wörtliche Memoriren seiner Predigten nie verabsäumt hatte. So hielt er denn auch späterhin alle seine Vorträge ganz ohne Concept, das jedoch in dem zusammengeschlagenen Gesangbuche zur Seite auf der Kanzel zu liegen pflegte und höchst selten verlor er den Faden der Rede so ganz und gar, daß er zum Concepte seine Zuflucht nehmen mußte. Dann war aber schon ein flüchtiger Blick hinreichend, um den verlornen Faden wieder aufzufinden, so daß dann auch seine gewöhnlichen Zuhörer, denen dies nicht fremd war, nicht im Geringsten in ihrer Andacht gestört wurden. In den allerletzten Jahren scheint doch sein Gedächtniß von den Schwächen des Alters mehr gelitten zu haben. Seine Deklamation hatte so etwas Herzliches und Eindringliches, daß auch schon dadurch sein eigner Charakter sich auf das deutlichste aussprach. Denn verstand er es auch, mit Johanneischem Feuereifer, mit ergreifendem Ernste aufzutreten, so war es doch gewöhnlich die spätere Johanneische Milde und Freundlichkeit, mit der er, wie ein Freund zu seinen Freunden,

wie ein Vater zu seinen Kindern zu reden pflegte. — Seine Action endlich befremdete allerdings in mehrfacher Hinsicht gewöhnlich den, der zum erstenmale seine Kirche besuchte. Eine gewisse Unruhe veranlaßte bei ihm ein fast regelmäßiges Hin- und Hergehen auf der Kanzel; oft schien es, als suche er auf diese Weise die neuen Gedanken. Auch in der lebhaften Bewegung der Arme ließ sich oft etwas Eckiges nicht verkennen und dennoch — wunderbar genug — der gebildete Zuhörer gewöhnte sich so leicht an diese Nebendinge, daß er sie bald ganz übersah und wir konnten deshalb auch keineswegs die Aeußerung eines berühmten Theologen paradox finden, daß diese ganze Action R.'s so eigenthümlich, von ihm so unzertrennlich sei, daß er sich ihn gar nicht anders denken könne. Der Mysticismus und Obskurantismus, wie in politischer Hinsicht der Revolutionsschwindel waren seine Erzfeinde, aber er ließ es nicht immer bei der Defensive, sondern schlug gar oft mit dem Schwerdte der Wahrheit tapfer drein, wohl wissend, daß an dem Schilde der Vernunft die Streiche der Widersacher zurückprallen mußten. Was Wunder, wenn er deshalb um die rechtgläubige Verkleinerungssucht sich wenig kümmerte und es großmüthig übersah, wenn seinen Predigten wohl gar auch einmal das vermeinte „christliche Element“ ganz und gar abgesprochen wurde. Sein eigenes Bewußtsein lehrte ihn eines Besseren und die mannichfachen äußeren Beweise von Anerkennung und Dankbarkeit, die ihm dessenungeachtet so oft zu Theil wurden, zeigten ihm, daß noch mancher Gleichgesinnte seine Vorzüge richtiger zu schätzen wisse, ja, das Band des Guelphenordens, das ihn noch im letzten Jahre zierte, sagte es Jedermann, daß auch in der Nähe des Thrones seine Verdienste nicht fremd geblieben seien. — Von seinen erschienenen Schriften nennen wir: Einige Festpredigten. Hannover 1820. — Einige Vorsichtsmaßregeln für diejenigen, die in besondern Andachtsvereinen Nahrung für ihre Frömmigkeit suchen. Göttingen 1827. — Predigt nach der Beendigung der in Göttingen entstandenen Bewegungen. Ebd. 1831. —

* 143. Dr. Ernst August Wilh. Gräfenhan,

Director am Gymnasium zu Mühlhausen (Thüringen);
geb. d. 18. März 1794, gest. d. 7. Juli 1836.

Gräfenhan war der zweite Sohn seiner noch lebenden Eltern, Johann Valentin Gräfenhan, Weißbäckers zu Gotha und Maria Elisabetha, geborne Leinhos. Ein älterer Bruder war schon im ersten Lebensjahre gestorben. Mit inniger Kindesliebe war er seinen Eltern ergeben und ein Band der engsten Bruderliebe knüpfte ihn an seine fünf jüngern Brüder. Als er das 14. Lebensjahr erreicht hatte, bestimmte ihn der Vater zum künftigen Gehülfen in seinem Geschäfte. Damals besuchte er die vierte Klasse des Gymnasiums unter dem Directorate des jetzigen Oberconsistorialraths F. Wilh. Döring. Sein regsamer Fleiß, durch glückliche Anlagen gesegnet, erwarb ihm das Wohlwollen und die Liebe aller seiner Lehrer. Obschon in seinem Innern die entschiedene Neigung lebte, auf dem Gebiete der Wissenschaft seinen Wirkungskreis zu suchen, so entsagte er dennoch, wiewohl mit innerem Schmerze, willig derselben, verließ, dem Willen der Eltern gemäß die Schule und das Geschäft des Vaters wurde auch das seine. Aber wenn das sauere Tagewerk vollendet war und Stunden der Erholung eintraten, da suchte er die stille Kammer auf und statt in die Arme der Ruhe zu sinken, studirte er nach wie vor in seinen Büchern. Einstmals wurde er von der Mutter überrascht und auf die Frage: warum er nicht schlafe, gab er mit Thränen im Auge die Antwort: „Mutter, ich gehe wieder in die Schule!“ Seine Eltern willigten nach kurzer Berathung in sein Verlangen ein und noch an demselben Tage meldete er sich beim Director Döring zur Wiederaufnahme ins Gymnasium. Nachdem er seinen Schulcursus vollendet hatte, bezog er, mit rühmlichen Zeugnissen seines Fleißes und seiner Kenntnisse versehen, den 19. October des Jahrs 1813 die Universität, mit dem Vorsatze, Theologie zu studiren. Leipzig war der Ort, wo er dieses Studium beginnen wollte. Schon war er auf dem Wege dahin, als die Post, bei den großen Zügen der nach der Völkerschlacht retirirenden Franzosen und verfolgenden Sieger, sich genöthigt sah, zu ihrer Sicherheit einen andern Weg einzuschlagen. Auf diese Weise gelangte er statt nach Leipzig nach Jena, wo-

selbst er auch blieb und am 23. October unter dem Decanat des Hofraths Dr. Eichstädt und dem Prorectorat des Hofraths und Professors der Medicin Fuchs immatrikulirt wurde. Er besuchte die Collegien eines Danz, Schott, Luden, Fries u. A. und wegen seiner Vorliebe zum Studium der alten Sprachen ließ er sich im November 1813 in das philologische Seminar aufnehmen, dem der Hofrath Eichstädt vorstand. Das erste Semester war ein höchst trauriges für ihn. Auch in seinem Innern war der Hülferuf des Vaterlandes wieder erklungen, auch er fühlte einen unwiderstehlichen Drang, mit in die Reihen jener hochherzigen Kämpfer für seine Freiheit zu treten und das Opfer einer heiligen Pflicht zu bringen. Doch sein Vorhaben blieb unerfüllt; er wurde von dem damals herrschenden Lazarethfieber ergriffen und seine Krankheit währte bis vor Ostern des Jahres 1814. Nach seiner Wiedergenesung nährte er vorzüglich seine Neigung für das Sprachstudium und gab späterhin seine theologischen Studien ganz auf, obschon er als Student öfters predigte und auch nach vollendetem akademischen Kursus vor dem herzogl. sächs. Oberconsistorium zu Gotha sein theologisches Candidatenexamen mit Lob bestand. Im Jahre 1815 veranlaßte ihn der Name des schon damals gefeierten Koryphäus unserer Philologen Gottfr. Hermanns, nach Leipzig zu gehen, um dort sein philologisches Studium fortzusetzen. Der bedeutende Aufwand, den die Lebensbedürfnisse in Leipzig erheischten, machten ihm in Hinsicht seiner Eltern Sorgen und er beschloß, nahe bei Leipzig, in Gubitz, eine Hauslehrerstelle, welche ihm die angesehene Familie Vogel anbot, anzunehmen und zu gleicher Zeit Collegien zu besuchen. In demselben Jahre bereitete er sich auch zum Examen vor. Aber er sah bald ein, wie störend dieses Hauslehreramt für seine Fortschritte war und alle Vortheile aufgebend, zog er nach einem halben Jahre wieder nach Leipzig, um in ungestörter Ruhe studiren zu können. Im Jahre 1816 ging er nach Gotha zurück, bestand mit Auszeichnung sein Examen und wurde in die Zahl der Candidaten ministerii ecclesiastici aufgenommen. Kurze Zeit lebte er als Candidat der Theologie im elterlichen Hause. Allein ein Leben ohne hinlängliche praktische Beschäftigung sagte ihm nicht zu. Er kehrte nach Leipzig zurück und war im Begriff, abermals eine Hauslehrerstelle auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt anzunehmen, als er durch Empfehlung von

Seiten Hermann's an den Kanzler Niemeyer*) zu Halle, Lehrer am königlich. Pädagogium der Frankischen Stiftungen wurde (1817). Seine Laufbahn als Schulmann hätte er wohl nicht leicht unter günstigeren Auspizien beginnen können, als unter der Leitung und im Umgange eines Niemeyers. Vier und ein halbes Jahr verlebte er als Lehrer am Pädagogium. Unterm 1. Apr. 1821 wurde ihm durch ein Schreiben Hermanns die Mittheilung, daß in Ratibor ein Lehrer der Philologie gesucht werde. Er wendete sich in dieser Angelegenheit an den Consistorialrath D. Wachler in Breslau und sein Schreiben kam gleichzeitig mit einem Briefe des würdigen Hermann an. Das Consistorium zu Breslau schlug ihn dem Ministerium in Berlin zum Lehrer in Ratibor vor, welches am 7. Mai 1821 seine Vocation bestätigte. Zu jener Zeit aber verlobte er sich mit Charlotte, der Tochter des Doctors der Medicin und Chirurgie Wahn in Halle und dieser Umstand, sowie die Wünsche der eigenen Eltern in Gotha und der Schwiegereltern in Halle, denen eine weite Trennung nicht erwünscht war, bewogen ihn, bei dem Consistorium in Magdeburg nachzusuchen, ob es nicht möglich sei, ihm in der Provinz Sachsen eine angemessene Stelle zu gewähren. Zufälligerweise war damals das Subconrectorat in Eisleben vakant. Er wandte sich deshalb an das Ministerium zu Berlin und unterm 18. Juli 1821 erfolgte für ihn die bestätigte Ernennung zum Subconrektor in Eisleben. Im August desselben Jahres verheirathete er sich und reiste noch in demselben Monat nach Eisleben ab, wo er unter dem Directorate des verstorbenen Siebdrat**) sein neues Amt übernahm. Durch seinen Diensteifer, wie durch seine heitere Geselligkeit wußte er sich die Liebe seiner Behörden, Collegen, Schüler und zahlreichen Freunde zu erwerben. Glücklich im häuslichen Kreise, sich wohlgefallend im Amte, verlebte er 5 höchst angenehme Jahre daselbst, welches Glück noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht wurde. Doch der Wunsch nach einer etwas einträglicheren Stelle veranlaßte ihn in dem letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts, sich um eine solche zu bemühen. Damals stand eine Veränderung des Rectorats zu Mühlhausen in Thüringen bevor. Er wandte sich daher an den Magistrat daselbst

*) Dessen Biogr. s. im 6. Jahrg. des N. Nekr. S. 544.
**) — — — 12. — — — — 990.

leistete. Mehrere sehr interessante Messen, Psalmen, Gesänge für 5 Männerstimmen, Lieder und einige Schulen sind von ihm in Druck erschienen und haben namentlich in Süddeutschland viel Glück gemacht. In der Improvisation zeigte er sich ganz vorzüglich als talentvoller, gewandter Künstler, ausgezeichnet in Ausführung von Fugenthema's und Durchführung musikalischer Gedanken in den künstlichsten Verschlingungen des strengen Satzes. Dabei hatte er es seinen frühern trefflichen Studien zu verdanken, daß man ihn, abgesehen von seiner Tüchtigkeit in der Musik, als einen gründlich und vielseitig gebildeten Mann anerkennen mußte. Geregeltere Lebensverhältnisse würden gewiß etwas sehr Bedeutendes aus ihm gemacht haben. Er starb am Schlagflusse in dem durch den Aufenthalt des Schriftstellers Claudius berühmt gewordenen Wandsbeck.

142. Christian Friedrich Ruperti,

Doctor der Theologie, Superintendent, erster Universitätsprediger und Pastor an der Jacobikirche zu Göttingen, Ritter des Guelphenordens;

geb. im J. 1765 (?), gest. den 6. Juli 1836 *).

Ruperti gehörte zu den edelsten Männern und hat als Prediger vielen Segen gestiftet; keineswegs gehörte aber zu den Vorzügen seiner Predigten jenes Originelle und Geniale, wie es besonders an einem Dräsecke bewundert wird. Ruperti war — psychologisch genommen — kein eigentliches Genie und er — der stille, bescheidene Ruperti — hat wahrlich auch nicht dafür gelten wollen. Wohl aber war er im höchsten Grade ein Mann von Geist und Gemüth, dessen gelehrtes Wissen mit echt christlicher Frömmigkeit und Liebe innigst verbunden war und wie er nun nicht anders lehrte als er lebte, so waren auch seine Predigten nichts Anderes, als der reinste Abdruck seines eigenen Geistes, als der freieste Erguß seines eigenen Herzens. Bald war es sein treffender Scharfsinn, bald seine psychologische Tiefe, die man bewundern mußte, bald seine eigenthümliche Herzlichkeit, seine liebenswürdige Gemüthlichkeit, von der man zur Andacht erhoben, zu allem Guten wahrhaft begeistert wurde. Mit welcher Würde und Klarheit wußte er den einfach-christlichen Glauben

*) Nach: Allgemeine Kirchen-Zeitung 1836. 10. Heft.

Racines Schauspiele. 3 Bde. Gotha 1825—1827. — (Gemeinschaftlich mit seinem Collegen Engelbrecht): Erste Uebungen für zwei lateinische Klassen, zu halbjährigem Cursus, mit einem deutsch-lateinischen Wörterbuche. Halle 1826. — Theogenis Theognideus sive Theognidis, qualis adhuc editus sit, in recentiss. ejus interpretes vindiciae. Muhlh. 1827. — Lesebuch mit lateinischer Schrift. Nebst lateinischer Sprachlehre für Anfänger. Mühlhausen und Eschwege 1829. Zweite verbesserte Auflage 1832. — Platonis Crito et Sophoclis Antigona. In utriusque coram principe Gymnasii classe interpretationis memoriam composuit. Muhlh. 1828. — Aristotelis poeta sive Aristotelis scolion in Hermiam. Muhlhusae 1831. — Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische. Gotha 1833. — Griechische Grammatik f. die untern Klassen der Gymnasien, in 2 Kursen. Mühlhausen 1834. — Hybriae Cretensis scolion. Ibid. 1834. — Recensionen lieferte er in: die Hallische Allgemeine Literaturzeitung; in Seebode's Archiv für Philologie und Pädagogik; in dessen kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen; in Zimmermanns Allgem. Schulzeitung; in die Leipziger Neuen Jahrbücher; gab heraus die Zeitschrift: Mittwochs-, Abend- u. gemeinnütziges Unterhaltungsblatt. — Ueberdies sind von ihm eine Anzahl Gelegenheitsgedichte. Hegel, von Schlotheim und v. Göthe. Ein Nekrolog. — Viele Aufsätze in dem: Gemeinnützigen Unterhaltungsblatte von E. Röbling in Mühlhausen, sowie im Allg. Anzeiger u. der Nationalzeitung der Deutschen und in der königl. preuß. Staatszeitung. — Sein handschriftlicher Nachlaß ist: Eine Anzahl Reden und Gedichte. — König Olaf. Ein Schauspiel. — Eine philosophische Propädeutik für Gymnasien. (Fast vollendet.) — Gesammelte Materialien zur Anfertigung einer Chrestomathie der griechischen Dialekte.

* 144. D. Carl Friedr. Wilh. Erbstein,

Cassirer der öffentl. Straf- u. Versorgungsanstalten zu Dresden;
geb. d. 1. Febr. 1757, gest. d. 9. Juli 1836.

Erbstein, der einzige Sohn des auch als Schriftsteller bekannten M. Johann Christoph Erbstein, Pastors zu Stadt- und Dorf-Wehlen im Königreiche Sachsen und Frauen Friederika Sophia Grundig, einziger Tochter

ters) eingemischt hatte, immerhin machte es aber den damals dort Studierenden, zumal den jungen Theologen wenig Ehre, Ruperti's Vorzüge nicht besser erkannt zu haben. Freilich war er seinem Glauben nach weder ein Anhänger Schleiermachers *), noch ein Verwandter Hegel's **), weder ein Genosse Hengstenberg's, noch ein College vom Pfarrer Stier, er war ein Mann wie schlichten Sinnes, so schlichten Glaubens und seine eigene volle Ueberzeugung war es, wenn er versicherte: Es hat etwas sehr Bedenkliches, wenn man in der Religion spitzfindig klügelt; denn es zeugt von einem Geiste, der etwas sehr Kleinliches hat, es verräth ein Herz, das die Kraft der Religion gar nicht empfindet, es weißt auf Zwecke hin, die das Sittengesetz verwirft, es läßt Wirkungen erwarten, die höchst verderblich sind. Doch Männer mit dieser Ueberzeugung, mit diesem vernünftigen Glauben scheinen jetzt an manchen Orten im Werthe gesunken zu sein; es fehlt ihnen für die Einen die metaphysische Tiefe, für die Anderen der blendende Heiligenschein. Man begehrt philosophisch-dunkle Redensarten und lechzt nach pietistisch-lauwarmen Herzensergießungen. Auf beides aber verstand sich der ehrwürdige Ruperti eben so wenig, als auf rhetorisches Phrasenwerk und auf gehaltloses Wortgeklingel. Wer dagegen dieses alles in seiner Richtigkeit verachtet und die Grübelei in der Religion eben so sehr haßt, als die Frömmelei, für den war R. ganz der Mann, aus dessen Predigten er die gesundeste Nahrung für Geist und Herz schöpfen konnte, an dessen Vorträgen ja selbst noch ein Planck und Pott und manche andere hochverdiente Lehrer der Universität sich wahrhaft erbauten. So angemessen nun alle Predigten, die Ruperti in jener Kirche hielt, den Anforderungen und Bedürfnissen seines gelehrteren Auditoriums zu sein pflegten, eben so geschickt wußte er, so oft er in seiner Pfarrkirche predigte, seine Vorträge der geringeren Fassungskraft des schlichten Bürgers anzupassen und auf dessen jedesmalige Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen. Selbst die geistvollsten Gedanken wußte er in populären Worten wiederzugeben. Neben dieser edlen Popularität war ferner das Zeitgemäße einer der größten Vorzüge in Ruperti's Predigten und seine Casualreden können mit Recht zum

---

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 12. Jahrg. S. 125.
**) — — — — 9. — — 961.

guten Vorbilde im Predigen zu üben und die practische Seite der Theologie genauer kennen zu lernen. Nachdem er jedoch innerhalb drei Jahren seine theologischen Studien auf genannter Universität vollendet, sah er sich plötzlich durch die seinem Körper und insbesondere seiner Brust so nachtheiligen Folgen eines durch Erkältung sich zugezogenen Blutsturzes veranlaßt, dem Rathe seines Arztes zu folgen und seinen Lebensplan zu ändern, studirte daher zu Dresden und Leipzig in den J. 1780 und 1781 Medicin und widmete sich mit eben so großem Eifer, als günstigem Erfolg dieser Wissenschaft, verfolgte jedoch auch diesen Lebensplan nicht weiter, sondern errichtete im J. 1784 zu Meißen eine Buchhandlung. Rastloser, ja seine Gesundheit zerstörender Fleiß mußte das ihm mangelnde Anlagecapital ersetzen und die Früchte dieses Fleißes genossen daher lange Zeit hindurch wenigstens zur Hälfte seine Aerzte. Ob er nun schon seine äußeren Verhältnisse durch Eingehung einer ehelichen Verbindung mit einer sehr wohlhabenden jungen Dame in Leipzig bald für sich sehr vortheilhaft hätte gestalten können, so benutzte er doch die ihm ziemlich nahe gelegte deßfallsige Gelegenheit keineswegs, traf vielmehr eine ganz uneigennützige Wahl, indem er sich am 27. Mai 1792 mit Johanna Doroth. Elisabeth Schütze, jüngster Tochter des Miniaturmalers Johann Christian Schütze in Meißen verehelichte und wurde durch häusliches Glück, so wie durch die zärtlichste Pflege in seinem, namentlich durch hypochondrische Leiden, so oft getrübten Gesundheitszustande für jene, von ihm zurückgewiesenen, glänzenden äußeren Verhältnisse reichlich entschädigt. Je mehr er sich aber durch strengste Solidität das Vertrauen und den Credit seiner Geschäftsfreunde erwarb, je günstigere Aufnahme einige von ihm selbst abgefaßte und verlegte Schriften fanden (Abhandl. v. Hopfenbau 1787. Nelkentheorie 1. Aufl. 1787. 2. Aufl. 1799. Aurikelflor 1791—95.), je mehr er sowohl durch diese Schriften, als durch die Gediegenheit seines übrigen Verlags (XIII. Epistolae Pauli sive Codex Boernerianus, Reinhards Predigten, Adelungs Directorium ꝛc.) Gelegenheit fand, sich der gelehrten Welt zu empfehlen, je gesuchter sein Verlag wurde und je mehr sich sein Wirkungskreis durch viele Commissionen für ausgezeichnete Bibliotheken, z. B. der Privatbibliothek des Königs Friedrich August III. von Sachsen *), die königl.

*) Dessen Biogr. s. im 5. Jahrg. d. N. Nekr. S. 440.

wie ein Vater zu seinen Kindern zu reden pflegte. — Seine Action endlich befremdete allerdings in mehrfacher Hinsicht gewöhnlich den, der zum erstenmale seine Kirche besuchte. Eine gewisse Unruhe veranlaßte bei ihm ein fast regelmäßiges Hin- und Hergehen auf der Kanzel; oft schien es, als suche er auf diese Weise die neuen Gedanken. Auch in der lebhaften Bewegung der Arme ließ sich oft etwas Eckiges nicht verkennen und dennoch — wunderbar genug — der gebildete Zuhörer gewöhnte sich so leicht an diese Nebendinge, daß er sie bald ganz übersah und wir konnten deshalb auch keineswegs die Aeußerung eines berühmten Theologen paradox finden, daß diese ganze Action R.'s so eigenthümlich, von ihm so unzertrennlich sei, daß er sich ihn gar nicht anders denken könne. Der Mysticismus und Obskurantismus, wie in politischer Hinsicht der Revolutionsschwindel waren seine Erzfeinde, aber er ließ es nicht immer bei der Defensive, sondern schlug gar oft mit dem Schwerdte der Wahrheit tapfer drein, wohl wissend, daß an dem Schilde der Vernunft die Streiche der Widersacher zurückprallen mußten. Was Wunder, wenn er deshalb um die rechtgläubige Verkleinerungssucht sich wenig kümmerte und es großmüthig übersah, wenn seinen Predigten wohl gar auch einmal das vermeinte „christliche Element" ganz und gar abgesprochen wurde. Sein eigenes Bewußtsein lehrte ihn eines Besseren und die mannichfachen äußeren Beweise von Anerkennung und Dankbarkeit, die ihm dessenungeachtet so oft zu Theil wurden, zeigten ihm, daß noch mancher Gleichgesinnte seine Vorzüge richtiger zu schätzen wisse, ja, das Band des Guelphenordens, das ihn noch im letzten Jahre zierte, sagte es Jedermann, daß auch in der Nähe des Thrones seine Verdienste nicht fremd geblieben seien. — Von seinen erschienenen Schriften nennen wir: Einige Festpredigten. Hannover 1820. — Einige Vorsichtsmaßregeln für diejenigen, die in besondern Andachtsvereinen Nahrung für ihre Frömmigkeit suchen. Göttingen 1827. — Predigt nach der Beendigung der in Göttingen entstandenen Bewegungen. Ebd. 1831. —

zuletzt auch seinen Diener, der Tod raffte seinen Vater ab, er selbst verfiel in ein hitziges Nervenfieber, wurde zwar dem ihm ziemlich nahen Tode noch glücklich entrissen, mußte aber kaum genesen selbst die Früchte seines rastlosen Fleißes, eine Summe von 17,000 Thlrn., welche er auf den Verlag oben erwähnter 23 neuen Verlagsartikel verwendet hatte, schon im Jahre 1806 vernichtet sehen, als der ausgebrochene Krieg den Musen Schweigen gebot. Mit stiller Ergebung ertrug er jene harten Prüfungen, fand sich jedoch durch selbige zu dem Entschlusse bewogen, im J. 1808, gleichwie er bereits im Jahre 1801 seine Buchhandlung zu Lübben einem seiner Diener überlassen hatte, nunmehr auch seine Buchhandlung, so wie seine schöne Besitzung in Meißen zu verkaufen. Dem Rathe seines Freundes, des königl. Oberbibliothekars und Hofraths Adelung folgend, wendete er sich hierauf im Jahre 1810 mit den Seinigen nach Dresden, um dort Gelegenheit zum Eintritt in einen für ihn passenden Staatsdienst zu finden, wurde hier ganz unerwartet bis zu seiner erfolgten öffentlichen Anstellung mit einem jährlichen Wartegelde aus der königl. Chatoulle begnadigt und beschäftigte sich indessen mit wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich geschichtlichen und numismatischen. Hierdurch fand er Gelegenheit, sowohl mit vielen Gelehrten, als insbesondere mit vielen selbst fürstl. Freunden der Münzkunde in Verbindung zu treten, lieferte mehrere interessante Aufsätze in den Dresdner gelehrten Anzeiger über Diplomatik, Geschichte, Alterthümer und Münzkunde, gab hierdurch namentlich Veranlassung zu Erhaltung des sogenannten Moritzmonuments zu Dresden und schrieb mehrere anonyme Schriften in der Zeitepoche Napoleons, wovon drei gedruckt erschienen. Auch unterzog er sich nebenbei dem Ordnen und Aufzeichnen mehrerer ausgezeichneten Privatbibliotheken, insbesondere seiner Freunde, des Oberhofpredigers Dr. Reinhard und des Vicelandrentmeisters Grahl, so wie des Grafen v. Salmour und seines hohen Gönners des königl. sächs. Conferenzministers v. Nostiz und Jänckendorf und wurde durch letzteren in Ermangelung passender Gelegenheit, ihm eine seinen wissenschaftlichen Kenntnissen entsprechende öffentliche Anstellung zu gewähren, am 13. Januar 1814 als Cassenschreiber bei der königl. sächs. Hauptcasse für die öffentlichen Straf- und Versorganstalten angestellt. Mit strengster Gewissenhaftigkeit, ängstlicher Sorgfalt und rastloser Thätigkeit diente

er jetzt dem Staate, wenn schon in einem seinen Geist wenig Nahrung gewährenden Wirkungskreise und verwaltete nach dem Tode des Cassiers genannter Casse zugleich auch dessen Stelle. Er überwältigte zwar glücklich die Masse der ihm in dieser doppelten Stellung obliegenden Geschäfte, überspannte jedoch dadurch zugleich seine Kräfte, steigerte seine hypochondrischen Leiden bis zum Culminationspuncte, sah sich deshalb schon im J. 1817 veranlaßt, um seine Entlassung zu bitten, welche ihm auch am 17. Sept. desselben Jahres unter Verwilligung einer lebenslänglichen Pension zu Theil wurde und fand in seinem aus England heimkehrenden Schwager, dem verdienstvollen Carl Heinrich Ferdin. Schütze. seinen freundlichsten Mäcen. Ob er nun schon fortan unausgesetzt mit hypochondrischen Leiden zu kämpfen hatte, so beschäftigte er sich doch meistens nur mit den Wissenschaften, drang tiefer in das Feld der Numismatik und vaterländischen Geschichte ein, in welcher Hinsicht ihm theils seine in diesen Fächern wahrhaft ausgezeichnete Bibliothek, theils seine eigene gegen 4000 sächsische Münzen enthaltende, von ihm jedoch im J. 1830 an seinen Freund Christian Jacob Götz in Dresden verkaufte Münzsammlung, gleichwie die allgemeinere und zahlreichere, von ihm mit vielen Seltenheiten vermehrte Münzsammlung seines Sohnes und die nicht zu berechnende Anzahl von Münzen, welche ihm entweder zur Entzifferung, oder auch zum Verkauf und desfallsiger Anfertigung von Catalogen selbst aus dem entferntesten Auslande zugesendet wurden, den reichsten Stoff darboten. Mit seinem vorgenannten Freunde Götz gab er gleichsam das Spruchcollegium für die Münzen des Mittelalters ab, verewigte einen Theil seiner numismatischen, höchst interessanten Entdeckungen in einigen von ihm herausgegebenen Schriften (Numismat. Bruchstücke in Bezug auf sächsische Geschichte, 3 Hefte mit Kupfern. Dresden 1816—1828. Ueber das jetzige Dorf Collochau in der Niederlausitz, mit einem Kupfer. Görlitz 1827, auch im Neuen Lausitzisch. Magazin Jahrg. 1827. 6. Bd. 1. Heft abgedruckt), rettete durch eine dieser Schriften die so merkwürdige Kapelle auf dem Landsberg bei Halle vom Untergange und legte eine jetzt in den Händen seines Sohnes befindliche Sammlung zu Ehren berühmter Sachsen geprägter Münzen und Medaillen an, welche er bis auf 455 Stück vervollständigte. Unter Benutzung sowohl dieser seiner eigenen, als fremder desfallsiger

Sammlungen arbeitete er unter dem Titel: Museum Erbsteinianum ein leider nur als Manuscript hinterlassenes Werk aus, welches die ausführlichen Lebensbeschreibungen aller derjenigen Sachsen und in Sachsen berühmt gewordenen Ausländer, zu Ehren welcher Münzen und Medaillen geprägt worden sind, nebst treuen Abbildungen letzterer enthält und suchte als Mitglied oder Ehrenmitglied des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums ꝛc. seit 1822, des königl. sächs. Vereins zu Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer seit 1825, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften seit 1826 und der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz seit 1835 diesen wissenschaftlichen Vereinen ebenso, als seinen vielen gelehrten Freunden durch seine sich erworbenen Kenntnisse zu nützen, bis er in einem durch die organischen Fehler seines Unterleibes, der Ursache seiner langjährigen hypochondrischen Leiden, herbeigeführten, zuletzt leider noch sehr hartem Kampfe am oben genannten Tage zu Dresden unterlag. Außer seiner oben genannten treuen Lebensgefährtin, welche ihn stets so liebevoll pflegte, hinterließ er seine ältere Tochter Emma Littegard, die Gattin des Pastor Oertel zu Colmnitz bei Freiberg, nebst vier Enkeln und seinen jüngsten Sohn Julius Theodor, welcher sich unter seiner Leitung zum Numismatiker und diplomatischen Geschichtsforscher gebildet hat und als kön. sächs. Geheime- und Hauptstaatsarchivs-Registrator in Dresden angestellt ist, nebst zwei Enkeln.

* 145. Dr. August Ferdinand Hauschild,

Rechtsconsulent zu Dresden und Director der Gerichte der königl. sächs. Chatullengüter Schönfeld, Jessen, Graupe u. Pratzschwitz.

geboren d. 14. Mai 1767, gestorben am 10. Juli 1836.

Hauschild war zu Dresden geboren und der älteste Sohn der zahlreichen Familie des kurfürstlich sächsischen Kammercommissionsrath Christian Aug. Hauschild. Von seinen Eltern erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung. Seine wissenschaftliche Bildung wurde bis zu seinem 12. Jahre durch Hofmeister geleitet, wo er dann die Kreuzschule bezog. In seinem 16. Jahre hatte er die wissenschaftliche Reife für die Universität erreicht und verließ daher die Schule, versehen mit den besten Zeugnissen. Er bezog darauf im Jahre 1783 die Universität Leipzig, wo er die Rechtswissenschaft studirte und im

19. Jahre seinen ausgezeichneten Fleiß bei seiner Abgangsprüfung mit der ersten Censur belohnt sah. Nach seiner Rückkehr von der Universität begann er seine Laufbahn als practischer Jurist, übernahm die Gerichtsbestallung Zehist und stand seinem vielseitig beschäftigten Vater in dessen Arbeiten bei. Nachdem er in seinem 21. Jahre an der Leipziger Universität nach vorheriger Disputation zum Doctor der Rechte creirt worden war, wurde er seinem Vater zur Assistenz bei der Administration der Gerichte der combinirten kurfürstl. Chatullengüter Schönfeld, Jessen, Graupe und Pratzschwitz beigegeben; so wie er denselben in dessen übrigen ausgebreiteten Geschäften thätig unterstützte, deren alleinige Besorgung aber schon eine geraume Zeit vor dem am 4. Febr. 1798 erfolgten Ableben seines Vaters übernahm, da dieser in Folge eines Nervenschlags zur Fortsetzung derselben unfähig geworden war. Bei dem Tode seines Vaters wurde ihm die alleinige Verwaltung der Gerichte der oben genannten Orte übertragen. Sein beharrlicher Fleiß auf der Schule und Universität, so wie der Eintritt in umfangreiche und ernste Geschäfte in dem noch jugendlichen Alter von 20 Jahren und die hierin bewiesene Ausdauer und Aufopferung untergruben seine von Natur kräftige Constitution dermaasen, daß er vom 28. bis zum 38. Jahre stets kränkelte. Seine dann erfolgte gänzliche Herstellung hatte er nur der zweckmäßigen und sorgsamen Behandlung seines Arztes, des Dr. Seeger, zu verdanken. — Die Biederkeit und Uneigennützigkeit seines Characters ließ ihn überall als Vermittler auftreten, wodurch er sich vieler Herzen, namentlich die seiner Gerichtsbefohlenen in der Pflege Schönfeld rc. ganz gewann. Mehrere andere ihm übertragene Gerichtsbestallungen hatte er früher während seiner Krankheit abgegeben, um seine Geschäftsbelastung zu mindern und seine Gesundheit zu kräftigen. Als in dem Kriegsjahre 1813 auch die Schönfelder Pflege von Kriegsdrangsalen sehr hart getroffen wurde, sorgte er auf die väterlichste Weise, das Schicksal seiner Gerichtsbefohlnen zu erleichtern; verschaffte ihnen auch von den später von Frankreich an Sachsen gezahlten Liquidationsgeldern eine sehr bedeutende Summe als Vergütung für geleistete Naturallieferungen und verpflichtete dieselben, da er für die in dieser Beziehung gehabten vielen Bemühungen und Opfer weder liquidirte, noch einen Ersatz annahm, zu dem lebhaftesten Danke. Eine bei den Gerichten zu

Schönfeld zu führende Untersuchung über einen geschehenen Raubmord, in deren Folge unter andern zwei Theilnehmer zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt wurden und die am 14. Oct. 1834 erfolgte Ausführung dieser Execution selbst — welche übrigens deshalb bemerkenswerth ist, daß bei derselben die bis dahin übliche Hegung des Halsgerichts in Sachsen das letzte Mal vorgekommen ist, indem solche durch Verordnung vom 27. Dec. 1834 aufgehoben wurde, — berührten sein Gemüth auf vielfache Weise schmerzlich und sowohl dies, als die durch jene Untersuchung herbeigeführten Anstrengungen bei seinem schon sehr vorgeschrittenen Alter, führten ein dauerndes Unwohlsein herbei. Betrauert von seinen 4 Kindern und Brüdern, welchen er Vater und Bruder im vollsten Sinne des Worts gewesen und von Allen, mit denen er in Verbindung stand und denen er als Freund und sorgender Berather werth war, verschied er am oben genannten Tage.

Dresden. August Matthaey.

* 146. Victor v. Ahrenschild,

Oberlieutenant in kaiserl. brasilian. Diensten zu Rio de Janeiro,

geboren den 7. Oct. 1801, gestorben den 11. Juli 1836.

„Quand tout est perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir."
Voltaire.

Eine im höchsten Grade scandalöse Leichenbestattung, welcher ich vor Kurzem in Hamburg beiwohnte, ruft mir die Erinnerung an den größten Kirchhof in Rio de Janeiro, den der Misericordia (Armenhospital), unter so schmerzlichen Gefühlen zurück, daß mich noch immer ein kalter Schauer überfällt, wenn ich an die Zeiten des brasilianischen Exkaisers Dom Pedro I. denke und über die Art und Weise nachsinne, wie man noch vor wenig Monden in Brasiliens Kaiserstadt die Todten zur Grube schleifte. — Es ist freilich ziemlich einerlei, wo dermaleinst unser Körper ruht, ob ihn die Haifische oder die Würmer verzehren; der Todte empfindet nichts davon. Anders verhält es sich aber mit den zurückbleibenden Lieben; diesen muß es schrecklich sein, wenn sie einen Verwandten oder Freund auf eine Weise zur Erde bestattet wissen, die selbst bei den unbetheiligten Vorübergehenden Grauen erregt. Ohne Sarg, ja oftmals ohne die geringste Bekleidung, in ihrer scheußlichen Nacktheit

werden die in diesem Armenkrankenhause Verstorbenen in eine Grube geworfen, die oft nicht zwei Fuß tief ist. Halb lahme Neger tragen den Verblichenen in einer, über eine lange Stange gezogenen Hangematte zur Grabstätte, werfen ihn hier in die Gruft, streuen nur lose etwas Erde darüber und wenn alsdann wegen der allzugeringen Tiefe des Grabes der Leichnam noch auf der Oberfläche des Begräbnißplatzes sichtbar sein sollte, so stampfen sie ihn mit schweren Holzklötzen dermaasen in die Erde, daß nicht selten aus Blut, Erde und Excrementen ein scheußlicher Brei entsteht. Erfolgt dann vielleicht einige Tage später ein heftiger Regenguß, der sich in den tropischen Ländern immer durch größere Kraft und stärkere Wolkenentladungen von unseren heimathlichen Zonen unterscheidet, so wird häufig das lockere Erdreich weggespült und ein zerquetschtes Bein oder ein Arm, der scheinbar dräuend ob dieses verruchten Frevels die Hand aus dem Grabe hervorstreckt, verscheucht die armen Unglücklichen, die auf dieser geweihten Stätte vielleicht ein Glied ihrer Familie beweinen. Man glaube nicht, daß Alle die man hier begrub, aus der niedern Volksklasse, oder aus afrikanischem Geblüt entsprangen; auch einen deutschen Edelmann, den Lieutenant v. Ahrenschild, einen ehemaligen Officier, sah ich hier einscharren. Der unglückliche Mann, den seines guten Characters wegen alle seine Kameraden liebten, war zu Osnabrück geboren und trat im 14. Jahre als Cadet in die Militärschule zu Hannover. Er erhielt seinen Abschied aus hannoverschen Diensten als Secondlieutenant und ging, wie so viele Andere, in der thörichten Hoffnung, in Brasilien ein rasches Glück zu machen, welches ihm der Major Schäfer vorgespiegelt hatte, von Hamburg aus nach Rio de Janeiro, wo ihm auch am 16. März 1825 sein dem Conde de Rio parde, dermaligem Kriegsminister wohlbekannter Name augenblicklich eine Anstellung als Premierlieutenant verschaffte. Nach der unglücklichen Epoche der Vertreibung des Kaisers Pedro I. (den 7. April 1831), welcher die Auflösung aller ausländischen Truppen voranging, stand er leider ganz allein und verlassen; seine ehemaligen Kameraden konnten ihm nicht helfen, da sie selbst in großer Verlegenheit schwebten und die deutschen Kaufleute, — unter denen es zwar einige recht wackere Männer gab, wollten nichts für ihn thun. Zwar versuchte er durch Etablirung eines kleinen Handels so gut als möglich sich durchzu-

schlagen, aber auch hierin unglücklich und durch die schändliche Betrügerei eines gewissen v. Hantelmann um den letzten Rest seiner unbedeutenden Barschaft gebracht, war er endlich dem schrecklichsten Elende preisgegeben. In dieser Situation fehlte ihm der Muth, standhaft dem Schicksale die Stirn zu bieten; Verzweiflung bemächtigte sich seiner und um alle Leiden zu vergessen, suchte er Trost beim Branntwein. Dies Gift, welches schon so Manchen auf die Bahre streckte, das aus Feiglingen Helden, aus vernünftigen Menschen Wahnsinnige machte und selbst den rohen Wilden in den brasilianischen Urwäldern bezähmte, verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht; der durch Sorgen und Kummer ohnehin sehr geschwächte Körper konnte die in Uebermaas genossenen Portionen jungen Rums nicht lange ertragen; er welkte langsam dahin und mußte endlich in das Hospital der Misericordia geschafft werden, wodurch man wenigstens verhinderte, daß ein deutscher Officier und Edelmann vor Hunger und Jammer auf den Straßen von Rio de Janeiro elendiglich umkam. Welch' schmerzhafter Anblick, welche Ironie des Erdendaseins war es, als die ehemaligen Kameraden ihn hier zwischen zwei, an der ekelhaftesten Krankheit leidenden Negern in einem engen, dumpfen, pesterfüllten Gemache wieder fanden! Glücklicherweise hielten die physischen Leiden des Unglücklichen nicht lange an; als ich ihn das zweite Mal besuchen wollte, war er bereits in das Reich der Schatten gewandert und der Leichnam etwa 10 Minuten nach seinem Ableben auf dem Kirchhofe des Hospitals ohne Einsegnung und Glockenklang, ohne Gefolge, ja ohne Sarg, auf die vorbeschriebene Weise eingescharrt. Ruhe sanft, o Freund!

C. Seidler,
Privatgelehrter.

147. Anna Bondra,

k. k. Hofopernsängerin zu Wien;
geb. im J. . . . ., gest. den 11. Juli 1836 *).

Von ihren Eltern zum Theater bestimmt, betrat sie 1811 das k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore, wo ihr Vater als Chordirector und ihre ältere Schwester Therese, nachherige verehelichte Tremmel, als Sängerin engagirt wurden. Anfangs nur zu Kinderrollen verwen-

*) Allgem. Wiener Theaterzeitung und Originalblatt 1836.

der, erwarb sie sich sogleich als Gustav in Weigl's „Waisenhaus“ die Gunst des Publicums. Da ihr Alter und der Grad ihrer musikalischen Ausbildung damals noch nicht gestatteten, sie in größeren Partien zu placiren, so wurde sie einstweilen dem Chore einverleibt, wo sie längere Zeit und zwar bis zum J. 1813 mitwirkte. Als im Jahre 1814 die berühmte Sängerin Fischer Wien verließ und gerade kein für die Rolle der Vestalin geeignetes Individuum anwesend war, übertrug man ihr, gleichsam versuchsweise diese Partie, welche sie mit einem so überaus siegreichen Erfolge gab, daß bald die Amazili im „Cortez“ und die meisten ersten Partien, sowohl in den deutschen als französischen Opern in ihre Hand gelangten, welche sie alle mit seltener Vollkommenheit im Spiele und Gesange ausführte. Ihre Fanchon, ihre Pamina, ihr Benjamin und noch viele andere ihrer Leistungen dürfen gewiß so mancher Sängerin der heutigen Zeit zum belehrenden Vorbilde dienen. Späterhin seit dem J. 1821, wo das k. k. Hoftheater in den Besitz des Pachters Barbaja überging, wirkte sie auch in der italienischen Oper mit und obschon der fremden Sprache ganz unkundig, wußte sie alle Schwierigkeiten zu überwinden und durch eisernen Fleiß diesen Mangel dermaasen zu ersetzen, daß selbst die italienischen Künstler ihr das einstimmigste Lob nicht versagen konnten. In der deutschen Oper, in letzterer Epoche, wo ihr mehr Spiel- als Gesangspartien zugetheilt wurden, war sie als Oberpriesterin in der „Vestalin,“ als Brigitte in „Maurer und Schlosser,“ als Fräulein Aurora in den „umgeworfenen Kutschen,“ als Frau von Roussel in „Fanchon,“ als Putzmacherin in der „Braut,“ als Lady im „Fra Diavolo“ rc. unübertrefflich. — Im Leben war sie eine zärtliche Tochter, eine milde Trösterin der Armen, eine Helferin in jeglicher Noth, wo ihre Kräfte es erlaubten; wer sie gekannt, fand in ihr Bescheidenheit, Güte und Anspruchslosigkeit im schönsten Bunde vereinigt.

148. Christian Ludwig Stieglitz,

Proconsul zu Leipzig;

geboren den 12. Dec. 1756, gestorben den 17. Juli 1836 *).

Sein Vater, der Proconsul und Beisitzer im Oberhofgerichte zu Leipzig war, hatte durch Hauslehrer für

*) Allgem. Liter. Zeitung. Dec. 1836.

eine wissenschaftliche Bildung seiner drei Söhne, unter denen unser Stieglitz der älteste war, gesorgt und als er frühzeitig verstarb, übernahm der berühmte Joh. Aug. Ernesti, der des Vaters Lehrer gewesen war und dem Großvater seine Ausgabe der Werke des Cicero gewidmet hatte, die Vormundschaft für den jungen Stieglitz, der, nachdem er einige Jahre die Thomasschule besucht hatte, 1773 in Leipzig seine academischen Studien begann. — Der vortreffliche Character, welcher den Großvater und Vater auszeichnete, war auf den Sohn übergegangen, der, durch schwächlichen Körperbau auf ein zurückgezogenes, ruhiges Leben hingewiesen, am liebsten bei seinen Büchern verweilte. Seine Neigung zog ihn besonders zu den schönen Wissenschaften hin, denen er sich, wenn er unabhängig gewesen wäre, ganz gewidmet haben würde. Auch zeigte er viele Anlagen zum Zeichnen, worin ihn vorzüglich der Professor Stein einweihte. Er hörte Vorlesungen über Mathematik und Physik, Geschichte, Philologie und Philosophie und wohnte den naturgeschichtlichen und mineralogischen Vorlesungen bei Leske und den astronomischen bei dem jüngern Gehler bei. Sodann widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaften. Unter dem Vorsitze Wolle's disputirte er 1776, unterwarf sich dann der Prüfung in der Juristenfacultät, wurde Baccalaureus der Rechte und promovirte hierauf in der philosophischen Facultät. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Zeichnen- und Baukunst, die fortan seine Lieblingsbeschäftigungen wurden, denen er jede Minute, die er für sie erübrigen konnte, gewissenhaft widmete. Nur auf diese Weise ward es ihm möglich, sich zum gründlichen und geschmackvollen Kenner der bürgerlichen und ästhetischen, der ältern und neuern Baukunst auszubilden, so daß er befähigt wurde, zu manchen architectonischen Gebilden Idee und Plan anzugeben und als scharfsinniger Forscher im geschichtlichen Gebiete dieser Kunst aufzutreten. Insbesondere verdankt ihm die Geschichte der Baukunst die genaue Feststellung des Unterschieds zwischen neugriechischer und arabischer und zwischen rein gothischer Bauart, welche letztere ihm als die vollkommenste erschien und von ihm in ihrer ganzen Tiefe erforscht wurde. Mag auch sein System der Baukunst, die er in die Uebereinstimmung mit der Naturbildung setzte, nicht den Anklang gefunden haben, auf welchen es bei dem Fleiße, mit dem es durchgeführt war, An-

spruch zu haben schien, so gab es doch in jedem Falle ein rühmliches Zeugniß seiner Genialität und seines beharrlichen Strebens, etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Nachdem er durch Vertheidigung der Dissertation: „De causis, cur jus feudale germanicum in Germania neglectum et jus feudale longobardicum receptum sit?“ sich die Würde eines Doctors beider Rechte erworben, trat er, wie sich dies bei seiner großen Bescheidenheit, die damals noch in Schüchternheit übergehen mochte, erwarten ließ, anonym mit dem „Versuche über die Baukunst“ (Jena 1786) und der Schrift: „Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken“ (Leipzig 1792) als Schriftsteller auf; unter seinem Namen ließ er, da die anonym erschienenen Schriften von mehreren Seiten sehr beifällig beurtheilt worden waren, zuerst die „Geschichte der Baukunst der Alten“ (Leipzig 1792) erscheinen, die sogleich die Aufmerksamkeit der Kenner auf ihn lenkte, da sie ein Zeugniß gab von seiner genauen Kenntniß der Geschichte dieser Kunst. Zwar wurde er 1792, nachdem er Canonicus und Probst des Stifts Wurzen geworden, in das Rathscollegium gewählt, in welchem er 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeister und 1823 zum Proconsul aufstieg, allein ungeachtet der vielen Verpflichtungen, die ihm diese Aemter auferlegten, wußte er durch weise Eintheilung und sorgliche Benutzung seiner Zeit für seine Lieblingsbeschäftigungen doch noch Mußestunden zu finden, die der Wissenschaft reichliche Früchte trugen. — Zu gleicher Zeit, während er die „Encyclopädie der Baukunst der Alten“ (5 Bde. Lpzg. 1792 und 1798) mit 118 Kupfertafeln, worin er den ganzen Umfang dieser Kunst mit Meisterschaft behandelte, erscheinen ließ und für mehrere Journale und Zeitschriften sehr thätig war, gab er auch die „Gemälde von Gärten im neuern Geschmack dargestellt“ (Leipzig 1795) und „Die Baukunst der Alten, ein Handbuch für Freunde dieser Kunst“ (Leipzig 1796) heraus, denen er die „Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer“ (2 Bde. Weimar 1801) und das große, sehr theure Kupferwerk „Zeichnungen aus der schönen Baukunst“ (Leipzig 1801, 2. Aufl. 1805) mit 115 Kupfertafeln folgen ließ, in welchem letztern Werke er herrliche Belege seiner Geschicklichkeit im Zeichnen niedergelegt hat. — Als Stadtrichter und Baumeister war er, zumal in der Zeit des französ. Krieges, mit Arbeiten aller Art so überhäuft, daß er bei der Gewissenhaftigkeit in Ausübung seiner Berufspflichten zur

Schriftstellerei fast gar keine Zeit gewinnen konnte; was er erscheinen ließ, war der „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums“ (Leipzig 1809). Dagegen beginnt in jener Zeit seine erste unmittelbare Thätigkeit für die deutsche Gesellschaft. An der Umgestaltung der Statuten derselben hatte er großen Antheil. Als Mitglied des Stadtmagistrats erwarb er sich unter Anderm 1810 ein großes Verdienst durch die neue Bearbeitung der Feuerordnung. Auch im Collegiatstifte zu Wurzen, in welches er frühzeitig eingetreten war, erweiterte sich sein Wirkungskreis und endlich ward er zur Würde des Propstes erhoben. Sobald der Krieg geendet und die ungünstige Zeit, welche seiner literarischen Muße Schweigen geboten hatte, vorüber war, kehrte er zu seinen literarischen Studien zurück und legte die Resultate derselben in seinen „Archäologischen Unterhaltungen“ (Lpzg. 1820) und in der „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuesten Zeiten“ (Nürnberg 1827) nieder, von welchem letztern Werke gegenwärtig die 2. Aufl. erschienen ist, die der Verfasser in der letzten Zeit seines Lebens durchgesehen. Im Jahre 1824 war S. den Leipziger Mitgliedern des thüringisch-sächs. Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer zu Naumburg, nachher zu Halle, beigetreten, die am 6. August 1824 einen sächsischen Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer in Leipzig bildeten. Der Verewigte war Programmatist dieses Vereins und machte sich als solcher gleich vom Anfange hochverdient und denselben durch die Herausgabe der regelmäßig erscheinenden Jahresberichte, deren jeder seitdem eine oder mehrere Abhandlungen von ihm enthält. Als nun endlich im Jahre 1827 die deutsche Gesellschaft, zwei auswärtige Ehrenmitglieder abgerechnet, nur noch aus unserm S. und dem Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner, bestand, die Wiederherstellung derselben aber nach der ehemaligen Einrichtung nicht rathsam erschien, kamen beide darin überein, die deutsche Gesellschaft mit dem erwähnten sächsischen Vereine in Verbindung zu bringen, der nun nächst den Alterthümern auch die deutsche Sprache in den Kreis seiner Forschung zog und den Namen deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig erhielt. So ward unser S. der Wiederhersteller der deutschen Gesellschaft, deren Seele er seitdem war.

Hatte er schon von Anfange an ihr seine regste Theilnahme bewiesen, so geschah dies noch mehr seit 1830, wo er als Proconsul in den Ruhestand versetzt worden war. Nachdem er bis 1832 das Amt als Programmatist, später Geschichtsschreiber genannt, mit höchster Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte, ward er am 2. Februar 1832 zum Vorsteher der deutschen Gesellschaft erwählt. Als solcher gab er insbesondere auch dadurch einen Beweis seines Eifers für das immer fröhlichere Gedeihen der Gesellschaft, daß er im J. 1833, während der Abwesenheit des Geschichtsschreibers, sich der Herausgabe des Jahresberichts unterzog. Als kein Jahresbericht mehr seine Zeit in Anspruch nahm, begann er die Herausgabe der „Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst" (2 Bde. Leipzig 1834), die nächst der neuen Ausgabe seiner „Geschichte der Baukunst" sein letztes selbstständiges Werk geblieben sind. Seine vielfachen Verdienste um die Wissenschaften fanden auch dadurch Anerkennung, daß viele nahe und ferne gelehrte Gesellschaften ihn zu ihrem Mitgliede ernannten; so die bourbonische Academie zu Neapel, die königlich baierische Academie der Wissenschaften und die polytechnische Gesellschaft zu München, die königlich dänische Gesellschaft der Alterthumsforscher zu Kopenhagen, die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, die öconomische Gesellschaft zu Leipzig, der voigtländische Alterthumsverein zu Hohenleuben, der hennebergische zu Meiningen u. s. w. Nur durch die größte Regelmäßigkeit und Einfachheit des Lebens war es bei seinem von Geburt an schwächlichen Körper möglich, ein so hohes Lebensalter zu erreichen, als er es erreicht hat. Wenn auch schon schwach, nahm er doch mit Freuden am 22. Juli 1832 Theil an dem Festmahle, welches zur Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums die deutsche Gesellschaft ihm zu Ehren veranstaltet hatte, die außerdem durch das Erscheinen eines Programms, mehrere Gedichte und einen herrlichen Aufsatz, darstellend den Kuhthurm bei Leipzig, dessen Bau unter ihm als Proconsul und auf seine Angabe ausgeführt worden war, dem Jubilar ihre Theilnahme bewies. Doch immer mehr schwanden die Kräfte des Greises, so, daß er nur selten den Versammlungen der Gesellschaft beiwohnen konnte. Dessen ungeachtet arbeitete er daheim noch rüstig fort für Journale und entschloß sich 1835 auch noch zur Theilnahme an dem vom Dr. Puttrich und dem Maler Geyser d. J. her-

uszugebenden „Denkmalen der Baukunst des Mittel-
lters in Sachsen,“ worin seine Abhandlung über die
oldene Pforte in Freiberg eine seiner letzten, wo nicht
ie allerletzte Arbeit ist. Schon seit dem Ende des
Monats Juni 1836 hatten seine verfallene Gestalt und
ie mühsam zusammengehaltene Kraft zu ernsten Be-
orgnissen für sein Leben berechtigt; die Schwäche er-
eichte endlich den höchsten Grad; der gefürchtete Au-
enblick gänzlicher Auflösung zog vorüber, das letzte
Aufflackern seines freundlichen Geistes erfolgte am Mon-
age, den 11. Juli. Am folgenden Tage stellte sich
wieder Mattigkeit, endlich Schwäche ein und sanft und
uhig, wie er gelebt, entschlief er am oben genann-
en Tage. Eine große Anzahl Verehrer und Freunde
egleiteten ihn am 20. Juli zur Gruft, wo Heimbach
und Großmann Worte des Trostes sprachen. — Außer
en genannten Werken erschienen noch von ihm: *Er-
ählungen a. d. Ritterzeiten, nebst einigen kleinen Lie-
ern, mit Musik. Leipzig u. Weißenfels 1781. — *Ta-
chenbuch für 1802. — Wartburg. Ein Gedicht in acht
Gesängen. Leipzig 1801. — Ueber die Malerfarben der
Griechen u. Römer. Ebend. 1817. — Von altdeutscher
Baukunst. Ebd. 1820. — Außerdem lieferte er Beiträge
u der neuen Bibl. d. schönen Wissenschaften, zu Weißens
Museum für die sächs. Geschichte zu dem Journal des
Luxus und der Moden, zu Friedr. Schlegels deutschem
Museum, zum Kunstblatt, zu Ersch und Grubers allgem.
Encyclopädie, zu Grohmanns Handwörterbuch über die
schönen Künste, zur Zeitung für d. elegante Welt u. zu
Heydenreichs Vesta.

* 149. Heinrich Friedrich Wagner,

Doct. d. Med. u. Chir., herzogl. Hofmedicus u. Stadt- u. Land-
physicus zu Saalfeld;

geb. am 16. März 1784, gest. den 17. Juli 1836.

Er war zu Saalfeld geboren, wo sein Vater eben-
falls ausübender Arzt war. Auf dem dasigen Lyceum
wohl vorbereitet, bezog er Ostern 1802 die Universität
Jena, wo er die Arzneiwissenschaft mit vielem Fleiße
studirte und unter der Leitung des Geheimehofraths
Stark jun. sich besonders gut mit dem Accouchement be-
kannt machte, in welcher Kunst er auf dem practischen
Wege sehr viel geleistet hat. Nachdem er promovirt
hatte und 1805 in das Vaterhaus zurückgekehrt war,

machte er eine der ersten Proben von seinen erworbenen Kenntnissen an seinem eigenen Vater, den er an einer Lungenentzündung erkrankt fand. Er versuchte, ihn nach der Brownschen Methode zu heilen, allein die Cur schlug zu seinem größten Schmerze fehl und der Vater war das erste Opfer seiner ärztlichen Praxis. Als im letzten Kriege Saalfeld hart bedrängt wurde, brach (1813) eine ansteckende Krankheit aus, wobei zwei Aerzte als Opfer derselben fielen und nur der jüngste derselben, unser W., der unermüdet thätig war und dem nun das Physicat übertragen wurde, von der pestartigen Krankheit verschont blieb. Im J. 1828 ernannte ihn der Herzog von Meiningen zum Hofmedicus. Seiner ausgezeichneten Thätigkeit verdankt seine Vaterstadt zwei trefflich eingerichtete Anstalten: Die eine ist das Krankenhaus, welches 1830, die andere das Leichenhaus, welches 1835 eröffnet wurde. Um eine dritte Anstalt für Cholerakranke hat er sich 1831 eben so verdient gemacht und er bereiste selbst unaufgefordert die Lazarethe der Cholerakranken, um im Fall des Ausbruchs der Seuche alle Vorkehrungen in seiner Vaterstadt treffen zu können. Im J. 180[illegible] hatte er sich verheirathet, aber seine Gattin und drei Kinder gingen ihm in das Jenseits voran. Ein Jahr vor seinem Ende wurde er vom Schlage getroffen, worauf die Wassersucht seinem Leben auf einem schmerzhaften Krankenlager ein Ende machte. Während er selbst von fremden Aerzten berathen wurde, leistete er noch Andern ärztliche Hülfe bis an sein Ende und schrieb noch an seinem Todestage für einen Kranken ein Recept. Zuletzt wankte sein Vertrauen auf die Kunst sehr erfahrener Practiker gänzlich und er nahm seine Zuflucht zu Hausmitteln, die ihm von Nichtärzten empfohlen wurden. W. war von Person groß und ansehnlich und kleidete sich höchst anständig. Seine Neben- und zugleich Lieblingsbeschäftigung war die Jagd. — In und um Saalfeld sind wenige Häuser, in die er nicht als Arzt gerufen wurde. In finsterer Mitternacht, bei stürmischer Witterung warf er sich auf sein Pferd und eilte augenblicklich dem Patienten zu Hülfe. Wo es nöthig war, half er ganz unentgeltlich und beschenkte den Leidenden oft reichlich, doch durfte derselbe es nicht ausplaudern. Seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen und diese erstreckte sich sonderbarer Weise nicht blos auf arme und geringe, sondern und fast noch mehr auf vorzüglich angesehene und selbst begüterte Personen; diese wurden

wo. ihm mit Geschenken an Austern, Caviar und andern Leckereien fast überschüttet; daher hinterließ er trotz seiner großen Praxis wenig Vermögen. Er besaß einen bewundernswürdigen Scharfblick bei Krankheitszuständen und mit besonderm Glücke heilte er die acuten Krankheiten; bei chronischen Krankheitsheilungen fehlte ihm jedoch die Geduld und so wie er seine größte Force bei inneren Krankheiten und als Geburtshelfer bewieß, so gestand er selbst, daß er als Chirurg und als Augenarzt Anderen nachstehe. Obductionen oder Sectionen gehörten unter seine liebsten Verrichtungen. Fortwährend studirte er die neuesten Schriften des medicinischen Faches; doch befaßte er sich nicht weiter mit der Homöopathie, als ihm diese Heilart bei einigen Scharlachkranken fehlschlug. Zu dem Streben seiner Lebensthätigkeit gehörten: Würde und Glanz. Sein Hauptstreben aber war, die Alleinpraxis zu haben; er trat daher auf offener Straße gegen seine Nebenbuhler auf und es erregte nichts mehr seinen Neid, als wenn sich einer seiner Collegen durch eine glückliche Cur empfahl. In seine Praxis mischte sich oft zu sehr persönliche Zuneigung oder Abneigung ein. Wem er nicht gewogen war, dem ließ er es sehr empfinden. Als Hausarzt unterfing er sich auch über außermedicinische Angelegenheiten sich ganz unverhohlen auszusprechen und oft die Grenze der Bescheidenheit zu überschreiten. An trefflichen Einfällen und Witzworten besaß er einen großen Vorrath, den er reichlich zum Ergötzen Anderer verwandte.

* 150. Gustav Siegfried Krüger,

Rathsapotheker zu Stralsund;

geb. am 11. Nov. 1778, gest. den 19. Juli 1836.

Er war der Sohn des Oeconomen K. zu Hohen-Zwargs bei Rostock, widmete sich nach genossener Schulbildung in Malchin und Schwerin der Pharmacie und erlernte dieselbe zu Stargard in Hinterpommern. Nachdem er als Gehülfe in mehreren Apotheken in Stettin, Berlin, Bergen auf Rügen und in Rostock gearbeitet, ging er im J. 1814 nach Stralsund als Gehülfe in diejenige Officin, als deren Eigenthümer er gestorben ist. Am 12. Sept. 1817, bald nachdem er Besitzer der Rathsapotheke geworden war, verheirathete er sich mit Johanna Blumenthal. Von seinen Kindern überleben ihn vier. — K. war ein in seinem Fache geschickter und

det, erwarb sie sich sogleich als Gustav in Weigl's „Wai-
senhaus" die Gunst des Publicums. Da ihr Alter und
der Grad ihrer musikalischen Ausbildung damals noch
nicht gestatteten, sie in größeren Partien zu placiren, so
wurde sie einstweilen dem Chore einverleibt, wo sie län-
gere Zeit und zwar bis zum J. 1813 mitwirkte. Als im
Jahre 1814 die berühmte Sängerin Fischer Wien verließ
und gerade kein für die Rolle der Vestalin geeignetes
Individuum anwesend war, übertrug man ihr, gleichsam
versuchsweise diese Partie, welche sie mit einem so
überaus siegreichen Erfolge gab, daß bald die Amazili
im „Cortez" und die meisten ersten Partien, sowohl in
den deutschen als französischen Opern in ihre Hand ge-
langten, welche sie alle mit seltener Vollkommenheit im
Spiele und Gesange ausführte. Ihre Fanchon, ihre Pa-
mina, ihr Benjamin und noch viele andere ihrer Lei-
stungen dürfen gewiß so mancher Sängerin der heuti-
gen Zeit zum belehrenden Vorbilde dienen. Späterhin
seit dem J. 1821, wo das k. k. Hoftheater in den Besitz
des Pachters Barbaja überging, wirkte sie auch in der
italienischen Oper mit und obschon der fremden Sprache
ganz unkundig, wußte sie alle Schwierigkeiten zu über-
winden und durch eisernen Fleiß diesen Mangel der-
maasen zu ersetzen, daß selbst die italienischen Künstler
ihr das einstimmigste Lob nicht versagen konnten. In
der deutschen Oper, in letzterer Epoche, wo ihr mehr
Spiel- als Gesangspartien zugetheilt wurden, war sie als
Oberpriesterin in der „Vestalin," als Brigitte in „Maurer
und Schlosser," als Fräulein Aurora in den „umgewor-
fenen Kutschen," als Frau von Roussel in „Fanchon,"
als Putzmacherin in der „Braut," als Lady im „Fra
Diavolo" ꝛc. unübertrefflich. — Im Leben war sie eine
zärtliche Tochter, eine milde Trösterin der Armen, eine
Helferin in jeglicher Noth, wo ihre Kräfte es erlaub-
ten; wer sie gekannt, fand in ihr Bescheidenheit, Güte
und Anspruchslosigkeit im schönsten Bunde vereinigt.

148. Christian Ludwig Stieglitz,

Proconsul zu Leipzig;

geboren den 12. Dec. 1756, gestorben den 17. Juli 1836 *).

Sein Vater, der Proconsul und Beisitzer im Ober-
hofgerichte zu Leipzig war, hatte durch Hauslehrer für

*) Allgem. Liter. Zeitung. Dec. 1836.

eine wissenschaftliche Bildung seiner drei Söhne, unter denen unser Stieglitz der älteste war, gesorgt und als er frühzeitig verstarb, übernahm der berühmte Joh. Aug. Ernesti, der des Vaters Lehrer gewesen war und dem Großvater seine Ausgabe der Werke des Cicero gewidmet hatte, die Vormundschaft für den jungen Stieglitz, der, nachdem er einige Jahre die Thomasschule besucht hatte, 1773 in Leipzig seine academischen Studien begann. — Der vortreffliche Character, welcher den Großvater und Vater auszeichnete, war auf den Sohn übergegangen, der, durch schwächlichen Körperbau auf ein zurückgezogenes, ruhiges Leben hingewiesen, am liebsten bei seinen Büchern verweilte. Seine Neigung zog ihn besonders zu den schönen Wissenschaften hin, denen er sich, wenn er unabhängig gewesen wäre, ganz gewidmet haben würde. Auch zeigte er viele Anlagen zum Zeichnen, worin ihn vorzüglich der Professor Stein einweihte. Er hörte Vorlesungen über Mathematik und Physik, Geschichte, Philologie und Philosophie und wohnte den naturgeschichtlichen und mineralogischen Vorlesungen bei Leske und den astronomischen bei dem jüngern Gehler bei. Sodann widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaften. Unter dem Vorsitze Wolle's disputirte er 1776, unterwarf sich dann der Prüfung in der Juristenfacultät, wurde Baccalaureus der Rechte und promovirte hierauf in der philosophischen Facultät. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Zeichnen- und Baukunst, die fortan seine Lieblingsbeschäftigungen wurden, denen er jede Minute, die er für sie erübrigen konnte, gewissenhaft widmete. Nur auf diese Weise ward es ihm möglich, sich zum gründlichen und geschmackvollen Kenner der bürgerlichen und ästhetischen, der ältern und neuern Baukunst auszubilden, so daß er befähigt wurde, zu manchen architectonischen Gebilden Idee und Plan anzugeben und als scharfsinniger Forscher im geschichtlichen Gebiete dieser Kunst aufzutreten. Insbesondere verdankt ihm die Geschichte der Baukunst die genaue Feststellung des Unterschieds zwischen neugriechischer und arabischer und zwischen rein gothischer Bauart, welche letztere ihm als die vollkommenste erschien und von ihm in ihrer ganzen Tiefe erforscht wurde. Mag auch sein System der Baukunst, die er in die Uebereinstimmung mit der Naturbildung setzte, nicht den Anklang gefunden haben, auf welchen es bei dem Fleiße, mit dem es durchgeführt war, An-

spruch zu haben schien, so gab es doch in jedem Falle ein rühmliches Zeugniß seiner Genialität und seines beharrlichen Strebens, etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Nachdem er durch Vertheidigung der Dissertation: „De causis, cur jus feudale germanicum in Germania neglectum et jus feudale longobardicum receptum sit?" sich die Würde eines Doctors beider Rechte erworben, trat er, wie sich dies bei seiner großen Bescheidenheit, die damals noch in Schüchternheit übergehen mochte, erwarten ließ, anonym mit dem „Versuche über die Baukunst" (Jena 1786) und der Schrift: „Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken" (Leipzig 1792) als Schriftsteller auf; unter seinem Namen ließ er, da die anonym erschienenen Schriften von mehreren Seiten sehr beifällig beurtheilt worden waren, zuerst die „Geschichte der Baukunst der Alten" (Leipzig 1792) erscheinen, die sogleich die Aufmerksamkeit der Kenner auf ihn lenkte, da sie ein Zeugniß gab von seiner genauen Kenntniß der Geschichte dieser Kunst. Zwar wurde er 1792, nachdem er Canonicus und Probst des Stifts Wurzen geworden, in das Rathscollegium gewählt, in welchem er 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeister und 1823 zum Proconsul aufstieg, allein ungeachtet der vielen Verpflichtungen, die ihm diese Aemter auferlegten, wußte er durch weise Eintheilung und sorgliche Benutzung seiner Zeit für seine Lieblingsbeschäftigungen doch noch Mußestunden zu finden, die der Wissenschaft reichliche Früchte trugen. — Zu gleicher Zeit, während er die „Encyclopädie der Baukunst der Alten" (5 Bde. Lpzg. 1792 und 1798) mit 118 Kupfertafeln, worin er den ganzen Umfang dieser Kunst mit Meisterschaft behandelte, erscheinen ließ und für mehrere Journale und Zeitschriften sehr thätig war, gab er auch die „Gemälde von Gärten im neuern Geschmack dargestellt" (Leipzig 1795) und „Die Baukunst der Alten, ein Handbuch für Freunde dieser Kunst" (Leipzig 1796) heraus, denen er die „Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer" (2 Bde. Weimar 1801) und das große, sehr theure Kupferwerk „Zeichnungen aus der schönen Baukunst" (Leipzig 1801, 2. Aufl. 1805) mit 115 Kupfertafeln folgen ließ, in welchem letztern Werke er herrliche Belege seiner Geschicklichkeit im Zeichnen niedergelegt hat. — Als Stadtrichter und Baumeister war er, zumal in der Zeit des französ. Krieges, mit Arbeiten aller Art so überhäuft, daß er bei der Gewissenhaftigkeit in Ausübung seiner Berufspflichten zur

Schriftstellerei fast gar keine Zeit gewinnen konnte; was er erscheinen ließ, war der „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums“ (Leipzig 1809). Dagegen beginnt in jener Zeit seine erste unmittelbare Thätigkeit für die deutsche Gesellschaft. An der Umgestaltung der Statuten derselben hatte er großen Antheil. Als Mitglied des Stadtmagistrats erwarb er sich unter Anderm 1810 ein großes Verdienst durch die neue Bearbeitung der Feuerordnung. Auch im Collegiatstifte zu Wurzen, in welches er frühzeitig eingetreten war, erweiterte sich sein Wirkungskreis und endlich ward er zur Würde des Propstes erhoben. Sobald der Krieg geendet und die ungünstige Zeit, welche seiner literarischen Muße Schweigen geboten hatte, vorüber war, kehrte er zu seinen literarischen Studien zurück und legte die Resultate derselben in seinen „Archäologischen Unterhaltungen“ (Lpzg. 1820) und in der „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuesten Zeiten“ (Nürnberg 1827) nieder, von welchem letztern Werke gegenwärtig die 2. Aufl. erschienen ist, die der Verfasser in der letzten Zeit seines Lebens durchgesehen. Im Jahre 1824 war S. den Leipziger Mitgliedern des thüringisch-sächs. Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer zu Naumburg, nachher zu Halle, beigetreten, die am 6. August 1824 einen sächsischen Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer in Leipzig bildeten. Der Verewigte war Programmatist dieses Vereins und machte sich als solcher gleich vom Anfange hochverdient und denselben durch die Herausgabe der regelmäßig erscheinenden Jahresberichte, deren jeder seitdem eine oder mehrere Abhandlungen von ihm enthält. Als nun endlich im Jahre 1827 die deutsche Gesellschaft, zwei auswärtige Ehrenmitglieder abgerechnet, nur noch aus unserm S. und dem Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner, bestand, die Wiederherstellung derselben aber nach der ehemaligen Einrichtung nicht rathsam erschien, kamen beide darin überein, die deutsche Gesellschaft mit dem erwähnten sächsischen Vereine in Verbindung zu bringen, der nun nächst den Alterthümern auch die deutsche Sprache in den Kreis seiner Forschung zog und den Namen deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig erhielt. So ward unser S. der Wiederhersteller der deutschen Gesellschaft, deren Seele er seitdem war.

hatte er schon von Anfange an ihr seine regste Theilnahme bewiesen, so geschah dies noch mehr seit 1830, wo er als Proconsul in den Ruhestand versetzt worden war. Nachdem er bis 1832 das Amt als Programmatist, später Geschichtsschreiber genannt, mit höchster Gewissenhaftigkeit verwaltet hatte, ward er am 2. Februar 1832 zum Vorsteher der deutschen Gesellschaft erwählt. Als solcher gab er insbesondere auch dadurch einen Beweis seines Eifers für das immer fröhlichere Gedeihen der Gesellschaft, daß er im J. 1833, während der Abwesenheit des Geschichtsschreibers, sich der Herausgabe des Jahresberichts unterzog. Als kein Jahresbericht mehr seine Zeit in Anspruch nahm, begann er die Herausgabe der „Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst“ (2 Bde. Leipzig 1834), die nächst der neuen Ausgabe seiner „Geschichte der Baukunst“ sein letztes selbstständiges Werk geblieben sind. Seine vielfachen Verdienste um die Wissenschaften fanden auch dadurch Anerkennung, daß viele nahe und ferne gelehrte Gesellschaften ihn zu ihrem Mitgliede ernannten; so die bourbonische Academie zu Neapel, die königlich baierische Academie der Wissenschaften und die polytechnische Gesellschaft zu München, die königlich dänische Gesellschaft der Alterthumsforscher zu Kopenhagen, die oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, die öconomische Gesellschaft zu Leipzig, der voigtländische Alterthumsverein zu Hohenleuben, der hennebergische zu Meiningen u. s. w. Nur durch die größte Regelmäßigkeit und Einfachheit des Lebens war es bei seinem von Geburt an schwächlichen Körper möglich, ein so hohes Lebensalter zu erreichen, als er es erreicht hat. Wenn auch schon schwach, nahm er doch mit Freuden am 22. Juli 1832 Theil an dem Festmahle, welches zur Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums die deutsche Gesellschaft ihm zu Ehren veranstaltet hatte, die außerdem durch das Erscheinen eines Programms, mehrere Gedichte und einen herrlichen Aufsatz, darstellend den Kuhthurm bei Leipzig, dessen Bau unter ihm als Proconsul und auf seine Angabe ausgeführt worden war, dem Jubilar ihre Theilnahme bewies. Doch immer mehr schwanden die Kräfte des Greises, so, daß er nur selten den Versammlungen der Gesellschaft beiwohnen konnte. Dessen ungeachtet arbeitete er daheim noch rüstig fort für Journale und entschloß sich 1835 auch noch zur Theilnahme an dem vom Dr. Puttrich und dem Maler Geyser d. J. her-

auszugebenden „Denkmalen der Baukunst des Mittelalters in Sachsen,“ worin seine Abhandlung über die goldene Pforte in Freiberg eine seiner letzten, wo nicht die allerletzte Arbeit ist. Schon seit dem Ende des Monats Juni 1836 hatten seine verfallene Gestalt und die mühsam zusammengehaltene Kraft zu ernsten Besorgnissen für sein Leben berechtigt; die Schwäche erreichte endlich den höchsten Grad; der gefürchtete Augenblick gänzlicher Auflösung zog vorüber, das letzte Aufflackern seines freundlichen Geistes erfolgte am Montage, den 11. Juli. Am folgenden Tage stellte sich wieder Mattigkeit, endlich Schwäche ein und sanft und ruhig, wie er gelebt, entschlief er am oben genannten Tage. Eine große Anzahl Verehrer und Freunde begleiteten ihn am 20. Juli zur Gruft, wo Heimbach und Großmann Worte des Trostes sprachen. — Außer den genannten Werken erschienen noch von ihm: *Erzählungen a. d. Ritterzeiten, nebst einigen kleinen Liedern, mit Musik. Leipzig u. Weißenfels 1781. — *Taschenbuch für 1802. — Wartburg. Ein Gedicht in acht Gesängen. Leipzig 1801. — Ueber die Malerfarben der Griechen u. Römer. Ebend. 1817. — Von altdeutscher Baukunst. Ebd. 1820. — Außerdem lieferte er Beiträge zu der neuen Bibl. d. schönen Wissenschaften, zu Weißens Museum für die sächs. Geschichte zu dem Journal des Luxus und der Moden, zu Friedr. Schlegels deutschem Museum, zum Kunstblatt, zu Ersch und Grubers allgem. Encyclopädie, zu Grohmanns Handwörterbuch über die schönen Künste, zur Zeitung für d. elegante Welt u. zu Heydenreichs Vesta.

* 149. Heinrich Friedrich Wagner,

Doct. d. Med. u. Chir., herzogl. Hofmedicus u. Stadt- u. Landphysicus zu Saalfeld;

geb. am 16. März 1784, gest. den 17. Juli 1836.

Er war zu Saalfeld geboren, wo sein Vater ebenfalls ausübender Arzt war. Auf dem dasigen Lyceum wohl vorbereitet, bezog er Ostern 1802 die Universität Jena, wo er die Arzneiwissenschaft mit vielem Fleiße studirte und unter der Leitung des Geheimehofraths Stark jun. sich besonders gut mit dem Accouchement bekannt machte, in welcher Kunst er auf dem practischen Wege sehr viel geleistet hat. Nachdem er promovirt hatte und 1805 in das Vaterhaus zurückgekehrt war,

unermüdet thätiger Mann; wegen seines offenen und geraden Sinnes, so wie wegen seiner uneigennützigen Menschenliebe geehrt von seinen Mitbürgern und geliebt von Allen, die ihn kannten.

Dr. M. in Stralf.

151. Carl Müller von Friedberg,

Landammann des Cantons St. Gallen, zu Konstanz;

geboren den 24. Febr. 1755, gestorben den 22. Juli 1836 *).

Müller von Friedberg stammte aus einem angesehenen Geschlechte zürcherischen Ursprungs, das nach der Reformation nach dem Canton Glarus übergesiedelt. Auf dem Schlosse Rosenberg und zu Rorschach, wo sein Vater fürstl. St. gallischer Beamteter war, hatte der muntere Knabe den Frühling der Kindheit durchschwärmt. Am luzernischen Gymnasium, der liebevollen Mentorschaft des Schultheißen Kruß empfohlen, stand er zugleich unter ernster Disciplin bei losem Muthwill. In Besançon studirte er Philosophie, an der Salzburger Hochschule Staatswissenschaften. Wohl fühlend, wie viel für gründlichere Ausbildung nachzuholen sei, widmete sich der Jüngling, nach Hause zurückgekehrt, Selbststudien der Geschichte, der Politik und der klassischen Literatur und übte sich in Proceßvorträgen an den Schranken des Pfalzraths. Fürstabt Beda zog den Aufstrebenden früh in die practische Laufbahn; beförderte ihn 1783 an die Obervogtei Gossau (Oberberg), dann 1792, in Folge einer Mission zum Empfang kaiserl. Thronlehen, an die Landvogtei Toggenburg. Als Mitdeputirter begleitete derselbe seinen greisen Vater, den damaligen fürstlichen Landeshofmeister, an die eidgenössischen Tagsatzungen. Die politischen Constellationen gestalteten sich zusehends verhängnißvoller und wir können nicht umhin, ihre wechselnden Scenen zu berühren, da das Leben des verewigten Staatsmanns damit verwoben, in ihren Wandelbarkeiten das Feld seiner Thätigkeit fand. Trotz dem alterthümlichen Nimbus (magni nominis umbra) hatte chronische Hinfälligkeit die eidgenössischen Bünde durchdrungen und mancherlei Erbsünden nagten an grauen Herkömmlichkeiten. Unerachtet wesentlicher Verdienste und rühmlicher Staatsleitung ehemaliger Magistrate, die besonders zu Bern hehre Denkmale hinterlassen, erzeug-

*) Nach: Lebensbesch. v. C. Müller v. Friedberg, Zürich 1836.

ten städtische Ausschließungssysteme und Familienvorrechte Eifersucht hintangesetzter Notabilitäten. Schneidenden Contrasts zu republikanischem Dasein, lastete auf den gemeinen Herrschaften gar klägliche Dienstbarkeit und schadhafte Verwaltung. Gährungsstoffe und Antipathien aus solchen Mißverhältnissen steigerten sich empfindlicher mit dem Entstehen neuer Ideen, mit dem Streben veränderter Cultur und Sitten und dem wachsenden industriellen Flor. Richtig die Zeit und ihre Forderungen erfassend, hatte Müller v. Friedberg schon im J. 1789 durch eine patriotische Schrift kommende Gefahren verkündet. Rüstig und umsichtig hatte der Verewigte im Toggenburg (1792) sein Amt begonnen, wo eben Alpentheilung und Straßenbau Zwiste anregten, die bei dem beweglichen Geiste leicht entzündlich ausarteten. Die Zwiste in Güte schlichtend, beschwichtigte er an sechszig anhangende Beschwerden, indem er Conflicten auswich und neue Steine des Anstoßes vermied. Er bewies so innige Theilnahme am Wohl des sinnigen Volks, daß in schwierigen Anlässen sein persönlicher Einfluß Unruhen verhütete oder milderte. Aufmerksam ihre Verfassung bewachend, lohnten die Toggenburger hinwieder mit Vertrauen den landesherrlichen Repräsentanten, der ihnen theure, religiöse und bürgerliche Garantien ehrte; sie vergalten dessen Loyalität mit ausgezeichneter Zuneigung. Leider war ihm nicht vergönnt, ausschließlich in seinem Geschäftskreise zu weilen. — Bald nach der Entfernung Müllers von Friedberg von Gossau, wo er für bessere Verwaltungsorganisationen thätig gewirkt, regte sich Unzufriedenheit. Umsonst hatte er erklärt, wie unerläßlich es wäre, einige gegründete Klagen gerecht und unverzögert zu erledigen. Die fürstliche Regierung forderte seinen Rath und Beistand, als öffentliches Mißvergnügen bedeutsamer im gesammten alten Lande um sich gegriffen. Noch hörten mehrere Führer der Bewegung, besonders ergeben Johannes Künzli *), ihrem Haupt, auf seine Vorschläge, um allseitige Interessen billig auszugleichen. Schwankendes Benehmen von Oben und starres Festhalten des Unhaltbaren von Seite des Stiftcapitels riefen aber gereiztere Dispositionen und störrische Erhitzung der Menge hervor.

*) Eine interessante Correspondenz mit Künzli von 1792 bis 1798 liegt unter den Papieren des Verstorbenen. Sie zeichnet das Bild des originellen Mannes; sie enthält die innersten Falten jener Periode und gehört zu den archivarischen Kabinetsstücken.

die Begehrlichkeiten häuften sich bis auf 61 Punkte; ihre Wirren und tumultuarischen Auftritte drohten der ganzen Eidgenossenschaft, Gefährden zu bereiten, zumal vulcanische Stoffe und Feuerbläsereien von Westen nicht mangelten. Gelang es auch durch Waffen und Strafen am nahen Zürichsee (1795), vorübergehend zu schrecken, so wurzelte dumpfer Unmuth um so erbitterter. In solchen Betrachtungen und von väterlichem Wohlwollen beseelt, bot Fürst Beda der alten Landschaft einen gütlichen Vertrag, den die Landsgemeinde am 23. Novbr. 1795 freudig bestätigte und welchem, schmerzlich abgerungen, das stiftische Capitel sein Siegel aufdrückte. — Pancratius, einst des geliebten Beda's Widersacher, fast eben so einmüthig von den Conventualen zu dessen Nachfolger erkoren, als vom Volke mit Widerwillen aufgenommen, trat im Juni 1796 die Regierung an. Neapolitanischen Bluts, mit hervorragenden Talenten begabt, fehlte ihm seines Vorfahrens gemüthliche Gabe, deren der Wehrlose gerade am meisten bedurfte, mittelst Anhänglichkeit lockere Herrschaft zu sichern. Frühere Zugeständnisse hatten nur augenblicklich gestillt. Aus Mißtrauen und erhöhten Forderungen entbrannte heftiger, von rohen Excessen geschändeter Aufruhr, welchen die Repräsentanten der vier Schirmorte (Juni 1797) beruhigen sollten. An ihren Conferenzen mußte Müller von Friedberg die Sache des Landesherrn vertheidigen. Ohne Mittel und Macht trotzte er diesen widrigen Zuständen. Die Repräsentanten von Schwyz und Glarus äußerten sich gegen das Stift, die von Zürich und Luzern zagten eingeschüchtert. Mögen im Vergleich zu großen Revolutionen jene Auftritte als Ungewitter in einem Glase Wasser passiren, rüttelten sie die Betheiligten immer erschütternd genug. Erschöpft von unfruchtbaren Anstrengungen, zog sich der fürstl. Sachwalter gerne aus den trostlosen Händeln ins Toggenburg zurück, wo der Landrath, der constitutionelle Volkstribun, auf legalem Wege mit fürstl. Commissarien einen Vergleich unterhandelte. Temporisirend verzögerte Pancratius die Genehmigung: die Stellung seiner Oberbeamten wurde fast unerträglich, da er stets reisefertig, für Sicherung seiner Person und seiner Schätze bedacht, Unmögliches von ihnen verlangend, nur eigenem Sinne folgte. Wie überflüssig vergällte man sich allseitig die letzten Tage, während die entscheidende Catastrophe unaufhaltsam anrückte! Hellsehende erblickten die Vorboten in spitzigen Ausfällen

der Pariser Journale, in Betriebsamkeiten schweizerischer Klubbisten, in Zudringlichkeiten der Diplomaten des französ. Directoriums, das seit dem Frieden von Campo Formio (Octbr. 1797) siegestrunken anmaaslicher gebot. Bei so ominösen Zeichen konnte Müller v. Friedberg an der Instructionsberathung zur außerordentlichen Aarauer Tagsatzung trübe Besorgnisse nicht bergen: man enthob den Unglücksprophеten der Gesandtschaft. Der Aarauer Bundesschwur (24. Jan. 1798), welcher durch abgelebte Schatten den Drang unvermeidlicher Loose zu beschwören versuchte, gab das Signal für Emancipationen. Die Unterthanen wähnten das Ziel der Freiheit in democratischen Formen zu erreichen; in der factischen Auflösung verlangten die St. Gallischen Unabhängigkeit. Am 1. Febr. 1798 übergab der Landvogt dem toggenburgischen Landrath seine Verwaltung, vorbehältlich hoheitlicher Rechte. Dem Stift blieb nichts übrig, als, der Noth weichend, überall auf Souveränetät zu verzichten (4. u. 10. Febr.). Obschon sie fast hunderttausend Angehörige zählte, hatte sie von jeher auf schwachen Füßen geschwebt; doch neben manchen Gebrechen lebte man behaglich unter dem Krummstabe, allgemeiner Wohlstand blühte und viel Gemeinnütziges war unter Beda ohne Bedrückung des Landes geschehen. Müller von Friedberg, den zutraulichen Antrag ablehnend, bis zur democratischen Gestaltung die Verwaltung fortzuführen, bereitete jetzt sich zur Abreise. Aufgefordert, noch einmal vor dem versammelten Volke zu erscheinen, sprach er aus Herzensfülle. Keineswegs Demagog, sprach er von der prüfungsschweren Zukunft, wies bedenklich auf den mit Flittern prangenden Freiheitsbaum hin und mahnte zu gewissenhafter Achtung für die ewigen Basen socieller Ordnung, für Recht und Sittlichkeit; tief bewegt vernahm das Volk seines Freundes letzte Worte. Laute Segenswünsche geleiteten den Scheidenden und gerührtes Lebewohl der Behörden; einhellig schenkte ihm die Stadt Lichtensteig ihr Bürgerrecht. Doppelt erfreulich leuchten Züge angestammter Biederkeit in chaotischen Krisen, wo gewöhnlich im Taumel wilder Leidenschaften moralische Bande zerreißen. — Am 5. März wehten die dreifarbigen Fahnen der Eroberer zu Bern; zwei Monate später an der Thur und an der Sitter. Die fünfhundertjährige Eidgenossenschaft war untergegangen! Die geheimen Triebfedern jener fluchbeladenen Invasion entlarvte der Exdirector Carnot also: „Das französ. Directorium wollte die nationale Macht

weniger auf reeller Größe der Republik, als auf der Abschwächung und dem Sturze ihrer Nachbarn gründen. Wie Freunde wurden sie gehegt, so lange es nöthig galt, sie zu lähmen und Unterstützung von ihnen zu ziehen. Kam der Moment, sie zu zertreten, hatten derlei fruchtbare Genies leicht Vorwände erfunden, die Fabel vom Wolf und vom Lamme zu verwirklichen. Die Fabel gestaltete sich zur tragischen Geschichte, da unter bombastischen Wiedergeburtsphrasen die friedsamen Gauen vom Jura bis zum Rhein mit Waffen überzogen, höhnend Schätze und Zeughäuser geplündert, ehemalig höhere Classen gebrandschatzt, die Ueberwundenen einer Constitution nach Pariser Façon unterworfen, mittelst einer Allianz die helvetische Tochter an die Mutterrepublik gefesselt und die constitutionellen Behörden als servile Creaturen mißhandelt wurden." Während der schmählichen Unterjochung und über dem Kriege von 1799, dessen Trübsale das ungeheure Elend bis zur Verzweiflung steigerten, privatisirte Müller v. Friedberg an der Linth, vielen Bedrängten zu Rath und zu Hülfe. Verdächtigungen auszuweichen, nahm er an der Liquidation der Feodaltitel Theil; doch kaum entrann er der Deportation, welche schnöder Undank gegen ihn angezettelt hatte. Tolles, rechtloses Treiben sogenannter Patrioten und einer Schaar ehrgeiziger Emporkömmlinge erinnerte an Tacitus Worte: „Gewisse brüsten sich mit Freiheit, in der Absicht, die bestehende Gewalt umzukehren; haben sie solche umgekehrt, würgen sie die Freiheit." Ein Strahl der Hoffnung dämmerte, nachdem das gesetzgebende Corps zu Bern, des Schreckenregiments überdrüssig, am 7. Januar 1800 das helvetische Directorium aufgelöst, ein Vollziehungsausschuß aus gemäßigten Männern das Ruder ergriff. Nach der Veränderung des Systems trat der Verewigte ins Finanzministerium als Chef der Domainenadministration (24. Febr.) und leitete eine Canzlei diplomatischer Arbeiten. Indessen thürmte die Gewalt der Schickungen redlichen Tendenzen des Vollziehungsausschusses unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Zu schmerzlich waren die Wunden geschlagen, an denen das Vaterland blutete; der ruinose Haushalt zehrte an den Quellen; Parteiwirren schillernder Farben und Zuckungen des kaum vertriebenen Jacobinismus gährten fort; der fremden Unterdrücker machiavellistische Politik mit ihren Erpressungen blieb die gleiche. Der Lüneviller Friede (9. Febr. 1801) schien den Horizont zu

erheitern, da er der Schweiz Unabhängigkeit und das Recht, sich selbst zu constituiren verhieß. Ein herrliches Recht, wenn man es in brüderlicher Eintracht und richtig anzuwenden verstand. Schon Ende (29.) Mai erschien der mit dem ersten Consul Bonaparte verstandene Constitutionsplan: Cantonaldiäten beriethen hierzu vorläufig ihre örtlichen Organisationen. Da verweigerten Jene von Schwyz und Uri den vorgeschriebenen Eid, mit der Behauptung, daß ihnen der Friedenstractat freie politische Gestaltung gewähre. Verdrießliche Anstände zu heben, sandte die Centralregierung Müller von Friedberg nach Schwyz; gehässige militärische Maasregeln abwendend, wirkte er durch Vorstellungen. Alois Reding, sein Vetter und Freund, der die Schwyzer zum rühmlichen Kampf am Rothenthurn angeführt, die Liebe der Gebirgsvölker besaß, neigte sich zur Vermittlung, als geheime Einflüsterungen des französischen Gesandtschaftsagenten Fitte Annäherung vereitelten. Die Spaltung gab den ersten Anlaß zu neuen Wehen und Mühen, welche an der allgemeinen Tagsatzung vollends ausbrachen: gleich anfangs in sich getrennt, wurde die Versammlung am 28. October 1801 gewaltsam gelöst. Mitglied derselben, stimmte der Verewigte mit den Freunden verständiger Einheit. Während der folgenden Redingischen Landammannschaft schrieb er, zu schroffe und verderbliche Rückschritte befürchtend, eine Aufsehen erregende, anonyme Schrift, mit dem Motto: placidam cum libertate quietem. Im April 1802 drehten sich die Schaukelräder der Parteiung, die föderalistischen sanken. Unter den 47 Notabeln, die dann berufen wurden, am Verfassungswerke zu arbeiten, trachtete Müller v. Friedberg mit andern patriotisch Gesinnten nationalen Verband mit ansehnlichen Cantonalautoritäten, zeitgemäße Bedürfnisse mit volksthümlichen Herkömmlichkeiten zu accomodiren. In dem Sinne gerieth auch der Constitutionsentwurf, für den sich an der Abstimmung 223,000 Bürger zur Annahme, 75,512 zur Verwerfung aussprachen: unter letzteren die Waldstädte, welche entschlossen Lostrennung von der helvetischen Republik forderten. Die Proclamation des Senats, indem sie die magna charta einführte, gestand, daß sich keine Fundamentalsatzungen erwarten ließen, die so abweichende Wünsche und Begehren zu befriedigen im Stande wären. In dem schwer bewegten Stadium besorgte der Verewigte das Staatssecretariat der auswärtigen Angelegenheiten. Bald trat er in den Senat. Als helvetischer

unermüdet thätiger Mann; wegen seines offenen und geraden Sinnes, so wie wegen seiner uneigennützigen Menschenliebe geehrt von seinen Mitbürgern und geliebt von Allen, die ihn kannten.

Dr. M. in Stralſ.

151. Carl Müller von Friedberg,

Landammann des Cantons St. Gallen, zu Konstanz;

geboren den 24. Febr. 1755, gestorben den 22. Juli 1836 *).

Müller von Friedberg stammte aus einem angesehenen Geschlechte zürcherischen Ursprungs, das nach der Reformation nach dem Canton Glarus übergesiedelt. Auf dem Schlosse Rosenberg und zu Rorschach, wo sein Vater fürstl. St. gallischer Beamteter war, hatte der muntere Knabe den Frühling der Kindheit durchschwärmt. Am luzernischen Gymnasium, der liebevollen Mentorschaft des Schultheißen Kruß empfohlen, stand er zugleich unter ernster Disciplin bei losem Muthwill. Zu Besançon studirte er Philosophie, an der Salzburger Hochschule Staatswissenschaften. Wohl fühlend, wie viel für gründlichere Ausbildung nachzuholen sei, widmete sich der Jüngling, nach Hause zurückgekehrt, Selbststudien der Geschichte, der Politik und der klassischen Literatur und übte sich in Proceßvorträgen an den Schranken des Pfalzraths. Fürstabt Beda zog den Aufstrebenden früh in die practische Laufbahn; beförderte ihn 1783 an die Obervogtei Gossau (Oberberg), dann 1792, in Folge einer Mission zum Empfang kaiserl. Thronlehen, an die Landvogtei Toggenburg. Als Mitdeputirter begleitete derselbe seinen greisen Vater, den damaligen fürstlichen Landeshofmeister, an die eidgenössischen Tagsatzungen. Die politischen Constellationen gestalteten sich zusehends verhängnißvoller und wir können nicht umhin, ihre wechselnden Scenen zu berühren, da das Leben des verewigten Staatsmanns damit verwoben, in ihren Wandelbarkeiten das Feld seiner Thätigkeit fand. Trotz dem alterthümlichen Nimbus (magni nominis umbra) hatte chronische Hinfälligkeit die eidgenössischen Bünde durchdrungen und mancherlei Erbsünden nagten an grauen Herkömmlichkeiten. Unerachtet wesentlicher Verdienste und rühmlicher Staatsleitung ehemaliger Magistrate, die besonders zu Bern hehre Denkmale hinterlassen, erzeug-

*) Nach: Lebensbeschr. v. C. Müller v. Friedberg, Zürich 1836.

ten städtische Ausschließungssysteme und Familienvorrechte Eifersucht hintangesetzter Notabilitäten. Schneidenden Contrasts zu republikanischem Dasein, lastete auf den gemeinen Herrschaften gar klägliche Dienstbarkeit und schadhafte Verwaltung. Gährungsstoffe und Antipathien aus solchen Mißverhältnissen steigerten sich empfindlicher mit dem Entstehen neuer Ideen, mit dem Streben veränderter Cultur und Sitten und dem wachsenden industriellen Flor. Richtig die Zeit und ihre Forderungen erfassend, hatte Müller v. Friedberg schon im J. 1789 durch eine patriotische Schrift kommende Gefahren verkündet. Rüstig und umsichtig hatte der Verewigte im Toggenburg (1792) sein Amt begonnen, wo eben Alpentheilung und Straßenbau Zwiste anregten, die bei dem beweglichen Geiste leicht entzündlich ausarteten. Die Zwiste in Güte schlichtend, beschwichtigte er an sechszig anhangende Beschwerden, indem er Conflicten auswich und neue Steine des Anstoßes vermied. Er bewies so innige Theilnahme am Wohl des sinnigen Volks, daß in schwierigen Anlässen sein persönlicher Einfluß Unruhen verhütete oder milderte. Aufmerksam ihre Verfassung bewachend, lohnten die Toggenburger hinwieder mit Vertrauen den landesherrlichen Repräsentanten, der ihnen theure, religiöse und bürgerliche Garantien ehrte; sie vergalten dessen Loyalität mit ausgezeichneter Zuneigung. Leider war ihm nicht vergönnt, ausschließlich in seinem Geschäftskreise zu weilen. — Bald nach der Entfernung Müllers von Friedberg von Gossau, wo er für bessere Verwaltungsorganisationen thätig gewirkt, regte sich Unzufriedenheit. Umsonst hatte er erklärt, wie unerläßlich es wäre, einige gegründete Klagen gerecht und unverzögert zu erledigen. Die fürstliche Regierung forderte seinen Rath und Beistand, als öffentliches Mißvergnügen bedeutsamer im gesammten alten Lande um sich gegriffen. Noch hörten mehrere Führer der Bewegung, besonders ergeben Johannes Künzli *), ihrem Haupt, auf seine Vorschläge, um allseitige Interessen billig auszugleichen. Schwankendes Benehmen von Oben und starres Festhalten des Unhaltbaren von Seite des Stiftcapitels riefen aber gereiztere Dispositionen und störrische Erhitzung der Menge hervor.

*) Eine interessante Correspondenz mit Künzli von 1792 bis 1798 liegt unter den Papieren des Verstorbenen. Sie zeichnet das Bild des originellen Mannes; sie enthält die innersten Falten jener Periode und gehört zu den archivarischen Kabinetsstücken.

machte er eine der ersten Proben von seinen erworbenen Kenntnissen an seinem eigenen Vater, den er an einer Lungenentzündung erkrankt fand. Er versuchte, ihn nach der Brownschen Methode zu heilen, allein die Cur schlug zu seinem größten Schmerze fehl und der Vater war das erste Opfer seiner ärztlichen Praxis. Als im letzten Kriege Saalfeld hart bedrängt wurde, brach (1813) eine anstekkende Krankheit aus, wobei zwei Aerzte als Opfer derselben fielen und nur der jüngste derselben, unser W., der unermüdet thätig war und dem nun das Physicat übertragen wurde, von der pestartigen Krankheit verschont blieb. Im J. 1828 ernannte ihn der Herzog von Meiningen zum Hofmedicus. Seiner ausgezeichneten Thätigkeit verdankt seine Vaterstadt zwei trefflich eingerichtete Anstalten: Die eine ist das Krankenhaus, welches 1830, die andere das Leichenhaus, welches 1835 eröffnet wurde. Um eine dritte Anstalt für Cholerakranke hat er sich 1831 eben so verdient gemacht und er bereiste selbst unaufgefordert die Lazarethe der Cholerakranken, um im Fall des Ausbruchs der Seuche alle Vorkehrungen in seiner Vaterstadt treffen zu können. Im J. 18[illegible] hatte er sich verheirathet, aber seine Gattin und drei Kinder gingen ihm in das Jenseits voran. Ein Jahr vor seinem Ende wurde er vom Schlage getroffen, worauf die Wassersucht seinem Leben auf einem schmerzhaften Krankenlager ein Ende machte. Während er selbst von fremden Aerzten berathen wurde, leistete er noch Andern ärztliche Hülfe bis an sein Ende und schrieb noch an seinem Todestage für einen Kranken ein Recept. Zuletzt wankte sein Vertrauen auf die Kunst sehr erfahrener Practiker gänzlich und er nahm seine Zuflucht zu Hausmitteln, die ihm von Nichtärzten empfohlen wurden. W. war von Person groß und ansehnlich und kleidete sich höchst anständig. Seine Neben- und zugleich Lieblingsbeschäftigung war die Jagd. — In und um Saalfeld sind wenige Häuser, in die er nicht als Arzt gerufen wurde. In finsterer Mitternacht, bei stürmischer Witterung warf er sich auf sein Pferd und eilte augenblicklich dem Patienten zu Hülfe. Wo es nöthig war, half er ganz unentgeltlich und beschenkte den Leidenden oft reichlich, doch durfte derselbe es nicht ausplaudern. Seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen und diese erstreckte sich sonderbarer Weise nicht blos auf arme und geringe, sondern und fast noch mehr auf vorzüglich angesehene und selbst begüterte Personen; diese wurden

der Pariser Journale, in Betriebsamkeiten schweizerischer Klubbisten, in Zudringlichkeiten der Diplomaten des französ. Directoriums, das seit dem Frieden von Campo Formio (Octbr. 1797) siegestrunken anmaaslicher gebot. Bei so ominösen Zeichen konnte Müller v. Friedberg an der Instructionsberathung zur außerordentlichen Aarauer Tagsatzung trübe Besorgnisse nicht bergen: man enthob den Unglücksprophet der Gesandtschaft. Der Aarauer Bundesschwur (24. Jan. 1798), welcher durch abgelebte Schatten den Drang unvermeidlicher Loose zu beschwören versuchte, gab das Signal für Emancipationen. Die Unterthanen wähnten das Ziel der Freiheit in democratischen Formen zu erreichen; in der factischen Auflösung verlangten die St. Gallischen Unabhängigkeit. Am 1. Febr. 1798 übergab der Landvogt dem toggenburgischen Landrath seine Verwaltung, vorbehältlich hoheitlicher Rechte. Dem Stift blieb nichts übrig, als, der Noth weichend, überall auf Souveränetät zu verzichten (4. u. 10. Febr.). Obschon sie fast hunderttausend Angehörige zählte, hatte sie von jeder auf schwachen Füßen geschwebt; doch neben manchen Gebrechen lebte man behaglich unter dem Krummstabe, allgemeiner Wohlstand blühte und viel Gemeinnütziges war unter Beda ohne Bedrückung des Landes geschehen. Müller von Friedberg, den zutraulichen Antrag ablehnend, bis zur democratischen Gestaltung die Verwaltung fortzuführen, bereitete jetzt sich zur Abreise. Aufgefordert, noch einmal vor dem versammelten Volke zu erscheinen, sprach er aus Herzensfülle. Keineswegs Demagog, sprach er von der prüfungsschweren Zukunft, wies bedenklich auf den mit Flittern prangenden Freiheitsbaum hin und mahnte zu gewissenhafter Achtung für die ewigen Basen socieller Ordnung, für Recht und Sittlichkeit; tief bewegt vernahm das Volk seines Freundes letzte Worte. Laute Segenswünsche geleiteten den Scheidenden und gerührtes Lebewohl der Behörden; einhellig schenkte ihm die Stadt Lichtensteig ihr Bürgerrecht. Doppelt erfreulich leuchten Züge angestammter Biederkeit in chaotischen Krisen, wo gewöhnlich im Taumel wilder Leidenschaften moralische Bande zerreißen. — Am 5. März wehten die dreifarbigen Fahnen der Eroberer zu Bern; zwei Monate später an der Thur und an der Sitter. Die fünfhundertjährige Eidgenossenschaft war untergegangen! Die geheimen Triebfedern jener fluchbeladenen Invasion entlarvte der Exdirector Carnot also: „Das französ. Directorium wollte die nationale Macht

weniger auf reeller Größe der Republik, als auf der Abschwächung und dem Sturze ihrer Nachbarn gründen. Wie Freunde wurden sie gehegt, so lange es nöthig galt, sie zu lähmen und Unterstützung von ihnen zu ziehen. Kam der Moment, sie zu zertreten, hatten derlei fruchtbare Genies leicht Vorwände erfunden, die Fabel vom Wolf und vom Lamme zu verwirklichen. Die Fabel gestaltete sich zur tragischen Geschichte, da unter bombastischen Wiedergeburtsphrasen die friedsamen Gauen vom Jura bis zum Rhein mit Waffen überzogen, höhnend Schätze und Zeughäuser geplündert, ehemalig höhere Classen gebrandschatzt, die Ueberwundenen einer Constitution nach Pariser Façon unterworfen, mittelst einer Allianz die helvetische Tochter an die Mutterrepublik gefesselt und die constitutionellen Behörden als servile Creaturen mißhandelt wurden." Während der schmählichen Unterjochung und über dem Kriege von 1799, dessen Trübsale das ungeheure Elend bis zur Verzweiflung steigerten, privatisirte Müller v. Friedberg an der Linth, vielen Bedrängten zu Rath und zu Hülfe. Verdächtigungen auszuweichen, nahm er an der Liquidation der Feodaltitel Theil; doch kaum entrann er der Deportation, welche schnöder Undank gegen ihn angezettelt hatte. Tolles, rechtloses Treiben sogenannter Patrioten und einer Schaar ehrgeiziger Emporkömmlinge erinnerte an Tacitus Worte: „Gewisse brüsten sich mit Freiheit, in der Absicht, die bestehende Gewalt umzukehren; haben sie solche umgekehrt, würgen sie die Freiheit." Ein Strahl der Hoffnung dämmerte, nachdem das gesetzgebende Corps zu Bern, des Schreckenregiments überdrüssig, am 7. Januar 1800 das helvetische Directorium aufgelöst, ein Vollziehungsausschuß aus gemäßigten Männern das Ruder ergriff. Nach der Veränderung des Systems trat der Verewigte ins Finanzministerium als Chef der Domainenadministration (24. Febr.) und leitete eine Canzlei diplomatischer Arbeiten. Indessen thürmte die Gewalt der Schickungen redlichen Tendenzen des Vollziehungsausschusses unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Zu schmerzlich waren die Wunden geschlagen, an denen das Vaterland blutete; der ruinose Haushalt zehrte an den Quellen; Parteiwirren schäckichter Farben und Zuckungen des kaum vertriebenen Jacobinismus gährten fort; der fremden Unterdrücker machiavellistische Politik mit ihren Erpressungen blieb die gleiche. Der Lüneviller Friede (9. Febr. 1801) schien den Horizont zu

erheitern, da er der Schweiz Unabhängigkeit und das Recht, sich selbst zu constituiren verhieß. Ein herrliches Recht, wenn man es in brüderlicher Eintracht und richtig anzuwenden verstand. Schon Ende (29.) Mai erschien der mit dem ersten Consul Bonaparte verstandene Constitutionsplan: Cantonaldiäten beriethen hierzu vorläufig ihre örtlichen Organisationen. Da verweigerten Jene von Schwyz und Uri den vorgeschriebenen Eid, mit der Behauptung, daß ihnen der Friedenstractat freie politische Gestaltung gewähre. Verdrießliche Anstände zu heben, sandte die Centralregierung Müller von Friedberg nach Schwyz; gehässige militärische Maasregeln abwendend, wirkte er durch Vorstellungen. Aloys Reding, sein Vetter und Freund, der die Schwyzer zum rühmlichen Kampf am Rothenthurn angeführt, die Liebe der Gebirgsvölker besaß, neigte sich zur Vermittlung, als geheime Einflüsterungen des französischen Gesandtschaftsagenten Fitte Annäherung vereitelten. Die Spaltung gab den ersten Anlaß zu neuen Wehen und Mühen, welche an der allgemeinen Tagsatzung vollends ausbrachen: gleich anfangs in sich getrennt, wurde die Versammlung am 28. October 1801 gewaltsam gelöst. Mitglied derselben, stimmte der Verewigte mit den Freunden verständiger Einheit. Während der folgenden Redingischen Landammannschaft schrieb er, zu schroffe und verderbliche Rückschritte befürchtend, eine Aufsehen erregende, anonyme Schrift, mit dem Motto: placidam cum libertate quietem. Im April 1802 drehten sich die Schaukelräder der Parteiung, die föderalistischen sanken. Unter den 47 Notabeln, die dann berufen wurden, am Verfassungswerke zu arbeiten, trachtete Müller v. Friedberg mit andern patriotisch Gesinnten nationalen Verband mit ansehnlichen Cantonalautoritäten, zeitgemäße Bedürfnisse mit volksthümlichen Herkömmlichkeiten zu accomodiren. In dem Sinne gerieth auch der Constitutionsentwurf, für den sich an der Abstimmung 223,000 Bürger zur Annahme, 75,512 zur Verwerfung aussprachen: unter letzteren die Waldstädte, welche entschlossen Lostrennung von der helvetischen Republik forderten. Die Proclamation des Senats, indem sie die magna charta einführte, gestand, daß sich keine Fundamentalsatzungen erwarten ließen, die so abweichende Wünsche und Begehren zu befriedigen im Stande wären. In dem schwer bewegten Stadium besorgte der Verewigte das Staatssecretariat der auswärtigen Angelegenheiten. Bald trat er in den Senat. Als helvetischer

Bevollmächtigter half er die Unabhängigkeit des Walliser Landes negociren, welches Bonaparte um des Simplonpasses nach Cisalpinien willen von der Schweiz trennte. Der Starkmuth der Walliser überwand brutale Quälereien des Generals Turreau, welche freiwilliges Anschließen an Frankreich abzunöthigen strebten. Eine Gedächtnißvase trägt zur Inschrift: „Vallesia grata Dno Muller de Friedberg nuper S. r. i. libero Baroni, nunc Senat. helvet. suo dilecto, independentiae suae Stipulatori. A. 1802." Kaum von Sion zurück, war dem Diplomaten eine außerordentliche Mission nach Paris zugedacht; die Insurrection gab indessen Allem andere Wendung. Ueberraschend zog der erste Consul die französ. Besatzungen aus der Schweiz. Dessen Botschafter, der wechselweise die Parteien der Unitarier und der Föderalisten in täuschender Schwebe gängelte, verwies die Centralgewalt, um den Haltpunkt des Ganzen bangend, an die großmüthigen Gefühle seines Gebieters und an die Tugend der Nation. Auf geheime Abreden mit Bonaparte gestützt, welche den Waldstädten eigene politische Einrichtungen zusagten, beharrten dieselben auf Verwerfung der Verfassung, die man ihnen aufdringen wollte. Die Unterwaldner (Aug. 1802) schlugen die helvetischen Milizen zurück und nach Zürichs Beschießung, am 11. Sept., entlud sich der Haß gegen die Einheitsregierung in allgemeinem Aufstande. Ein schwankendes Rohr, floh sie nach Lausanne, von den Insurgenten aufs äußerste getrieben. Ihr Anführer, der General Bachmann, war der Oheim des Verewigten. Doch plötzlich lähmte mit einem electrischen Schlage die consularische Proclamation vom 8. Vendemiaire die Streitenden. Entwaffnung gebietend, klang sie gleich jenem Quos ego des Donnerers. Zur Consulta, welche ihr Wink nach Paris beschied, um endliche Pacification zu berathen, sandte der helvetische Senat Müller v. Friedberg, Rüttimann und Pidoux. Ersterer bemühte sich durch seine vertrauten Freunde Barthelemi und Demeunier für Bildung eines einigenden Bundesstaates, nachdem der Dictator sich für den Föderalismus entschieden. Wenigstens suchte er im Verfolge wohlthätige unitarische Reliquien zu retten. Centrifugale Convenienzen überwogen. Bonapartes Wille gab der zerrütteten Schweiz das Gesetz in der Mediationsacte — dem lecken, strandenden Schiff das letzte Steuer; würde es nicht beachtet, so bliebe nichts übrig, denn Vereinigung mit Frankreich! Unter den Umständen

ließ sich nichts Besseres erwarten, nach den traurigen Vorgängen hätte man selbst kaum so Gutes geschaffen. Die Dissonanzen schwiegen und noch findet man, daß der Mediation nichts Besseres nachgefolgt sei: sie stand unter dem unantastbaren Schilde ihres Schöpfers. Er beauftragte Müller von Friedberg, die Vermittlungsurkunde im frisch geschaffenen Canton St. Gallen einzuführen, der vom Bodensee bis an den rhätischen Galanda, vom österreich. Rheinufer bis an das Gebiet von Zürich sich erstreckt. Herzlicher Willkomm begrüßte den Wiederkehrenden (März 1803) in der alten Heimath, er dachte ihr seine Kräfte zu weihen. Vom J. 1803 bis 1831 ward er abwechselnd mit einem Collegen reformirter Confession — fast ununterbrochen — zum Standeshaupt und zu den Gesandtschaften bestimmt. Leichter fiel jedoch in den Tuillerien das Werde des neuen Gemeinwesens zu decretiren, als jene Mischung fremdartiger Bestandtheile inniger zu verschmelzen, aus denen es zusammengefügt worden. Zudem war sein öffentlicher Haushalt bei beträchtlichen Bedürfnissen und steten außerordentlichen Belästigungen höchst kärglich ausgestattet. Noch in der Wiege, drohte seiner Existenz mit Einem Schlage Vernichtung, da weiland Fürstabt Pancratius Wiederherstellung der Abtei, sogar einstige Hoheit vindicirte. Wohlwollende Verkommnisse der Regierung mit den Conventualen hatte der Prätendent spröde verworfen, obschon helvetische Gesetze (1798) das Stift wegen Widersetzlichkeit definitiv aufgehoben hatten. Ihn unterstützten die Mehrheit der Geistlichkeit und angesehene Mitglieder der obersten Behörden; mächtig influenzirte zugleich Papst Pius VII. den französischen Kaiser, der im Augenblicke der Krönung dem heiligen Vater gerne Gefälligkeiten erwies. Ungewissen Ausgangs begann der Kampf; er entschied über Sein und Nichtsein des jugendlichen Freistaats. An die Spitze gestellt, vertheidigte Müller von Friedberg dessen Interessen, gefährliche Drohungen, wie lockende Anerbieten bedeutenden Belangs verschmähend; er allein mit seinen äußern Connexionen konnte den Streit mit glücklichem Erfolg führen. Er that es getreu seinen Pflichten und aus Liebe zum Lande; persönliche Erkenntlichkeit schuldete er dem Abte nicht, der genug feindselige Stimmung gegen ihn geäußert. Der Canton siegte und die Gesetze vom Mai 1805 widmeten das auf legalem Wege verfallene Erbe des heiligen Gallus den Kirchen-, Schul- und Armen-

weniger auf reeller Größe der Republik, als auf der Abschwächung und dem Sturze ihrer Nachbarn gründen. Wie Freunde wurden sie gehegt, so lange es nöthig galt, sie zu lähmen und Unterstützung von ihnen zu ziehen. Kam der Moment, sie zu zertreten, hatten derlei fruchtbare Genies leicht Vorwände erfunden, die Fabel vom Wolf und vom Lamme zu verwirklichen. Die Fabel gestaltete sich zur tragischen Geschichte, da unter bombastischen Wiedergeburtsphrasen die friedsamen Gauen vom Jura bis zum Rhein mit Waffen überzogen, höhnend Schätze und Zeughäuser geplündert, ehemalig höhere Classen gebrandschatzt, die Ueberwundenen einer Constitution nach Pariser Façon unterworfen, mittelst einer Allianz die helvetische Tochter an die Mutterrepublik gefesselt und die constitutionellen Behörden als servile Creaturen mißhandelt wurden." Während der schmählichen Unterjochung und über dem Kriege von 1799, dessen Trübsale das ungeheure Elend bis zur Verzweiflung steigerten, privatisirte Müller v. Friedberg an der Linth, vielen Bedrängten zu Rath und zu Hülfe. Verdächtigungen auszuweichen, nahm er an der Liquidation der Feodaltitel Theil; doch kaum entrann er der Deportation, welche schnöder Undank gegen ihn angezettelt hatte. Tolles, rechtloses Treiben sogenannter Patrioten und einer Schaar ehrgeiziger Emporkömmlinge erinnerte an Tacitus Worte: „Gewisse brüsten sich mit Freiheit, in der Absicht, die bestehende Gewalt umzukehren; haben sie solche umgekehrt, würgen sie die Freiheit." Ein Strahl der Hoffnung dämmerte, nachdem das gesetzgebende Corps zu Bern, des Schreckenregiments überdrüssig, am 7. Januar 1800 das helvetische Directorium aufgelöst, ein Vollziehungsausschuß aus gemäßigten Männern das Ruder ergriff. Nach der Veränderung des Systems trat der Verewigte ins Finanzministerium als Chef der Domainenadministration (24. Febr.) und leitete eine Canzlei diplomatischer Arbeiten. Indessen thürmte die Gewalt der Schickungen redlichen Tendenzen des Vollziehungsausschusses unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Zu schmerzlich waren die Wunden geschlagen, an denen das Vaterland blutete; der ruinose Haushalt zehrte an den Quellen; Parteiwirren schäckichter Farben und Zuckungen des kaum vertriebenen Jacobinismus gährten fort; der fremden Unterdrücker machiavellistische Politik mit ihren Erpressungen blieb die gleiche. Der Lüneviller Friede (9. Febr. 1801) schien den Horizont zu

militaris wollte Spaltungen und die Mächte gewährten Allen und Jedem Freiheit nach eigens beliebter Manier. — Während dieser Zeit auf sein engeres Fach, nämlich auf Besorgung der äußern Verhältnisse zurückgesetzt, ward der Verewigte im Februar 1815 zum Landammann kathol. Confession ernannt. Dornigter ließen sich die föderativen Berührungen an, da es einigen ältern Ständen hart dünkte, die Jüngern als Ebenbürtige zu betrachten. Versöhnendes und festes Benehmen der vereinten Cantone St. Gallen, Aargau und Waadt legte die Spannung. Dem Verewigten wurde ein wesentlicher Theil an der errungenen ehrenhaften Stellung zugeschrieben: wo er auch unter den Veteranen wegen Erfahrung, Talent und Tact ausgezeichnet, öfters in wichtigen diplomatischen Anliegen Referate führte. So in der Retorsionssache gegen die Handelsbedrückungen Frankreichs (1822) u. a. m. Mit dem vom Wiener Congresse politisch quiescirten Exfürsten Pancratius war noch ein herber Strauß (1816 und 1817) wegen dessen Quasiepiscopalrechten auszufechten. Der römische Hof ließ endlich seine Patronanz zum Behuf des Doppelbisthums fallen. Darin sah Müller von Friedberg den einzigen Ausweg, unversiegliche Mißverhältnisse mit dem heiligen Stuhl zu endigen, stets widrige Reibungen mit der Churischen Curia zu erledigen und die mißliche Cantonalinful zu entfernen, nach der brünstige Begierlichkeiten schmachteten. Geringfügigkeiten für solide Staaten werden für einen an inneren Schwächen laborirenden Canton bedrohlich. Nach diesen sind die wunderlichen und schiefen Schwankungen zu taxiren; die Consequenzen erbärmlicher Inconsequenz. Wie nirgends, erwuchs aus den weiter reißenden confessionellen Trennungen in St. Gallen ein abnormer, weltlicher Kirchenstaat, der an Mitteln weit überlegen, den politischen überflügelte. Der Landammann, nie mit finsterem Treiben befreundet, hatte genug von jenen gegenfüßlerischen und von persönlichen gemeinen Rivalitäten zu dulden. Aus solcher Lage erklären sich von selbst Schlaffheiten und Stillstände dieser unerfreulichen Periode, in deren Elementen keine bürgerlichen Institutionen gedeihen konnten. Der verunglückte Versuch eines Civilgesetzbuches offenbarte sattsam, daß dürre Ebbe dominire. Nichts desto minder erhoben sich seit 1826 im Großen Rathe ernst mahnend und warnend jährliche Censuren von Seite der staatswirthschaftlichen Commission. Die meisten Zweige

anstalten der Katholicität. Präsident ihrer Curatel, eröffnete der Verewigte 1809 ihr Gymnasium; noch gemeinnütziger wünschte er daraus eine höhere Pflanzschule für Jünglinge beider Confessionen erblühen zu sehen, wozu die kathol. Corporation und der Hauptort sich geneigt zeigten. Gewiß ein dringendes Bedürfniß, da wo mercantilische Richtung weit überwog und ein unschätzbares Mittel zu Belebung bürgerlichen Gemeinsinns. Wie dieser und noch manch anderer Versuch zu harmonischer Ausbildung an widerstrebenden Tendenzen verschiedener Art und Unart scheiterte, wollen wir nicht nachweisen. — Im Jahre 1811 sandte die Eidgenossenschaft v. Rheinhard *), Von Flüe und Müller von Friedberg nach Paris, Napoleon auf dem Zenith seiner Glorie zu seinem Erstgebornen zu beglückwünschen. Andere Missionen und Negociationen des Verewigten übergehen wir mit der Bemerkung, daß wenige Schweizer so ausgedehnte Bekanntschaften im Auslande pflegten, wie er. Sie nützten ihm lediglich, vielen Mitbürgern Unterstützung zu leisten. Sardinien hatte ihm den Orden von St. Mauritius und Lazarus verliehen. Ausgezeichneter Huld würdigte ihn Kaiser Leopold II., er beehrte ihn taxfrei mit dem Baronate. In Dienste dieses Monarchen zu treten, den die Zeitgenossen den Weisen benannten, hatten sich dem damaligen fürstl. Deputirten am Wiener Hofe reizende Aussichten eröffnet, die er aus Zartgefühl für Dankbarkeit nicht verfolgte. Napoleon decorirte ihn mit dem Stern des Reunionordens. Vorzügliches Wohlwollen schenkte ihm König Maximilian **) von Baiern. Nach dem Sturze der Mediationsacte, die eine Dictatur Napoleons mit seinem Reiche zerstob und über den Wiederauferstehungsplanen, als der Canton St. Gallen durch nachbarliche Anfechtungen und Vindicationen des Fürsten Pancratius von Außen angefehdet, im Innern durch demagogische Aufrührung mit Auflösung bedroht war, arbeitete Müller v. Friedberg, dessen Zerfall abzuwehren. Er war Mitglied der Verfassungscommission und besuchte als Abgeordneter die Minister von Oesterreich und Rußland (Juni 1814), deren Schutze St. Gallen Wesentliches für seine Erhaltung verdankte. In den kümmerlichen Zerwürfnissen riethen jene Diplomaten überall zum Heilsameren; allein der Spiritus fa-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 13. Jahrg. S. 1108.
**) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. des N. Nekr. S. [illegible]

militaris wollte Spaltungen und die Mächte gewährten Allen und Jedem Freiheit nach eigens beliebter Manier. — Während dieser Zeit auf sein engeres Fach, nämlich auf Besorgung der äußern Verhältnisse zurückgesetzt, ward der Verewigte im Februar 1815 zum Landammann kathol. Confession ernannt. Dornigter ließen sich die föderativen Berührungen an, da es einigen ältern Ständen hart dünkte, die Jüngern als Ebenbürtige zu betrachten. Versöhnendes und festes Benehmen der vereinten Cantone St. Gallen, Aargau und Waadt legte die Spannung. Dem Verewigten wurde ein wesentlicher Theil an der errungenen ehrenhaften Stellung zugeschrieben: wo er auch unter den Veteranen wegen Erfahrung, Talent und Tact ausgezeichnet, öfters in wichtigen diplomatischen Anliegen Referate führte. So in der Retorsionssache gegen die Handelsbedrückungen Frankreichs (1822) u. a. m. Mit dem vom Wiener Congresse politisch quiescirten Erzfürsten Pancratius war noch ein herber Strauß (1816 und 1817) wegen dessen Quasiepiscopalrechten auszufechten. Der römische Hof ließ endlich seine Patronanz zum Behuf des Doppelbisthums fallen. Darin sah Müller von Friedberg den einzigen Ausweg, unversiegliche Mißverhältnisse mit dem heiligen Stuhl zu endigen, stets widrige Reibungen mit der Churischen Curia zu erledigen und die mißliche Cantonalinful zu entfernen, nach der brünstige Begierlichkeiten schmachteten. Geringfügigkeiten für solide Staaten werden für einen an inneren Schwächen laborirenden Canton bedrohlich. Nach diesen sind die wunderlichen und schiefen Schwankungen zu taxiren; die Consequenzen erbärmlicher Inconsequenz. Wie nirgends, erwuchs aus den weiter reißenden confessionellen Trennungen in St. Gallen ein abnormer, weltlicher Kirchenstaat, der an Mitteln weit überlegen, den politischen überflügelte. Der Landammann, nie mit finsterem Treiben befreundet, hatte genug von jenen gegenfüßlerischen und von persönlichen gemeinen Rivalitäten zu dulden. Aus solcher Lage erklären sich von selbst Schlaffheiten und Stillstände dieser unerfreulichen Periode, in deren Elementen keine bürgerlichen Institutionen gedeihen konnten. Der verunglückte Versuch eines Civilgesetzbuches offenbarte sattsam, daß dürre Ebbe dominire. Nichts desto minder erhoben sich seit 1826 im Großen Rathe ernstmahnend und warnend jährliche Censuren von Seite der staatswirthschaftlichen Commission. Die meisten Zweige

der öffentlichen Verwaltung kritisch beleuchtend, wiesen sie einerseits störende Einflüsse, Mängel und Mißgriffe nach, anderseits orientirten sie über reelle Bedürfnisse, Interessen, Mittel und Zwecke. Die energischen Impulse wollten auf legalem Wege besonnener Reform und allmäliger Entwicklung des Besseren von Oben herab Bahn bereiten. Sie fanden laute Anklänge. Erstarkte die Saat gesunder Erkenntnisse, so reiften mit ihr gediegene Früchte, zumal die Finanzen von Kriegs- und Theurungsschulden sich erholt, bescheidene Quellen darboten. Müller von Friedberg, dessen Thätigkeit man in rüstigeren Tagen eminenten Antheil an vielem Ersprießlichen zugeschrieben, glaubte die Autorität der Regierung, deren Gebrechen nicht verschwiegen werden konnten, gefährdet und kam darum nicht selten in Opposition mit seinem ältern Sohne, dem mehrjährigen Referenten und Vorkämpfer jener Bestrebungen. Letzterer, Präsident des Appellationsgerichtes, zog sich 1830 aus den Aemtern zurück, der Meinung, daß die individuellen Opfer, welche sie erheischten, einzig durch Erreichung angemessener Vortheile für gemeinsames Wohl aufgewogen werden könnten. Mit dem Hahnenschrei des Pariser Julius 1830 erschallte in herkömmlicher Wechselwirkung wieder das Signal zu Umwälzungen. Seit 1798 war die Unbeständigkeit periodisch beständig geworden; fast Provisorien galten jeweilige Constitutionen, deren seit 32 Jahren über ein halb Dutzend verronnen, die der Reihe nach mit Gut und Blut zu handhaben beschworen worden. Obschon kein Druck auf dem St. gallischen Volke lastete, regte sich in einigen Bezirken der Aufruhr; tumultuarischen Ausbrüchen vorzubeugen, begann die Revision der Verfassung von 1815. Allerdings kein Meisterstück, eine Frucht von Accommodationen, trug sie aber die wenigste Schuld an billigen Vorwürfen aus der Vergangenheit und der Regenerationsprozeß in so fieberhaftem Momente schien problematisch. Dem kreisenden Hader im Verfassungsrath (1831) und dessen Schwankungen zwischen einem rein-democratischen und einem gemäßigt stellvertretenden Systeme entsproßte abermal eine Accommodation. Wenn Müller von Friedberg an den jüngsten Resultaten kein Gefallen finden konnte, theilte er die Ansicht vieler Verständiger: die einsichtigeren Lenker der Regeneration mußten sich selbst gestehen, daß es leichter sei, Umwälzungen anzufachen, als solche zu bemeistern. Alte Verdienste schätzend, wählte

die Stadt St. Gallen den alten Landammann in den neuen Großen Rath; in die Regierung konnte er neben den frisch aufsteigenden Gestirnen nicht mehr gewählt werden. Republikanische Magistrate haben sich vornherein auf Wandelbarkeiten zu versehen; aus humanen und sittlichen Rücksichten schien jedoch Manchen an gewissen eigenen Bestrebsamkeiten Anstößiges aufzufallen. Müller v. Friedberg, das Präsidium der kathol. Administration ablehnend, fühlte selbst, daß ihn 56 Dienstjahre zur Resignation mahnten, besonders bei den sanguinischen Stimmungen der neuen Aera. Empfindlicher fiel ihm wohl Trennung von zahlreichen Freunden, da er, gallichter Preßfehme auszuweichen, nach Konstanz übersiedelte, wo seit Früherem schon ein Theil seiner Familie wohnte. Auch sein älterer Sohn wandte sich dahin; abgemüdet vom Reformkampfe mit der Ebbe, fand dieser keinen Beruf, sich in die Fluth umgekehrter Extreme und ihre Passionen zu tauchen. Von Jugend an hatte der Verewigte, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied, einen wesentlichen Theil seiner Muße auf Literatur verwendet. Seine frühesten Schriften athmen Begeisterung fürs Vaterland. Günstig wurde 1790 sein Werk über Staatswissenschaft in Deutschland recensirt. Er gründete 1806 das politisch-literarische Blatt, „den Erzähler.“ Für einen Magistraten bleibt es immer eine mißliche Aufgabe, sich in den Hader der Journalistik zu mischen, der seine unparteiische, höhere Stellung compromittiren muß. Den Feierabend des Lebens widmete der Greis den schweizerischen Annalen, welche wir nicht recensiren, nur den Geist berühren wollen, in dem der Verf. sie schrieb. Ein Magistrat des vorigen Säculums, gehörte er seiner Geistesrichtung zufolge der neuen Zeit an. Licht- und Schattenseiten der Vergangenheit unbefangen würdigend, taxirte er nach practischem Maaßstabe die modernen, rasch wechselnden Systeme. Feind jeglicher Ueberspanntheiten, achtete er modische Extreme für doppelt verderblich, da sie die Gegenwart verwirrten und statt vermeintliche Fortschritte diametral entgegengesetzte Rückschritte erzeugten. Keineswegs täuschten den Weltmann marktschreierische Vorspiegelungen, welche ein Troß verblendeter Jünger für alleinseligmachend anpries. Dem Greise, der die Revolution und die Restauration durchgemacht, lieferte der Regenerationsproceß in den allgemeinen schweizerischen Angelegenheiten genug trüben Stoff zu Parallelen. An vielen Sentenzen, Schlag-

und Stichworten erblickte er die falschen Münzen wieder, welche in der Revolution cursirt und als betrüglich verrufen worden. Der helvetische Senator war Zeuge einstiger Sisyphusplagen für Gestaltung politischer Einheit aus den einheimischen Elementen natürlicher und volksthümlicher Vielheit und ihrer unüberwindlichen Divergenzen. Es fehlte damals durchaus nicht an brauchbaren Constitutionsentwürfen; doch keiner wurzelte aus Mangel innerer Haltung. Gelänge auch die Bildung eines modernen Verfassungsraths, so drohten ihm die gleichen Klippen, an denen die Vorfahren gescheitert hatten. Darum schätzte der erfahrne Staatsmann jüngste Einheitsgelüste für eitel. Wohlgeordneter Centralität war er zugethan, in so fern sie aus einträchtigem Streben hervorging. Dagegen mußte leidenschaftlich abstoßendes Treiben radicaler Baumeister, welches, die Gemüther entzweiend, schwere Besorgnisse wegen unerträglichem Despotismus ehrgeiziger Capacitäten erweckte, die Frucht organisirenden Bemühens im Keime ersticken. Einseitiges, ungestümes Durchführen mußte unabsehbare Spaltung bereiten. Bei den sich verwickelnden Irrsalen und dem steigenden Mißtrauen mit ihren erbitterten Dissonanzen gedachte der Greis des einstigen Spiels der Parteien und ihrer Sesselkriege, des Grimms der Factionen und der entsetzlichen Wirren, die das Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Mochten Verhöhnungen des bestehenden Bundes, Usurpationen, welche positive Rechte als alttestamentarische Floskeln factisch absteckten, cholerische Gewalt und Machtstreiche die Basen eidgenössischen Daseins allmälig zertrümmern, so war mit den zerrissenen Banden und Schrecken vollends das Reich der Anarchie eröffnet. Wie dann aus grauser Auflösung Mittel und Macht zu neuen soliden Fundamenten hernehmen? Waren die Reminiscenzen von 1803 und 1815 schon ganz vergessen? Einer der Veteranen der schweizerischen Diplomatie, beurtheilte er ihre Verhältnisse nach historischen, politischen und geographischen Daten, nach augenfälligen, materiellen Bedürfnissen und den mercantilischen Interessen eines industriellen Volkes, welches wohlwollender Verbindungen nicht entbehren kann. Der Schweizername erfreute sich allgemeiner Achtung und freundlicher Begegnung im Auslande. Der Annalist verglich mit diesen Prüfsteinen die kläglichen neueren Zustände und die noch kläglicheren, heroisch renomirenden Fermente, welche unselige

Reibungen hervorgerufen, deren Ausgang kaum zweifelhaft gelten konnte. War es der radicalen Partei mißlungen, ihre Plane im Innern auszuführen, wie wollte ihre Opposition zu der Gesammtheit der europäischen Mächte bestehen? In beiden Richtungen nach Innen und Außen mußten sich aus den Resultaten ihre unvolksthümlichen Tendenzen offenbaren, des entschiedenen Abgangs von gesunden Grundsätzen des öffentlichen Rechts und der Staatsklugheit nicht zu erwähnen. In solchem Geiste schrieb der Annalist und in dem Glauben, daß im Frieden das ächte Lebensprincip der Eidgenossenschaft blühe. Wiederherstellung desselben in guter Treue, Rückkehr zu bewährten Begriffen socieller Ordnung, Entfernung feindseliger Agentien und abnorm aufrührender Gährungen waren seine frommen Wünsche; besorglicher lauteten seine Ansichten der Zukunft. — In Hinsicht des Characters besaß Müller von Friedberg eine eigenthümliche Schwungkraft des Gemüths, das sich nicht leicht von Mißgeschicken niederdrücken ließ. Heiter und lebenslustig liebte er freundlich geselligen Umgang. Selbst Feinden wußte er nicht persönlich zu grollen, geschweige politischen Gegnern. So versöhnte er sich mit dem Fürstabt Pancratius, gegen den er aus amtlicher Pflicht herbe Fehden auszukämpfen hatte. Gefällig freute er sich, Jedermann zu verpflichten und beförderte gerne junge Männer von Talent. Allerdings ward ihm nicht immer dankbar vergolten; er zog Nieten, wohl mehr, denn Nieten, für seine Güte. — Außer den genannten Werken erschien noch von ihm: Orgetorix. Ein trag. Gemälde a. d. ältesten Helvetien. St. Gallen 1804.

152. Ernst Eduard Bauch,

Hülfslehrer an dem evang. Gymnasium zu Glogau;

geb. am 28. Aug. 1807, gest. d 23. Juli 1836 *).

Bauch, geboren zu Landshut, wo sein Vater Müllermeister war, besuchte das Hirschberger Gymnasium vom Novbr. 1822 bis Ostern 1827, worauf er die Universität zu Breslau bezog, um Philologie zu studiren. In dieser Zeit war er auch 1½ Jahr Mitglied des philologischen Seminars, verließ aber dasselbe, weil ihn die Beschäftigung mit der Geschichte und die reale Alterthumswissenschaft mehr anzog. Nachdem er noch 1831 die Preis-

*) Schlesische Provinzialblätter, August 1836.

aufgabe der philos. Facultät über eine Streitfrage aus der griechischen Kunstgeschichte gelöst hatte, machte er im August 1832 zu Breslau sein Examen pro facultate docendi, wonach ihm die unbedingte Lehrfreiheit im Allgemeinen für das Gymnasium ertheilt wurde. Im Herbst desselben Jahres trat er in das pädagogische Seminar für gelehrte Schulen, in welcher Stellung er bis an seinen Tod verblieb. Von Michaeli 1832 an hielt er sein Probejahr an den drei evang. Gymnasien Breslau's ab, theils zugleich, theils abwechselnd unterrichtend; im Oct. 1834 aber wurde er als Hülfslehrer an das evangelische Gymnasium in Glogau gesandt, wo er bald darauf sehr kränklich ward und den Unterricht schon im Winterhalbjahr 1835 aufzugeben genöthigt war. Er begab sich hierauf zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Landshut, doch starb er hier bereits am oben genannten Tage. Durch seine Schrift: „Epaminondas u. Thebens Kampf um die Hegemonie Breslau 1834" hat er sich ein bleibendes Denkmal der Erinnerung erworben.

* 153. Dr. Adolph Emil Wilhelm Muhr,

Arzt zu Schwedt;

geb. d. 22. Sept. 178., gest. d. 24. Juli 1836.

Berlin ist sein Geburtsort. Sein Vater, S. J. Muhr, Kaufmann und seine Mutter geb. Jacoby aus Breslau, waren jüdischer Religion, unser M. aber vom ersten Augenblicke an, als er fähig war zu denken und ehe er sich noch Rechenschaft darüber geben konnte, von ganzer Seele Christ. Bis in sein 11. Jahr war er krank, wurde daher verwöhnt und lernte nichts. Nachdem seine älteste Schwester, die er vorzüglich liebte, den Professor Lavigni geheirathet hatte, zog er zu ihr und besuchte das Gymnasium. Aber schon ein Jahr darauf starb diese Schwester und er mußte wieder in das väterliche Haus zurückkehren. Die Hypochondrie der Mutter, die Rauhheit des Vaters, an den er sich nie vertrauend angeschlossen hat und die Oede des Hauses machten ihm seinen Aufenthalt so unerträglich, daß er dem Vater fortwährend mit der Bitte anlag, ihn aus dem Hause zu lassen; da er aber vergebens bat, floh er, 13 Jahr alt, zu seiner Mutter Schwester nach Kopenhagen. Nicht dahin zu vermögen, zurückzukehren und ohne Mittel, sich seiner Neigung gemäß der Medicin zu widmen, trat er in die Apotheke des Justizraths Professors Manthey zu

Kopenhagen in die Lehre. Nach überstandener vierjährigen Lehrzeit kehrte er nach Berlin zurück, wo indeß seine Mutter gestorben war, begab sich jedoch wieder nach Kopenhagen in Condition, da er in Berlin keine Mittel fand, Medicin zu studiren. Nach mit Auszeichnung bestandenem Examen wurde er vom Professor Oersted zum Amanuensis gewählt und ein Jahr darauf als Lector der Chemie und Physik an der Universität angestellt. Im J. 1811 bereiste er auf Kosten einer Handelsgesellschaft Deutschland, um ihr nach seiner Rückkehr eine chemische Fabrik anzulegen, was er auch zum größten Nutzen jener Gesellschaft ausführte, selbst aber nicht den geringsten Vortheil davon hatte. So vergingen einige Jahre, in denen er seine Vorlesungen besorgte; aber seine Liebe zur Medicin war noch nicht erloschen, sondern mit seiner reifern Einsicht, mit der vollkommnen Entwickelung seines Characters nur mächtiger geworden und konnte er sich ihr auch nicht ganz widmen, so beschäftigte er sich doch viel mit diesem der Pharmacie verwandten Studium. Als nun im Frühjahr 1815 Napoleon von Elba zurückkam, aufs neue das Vaterland bedrohte und Alles sich gegen ihn rüstete, entsagte er allen Verbindungen in Dänemark und ging auf eigne Rechnung zur vaterländischen Armee ab. Auf dieser Reise lernte er den Geheimenrath Dr. Koreff kennen, wurde bei der Errichtung der Lazarethe am Rhein angestellt und ging nach Cöln ab. Sehnsüchtig wünschte er im Vaterlande bleiben zu können; als er aber nach 1½ Jahren, die er im Dienst gestanden, mit den schmeichelhaftesten Zeugnissen entlassen wurde und Ende Dec. 1816 nach Berlin kam, war der Staat so mit Entlassenen belagert, daß er für seine Dienste keine Unterstützung verlangen konnte. In seiner Vaterstadt stand er jetzt ganz verlassen da, aber er ließ den Muth nicht sinken und nahm sich fest vor, seinen Plan durchzuführen und hier zu studiren. Er ließ daher das Wenige, was er noch in Kopenhagen besaß, verkaufen, widmete sich in Berlin in der größten Dürftigkeit dem medicinischen Studium und pflog einzig und allein mit seinem noch daselbst lebenden Freunde Daniel Benda Umgang. Erst einige Monate darauf besuchte er seine Tante, deren Gatte, Wolff, unterdessen Superintendent in dem nahe gelegenen Zossen geworden war. Bald erfuhr auch Koreff sein Hiersein und nahm ihn zum Fiscal bei seinen Vorlesungen und zum Gehülfen bei seinen übrigen Geschäften. M. zog zu ihm und wurde seine

thätigste Stütze, er sein Gönner und Freund. In dieser Zeit lernte er seine nachherige Gattin kennen und trat im Jahre 1819 in Zossen zur christlichen Religion über. Unterdessen curirte M. im Gräfischen Clinicum und in der Charité und machte durch mehrere bedeutende Operationen sich so bekannt, daß v. Gräfe, der ihn schon vom Kriege her kannte, ihn mehr und mehr zu sich zog. Endlich hob der Mann, welcher der Wohlthäter so vieler Bedürftigen gewesen, der verstorbene Mendelssohn-Bartholdy, das große Hinderniß zur Promotion, indem er M. das Geld dazu schenkte. Koreff war schon seit einigen Jahren in Paris und hatte sich ihm mehr und mehr entzogen, zuletzt aber auch noch seinen Theil zur Promotion gegeben, die im Jahre 1824 stattfand. M.'s Examen in der Medicin und Chirurgie, wie als Operateur war ausgezeichnet. Jetzt wollte ihm v. Gräfe das Clinicum anvertrauen, eine Stellung, die zur sichern, oft zur glänzenden Praxis in der Hauptstadt führt, aber er schlug es aus, da er sich nach einer Vereinigung mit seiner Braut sehnte und das Bild eines stillen häuslichen Lebens, wie das einer eignen Praxis den größten Reiz für ihn hatte und alle schönen und stolzen Hoffnungen einer Laufbahn, die ihm sein freundlicher Gönner Gräfe eröffnen wollte, überwog. Er nahm daher 1825 eine Stelle als Arzt in Schwedt an, wo er am oben genannten Tage den Seinen durch einen Schlagfluß entrissen wurde. Er hinterließ seine Gattin, geb. Stilke, zuletzt in Berlin lebend, nebst 3 Kindern in beschränkten Umständen, die seine edlen Freunde zu mildern und zu heben suchten. — M.'s Aeußere war höchst anziehend und frei von jedem Zug einer jüdischen Bildung; sein Geist stets rege und lebendig, alles Wissenschaftliche erfassend, für alles Schöne der Belletristik begeistert. In seiner Kunst war er unermüdlich thätig, voll Eifer und Theilnahme — zu theilnehmend, zu aufgeregt durch das Leiden oft ganz fremder Menschen und bis zur Aufopferung durch das seiner Freunde. Ernst war der Grundton seines Characters, doch war er sehr gesellig, heiter und als Gesellschafter höchst liebenswürdig. Phantasie und ein poetischer Zug seines Gemüthes machte ihn Allen doppelt werth und lieb und sein tiefes Gefühl für alles Edle war mit einer Art Kindlichkeit verknüpft, die seinem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Zauber gab. — Kein Licht aber ohne Schatten und so verdunkelte denn auch ein großer Fehler alle diese herrlichen Eigenschaften.

Seine Heftigkeit, die bis zum Jähzorn wuchs, war theils ein angebornes Erbtheil seines Vaters, theils durch sein langes „eigner Herr sein“ genährt und durch spätere Bitterkeit und Widerwärtigkeiten seines Lebens sehr gesteigert worden und diesem Fehler verdankt er viele Feinde, die sein eigenstes Selbst nicht kennen gelernt hatten und ihn nur nach dieser äußeren Seite beurtheilten. Außer seiner Inauguraldissertation: de partibus ossium excidendis, lieferte er Beiträge zu Gräfes und Walthers Journal der Chirurgie.

* 154. Matthäus Joseph Aumüller,

Pfarrer zu Schönbrunn (Baiern);

geb. zu Burgwindheim am 15. December 1799, gestorben am 26. Juli 1836.

A. studirte in Bamberg, trat daselbst in das Klerikalseminar und kam nach erhaltener Priesterweihe den 26. Juli 1825 als Kaplan nach Höchstadt. Hier blieb er, nicht strebend nach einer einträglicheren Stelle, bis ihn sein Oberhirt auf die Pfarrei Schönbrunn berief. Wenige Jahre wirkte er hier. Er starb an einem hartnäckigen Brust- und Lungenleiden, welches er sich bei einem in Folge mehrerer überstandener Entzündungskrankheiten sehr reizbarem Nervensysteme durch seltenen Eifer und vorzügliche Berufstreue zugezogen hatte. — Wenige Monate vor seinem Tode ward ihm zu seiner Erleichterung ein Hülfspriester an die Seite gegeben. An demselben Tage, an welchem er vor 11 Jahren die Priesterweihe erhalten hatte, schied er von hinnen. Er hat sich als einen musterhaften Geistlichen und eifrigen Seelsorger bewiesen und seine Gemeinden werden gewiß seiner nur in Segen gedenken.

Bamberg. G. A. Thiem.

155. Nathan Meyer Rothschild,

k. k. österreich. Generalconsul und Banquier zu London;

geb. zu Frankfurt a. M. den 16. Sept. 1777, gestorben daselbst den 28. Juli 1836 *).

Der Gründer des Hauses Rothschild, Meyer Anselm, wurde in Frankfurt am Main in dem gemeinsten

---

*) Nach: Biograph. Notizen über N. M. Rothschild. Quedlinburg und Leipzig 1837.

Theile der Stadt, im Judenviertel, geboren, welches noch bis auf diesen Tag von den übrigen Stadttheilen getrennt ist. Er sollte ein Priester werden und wurde demgemäß erzogen. Er studirte mit vielem Fleiß und war bald einer der gelehrtesten Archäologen. Sein Vater änderte jedoch seinen Plan und gab ihn nach Hannover in ein Handelshaus. Obgleich Meyer Anselm Geschmack für die Wissenschaften nicht gänzlich aufgab, so besorgte er doch seine Handelsgeschäfte mit der größten Pünktlichkeit, sowie mit Geschick und gutem Erfolg. Der Landgraf, der nachmalige Kurfürst von Hessen erprobte seinen Verstand und seine Rechtlichkeit; er übertrug ihm mehrere wichtige Geschäfte und machte ihn endlich im Jahr 1801 zu seinem Hofbanquier. Er hatte sein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt; — Meyer Anselm vergalt es ihm durch die ausgezeichnetsten Dienste. Während Napoleon in Deutschland herrschte, rettete Anselm durch seine Aufopferung und Unermüdlichkeit dem Kurfürsten sein ganzes Privatvermögen und in derselben Zeit erhob sich das Haus „Rothschild" zum berühmtesten in Deutschland. — Meyer Anselm, der Gründer des Hauses starb im Jahr 1812 und hinterließ seinen Söhnen nicht allein ein unermeßliches Vermögen und einen unbegrenzten Kredit als Erbtheil, sondern auch das Beispiel seines weisen Lebens und seiner klugen Rathschlüsse, die stets befolgt wurden. Er rieth ihnen ganz besonders, vereint zu bleiben und es ist hinreichend bekannt, daß sie sich niemals trennten. Seine fünf Söhne waren: Anselm in Frankfurt a. M.; Salomon, der sich bald in Wien, bald in Berlin, jedoch hauptsächlich in Oesterreichs Hauptstadt aufhält; Nathan Meyer, der Verblichene, den wir hier näher schildern wollen, in London; Carl in Neapel und endlich Jacob in Paris *). Diese fünf Brüder haben an den großen Finanzangelegenheiten Oesterreichs, Frankreichs, Englands und fast aller Länder Theil genommen, — sie haben einen unüberwindlichen Phalanx mit einander gebildet. Sie haben theils selbst, theils durch ihre Agenten die Haupthandelsplätze von Europa beherrscht und getreu ihrem Grundsatz, nie etwas getrennt zu unternehmen und alle Operationen genau unter ein-

*) Dieser ist viel jünger als seine Brüder und seine Frau, die Baronin, ist die Tochter seines zweiten Bruders, Salomon, der 18 Jahr älter ist, als er.

ander zu verabreden, stets alle dasselbe System befolgt und nach demselben Ziele gestrebt. Hierdurch stieg ihre vereinte Macht zu dem Grade, daß sie zu allen Zeiten im Stande waren, über Krieg und Frieden zu gebieten. — Nathan Meyer Rothschild in London wurde als das Haupt der Familie betrachtet; obgleich er nicht der älteste, sondern der dritte Bruder war, so zollten ihm doch seine ältern Brüder und sämmtliche Mitglieder der Familie fast eine kindliche Achtung. Die fünf Handlungshäuser wurden fast gemeinschaftlich geführt, das in London ausgenommen, welches nur allein durch ihn selbst geführt wurde. Die Mutter der Gebrüder Rothschild lebt noch und fährt fort, im Judenviertel in Frankfurt a. M. zu wohnen. Sie liebt ihr verachtetes Volk und außer vielen Wohlthaten, die sie den Hülfsbedürftigen erweist, zeichnet sie sich durch weiter nichts von ihren Glaubensgenossen aus, als daß sie sich monatlich den Luxus reiner Fenstervorhänge gewährt. Sie verläßt ihre Wohnung nur noch, um die Gärten Anselms, ihres ältesten Sohnes, zu besuchen. Sie ist stolz auf ihre Kinder, — stolz auf die Klugheit, den großen Reichthum und den Ruhm derselben; — die Mutter der Gebrüder Rothschild kann mit Lätitia, der Mutter der Napoleoniden verglichen werden. Der Anwachs von Nathan Meyer Rothschilds Vermögen fällt ganz und gar in dieses Jahrhundert; doch machte es nicht eher bedeutende Fortschritte, als einige Zeit nach dem Beginn dieses Jahrhunderts. Nicht früher als im Jahre 1808, beim Ausbruch des Krieges in Spanien, wo er die Zahlungen für die englische Armee in jenem Lande übernahm, konnte er sich durch das Entfalten von bisher unerhörten Privatmitteln der Handelswelt im Allgemeinen bekannt machen. Er war im Jahr 1800 nach England gekommen, wo er als der Agent seines Vaters in Manchester Fabrikartikel für den Continent einkaufte. Später stellte ihm sein Vater große Summen zur Disposition, die ihm der Kurfürst von Hessen und andere deutsche Fürsten anvertraut hatten. Diese verwendete er mit einem äußerst richtigen Urtheil, so daß seine Mittel auf unglaubliche Weise wuchsen. Da sich hierauf sein jüngster Bruder Jacob in Paris etablirte, fühlte er sich veranlaßt, London zu seinem Aufenthalte zu wählen, welches er dann nie wieder verließ. Seine Finanzgeschäfte erstreckten sich über den ganzen Continent und übten einen größern oder geringern Einfluß

auf Geldangelegenheiten jeglicher Art. Nie sind vor seiner Zeit Finanzunternehmungen in einem so großen Maßstabe in Europa vorgekommen. Außer der erfolgreichen Mitwirkung seiner Brüder hatte er fast in jeder Stadt der alten und neuen Welt Agenten, die unter seiner Leitung Geldgeschäfte aller Art unternahmen und führten. Er hatte auch, so wie seine Brüder, eine Schaar von kleinern Kapitalisten zur Disposition, die an den Anleihen und andern öffentlichen Finanzgeschäften Antheil nahmen — die der Familie ihr unbedingtes Vertrauen schenkten und die zu jeglicher Zeit bereit waren, alles mit ihnen gemeinschaftlich zu unternehmen. Nichts war daher für ihn zu groß oder zu ausgedehnt, wenn es vernünftig und mit Wahrscheinlichkeit auf Erfolg verbunden war. In den letzten 5 Jahren, in denen man seine Intelligenz als auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung annehmen darf, kannten daher seine Mittel keine Grenzen, wenn man die direkten sowohl, als die indirekten Mittel in Betracht zieht. Alle Brüder von Nathan Meyer Rothschild sind Männer von vielem Verstand und großer Geschäftskenntniß; aber es ist allgemein bekannt, daß sie bei allen Unternehmungen ihr Urtheil dem seinigen unterordneten und daß er das bewegende Prinzip der großen Geldmassen war, die sie zusammen besaßen. Man kann sagen, Rothschild sei der erste gewesen, der fremde Anleihen in England einführte; denn obgleich Papiere und Documente dieser Art zu allen Zeiten daselbst cirkulirten, so ließ doch der Umstand, daß die Zinsen und Dividenden derselben im Auslande gezahlt wurden, sie den Kapitalisten für zu unbequem erschienen, als daß sie eben große Lust gehabt hätten, sich darauf einzulassen. Er traf nicht nur die Einrichtung, daß die Zinsen der fremden Anleihen in London gezahlt wurden, sondern er reducirte sie auch auf englische Münzsorten und arbeitete dem Steigen und Fallen derselben entgegen, so daß man bei dem Umsatz eines Staatspapiers stets seinen vollen ursprünglichen Werth in baarem Gelde erhalten konnte, wodurch sie natürlich viel mehr in Aufnahme kamen. Alle diese Operationen wurden durch ein äußerst merkwürdiges Glück begünstigt; denn obgleich manche Staaten, die in England Anleihen gemacht hatten, banquerott wurden, so verfehlten doch diejenigen, mit denen Rothschild ein Geschäft gemacht hatte, niemals ihren Verpflichtungen nachzukommen. Dies verdankte er sowohl

seinem guten Urtheil bei der Auswahl der Staaten vor dem Abschluß einer Anleihe, als der richtigen und umsichtigen Leitung der Geschäfte nach demselben. Waren die Gelder zur Auszahlung der Dividenden nicht zur gehörigen Stunde bereit, — welches sich bisweilen ereignete, — so befähigten ihn seine eigenen großen Mittel stets, die nöthigen Vorschüsse zu machen, während sein Einfluß und seine Beharrlichkeit ihm stets die vorgestreckten Gelder wieder einbrachten. Was man daher auch von den üblen Folgen fremder Anleihen sagen mag, so kann man dieselben doch auf keinen Fall Rothschild beimessen. Ueberdies sind diese Anleihen auch die Quellen großen Nationalerwerbes geworden, die fast alle Stocks oder Aktien der Continentalmächte, die ursprünglich hier geschaffen wurden, im Auslande statt des baaren Geldes in Umlauf kamen, wodurch sie dergestalt in ihrem Werthe stiegen, daß die Besitzer 20 bis 30 Procent dabei gewannen. Außerdem war Rothschild auch ein Käufer und Verkäufer aller Arten von Staatspapieren und hatte man dergleichen, die kein Mensch mehr annehmen mochte, so erhielt man stets den vollen Werth dafür ausgezahlt. Aber nicht nur baares Geld schoß er den Staaten vor, sondern er übernahm auch die Umwandlung von Staatspapieren in andere, die geringere Zinsen brachten und er ging kurz vor seinem Tode noch mit vielen Reduktionsplänen um, die gewiß Niemand, als nur er im Stande gewesen wäre, auszuführen und die nun mit ihm verloren gegangen sind. Rothschild's Anleihen fielen jedoch auch nicht alle günstig aus; er hat mehrere höchst empfindliche Verluste dabei erlitten, die den Sturz von jeglichem Hause mit geringeren Mitteln herbeigeführt haben würden. Die eine derselben war Lord Benley's Anleihe, oder seine Einführung der 3½ prozentigen Schatzkammerscheine, die ersten Papiere der Art, die sich unter diesem Namen auf dem englischen Markte zeigten und woran Rothschild 500,000 Pfund Sterling verloren haben soll. Zur Zeit der spanischen Invasion durch die Franzosen im Jahr 1823 war er durch die französische Anleihe in große Gefahr gerathen; seine unerschöpflichen Hülfsquellen setzten ihn jedoch in den Stand, die Stocks emporzuhalten und so lief die ganze Sache endlich noch ohne Verlust für ihn ab. Diese Verhältnisse brachten auch den Papieren der andern europäischen Staaten einen bedeutenden Stoß, die sich damals auf dem Markte befanden und nament-

30 *

lich wurden die Neapolitanischen so bedeutend niedergedrückt, daß die meisten Theilnehmer zurücktraten; das Haus Rothschild war daher genöthigt, die ganze Last dieser Anleihe mit allen ihren Verlusten allein zu tragen. Ein anderes Ereigniß, wodurch dasselbe großen Gefahren ausgesetzt wurde, war Villèle's Project der Umwandlung der Renten. Zum großen Glück für Rothschild wurde es durch die Ueberwiegenheit von einer Stimme in der Pairskammer, welche die Gegner des Projekts mehr hatten, als die Beförderer, nicht ausgeführt; wäre es jedoch zur Ausführung gekommen, so würden die Convulsionen auf dem Geldmarkte von Europa, die gleich nach dieser Zeit eintraten, ihm sicher mit einer solchen Last auf der Schulter trotz aller bedeutenden Mittel und Hülfsquellen verderblich geworden sein. Er hat es in jener Zeit in der That selbst ausgesprochen, daß weder er, noch die bei diesem Unternehmen interessirten Häuser im Stande gewesen wären, dem Stoße Widerstand zu leisten. Ein höchst gefährliches Geschäft für Rothschild war auch die 4prozentige französische Anleihe, die er kurz vor den „drei Julitagen" mit Polignac abschloß und die unmittelbar nachher um 20—30 Procent, oder um noch mehr fiel. In der That standen diese Papiere lange Zeit in einem so schlechten Ruf, daß sich kaum ein Käufer dazu fand; doch war dieses Geschäft eigentlich mehr nachtheilig für seine Theilnehmer, als für ihn selbst, da sie den größten Theil dieser Stocks ihm bereits abgenommen hatten. Man machte es ihm in jener Zeit zum bittersten Vorwurf, daß er seine Freunde diesmal gänzlich ohne Hülfe ließ; doch muß man hierbei bedenken, daß er bisher seinen großen Gewinn stets redlich mit seinen Theilnehmern getheilt hatte und daß die Julirevolution, welche dem Abschluß dieses nachtheiligen Geschäfts folgte, ein Ereigniß war, welches Niemand voraussehen konnte. Seit dieser Zeit hat das Glück alle seine Unternehmungen mit Erfolg gekrönt, die mit den portugiesischen Papieren vielleicht einzig und allein ausgenommen; doch können die Verluste, welche ihm aus jenem Unternehmen erwuchsen, für ihn nur als geringfügig betrachtet werden. Das große Glück, welches Rothschild bei allen Anleihen hatte, veranlaßte alle Staaten, die Geld borgen wollten, seine Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und es fand hierin unter den Mächten eine Art von Nebenbuhlerei statt. Er schlug es je-

doch rund ab, ein Geschäft der Art mit Spanien oder denjenigen Staaten von Amerika zu unternehmen, die früher unter spanischer Oberherrschaft standen. Er machte es möglich, sich von allen schlechten und unsichern Geschäften in den letzten 15 Jahren fern zu halten, die man den Zenith seiner Laufbahn als Banquier und Financier nennen kann. Rothschild vermied auch mit gleicher Sorgfalt, den zahlreichen Actiengesellschaften beizutreten, die in dieser Zeit sich bildeten und dann stiegen und fielen. Man kann jedoch sagen, daß er durch seine Begründung der Assekuranz-Gesellschaft im Jahr 1824 — kurz vor der allgemeinen Aktien-Manie — die Veranlassung dazu gegeben; außer dieser Gesellschaft aber, die übrigens sehr große und günstige Resultate lieferte, ist uns keine andere bekannt, mit der er in direkte Verbindung getreten wäre. — Rothschild's Wechselgeschäfte wurden in einer so großartigen und ausgedehnten Weise geführt, daß sie den Anleihgeschäften gewiß nicht nachstanden und da sich dieselben nur allein auf ihn und auf seine Familie beschränkten, so haben sie ihm sicher einen bedeutenderen Gewinn abgeworfen, als jene. Sie wurden zu allen Zeiten und unter allen Umständen fortgesetzt und waren nicht jenen Zufällen unterworfen, denen die fremden Anleihen stets ausgesetzt sind. Sein Benehmen bei diesen Wechselgeschäften stellte seinen Charakter in das vollste und vortheilhafteste Licht. Er stand nie einen Augenblick an, einen Wechsel aus irgend einem Theile der Welt anzunehmen und so stark war sein Gedächtniß, daß er, trotz der unendlichen Masse der Geschäfte, die ihn mit jedem Posttage überströmten und trotz dem, daß er nie etwas notirte, doch im Stande war, nach seiner Rückkehr von der Börse alles genau seinen Buchhaltern zu dictiren. Seine Zuversicht und Freigebigkeit in diesen Geschäften verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Viele Kaufleute, deren Wechsel man nicht respektiren wollte, fanden bei ihm Beistand und die geringen Verluste, welche ihm aus dieser uneigennützigen Handlungsweise erwuchsen, zeigen deutlich, daß sein Zutrauen fast nie gemißbraucht wurde. Für diese Klasse von Kaufleuten würde sein Tod zu einer andern Zeit eine Masse von Verlegenheiten herbeigeführt haben; jetzt jedoch, da der Handel blüht und der Kredit alle Tage zunimmt, zeigen sie sich weniger empfindlich. Doch würden diese übeln Folgen

dennoch nicht ausgeblieben sein, wenn mit ihm auch das Geschäft geschlossen worden wäre; es wird jedoch von seinen Söhnen fortgesetzt, die früher schon unter der Leitung ihres Vaters dem Geschäft attachirt waren und trotz der Aussicht auf ein unermeßliches Vermögen, zu brauchbaren und geschickten Kaufleuten ausgebildet wurden. — Rothschild verheirathete sich im Jahre 1806 mit Hannah, der dritten Tochter Levi Barnett Cohen's, eines Kaufmanns in London, der das Glück seines künftigen Schwiegersohns so wenig vorausgesehen haben soll, daß er zweifelhaft gewesen, ob er diese Partie wohl gut heißen könne. Diese Zweifel wurden durch einige Böswillige rege gemacht, nachdem Rothschild bereits seine Bewerbungen begonnen hatte und von der Tochter erhört worden war; sein Schwiegervater verlangte daher einen genauen Nachweis seines Vermögens. Die comische Antwort des Bräutigams war: wie viel Töchter Herr Cohen auch besitze, so könne er, was Geld anbelange, nichts Besseres thun, als sie alle Nathan Meyer Rothschild geben. Madame Rothschild, die ihren Mann überlebt hat und deren Talente im Rechnen sie zu einer getreuen Gehülfin ihres Mannes machten, wurde die Mutter von vier Söhnen und drei Töchtern. Die älteste Tochter ist an einen Sohn Anselm Rothschild's in Frankfurt a. M. verheirathet und es war die Verheirathung des ältesten Sohnes Lionel mit einer Tochter Anselms, die den jetzt Verstorbenen nach Frankfurt rief. Hier starb er am oben genannten Tage im sechzigsten Jahre seines Lebens. Er war nur wenige Wochen krank gewesen und man sagt, er habe eine starke Ahnung gehabt, daß er nicht wieder nach England zurückkehren werde. So wie seine übrigen Brüder, war Rothschild in den Adelstand erhoben worden und er besaß wie sie das Baronsdiplom; doch hat er nie Gebrauch davon gemacht, sondern er war mit Recht stolz auf den Namen, unter welchem er sich ein Ansehen erworben hatte, das kein Titel im Stande gewesen wäre, ihm zu geben. Seine Leiche, begleitet von seiner ganzen Familie — seinem Sohne Nathan ausgenommen — kam am 4. August auf der Themse an und wurde nach seinem Hause auf dem Neuen-Hof in der St. Swithins Straße gebracht. Das Leichenbegängniß fand am Montag den 8. August statt. Wenige Minuten nach ein Uhr setzte sich der von 6 Pferden gezogene Wagen

in Bewegung und nahm seinen Weg langsam durch die König-Williamsstraße. Ihm folgten 36 Trauerkutschen und 41 Privatequipagen, unter denen sich die des preußischen, russischen, österreichischen, neapolitanischen und portugiesischen Gesandten, so wie die von Lord Stewart, Lord Dinorben, Lord Marybourough, des Lordmajors, des Sheriffs und vieler Aldermänner der Stadt London befanden. In der ersten Kutsche hinter dem Leichenwagen saßen die vier Söhne des Hingeschiedenen als die Hauptleidträger; in den nachfolgenden Kutschen die Verwandten und Freunde der Familie. Der Zug wandte sich dem Cornhill zu, wo sich eine so große Masse von Menschen versammelt hatte, daß die Polizei kaum im Stande war, den gehörigen Raum für denselben zu schaffen. Bei der Kirche zur weißen Kapelle schlossen sich die Kinder der jüdischen Waisenschule und die der Freischule des Judenhospitals dem Zuge an, der seinen Weg langsam fortsetzte, bis der Leichenwagen durch den nördlichen Eingang des Kirchhofs fuhr, der zur großen deutschen Synagoge auf dem Herzogsplatz gehört. Aron, der Prediger der jüdischen Gemeinde, verrichtete den hebräischen Gottesdienst und Dr. Salomon Herschell, der hohe Priester oder Rabbi hielt eine gefühlvolle Rede. In Bezug auf die Großmuth und die Mildthätigkeit des Hingeschiedenen führte Dr. Herschell an, daß derselbe außer seinen zahlreichen Beiträgen zu jeglicher Wohlthätigkeitsanstalt oft noch Tausende in seine Hände legte, um sie zu milden Zwekken und für Hülfsbedürftige verwenden zu lassen. Der Leichnam wurde alsdann in das Grab gesenkt, welches sich nahe dem nordwestlichen Winkel des Kirchhofs befindet. Der äußere Sarg, aus schönem Eichenholz, war von einer bedeutenderen Größe und etwas abweichend von der Form, welche man den Särgen in England im Allgemeinen gibt; — er war außerdem so zierlich geschnitzt und mit starken silbernen Handhaben an beiden Seiten verziert, daß man ihn eher für irgend ein schönes Meuble, als für einen Sarg genommen hätte. In der Mitte befand sich das Wappen der Rothschildschen Familie in Holz geschnitten.

* 156. Patritius Heumann,

Pfarrcuratus zu Lißberg bei Bamberg;

geboren zu Gößweinstein den 2. Februar 1763., gestorben den 30. Juli 1836.

Am 14. September 1787 trat H. in Kitzingen in den Orden der Kapuziner. Hier legte er sich mit Eifer auf die theologischen Studien und erhielt schon in seinem 24. Jahre die Priesterweihe. Nun begann erst recht sein Eifer zur tieferen Erfassung der Theologie und am 5. Juli 1796 legte er zu Bamberg als Religios eine öffentliche Probe seiner Kenntnisse aus allen Theilen der Theologie ab. Nach der Aufhebung der Klöster trat er in den Weltpriesterstand. Aber unthätig wollte er nicht dahin leben und in behaglicher Ruhe seine Einkünfte verzehren; er wollte arbeiten, weil er Kraft in sich fühlte. Da ward ihm die Pfarrcuratie Lißberg zu Theil. Wie sehr er von seinen geistl. Obern geachtet wurde, kann man daraus ersehen, daß er zum Rathgeber für junge Seelsorger befördert wurde. Als braver Mann im ganzen Sinne des Wortes, als Freund der Wissenschaften, als würdiger Priester und treuer Seelsorger, so wie als Vater der Armen wird er unvergeßlich sein Allen, die ihn kannten.

Bamberg. G. A. Thiem.

* 157. Johann Evang. Dobell,

Kanonikus des durch die Säkularisation aufgelösten Kanonikatsstifts St. Gertraud zu Augsburg;

geb. zu Asch am 28. Dec. 1756, gest. den 31. Juli 1836.

Nachdem er sich gründlich auf seinen Beruf vorbereitet hatte, ward er am 14. Juni 1783 zum Priester geweiht und machte sich durch seine Frömmigkeit, sowie seinen ächt christlichen Wandel bei Hohen und Niedern beliebt. Deßwegen ward er auch schon 1794 von der noch lebenden letzten Aebtissin des adeligen Domstifts zu St. Stephan zu Augsburg, Freifrau Antonia von Welden, zum Pfarrer an ihrer Stiftskirche ernannt. Freudig empfingen ihn die Parochianen, welche nicht vergebens viele Hoffnung auf ihn setzten; aber leider trat wenige Jahre darauf die Periode der Säkularisation ein, das Damenstift ward aufgehoben, die Franziskanerkirche in eine neue Pfarrkirche zum heil. Mari-

milian verwandelt und mit der neuen Pfarrorganisation wurden die Parochianen der St. Stephanskirche der Dom- und der St. Georgenpfarrei zugetheilt. Dadurch kam nun D. aus seinem Wirkungskreise; er blieb zwar Kanonikus, allein das Kanonikat zu St. Gertraud ward bald darauf auch aufgehoben und so ward er Benefiziat zu St. Salvator und St. Gallus. Mit Ruhe und männlichem Sinne sah er diesen Veränderungen entgegen, aber einen wehmüthigen Eindruck machte es auf ihn, als er von den Fenstern seines Wohnzimmers die Thüren der Gallus- und der ihm so theuern Stifts- und Pfarrkirche verschlossen und aller ihrer Paramente und Kirchengefäße beraubt sehen mußte. Er fürchtete, die Kirche möchte mit der alten, vom h. Ulrich erbauten St. Johanniskirche und mit der nachbarlichen Karmelitenkirche, welche beide niedergerissen wurden, gleiches Schicksal haben. Dies geschah nicht. Weil er nun hoffte, daß diese Kirche denn doch einmal wieder geöffnet werden könnte, so bemühte er sich, das, was gerettet werden könne, zu retten. Er versagte sich darum jede Bequemlichkeit des Lebens. Mehrere Jahre verflossen, bis die St. Gallus- und die St. Stephanskirche auf des Königs Ludwig I. Bewilligung und durch die dringenden und unablässigen Augsburger wieder geöffnet wurde. In traurigem Zustande zeigte sich nun die Kirche. Dobell machte reiche Spenden und bald folgten ihm andere Gutgesinnte nach. Größer noch ward seine Freude, als der katholischen Studienanstalt das schöne Stiftsgebäude vom Könige angewiesen und die wieder mit ihren Bedürfnissen durch seine Wohlthätigkeit ausgestattete Kirche eröffnet wurde. Er begnügte sich nicht mehr mit seinen bisherigen Leistungen. Er vermehrte auch durch den Ankauf seines Wohnhauses die Dotation des Seminarii St. Josephi und verbesserte das äußerst dürftige beneficium St. Galli et St. Salvatoris. Höchst störend hatten die frühern traurigen Ereignisse auf seine Gesundheit gewirkt und er sah sich daher genöthigt, sein seit vielen Jahren bei dem Konsistorium als Defensor matrimonii bekleidetes Amt niederzulegen. Im J. 1833 ward er Jubelpriester. Prunklos, wie er gelebt, wollte er auch dieses Fest feiern; allein seine Freunde und ehemaligen Parochianen suchten das Fest bestmöglichst zu verschönern. Bald nach diesem Feste wurde dem Jubelgreise noch die Freude zu Theil, daß seine ehemalige Pfarrkirche nun auch noch eine Stifts-

kirche für den neu auflebenden Orden des heil. Benedictus wurde. Er starb an allgemeiner Entkräftung. Groß war die Trauer über seinen Tod, der seinen Wohlthaten ein Ziel setzte.

Bamberg. G. Thiem.

158. Dr. Johann Georg Herbst,

ordentl. Professor der Theologie 2c. in Tübingen;

geb. den 13. Jan. 1787, gest. den 31. Juli 1836 *).

Herbst war zu Rottweil geboren und trat, nachdem er daselbst die Gymnasialstudien vollendet hatte, den 18. October 1805 in das durch sein wissenschaftliches Streben ausgezeichnete Benediktinerstift St. Peter auf dem Schwarzwalde, wo Mathematik sein Hauptstudium wurde. Nach Aufhebung des Stiftes bezog er im Herbste 1806 die Universität Freiburg, wo er das Studium der Philosophie, Physik und Mathematik fortsetzte. Später kehrte er nach Rottweil zurück und vollendete den philosophischen Cursus. Ebendaselbst studirte er auch die Theologie. Schon seit längerer Zeit entschlossen, seinem Vaterlande im Lehrerberufe zu dienen, bezog er, um sich dazu vorzubereiten, im Jahre 1810 abermals die Universität Freiburg und widmete sich unter Anleitung seines ausgezeichneten Gönners und väterlichen Freundes, des nunmehrigen Domcapitulars D. v. Hug, vorzüglich den orientalischen Sprachen und den biblischen Wissenschaften. Im Herbst 1811 trat er in das Priesterseminar zu Meersburg, erhielt Ende März 1812 die Priesterweihe und las den 12. April seine erste heil. Messe. Wenige Tage darauf übernahm er die Pfarrverweserei des Dorfes Wiere bei Freiburg. Nach Errichtung der Universität und des Priesterseminars in Ellwangen wurde er zu Ende desselben Jahres in das Seminar als Repetent berufen, zugleich mit dem Auftrage, auch an der Universität Vorlesungen über die hebräische und arabische Sprache zu halten. Am Ende des Jahres 1814 wurde ihm die Professur der orientalischen Sprachen und Exegese des alten Testaments provisorisch und im November folgenden Jahres definitiv übertragen. Im März 1817 erhielt er die theologische Doctorwürde, nachdem er schon 1811 in Freiburg die dazu erforderlichen strengen Prüfungen erstanden hatte.

*) Nach: Allgem. Kirchenztg. 1836. Nr. 206.

der theologischen Anstalt wurde auch er im Octo-
817 nach Tübingen versetzt, wo er die orientalischen
ichen, die Einleitung in die Bücher des alten Te-
nts und die biblische Archäologie vortrug und die
iften des alten Testaments erklärte. Im J. 1832
e ihm nach dem Wunsche des akademischen Se-
auch das Amt eines Oberbibliothekars übertragen.
st war ein Mann von echt deutschem, edlem Cha-
r. Einfach und schlicht in seinem ganzen Wesen,
Feind aller Ziererei und Uebertreibung, nahm er
so verständigen als gefühlvollen Antheil an den
n Angelegenheiten der Menschheit, welche er in
tiges Fortschreiten auf dem Wege ernster, unbefan-
: Forschung und guter Ordnung setzte; war aber
minder den ihm näher Gestellten und auf eigen-
liche Weise mit ihm Verbundenen mit dem herz-
en und thätigsten Wohlwollen zugethan: dies be-
n ihm aus der Nähe und Ferne Alle, die ihn als
lich gesinnten Lehrer, als biedern Freund, als fried-
nden Collegen, als heitern und anspruchslosen Ge-
hafter, als stillen Wohlthäter kennen gelernt und
inem Benehmen als Sohn und Verwandter beob-
t haben. Die Lehrvorträge Herbst's waren durch
heit in der Darstellung ausgezeichnet und sein ern-
belebter und salbungsvoller Vortrag ganz dazu ge-
t, dem Gegenstande derselben die Achtung und
lnahme der Zuhörer zu gewinnen. Die Gediegen-
seines Charakters bethätigte sich auch in seinen Vor-
gen; vertraut mit der alten und neuen Literatur
s Faches eignete er sich und seinen Zuhörern gern
Haltbare und Reife aus ihr an, erklärte sich aber
hieden und überzeugend gegen veraltete Behaup-
en, wie gegen überdreiste und grundlose Hypothe-
es Tages. Sein Lehrpensum bildeten zunächst die
iften des alten Testaments und der Unterricht mit
orientalischen Sprachen, aber Herbst besaß auch, auf
Grundlage einer tüchtigen Gymnasial- und Univer-
sbildung und in Folge ununterbrochener ernster
dien, umfassende Kenntniß des ganzen Gebietes der
logie, wie er denn aushülfsweise auch Vorträge
die Kirchengeschichte, die Schriften des N. Testa-
s und die Pastoraltheologie gehalten hat. Nach sei-
ganzen theologischen Charakter war Herbst eben so
inen und freisinnig, als gemüthlich und billig. Sehr

zu bedauern ist es, daß Herbst die Einleitung in die Bücher des alten Bundes, an deren Vorbereitung für den Druck er einen guten Theil seiner Zeit in den letzten Jahren verwendete, nicht zu Ende bringen konnte; doch ist zu hoffen, daß das noch Fehlende aus seinen hinterlassenen Schriften und aus seinem Geiste ergänzt und das Werk gedruckt werden kann. Bisher bestehen seine Schriften in Abhandlungen, wovon die meisten in der seit 1819 in Tübingen erscheinenden theologischen Quartalschrift, von der er bis zu seinem Tode Mitherausgeber war, enthalten sind. Es sind folgende: De Pentateuchi quatuor librorum posteriorum auctore et editore Commentatio. Gamundiae 1817. — Ueber den Aufenthalt des Apostels Paulus zu Rom, zugleich als Beitrag zur ältesten christlichen Chronologie. In der theologischen Quartalschrift 1820. — Die Synoden zu Elvyra, Ancyra, Neucäsarea und Arles. Ebd. 1821. — Die allgemeine Synode zu Nicäa. Ebd. 1822. — Die Synode zu Laddicea in Phrygien und zu Gangra. Ebd. 1823. — Die Synode zu Sardika. Ebd. 1825. — Geschichte der kathol. Kirche zu Utrecht. Ebd. 1826. — Die Synode zu Valence und Turin. Ebd. 1827. — Die afrikanischen Synoden. Ebd. 1828, 1829. — Die Bücher der Chronik. Ihr Verhältniß zu den Büchern Samuels und der Kirche, ihre Glaubwürdigkeit und die Zeit ihrer Abfassung. Ebd. 1831. — Die Verdienste der Mauriner um die Wissenschaften. Ebd. 1833, 1834. — Die literarischen Leistungen der französischen Oratorianer. Ebd. 1835. — Ueber die Pflichten des Recensenten im ersten Hefte des kritischen Journals für das kathol. Deutschland. — Endlich Recensionen in verschiedenen Zeitschriften. — Als Vorstand der königlichen Universitätsbibliothek war er in der Lage, von seinen großen bibliographischen Kenntnissen Gebrauch zu machen; dieses Institut machte durch seinen Eifer sehr schätzbare Bewerbungen und erhielt unter ihm eine geregelte Verwaltung; die Thätigkeit, welche er ihm widmete, wird stets in gutem Andenken bleiben. Herbst's kräftiger Körperbau und feste Gesundheit war in den letzten Jahren durch mehrere zum Theil sehr bedenkliche Krankheitszufälle erschüttert worden. Ein solcher traf ihn unvermuthet am 21. Juli. Das entzündliche Leiden bemächtigte sich bald der Brust und des Gehirns und endete nach einigen unvollkommenen Versuchen seiner

Natur, den Krankheitsstoff auszustoßen, mit dem Tode des Edlen, der in einem eilftägigen Krankenlager die heftigsten Schmerzen mit männlichem Muthe und frommer Ergebung in den göttlichen Willen ertragen hatte.

* 159. Georg Moritz Thilo,

Oberbürgermeister zu Meiningen;

geb. den 29. Sept. 1752, gestorben den 31. Juli 1836.

Er stammte aus einer alten, angesehenen und weit verzweigten Familie in Meiningen, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, studirte in Jena die Rechte, practicirte aber nach seiner Rückkehr nur kurze Zeit als Sachwalter, weil er bald als Rathsmitglied gewählt wurde und nicht unbedeutendes Vermögen besaß. Der Residenzstadt Meiningen leistete er viele Jahre lang die wesentlichsten Dienste, besonders durch mancherlei Anlagen für den Uferbau der Werra, Holzpflanzungen ꝛc. In den drangsalvollen Jahren des Krieges, der Theuerung und des Lazarethfiebers, desgleichen bei den wegen der Juden stattgefundenen Bewegungen, wurde seine Thätigkeit und Fürsorge ganz besonders in Anspruch genommen. Er blieb unverheirathet und hinterließ sein durch eine sparsame Lebensweise noch vermehrtes Vermögen den Kindern seiner Schwester. Bei der neuen Organisation des Stadtraths zu Meiningen ward auch er, wie mehrere andere, hauptsächlich seines weit vorgerückten Alters wegen, in den Ruhestand versetzt. Er war ein Mann ohne Stolz, Feind alles gezierten, vornehmen Wesens; mit den Bürgern sprach er in dem populärsten Ton, seine Rede war nicht selten derb und kurz abweisend. Seine große Erfahrung und gewissenhafte Redlichkeit wurde allgemein geschätzt. Er starb im 84. Lebensjahre nach fast zweijährigen Krankheitsbeschwerden an Altersschwäche.

Meiningen. * *

den, geholfen; da gibt es insbesondere sehr viele Bürger und Gewerbtreibende, die er uneigennützig in den Stand gesetzt hat, ihr Geschäft zu erhalten oder zu erweitern. Es ist wohl keine wohlthätige Anstalt in Strelitz, die ihn nicht zu ihren freigebigen Freunden gezählt hätte. Und wie er hauptsächlich ein Wohlthäter der dortigen Bildungsanstalten war, so verdanken ihm viele Männer, die jetzt in oder außer Mecklenburg in Amt und Würden stehen, die kräftigste Fürsprache, die freigebigste Unterstützung während ihrer Studienzeit. Auch das Geburtsland blieb ihm in jeder, auch in dieser Hinsicht nicht fremd. Wie kein anderer Privatmann beschenkte er die Bibliothek des Gymnasiums zu Hildburghausen mit kostbaren Werken; reichlich spendete er, als die Stadt Eisfeld, zu seinem ehemaligen Vaterlande gehörend, von einer fürchterlichen Feuersbrunst fast vernichtet wurde und wo ein alter Schulkamerad, oder ein sonstiger Bekannte, eine alte Dienerin der Familie sich an ihn wandte, oder er sonst von ihren Anliegen hörte, da war H. sicher helfend zur Hand. Rührend sprach sich diese Anhänglichkeit an seine Vaterstadt aus, als er im Jahr 1834 auf einer weitern Reise dieselbe und seine dort noch lebenden Verwandten und Freunde noch einmal besuchte. In welchen Verhältnissen auch seine alten Bekannten und Schulfreunde leben mochten, er mußte sie sehen. An den gewöhnlichen Vergnügungen der Welt, an zerstreuenden Gesellschaften nahm H. wenig Antheil. Er konnte dergleichen nach seinen Verhältnissen nicht ganz fliehen und war, wenn er in einem geselligen Kreis erschien, sicherlich durch seine heitere Laune und seinen Witz, durch tiefe wissenschaftliche Bildung, reiche Welterfahrung, durch Länder- und Personenkenntniß, die er sich auf wiederholten, mit seinen beiden Fürsten oder mit Familiengliedern unternommenen, sich auch auf das Ausland *) erstreckenden Reisen erworben hatte, eine Zierde desselben. Aber am liebsten weilte er doch in seiner Arbeitsstube, in seinen Bibliothekzimmern. Kam er von seinen vielen Krankenbesuchen zurück, hatte er sich kurze Zeit in dem Kreis der

---

*) Er begab sich zu Ende 1825 in Gesellschaft seines Sohnes über Lübeck, Hamburg, Kiel nach Kopenhagen, von da nach Ramlöse an der schwedischen Küste, wo er überall neben den Naturschönheiten hauptsächlich die medicinischen Anstalten kennen zu lernen suchte. Dies war auch Mitzweck seiner 1834 unternommenen Reise, in dessen Hinsicht ihn besonders Prag befriedigte.

den Tod seiner Gattin und zweier Kinder schwer
ft. 1802 verheirathete er sich zum andernmale mit
ore Christiane Hüttel, einzigen Tochter des Ober-
s zu Lonzig bei Zeitz und in dieser Ehe wurde
in Sohn geboren. Im Jahr 1812 gelang es ihm,
ner Gemeinde das neue Dresdner Gesangbuch ein-
'en, wozu ihm der Ertrag einiger kleinen Druck-
en gute Dienste leistete. Durch den Ertrag des
hm 1814 eingeführten Nachmittagscymbels erfreut
egenwärtig die Stadtkirche zu Auma einer schönen
. Auch hatte er im Jahre 1817 die Freude, zwei
Töchter an einem Tage selbst zum ehelichen Bunde
segnen und je mehr sich sein großväterliches Glück
geliebte Enkel steigerte „desto schmerzlicher war
)er nach 7 Jahren erfolgte Tod jener beiden ge-
n Töchter. Die ihm theure dritte Tochter, die er
selbst traute, schied ebenfalls durch den Tod wie-
)on den Ihrigen. So war das Leben Küchlers
an Lebensfreuden, aber auch an vielen Leiden und
benden Erfahrungen, welche letztere derselbe jedoch
ausgezeichneter Fassung und ächt christlicher Erge-
zu ertragen wußte. In seiner amtlichen Wirksam-
)at er die allerverschiedenartigsten Erfahrungen ge-
t und gewiß das Leben weniger Prediger wird der-
)en aufzuweisen haben. Als Religionslehrer wirkte
it Glück und wußte alle sich ihm oft darbietenden
)ierigkeiten auf eine oft bewundernswürdige Weise
dem Wege zu räumen. Seine Predigten und Re-
waren überaus deutlich und dabei oft sehr rührend
ergreifend. Er hatte wenige Bedürfnisse und führte
iberaus einfaches und regelmäßiges Leben. Im ge-
en Umgange war er selbst noch im hohen Alter hei-
ind froh, dabei ein ganz vorzüglicher Kinderfreund,
1 Liebe er sich sehr bald zu erwerben verstand. Ei-
)ümlich war ihm eine überaus große Pünktlichkeit
Rechtlichkeit in seinem ganzen Leben. Täglich stand
üh auf und unterhielt in frühern und spätern Le-
jahren einen vielfachen Briefwechsel. Die Seini-
liebte er zärtlich und sorgte für ihr Wohl wo und
er nur wußte und konnte. Einsam war sein spä-
Leben, denn seine Söhne trennte ihr Beruf von
, darum wurde ihm die Bitte erfüllt, seinen älte-
Sohn vom Jahre 1826 an zu seinem Amtsgehülfen
rhalten, der bis zu des Vaters Tode um ihn war.
Jahre 1831 feierte er in der Stille im Familien-

kreise sein 50jähriges Magisterjubiläum, wobei ihm ein neues Diplom von der Universität Halle übersendet wurde. In verschiedene Aufforderungen, Lehrer andrer Gemeinden zu werden, willigte er nicht ein. Den Beschwerden des Alters, die ihm durch die treue und liebevolle Pflege seiner Gattin möglichst erleichtert wurden, war er nicht frei, aber er ertrug sie mit Ruhe und christlicher Geduld, bis er am oben genannten Tage nach 48jähriger Amtsführung von hinnen schied. — Seine Schriften sind: De commodis ministrorum ecclesiae munere suo rite fungentium. Neostad. ad Orilam. 1780. — Eine Himmelfahrtspredigt. Leipzig 1795. — Faßliche Belehrung über Beichte u. Abendmahl. Gera 1794. — Etwas über Glaubensbewahrung für Christen. Leipzig 1798. — Denkmal für Auma's Bewohner ꝛc. Neustadt a. O. 1810. (Hiervon erschien eine zweite Auflage.) — Kurze aber ganz eigene Geschichte der Einführung des neuen Dresdner Gesangbuchs in Auma. Neustadt 1812. — Abdankungsrede auf d. Tod des Pastors Mackrott zu Wenigenauma. Weißenfels 1812. — Todtenfeier in der Stadtkirche zu Auma gehalten. Schleiz 1813. — De consilio muneris ecclesiastici obeundi haud temere capiendo ꝛc. Neust. a. O. 1814. — Väterliche Worte bei der Trauung seiner beiden Töchter in Auma. Ebd. 1817.

Karl Gottl. Friedrich Küchler,
Pfarrsubstitut zu Auma.

* 161. Dr. Johann Friedrich Heinrich von Hieronymi,

großherzogl. Mecklenburg-Strelitz'scher Leibarzt, geh. Medicinalrath, Director des Medicinalcollegiums, Mitglied mehrerer gel. Vereine zu Neustrelitz;

geboren d. 26. Dec. 1767, gestorben den 3. Aug. 1836.

Hieronymi wurde zu Hildburghausen *) geboren und war der Sohn des dortigen Leibarztes und Hofrathes D. Johann Heinrich Hieronymi **) und der Frau

*) Gersdorfs Repertorium gibt, den Namen wahrscheinlich aus einer lateinischen Schrift entnehmend, Hilperhausen an, während zwei Zeilen darauf als Sterbeort Sicklers dieselbe Stadt richtig genannt ist.

**) Das schwerinsche Abendblatt verwechselt diesen mit seinem Bruder, dem Geheimenrath H. und unsern H. mit seinem Cousin

Esther Elisabetha, geborne Scheler aus Coburg. Obgleich in den ersten Jahren der Kindheit sehr kränklich, ward er doch zur Freude des Vaters, der ihm, als dem damals jüngsten Kinde unter mehreren Töchtern, mit besonderer Liebe zugethan war, bald kräftig und verrieth schon früh schöne Anlagen. Vor allem ergötzte es den Vater, daß der Knabe schon im vierten Jahre anfing, den väterlichen Beruf nachahmend, Erkundigungen über Appetit und Schlaf einzuziehen, den Puls zu fühlen, Recepte nach seiner Art zu schreiben u. s. w. Leider konnte sich der wackere, bei seinem Fürstenhause, wie bei seinen Mitbürgern in großem Ansehen stehende Mann nicht lange der aufkeimenden Talente des Sohnes erfreuen. Denn zu derselben Stunde, zu der er es selbst vorausgesagt hatte, starb er, von einer damals herrschenden Seuche ergriffen, als unser H. kaum fünf und ein halbes Jahr zurückgelegt hatte. Jetzt leitete die noch sehr junge, aber sehr ernste, ja strenge Mutter die Erziehung des Sohnes, dem sie anfangs durch die geschicktesten Lehrer damaliger Zeit häuslichen Unterricht ertheilen ließ. Unter diesen rühmt H. späterhin selbst am meisten seinen nachherigen nahen Verwandten, den als geistlichen und dramatischen Dichter, als Kanzelredner und als Mensch rühmlichst bekannten nachmaligen Hofprediger Pfranger zu Meiningen. In seinem 11. Jahre trat Hieronymi in die öffentliche Schule seiner Vaterstadt ein, die nach gegenwärtigen Begriffen und Forderungen eine sehr mangelhafte Anstalt war. Mehr als von seinem Alter zu erwarten, vorgebildet, wurde H. bei seinem Eintritt in die öffentliche Schule in die Secunda derselben aufgenommen. Wie überhaupt seiner Lehrer, so erinnert Hieronymi sich insbesondere des damaligen von allen seinen Schülern hochgepriesenen, als Lehrer geachteten, als Freund und Vater seiner Schüler verehrten Rectors und Titularprofessors Dressel mit der innigsten Liebe. Unter ihm arbeitete Hieronymi mit rastlosem Fleiße an seiner geistigen Ausbildung. Alles Gemeine und Rohe schon in jener Zeit verabscheuend, den äußeren Anstand und die äußere Sitte stets ehrend, so daß er sich auch durch den damals üblichen Schülermantel nicht gedrückt fühlte,

---

Joh. Christ. H. (dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 447.), der 1832 als Regierungsrath zu Hildburghausen gestorben ist.

brachte H. seine Erholungsstunden im Umgang mit ältern, wackern Mitschülern zu, die den jüngern, aber wohl unterrichteten, gebildeten Kameraden schätzten, noch mehr aber im Kreise der ernsten, würdigen Familie, in der ihm alle Glieder, besonders die Schwestern mit der innigsten Liebe zugethan waren. Obschon hauptsächlich nur von einem Lehrer und wie man nach jetzigen Lectionsplänen und Unterrichtsgegenständen urtheilen möchte, mangelhaft unterrichtet, ging H. doch, wie die Zukunft lehrte, wohl vorbereitet Ostern 1786 nach Jena ab, um unter Nicolai, Gruner, Loder, Starke, Fuchs, Batsch und Schwabe Medicin in ihren verschiedenen Disciplinen zu studiren. Je weniger aber einseitige Bildung ihm genügte, mit desto sorgsamern Eifer suchte er auch nach andern Seiten hin seine Kenntnisse zu erweitern. So setzte er das Studium der klassischen Literatur unter Hasse und Schütz fort, beschäftigte sich unter Ulrich, an dessen Unterricht er stets gern dachte, mit Philosophie; mit Physik und Naturgeschichte unter Succow und Lenz, mit deutschen Alterthümern unter Müller. Vor allen Docenten zog ihn Eichhorn in seiner Literärgeschichte an und schon damals knüpften sich die ersten Fäden zu der innigen Verbindung, in welche H. später als Schwiegersohn zu dem verehrten Mann und seiner würdigen Familie trat. Im Jahr 1790 promovirte H. zu Jena, nachdem er seine Schrift: „Diss. exhib. Erisistrati, Erasistrateorumque historiam“ vertheidigt hatte. Sie ist hauptsächlich literarischen Inhalts und sollte als Einleitung zu einem umfassendern Werke über diesen Arzt und seine Schule dienen, das aber nicht zu Stande gekommen ist. Nach vollendeten Studien in seine Vaterstadt zurückkehrend, fand der so vortheilhaft und vielseitig ausgebildete, mit den besten Zeugnissen versehene junge Arzt überall eine freundliche Aufnahme und der glückliche Erfolg seiner ersten ärztlichen Bemühungen verschaffte ihm bald allgemeines Zutrauen. Mit diesem beehrte ihn auch hauptsächlich der Oheim des damals regierenden Herzogs von Hildburghausen, Prinz Friedrich Wilhelm Eugen, der sich nicht nur seines ärztlichen Rathes bediente, sondern ihn auch sonst gern in seiner Gesellschaft sah, weshalb er sich auch von ihm auf mehreren Reisen innerhalb Deutschlands begleiten ließ. Unstreitig legte dieses Verhältniß den Grund mit zu dem Gang, welchen H.'s Geschick nahm. Denn als sich im Jahr 1793 die beiden fürstlichen Schwestern der

regierenden Herzogin Charlotte von Hildburghausen, Louise und Friederike, von denen die erste die Braut des jetzigen Königs von Preußen, die andere (jetzt Königin von Hannover) die des Prinzen Friedrich Ludwig Carl von Preußen war, längere Zeit dort zum Besuch aufgehalten hatten und im December jenes Jahres zur Vermählung nach Berlin abreisten, erhielt H. den ehrenvollen Auftrag, die hohen Bräute als Arzt dorthin zu begleiten. Erst in der Mitte Januars 1794 kehrte er mit der herzoglichen Familie nach Hildburghausen zurück. Daß er dem Vertrauen, das man in ihn gesetzt, entsprochen habe, geht daraus hervor, daß er bereits im Juni desselben Jahrs aufgefordert wurde, den verewigten Großherzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, Vater der Herzogin Charlotte, der eben damals die Regierung erhalten hatte und zu deren Uebernahme von Hildburghausen über Pyrmont nach Strelitz reisen wollte, bis an den ersten Ort zu begleiten. Und hier war es, wo er den ehrenvollen Antrag erhielt, dem damaligen Herzog als Leibarzt nach Strelitz zu folgen. Nach reifer Berathung mit seiner Mutter nahm er den ihm gemachten Antrag an und folgte, nun noch einmal auf kurze Zeit nach Hildburghausen zurückkehrend, bald darauf seiner neuen Bestimmung. Von diesem Augenblick an war H. der unermüdlichste, treueste Diener des fürstlichen Hauses, in dessen Dienste er getreten war, diesem stets in der innigsten Ehrerbietung und Liebe ergeben, an jedem frohen und traurigen Ereignisse, von welchem die Familie seines Herrn betroffen ward, den wärmsten Antheil nehmend. War es doch eine seiner letzten Freuden mit, die er auf Erden genoß, daß er bei Zurückkunft von seinem letzten Ausgang am 5. März 1836 den Seinen mittheilen konnte, wie er den von ihm so hochverehrten Großherzog nach langer und bedenklicher Krankheit ohne Gefahr nach Berlin abreisen sehe. Insbesondere war der bereits alternde Mann den fürstlichen Kindern mit der aufrichtigsten Liebe zugethan und in mehreren Briefen schildert H. dem Schreiber dieses in beredten Ausdrücken seine Freude über die glückliche körperliche und geistige Entwickelung derselben. Dagegen ward auch er von den beiden Großherzogen, denen er diente, nicht blos als Arzt, dessen Rath sie sich zu Hause und auf ihren Reisen ununterbrochen bedienten, sondern auch als Mensch, als Mann ohne

falsch und ohne Heuchelei geachtet und geehrt. Durch sie ward er während seiner 42jährigen Dienstzeit auch äußerlich immer ehrenvoller ausgezeichnet. Nachdem er im Laufe der Zeit mit dem Titel eines Hofraths beehrt, im Jahr 1812 Director des neu errichteten Medicinal-Collegiums geworden und zum geheimen Medicinalrath ernannt worden war, wurde ihm und seiner ehelichen männlichen und weiblichen Descendenz auf den Wunsch des Großherzogs im Jahre 1819 von dem Könige von Baiern die Adelswürde des Königreichs ertheilt *). So in einem glücklichen Dienstverhältnisse stehend, war H. von der Vorsehung auch in seinem Hause begünstigt, wenn ihm diese auch hier manche Prüfung auflegte, die er jedoch stets christlich trug, wie er denn überhaupt gegen sich selbst am meisten streng war. Im Jahr 1798 (25. Sept.) verheirathete sich H. mit Louise, geb. Eichhorn von Göttingen. Er lebte mit ihr in sehr glücklicher Ehe und das Glück dieser Verbindung wurde noch durch Gefühle hoher Achtung, Verehrung und Freundschaft erhöht, welche ihn mit seinen hochgeschätzten Schwiegereltern und Schwägern verband. Nach kurzer Zeit (am 21. Febr. 1806) starb die geliebte Gattin und tief fühlte H. diesen Schlag des Geschicks. Doch gleich gütig gegen ihn gesinnt, führte ihm die Vorsehung eine andere treue Gefährtin zu. Er verheirathete sich am 29. Mai 1807 zum zweitenmale mit Charlotte, geborne Quinkhardt, mit welcher er bis zu seinem Ende in eben so glücklicher Verbindung lebte. Beide Ehen waren mit Kindern gesegnet, von denen 3 ihn überlebt haben. In dem schönsten Verein lebte H. mit den Seinen, die es nur bedauerten, daß er ihnen durch die vielen Geschäfte, die auf ihm ruhten, fast den größten Theil des Tages entzogen ward. Oft blieb ihm, oder oft gönnte er sich außer der Tischzeit kaum Zeit, in das Familienzimmer einzutreten und wenige Worte zu wechseln, oder seinen Lieben im Vorübergehen ein stummes Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, um seinen Arbeiten oder Studien zuzueilen. Doch nicht Gattin und Kinder allein preisen dankbar sein Andenken als Familienhaupt; es segnet ihn noch für die thätigsten Beweise seiner Liebe

---

*) S. Hellbachs Adelslexicon, Bd. 1, S. 556. Uebrigens will man behaupten, daß die Familie Hieronymi schon früher im Besitz des Adels gewesen sei, ohne Gebrauch davon zu machen. Das H. verliehene oder bestätigte Wappen ist außerdem, so viel sich Referent entsinnt, ganz das alte Familienwappen.

die einzig ihn überlebende hochbejahrte Schwester, welche unter vielen Schlägen des Schicksals kaum einer härter getroffen hat, als der Tod des mit aller Kraft der Seele geliebten Bruders; es segnen ihn Neffen und Nichten, denen er überall rathend zur Seite gestanden hat. Aber ein Mann wie H. hatte noch eine größere Familie als die, welche die Blutsfreundschaft begränzt. Der Menschheit, wo sie ihm leidend und hülfsbedürftig entgegentrat, fühlte er sich als Mensch, als Christ nahe verwandt. Welche Gelegenheit, das zu zeigen, gab ihm schon sein Beruf als Arzt! Seine vieljährige Praxis, verbunden mit stetem Fortschreiten in der Wissenschaft, mußte nothwendig seinen Ruf als Arzt auch in seinem neuen Vaterlande immer mehr vergrößern. Von allen Seiten her, von allen Ständen ward seine Hülfe in Anspruch genommen. Es war aber nicht der erfahrne Arzt allein, nach dem in seiner Person so viele sehnsüchtig verlangten; es war zugleich das Ganze seiner freundlichen, gewinnenden Erscheinung, sein theilnehmender Sinn, seine Rechtlichkeit, die Zuverlässigkeit, mit der er alles ihm Anvertraute zu bewahren wußte, das Einleuchtende seiner Rathschläge jeder Art: es war dies alles, was ihm das Zutrauen des Kranken verschaffte, ehe er noch bei ihm erschien und den Genesenen zu dem Wunsch bewog, den Scheidenden auch ferner zum Freunde zu haben. Und ob der Reiche ihn rufen ließ, oder der Arme seiner begehrte, unermüdet war er zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zur Hülfe bereit, oft nichts anders erwartend oder verlangend, als strengen Gehorsam gegen seine Anordnungen, den er überhaupt keinem seiner Patienten gern erließ. Wie viele Kranken hat er umsonst behandelt; wie vielen bei öfteren Besuchen, in ihre häusliche Lage und ihre Sorgen eingeweiht, mit eigener Zubuße beigestanden und so oft der Krankheit am sichersten abgeholfen! Mit besonderer Freude erinnert sich H.'s Schwester noch eines Fuhrmanns, der sie bei seiner Durchreise nach Hildburghausen blos in der Absicht aufsuchte, um die Schwester des Mannes zu sehen, der ihn als einen tödtlich Erkrankten in Strelitz unentgeltlich geheilt und wohlthätig beschenkt hatte. Doch nicht blos auf seinen ärztlichen Wirkungskreis beschränkte sich H.'s menschenfreundliche, christlich mildthätige Gesinnung. Da leben sehr viele Bedrängte aller Art, denen er wiederholt, selbst auf die Gefahr hin, bisweilen mißbraucht zu wer-

den, geholfen; da gibt es insbesondere sehr viele Bürger und Gewerbtreibende, die er uneigennützig in den Stand gesetzt hat, ihr Geschäft zu erhalten oder zu erweitern. Es ist wohl keine wohlthätige Anstalt in Strelitz, die ihn nicht zu ihren freigebigen Freunden gezählt hätte. Und wie er hauptsächlich ein Wohlthäter der dortigen Bildungsanstalten war, so verdanken ihm viele Männer, die jetzt in oder außer Mecklenburg in Amt und Würden stehen, die kräftigste Fürsprache, die freigebigste Unterstützung während ihrer Studienzeit. Auch das Geburtsland blieb ihm in jeder, auch in dieser Hinsicht nicht fremd. Wie kein anderer Privatmann beschenkte er die Bibliothek des Gymnasiums zu Hildburghausen mit kostbaren Werken; reichlich spendete er, als die Stadt Eisfeld, zu seinem ehemaligen Vaterlande gehörend, von einer fürchterlichen Feuersbrunst fast vernichtet wurde und wo ein alter Schulkamerad, oder ein sonstiger Bekannte, eine alte Dienerin der Familie sich an ihn wandte, oder er sonst von ihren Anliegen hörte, da war H. sicher helfend zur Hand. Rührend sprach sich diese Anhänglichkeit an seine Vaterstadt aus, als er im Jahr 1834 auf einer weitern Reise dieselbe und seine dort noch lebenden Verwandten und Freunde noch einmal besuchte. In welchen Verhältnissen auch seine alten Bekannten und Schulfreunde leben mochten, er mußte sie sehen. An den gewöhnlichen Vergnügungen der Welt, an zerstreuenden Gesellschaften nahm H. wenig Antheil. Er konnte dergleichen nach seinen Verhältnissen nicht ganz fliehen und war, wenn er in einem geselligen Kreis erschien, sicherlich durch seine heitere Laune und seinen Witz, durch tiefe wissenschaftliche Bildung, reiche Welterfahrung, durch Länder- und Personenkenntniß, die er sich auf wiederholten, mit seinen beiden Fürsten oder mit Familiengliedern unternommenen, sich auch auf das Ausland *) erstreckenden Reisen erworben hatte, eine Zierde desselben. Aber am liebsten weilte er doch in seiner Arbeitsstube, in seinen Bibliothekzimmern. Kam er von seinen vielen Krankenbesuchen zurück, hatte er sich kurze Zeit in dem Kreis der

*) Er begab sich zu Ende 1825 in Gesellschaft seines Sohnes über Lübeck, Hamburg, Kiel nach Kopenhagen, von da nach Ramlöse an der schwedischen Küste, wo er überall neben den Naturschönheiten hauptsächlich die medicinischen Anstalten kennen zu lernen suchte. Dies war auch Mitzweck seiner 1834 unternommenen Reise, in dessen Hinsicht ihn besonders Prag befriedigte.

Seinen erholt, so zog er sich dorthin zurück, um seine übrigen Berufsarbeiten, seine weitläuftige Correspondenz zu besorgen und der Wissenschaft zu leben. Vor allem suchte er sich mit jeder neuen literarischen Erscheinung auf dem medicinischen Gebiete in Bekanntschaft zu erhalten und was ihm hier bemerkenswerth schien, wurde von ihm in sein Gedenkbuch und zwar in lateinischer Sprache, die er eben so liebte, als er ihrer kundig war, eingetragen, um zu seiner Zeit prüfend Gebrauch davon zu machen. Wie er aber auch außerdem mit Benutzung der Nacht und der frühen Morgenstunden strebte, seine allgemeine Bildung immer vielseitiger und tiefer zu vollenden, davon gibt seine Bibliothek die sicherste Kunde, welche über die hauptsächlichsten Fächer menschlichen Wissens sich verbreitend, mehr als 20,000 der vorzüglichsten Werke enthält und die von ihm buchstäblich bis zu seinem Todestag vermehrt wurde. Dadurch mit war die Kenntniß der Literatur, durch die er sich so sehr auszeichnete, so umfassend und gründlich. Eben darum ist es wahrhaft zu bedauern, daß er nicht selbst als Schriftsteller aufgetreten ist. Seine oben erwähnte Dissertation, die von ihm gelieferten Recensionen in den Göttinger gel. Anzeigen, in der Jenaischen und Halle'schen Literaturzeitung, an denen er jedoch bei vorrückenden Jahren nicht mehr arbeitete, geben zu erkennen, daß dies bei den übrigen, ihn auszeichnenden Eigenschaften nicht ohne Förderung der Wissenschaft geschehen sein würde. Auf diese Weise vollbrachte H. ein glückliches und beglückendes Stillleben, das auch durch trübe Ereignisse, unangenehme Erfahrungen und bedeutende Verluste nur vorübergehend gestört wurde. Er war stark genug, unangenehmen Eindrücken keine zu große Gewalt auf sich zu gewähren und sich selbst zu beherrschen. Dies zeigte er besonders deutlich in der Krankheit, die sein segensreiches Leben beendigte. Früher fast nie krank, fing er im Febr. 1836 an, Husten mit Engbrüstigkeit zu bekommen und an Unordnungen im Gallensystem, an Hämorrhoidalbeschwerden, von denen er bis dahin nichts gewußt hatte, so wie an gichtisch-rheumatischen Schmerzen zu leiden. Aber selten sprach er über seinen Zustand, am allerwenigsten mit den Gliedern seiner Familie. Wie sich auch im Laufe der Zeit seine Leiden mehrten, keine Klage entschlüpfte ihm, ebenso nahm er zum großen Leidwesen der Seinen keine Erleichterung an. Alle Einrichtungen des Hauses

mußten in gewohnter Weise fortgehen und um nur an dem gemeinsamen Familienmahl wie sonst Antheil zu nehmen, ließ er sich, als ihm das Gehen zu beschwerlich ward, in das Eßzimmer tragen. Ohne daß er eigentlich bettlägerig wurde und selbst ohne Fieber kam unter dem fast sich gleichbleibenden Zustande der 3. August, der Geburtstag seiner Gattin herbei. Nachdem er seine Zeitung und in einer medicinischen Zeitschrift gelesen und sich mit seinen vier Enkeln freundlich unterhalten hatte, schritt er mit Hülfe seines Dieners einer Thür zu; sich aber plötzlich auf einem Stuhl niederlassend, lag er, die Augen fest geschlossen, leblos jenem in den Armen. So hatte er sich den Tod gewünscht. Er traf ihn bei vollem Bewußtsein, fast im Herumschreiten. Allgemein war die Trauer, welche die Nachricht von H.'s Tod hervorbrachte. „Mecklenburg-Strelitz hatte in ihm einen seiner ausgezeichnetsten und vortrefflichsten Männer verloren, einen Mann von einer Berufstreue und Thätigkeit ohne Gleichen, wahrhaft deutsch und christlich fromm, ohne Manier und Unduldsamkeit*)". Wie tief man das fühlte, sprach sich insbesondere bei dem Begräbniß des Vollendeten am 6. August Abends 6 Uhr aus. Der Großherzog, den treuen Diener auch dadurch ehrend, die Minister, sämmtliche Behörden und das zahlreiche Gefolge aus allen Ständen und Religionsparteien, Israeliten nicht ausgenommen, begleiteten theilnehmend den geachteten Todten, der nicht ohne rührende, segnende Worte, nicht ohne aufrichtige Thränen dem Schooße der Erde übergeben wurde. Noch späterhin feierte eine Einladungsschrift des Gymnasiums**) das Andenken des geschiedenen Wohlthäters, so wie ein sehr wohlgerathenes lithographirtes Bild nach einem vorhandenen Porträt von demselben Meister die äußere Erscheinung H.'s höchst ähnlich wiedergibt.

Friedrich Aug. Erdmann,
Superintendent der herzoglich S. Meining. Diöces Camburg, Pfarrer zu Schmiedehausen.

---

*) Worte des nun auch verstorbenen Herrn von Oertzen in den zu v. H.'s Biographie niedergeschriebenen Notizen.

**) Memoriam Joannis Fried. Henr. de Hieronymi civibus suis commendans ad exam. solemne invit. Fr. Lud. Eggert, Gymn. prof. Strelitz. nov. typ. Korb. — Die vorstehende Abhandlung enthält manche Notizen aus diesem schätzenswerthen Progr.

* 162. Paul Christoph Oelhafen von Schöllenbach,

königl. baier. Forstmeister in Schwabach;

geb. am 6. Apr. 1778, gest. den 5. Aug. 1835.

Einer Nürnberger patricischen Familie entsprossen, die schon einen verdienten, literarisch-bekannten Forstmann, den Waldamtmann Carl Christoph von Oelhafen unter ihren Mitgliedern zählte, der dritte Sohn des Nürnbergischen Pflegers zu Betzenstein, Georg Christoph von Oelhafen und seiner ersten Gattin, Regine Eleonore, geb. von Imhof, ward er zu Nürnberg durch Privatunterricht im elterlichen Hause vorbereitet und bezog im Jahr 1790 die Universität Altdorf, um Jurisprudenz zu studiren, allein der französische Revolutionskrieg unterbrach seine Studien. Als Volontär im niederländischen Regiment Graf Murray machte er die Feldzüge in den Jahren 1792 bis 1796 mit und nahm insbesondere an den Affären bei Jemappe, Arlon, Quesnoy, Tournay, Fleurus, Pfeddersheim, Frankenthal und Mannheim und der Belagerung von Landrecy Theil. Nachdem er seinen Abschied genommen, ging er auf die Universität Jena. Seine Neigung zur Rechtswissenschaft hatte sich aber verloren, er widmete sich dem Forstwesen und wurde am 28. August 1799 als Nürnbergischer Revierförster in Feucht angestellt. Der verwahrloste Zustand des sogenannten Nürnberger Reichswald bot ihm vielfache Gelegenheit zu Verbesserungen; aber die eigenthümlichen Verhältnisse des seiner Auflösung sichtbar nahen Nürnberger Freistaats ließen ihn bald erkennen, daß in diesem seinen Kenntnissen und seiner Thätigkeitsliebe kein genügender Raum gegeben sei. Er trat deshalb in königlich preußische Dienste über, in welchen er im Februar 1804 als Forstcommissär in Ansbach angestellt wurde. Als solchem ward ihm insbesondere die Taxation und Betriebsregulirung der durch den Tauschvertrag zwischen Baiern und Preußen vom Jahre 1804 an letzteres gefallenen Forsten der säcularisirten geistlichen Stifte übertragen. Im Jahr 1806 erhielt er die Verwesung des Forstamts Schwabach, welches Amt er sodann als wirklicher Forstmeister nach dem Uebergange des Fürstenthums Ansbach an die Krone Baiern bis zu seinem Tode verwaltete. Eine kurze Unterbrechung er-

litt seine Amtsführung in den Jahren 1813 und 1814. Dem Aufruf seines Königs zur allgemeinen Landesbewaffnung folgend, trat er als Hauptmann in das freiwillige Jägerbataillon des Rezatkreises; noch ehe aber derselbe ins Feld rücken konnte, hatte die Eroberung von Paris den Friedensschluß bewirkt, worauf von Oelhafen zu seinem Amte zurückkehrte. Die Liebe, mit welcher er sich seinem Berufe hingab, wurde ihm durch die Achtung seiner Vorgesetzten und Untergebenen und durch den gedeihlichen Erfolg seiner Bemühungen belohnt, durch die er die ihm anvertrauten Waldungen im bestgeordneten Stande und zum Theil während seiner 30jährigen Verwaltung verjüngt heranwachsen sah. Neben seinen Berufsarbeiten fand er bei seiner häuslichen Lebensweise Zeit zur fortwährenden Beschäftigung mit Allem, was dem Menschen höheres Interesse bietet, namentlich den verschiedenen Zweigen der Naturkunde. Ein bleibendes Verdienst um die Landeskultur erwarb er sich auch durch Austrocknung und Urbarmachung der über 200 Morgen großen Königsweiher zwischen Nürnberg und Schwabach, aus welchen er mit beträchtlichen Opfern in den Theuerungsjahren 1816 und 1817 das Oekonomiegut Königshof bildete. Unermüdet war er selbst im höhern Alter thätig, bis ihn im Herbst 1834 ein heftiger Schlaganfall aufs Krankenbett warf. Seitdem erholte er sich, wiederholt vom Schlage getroffen, nie mehr ganz, wenn auch der Gebrauch der Bäder Carlsbad und Töplitz eine bedeutende Besserung seines Zustandes bewirkte. Ein vierter Schlaganfall im Bad Kissingen endete am oben genannten Tage sein Leben. — Er war verehelicht mit Christiane Dorothea, Tochter des gräflich Castellischen Kanzleidirektors Ringer und nach deren am 8. Juni 1816 erfolgten Tod, seit dem 18. October 1820, mit Caroline, Tochter des königlich preußischen Regierungsraths Schnizlein zu Ansbach. Außer seiner Wittwe hinterließ er aus erster Ehe 2 Söhne und eine Tochter, welche letztere ihrem Vater nach 3 Monaten ins Grab folgte und eine Tochter aus zweiter Ehe. — Treue, strenge Pflichterfüllung, die er, wie er sie sich selbst auferlegte, auch von seinen Untergebenen forderte, Ernst, Einfachheit, Geradheit, liebevolle Sorgfalt für seine Angehörigen, die sich mehr durch Handlungen, als durch Worte zeigte, dies waren die Grundzüge seines Charakters, die ihm bei Allen, die ihn kann-

-ten, ein langwährendes ehrenvolles Andenken sichern werden. —

163. August Wilhelm Rehberg,

geheimer Kabinetsrath, Commandeur des Guelphenordens zu Göttingen;

geb. d. 13. Jan. 1757, gest. d. 9. Aug. 1836*).

Rehberg ward zu Hannover geboren und studirte von 1775 — 1779 auf den Universitäten Göttingen und Leipzig. Im Jahre 1783 wurde er besonders in Beziehung auf das Fürstenthum Osnabrück Sekretär des damaligen Fürstbischofs, Herzogs von York und 1786 als Referent in Landessachen beim königlichen Ministerium in Hannover angestellt. Die Bearbeitung wichtiger Gegenstände wurde ihm übertragen und durch seine Verbindung mit Brandes, den beiden von Bremer, Höpfner u. s. w. ward er fortwährend in die Erwägung bedeutender Ausgaben und Verhältnisse des Staats hineingezogen. Er begleitete nach dem Tode Friedrichs des Großen den Minister von Beulwitz bei einer Sendung nach Berlin als Sekretär. Als die Verabschiedung des Hofmeisters und Landraths von Berlepsch in einer bewegten Zeit die öffentliche Meinung sehr gegen sich hatte und die Calenbergschen Stände besonders durch eine von Häberlin sechs Wochen vor ihrer Zusammenkunft erschienene Schrift aufgereizt wurden, dem Landesherrn nicht zu gestatten, einen von ihnen gewählten und höchsten Orts bestätigten Landrath einseitig und willkührlich zu entlassen, machte eine von Rehberg verfaßte und wenige Tage vor Zusammenkunft der Stände verbreitete aktenmäßige Darstellung der Sache einen solchen Eindruck, daß das Streben, die Stände für von Berlepsch zu gewinnen, wider alles Erwarten vereitelt ward. Rehberg's Bemühungen glückte es, die seit langer Zeit vergeblich versuchte, sehr wünschenswerthe Vereinigung der Calenbergschen und Grubenhagenschen Provinzial-Landschaft zu Stande zu bringen. Er begleitete den verstorbenen Minister von Arnswaldt im Winter 1802 — 1803 nach Osnabrück, um das Fürstenthum für Hannover in Besitz zu nehmen und zu organisiren. In einem bald darauf folgenden Zeitraum war er zweimal

*) Hamburg. Correspondent 1836. N. 291, 292 u. Conversat.-Lexikon d. N. Zeit u. Literat. Durch eine irrige Zeitungsnachricht veranlaßt, findet sich von ihm schon im 1. Jahrgange d. N. Nekr. S. 781 eine kurze biographische Skizze.

Mitglied von Deputationen, die Namens des Landes an Napoleon gesandt wurden, die erste nach Berlin und Posen und die zweite, in Folge des Tilsiter Friedens, nach Paris. Vieles, was ein so eifriger und einsichtsvoller Geschäftsmann unmittelbar und mittelbar zum Besten des Landes leistete, kann in einer so kurzen Uebersicht nicht erwähnt werden. Anzuführen ist indeß, daß, als im Jahre 1810 die Hannoverschen Lande anscheinend für immer aufhörten, einen besondern Staat zu bilden, Rehberg einen kurzen Zeitraum während des Ueberganges zur westphälischen und französischen Organisation benutzte, um mit großer persönlicher Gefahr sehr bedeutende Summen, namentlich einen bei der Saline zu Lüneburg angehäuften beträchtlichen Geldvorrath dem Feinde zu entziehen. Daraus ward ein nicht geringer Beitrag zu der Kasse gebildet, deren Bestimmung war, viele von den neuen Regierungen nicht wieder angestellte und ohne Pension entlassene Staatsdiener aus dem Civil und Militär und sonst leidende Einwohner durch fortwährend geleistete heimliche Auszahlungen zu unterstützen. Auch hierbei war Rehberg vielfach in Anspruch genommen. Sämmtliche Domänen- und Klostergüter, Besitzungen von großem Umfange, gingen an Frankreich über und wurden größtentheils zu Dotationen an französische Generale und Staatsbeamte benutzt. Rehberg verschaffte sich durch Mittel, denen wenige französische Machthaber zu widerstreben vermochten, einen bedeutenden Einfluß auf den französischen Generaldirektor dieser Güter in Hannover. So bewirkte er, daß bei Ausführung jener Maßregel die möglichste Milde und Nachsicht zum Wohle des Landes, der Stifter, der bisherigen Pächter und selbst vieler Gemeinden und Institute eintrat. Da man nicht wußte, wie lange Dauer diese härteste aller Bedrückungen haben werde, so erschien, was erreicht wurde, von sehr hohem Werthe. Rehberg hatte die Stelle eines westphälischen Direktors der indirekten Steuern des Allerdepartements eingenommen und konnte so in Hannover verbleiben. Er war nun in der Lage, zahllose Züge von Colonialwaaren u. s. w. während des Zeitraumes zwischen dem Untergang der großen französischen Armee in Rußland und der Schlacht bei Leipzig von den Seeküsten in das Königreich Westphalen unbelästigt und ungefährdet gelangen zu lassen, von wo aus diese Massen weit über Deutschland hinaus verbreitet wurden. Er wagte dabei viel, begünstigte aber gern, was

; Quelle der Bereicherung vieler Einwohner und
nden wurde. Als das Land wieder an seinen recht-
ßigen Regenten kam, ward R. Mitglied der proviso-
:n Regierungscommission und bald darauf geheimer
binetsrath. So eröffnete sich ihm eine große Lauf-
in. Die alten Einrichtungen waren zerstört und un-
brochen und sollten nun zum Theil wieder hergestellt
rden. Viele der frühern Anordnungen und Regie-
igsmaximen zeigten sich, zumal für veränderte Zeiten
d Verhältnisse untauglich oder nicht mehr heilsam.
i Theil der Angestellten war gestorben, versetzt oder
brauchbar geworden. Das Land fühlte erst jetzt die
lgen des langen Druckes für einzelne und für das
nze im vollen Umfange. Die Ansprüche, welche ge-
cht wurden, gingen sehr weit. Dabei mußte der Be-
iungskrieg in seiner ganzen Stärke unter Mitwirkung
n Hannover fortgesetzt werden. Ein Theil des Lan-
s und dessen Nachbarschaft blieb noch immer der
hauplatz des Kampfes. Neue Provinzen fielen dem
nigreiche zu und mußten organisirt werden. Das bei
item Mehrste, was von den neuen anzuordnen und
leiten war, erforderte die volle Einwirkung und Len-
ng des thätigen geh. Kabinetsraths. Er übernahm
nstreitig oft für die Kräfte eines Einzelnen zu viel.
seiner Entschuldigung dient, daß er sich den ange-
ssenen Beistand, nach welchem er sich sehnte, nicht
rschaffen konnte. In einer späteren Schrift hat er
bst dargestellt und entwickelt, was in dieser Reihe von
hren neu zu schaffen oder doch wieder zu gestalten
ır. Auf sie muß hier verwiesen werden. Obgleich er
:se Schrift erst nach seinem Austritt aus dem öffent-
hen Dienste verfaßte, so gebot ihm doch sein Pflicht-
fühl, vieles zu verschweigen, was er theils verhin-
rt, theils befördert hatte, worin vielleicht sein vorzüg-
hstes Verdienst bestand. Er spricht überhaupt nicht
n seiner Person, nicht von den großen Schwierigkei-
ı, welche ihm in seinem Wirkungskreise entgegentra-
ı, von dem, was ihn oft hemmte, sondern erzählt un-
fangen und einfach, was der König und sein Mini-
rium verfügt haben. Er erwähnt der Vorschläge nicht,
:lche er nicht durchzusetzen vermochte, oder die solche
ränderungen erlitten, daß er sie nicht mehr als die
nigen anerkennen konnte. Die glänzendste Epoche sei-
s Geschäftslebens war die Verschmelzung sämmtlicher
rovinzialstände, jedoch ohne deren Aufhebung, zu einer

allgemeinen Ständeversammlung, welche nach seinem Plane zu Stande kam. Die ganze Ausführung in allen ihren Einzelnheiten lag ihm ob. Er allein wurde beauftragt, alle Vorschläge und Ansichten des Gouvernements als Mitglied der Ständeversammlung durch sein Rednertalent und Verfahren durchzusetzen. Wie wenig ihn dabei in dem, was die Regierung wollte, in hohen Stellen Stehende in und außer der Ständeversammlung dabei unterstützten; wie manche derselben auch ihm in diesen seinen Strebungen sogar öffentlich entgegentreten durften, ist bekannt. Dennoch glückte es ihm, das Wesentlichste durchzusetzen. Er war für das indeß in seinem Anfange noch unausführbare Zweikammersystem. Später wurden ihm hinsichtlich der Bildung einer ersten Kammer Vorschläge abgefordert, welche er auch einreichte. Als aber in London beliebt wurde, die erste Kammer aus dem Adel mit Hinzufügung einiger wenigen Geistlichen zu formiren und die zweite blos aus Repräsentanten der Städte und Stifte, so wie der freien bäuerlichen Landbesitzer bestehen zu lassen, so sah er dies als die nachtheiligste Maasregel und zwar auf die Dauer selbst für den Adel an. Er bot wiederholt Alles auf, die Annahme dieses Plans zu verhindern. Dabei ging er unstreitig weiter, als seiner Stellung entsprach, jedoch ohne Verkennung und Berücksichtigung der daraus für ihn entstehenden Folgen. Als die hierauf sich beziehenden Anträge an die Stände kamen, stimmte er zwar seiner Amtsverpflichtung nach für dieselben, beobachtete aber ein auffallendes Stillschweigen während der ganzen langen Verhandlung, deren Gang und Resultat den Erwartungen des in vielfacher Hinsicht um das Königreich Hannover hochverdienten Grafen von Münster nicht ganz zusagte. Dies Alles mußte die schon durch vielfache Einwirkung und Verbindung seiner Feinde geschwächte Gunst dieses hochgestellten Staatsmannes Rehberg ganz zu entziehen. Letzterer sah wohl ein, daß er in Zukunft nichts Ersprießliches mehr werde bewirken und befördern können, auch war seine Gesundheit sehr zerrüttet. Er beschloß daher, seinen Abschied zu nehmen, welchen man ihm gern mit vielen Lobesertheilungen gewährte. Er wählte hierauf mehrere Jahre hindurch, bei kurzen Reisen nach Hannover, Dresden zu seinem Aufenthalt, wo er im Schooße seiner für alle Kunst gebildeten Familie und im Kreise einer erwählten Zahl von Freunden sich ganz der litera-

die einzig ihn überlebende hochbejahrte Schwester, welche unter vielen Schlägen des Schicksals kaum einer härter getroffen hat, als der Tod des mit aller Kraft der Seele geliebten Bruders; es segnen ihn Neffen und Nichten, denen er überall rathend zur Seite gestanden hat. Aber ein Mann wie H. hatte noch eine größere Familie als die, welche die Blutsfreundschaft begränzt. Der Menschheit, wo sie ihm leidend und hülfsbedürftig entgegentrat, fühlte er sich als Mensch, als Christ nahe verwandt. Welche Gelegenheit, das zu zeigen, gab ihm schon sein Beruf als Arzt! Seine vieljährige Praxis, verbunden mit stetem Fortschreiten in der Wissenschaft, mußte nothwendig seinen Ruf als Arzt auch in seinem neuen Vaterlande immer mehr vergrößern. Von allen Seiten her, von allen Ständen ward seine Hülfe in Anspruch genommen. Es war aber nicht der erfahrne Arzt allein, nach dem in seiner Person so viele sehnsüchtig verlangten; es war zugleich das Ganze seiner freundlichen, gewinnenden Erscheinung, sein theilnehmender Sinn, seine Rechtlichkeit, die Zuverlässigkeit, mit der er alles ihm Anvertraute zu bewahren wußte, das Einleuchtende seiner Rathschläge jeder Art: es war dies alles, was ihm das Zutrauen des Kranken verschaffte, ehe er noch bei ihm erschien und den Genesenen zu dem Wunsch bewog, den Scheidenden auch ferner zum Freunde zu haben. Und ob der Reiche ihn rufen ließ, oder der Arme seiner begehrte, unermüdet war er zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zur Hülfe bereit, oft nichts anders erwartend oder verlangend, als strengen Gehorsam gegen seine Anordnungen, den er überhaupt keinem seiner Patienten gern erließ. Wie viele Kranken hat er umsonst behandelt; wie vielen bei öfteren Besuchen, in ihre häusliche Lage und ihre Sorgen eingeweiht, mit eigener Zubuße beigestanden und so oft der Krankheit am sichersten abgeholfen! Mit besonderer Freude erinnert sich H.'s Schwester noch eines Fuhrmanns, der sie bei seiner Durchreise nach Hildburghausen blos in der Absicht aufsuchte, um die Schwester des Mannes zu sehen, der ihn als einen tödtlich Erkrankten in Strelitz unentgeltlich geheilt und wohlthätig beschenkt hatte. Doch nicht blos auf seinen ärztlichen Wirkungskreis beschränkte sich H.'s menschenfreundliche, christlich mildthätige Gesinnung. Da leben sehr viele Bedrängte aller Art, denen er wiederholt, selbst auf die Gefahr hin, bisweilen mißbraucht zu wer-

gen. Als er nach Befreiung des Landes aus feindlicher Gewalt eine Stellung erhielt, welche ihm wenigstens durch Vorschläge und Rathsertheilung den vielfachsten Einfluß verschaffte, ergriff er mit Nachdruck jede Veranlassung, einen höhern, edlen und bessern Geist zu fördern und vorherrschen zu lassen, alles Gute und Bewährte zu schützen und zu begünstigen und worauf er besonders Werth legte, tüchtigen und würdigen Männern einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen. Er bot Alles auf, die Beförderung derer, welche ihm unbrauchbar erschienen, oder sich zumal während der feindlichen Besetzung vieles hatten zu Schulden kommen lassen, zu verhindern. Sowie er den hannoverschen Staat in seinen eigenthümlichen Verhältnissen auffaßte und zu stellen suchte, sollte derselbe am wenigsten Geldopfer scheuen, um das Intellektuelle und Moralische zu heben und dem wahren Wohlsein aller Klassen kräftige Förderung zu gewähren. Lange und tief schmerzte es ihn, wenn die dies bezweckenden Vorschläge verworfen wurden, oder nicht vollständig zur Ausführung kamen. Sein Unmuth war dann allerdings sichtbar. Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß sein Drängen und Eilen, das, was ihm treffend und heilsam schien, zu Stande gebracht zu sehen, seinen Obern und Mitarbeitern oft beschwerlich und lästig sein mußte und in vielfacher Beziehung mitunter ein Hinderniß bei Erreichung seiner Absichten wurde, obgleich manches nur auf diesem Wege zu bewirken war. Zwar verfuhr er stets nach sehr festen und reiflich geprüften Ueberzeugungen und eine große und gewandte Klugheit war ihm eigen, aber die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit seines Temperaments, die mit dem Besten in ihm zusammenhing, riß ihn dennoch oft hin und konnte selbst wohl in einzelnen, jedoch seltenen Momenten einen Ungestümm erzeugen, welchen er später zu bereuen Ursache hatte. Es war vorauszusehen, daß man einem Geschäftsmanne von diesem Charakter und Streben, der in Alles so nachdrücklich eingriff und vielleicht nicht selten, was ihm nach Ansichten, zu denen sich noch zu wenige zu erheben vermochten, oder die selbst den bisher befolgten Grundsätzen entgegen waren, angemessen und heilsam erschien, zu gewaltsam durchzusetzen suchte, nur einem solchen Wirkungskreis und Einfluß zugestehen würde, so lang die Verwirrung der Zeit und die Schwierigkeit der Verhältnisse den Beistand eines Mannes von Genie, Kraft

und großen Einsichten unentbehrlich machten. Als bald die Jahre kamen, in welchen vieles geordnet war, alles seine angewiesene Bahn hatte, die Zukunft aber wieder mißlich schien, als sie sich späterhin darstellte, konnte es nicht befremden, daß selbst mehrere seiner Gönner und Freunde seinen Austritt aus dem Staatsdienste nicht ungern sahen. Die ursprüngliche Bestimmung Rehbergs war die eines Gelehrten und Schriftstellers. Er betrat früh diese Laufbahn und blieb ihr selbst unter aufgehäuften Dienstgeschäften und bis zu den letzten Tagen seines fast 80jährigen Lebens möglichst treu, so sehr auch Kränkeln es ihm zuletzt erschwerte, welches oft dadurch erhöht ward. Auf das Studium der alten Sprachen, besonders der griechischen, auf die englische, französische, italienische, auch später auf die spanische und portugiesische Literatur verwandte er einen ausdauernden Fleiß. Staatswirthschaft und Politik zogen ihn von jeher an und er studirte ihre Theorie in den Originalwerken früherer und späterer Zeit, sowie ihre Praxis, ihre Anwendbarkeit und Folgen in der von ihm tief erforschten Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart. Bis zum Ausbruche der französischen Revolution beschäftigte ihn die Philosophie besonders und die Metaphysik schien die Wissenschaft zu sein, die er vorzüglich bearbeiten werde. Als Jüngling erhielt er schon das Accessit bei der im Jahr 1779 von der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgegebenen Preisfrage über das Wesen und die Beschreibung der Kräfte. Er war einer der ersten und der am tiefsten eindringenden Anhänger der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft und seine sorgfältig ausgearbeiteten Recensionen, so wie eine von ihm verfaßte Schrift trugen mit zu ihrer Verbreitung und Läuterung bei. Er blieb seiner damals gefaßten Ueberzeugung immer getreu, hielt aber die Forschungen darüber für sich geschlossen und fand sich nie bewogen, sie zu erneuern. Das Vielfache, was er als Schriftsteller und Recensent leistete (letzteres durch Hervorheben der Eigenthümlichkeiten und der Verdienste eines Buches und seines Verfassers, durch Warnungen und Verirrungen der Zeit und durch Mittheilung seiner eigenen Gedanken) liegt dem Publikum vor und hat häufig lebhafte Anerkennungen seiner bessern Zeitgenossen und selbst derer gefunden, welche ihm nicht beistimmten, oder gegen seine Ansicht sich erklärten. Seine vielfachen literarischen Leistungen verfehlten nie, die Aufmerksamkeit auf

sich zu ziehen. Er zeigte sich von früh an als ein tiefer Selbstdenker, welcher die von ihm bearbeiteten Gegenstände in ihrem ganzen Zusammenhange theoretisch und historisch zu erforschen sich bestrebte. Bei seinen Untersuchungen der Verhältnisse des Staats, der Richtungen des gesellschaftlichen Lebens und der herrschenden Stimmungen der Zeit erkannte man einen Schriftsteller, einheimisch auf dem Gebiete der Spekulation und Abstraktion und darüber von einer entschiedenen Meinung, der aber absichtlich alle obstrusen, unfruchtbaren und stets streitigen Forschungen vermied und ihnen keinen Einfluß gestattete, wenn zu bestimmen war, was das Wohl des Volkes oder der Einzelnen erfordere, oder was für bestimmte Verhältnisse das Zweckmäßigste sei. Veredlung der Menschheit, Schonung ihrer Rechte, Beförderung ihrer Entwickelung und ihres Gedeihens waren die Gesichtspunkte, welche er nie aus den Augen verlor und die ihn immer leiteten. Vor Allem hebt er stets hervor, was der Beförderung ächter Moralität und der Stärkung und höhern Richtung des Charakters nützlich oder schädlich sei. Letzteres zumal ist der hervorstechendste Zug aller seiner Schriften und bestimmte selbst sein Urtheil über den Werth und Gehalt poetischer Werke. Er war ein warmer Anhänger der erblichen Monarchie und drang in seinen Schriften stets darauf, daß jeder Regierung Kraft verliehen und sie mit Nachdruck zu handeln ausgerüstet sein müsse. Seine ausführliche Beurtheilung der Schriften über die französische Revolution findet sich in den Jahrgängen der damaligen Jenaischen allgem. Literaturzeitung 1790—93. Seine Erwägung der Ereignisse, welche diese große Weltbegebenheiten herbeigeführt hatten, der Grundsätze, von denen man ausging, der Raisonnements, mit welchen man sie vertheidigte oder bekämpfte, that dar, wie scharf, fest und sicher sein Urtheil über politische Angelegenheiten, Einrichtungen und Strebungen schon damals war. Was er nachwieß und verkündigte, hat der Erfolg, nämlich das so viel Unglück und Verwirrung erzeugende Verfehlen dessen, was man für immer schon erreicht zu haben glaubte, mehr als bestätigt. Diese Blätter, die größere Aufmerksamkeit auf sich zogen und tiefern Eindruck hervorbrachten, als jetzt irgend etwas Gedrucktes vermag, haben Viele mehr oder weniger von Verirrungen zurückgeführt oder davor geschützt, machten aber damals ihren Verfasser in Deutschland sehr unpopulär und

gehässig und zogen ihm auf lange Zeit den Namen eines Obscuranten zu. Selbst in diesen Aufsätzen erklärte er sich aber immer für Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Völker und Aufhebung aller Mißbräuche, welche er aber von oben mit Weisheit allmählig bewerkstelligt, nicht von unten erstürmt haben wollte. Als Rehberg in diesem Geiste über die großen Ereignisse in Frankreich zu schreiben begann, stand Gentz *) noch auf Verzeichnissen der Berliner Polizei in der ersten Reihe der zu fürchtenden Anhänger der französischen Revolution und dieser selbst hat in einem Schreiben an jenen anerkannt, wie viel Rehberg zu seiner Belehrung und Umänderung beigetragen. Mit großem Erfolge bestritt Rehberg zuerst die falsche Richtung der Statistik, eines Zweigs des Wissens von neuerer deutscher Entstehung, welchem selbst die Regierung damals nur zu viel Gewicht beilegte. Er zeigte den Unwerth und die Unzuverlässigkeit der Angaben und Tabellen, die zum Grunde lagen. Vor Allem entwickelte er aber, daß man das Materielle zu hoch in Anschlag bringe und die geistigen Kräfte, die es erzeugten und zu benutzen verstanden, zu berücksichtigen habe. Eine Schrift von ihm über den deutschen Adel, die 1803 erschien und von welcher sich in seinen gesammelten Werken ein umgearbeiteter Abdruck befindet, ließ hochgestellte Edelleute jedoch erfolglos darauf antragen, gegen den Verfasser gerichtlich zu verfahren und ihn zu bestrafen. Man fand einzelne Stellen aus ihrem Zusammenhange gerissen anstößig und vermessen. Rehberg hatte stets das lebhafteste Gefühl für die wohlbegründeten Rechte und Vorzüge des im Lande ansässigen Adels und war sein wärmster, gründlichster Vertheidiger, aber er widersetzte sich kräftigst allen Anmaßungen und zu weit getriebenen Ansprüchen. Er forderte den Adel in jener Schrift auf, selbst aufzugeben, was dem Staate nachtheilig, andern Ständen zu gehässig, drückend und in unsern Zeiten nicht mehr haltbar sei. Er zeigte historisch das Unrechtmäßige dieser erst später entstandenen Mißbräuche. Er drang darauf, daß der Adel durch höhere Bildung und wohlthätiges Wirken sich auszeichnen und in seiner wahren Stellung zu erhalten suchen müsse. Mit großem Nachdrucke erörterte er in andern Schriften den Nachtheil der in großen deutschen Staaten damals herrschenden und zu ih-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 457.

litt seine Amtsführung in den Jahren 1813 und 1814. Dem Aufruf seines Königs zur allgemeinen Landbewaffnung folgend, trat er als Hauptmann in das freiwillige Jägerbataillon des Rezatkreises; noch ehe aber derselbe ins Feld rücken konnte, hatte die Eroberung von Paris den Friedensschluß bewirkt, worauf von Oelhafen zu seinem Amte zurückkehrte. Die Liebe, mit welcher er sich seinem Berufe hingab, wurde ihm durch die Achtung seiner Vorgesetzten und Untergebenen und durch den gedeihlichen Erfolg seiner Bemühungen belohnt, durch die er die ihm anvertrauten Waldungen im bestgeordneten Stande und zum Theil während seiner 30jährigen Verwaltung verjüngt heranwachsen sah. Neben seinen Berufsarbeiten fand er bei seiner häuslichen Lebensweise Zeit zur fortwährenden Beschäftigung mit Allem, was dem Menschen höheres Interesse bietet, namentlich den verschiedenen Zweigen der Naturkunde. Ein bleibendes Verdienst um die Landeskultur erwarb er sich auch durch Austrocknung und Urbarmachung der über 200 Morgen großen Königsweiher zwischen Nürnberg und Schwabach, aus welchen er mit beträchtlichen Opfern in den Theuerungsjahren 1816 und 1817 das Oekonomiegut Königshof bildete. Unermüdet war er selbst im höhern Alter thätig, bis ihn im Herbst 1834 ein heftiger Schlaganfall aufs Krankenbett warf. Seitdem erholte er sich, wiederholt vom Schlage getroffen, nie mehr ganz, wenn auch der Gebrauch der Bäder Carlsbad und Töplitz eine bedeutende Besserung seines Zustandes bewirkte. Ein vierter Schlaganfall im Bad Kissingen endete am oben genannten Tage sein Leben. — Er war verehelicht mit Christiane Dorothea, Tochter des gräflich Castellischen Kanzleidirektors Ringer und nach deren am 8. Juni 1816 erfolgten Tod, seit dem 18. October 1820, mit Caroline, Tochter des königlich preußischen Regierungsraths Schnizlein zu Ansbach. Außer seiner Wittwe hinterließ er aus erster Ehe 2 Söhne und eine Tochter, welche letztere ihrem Vater nach 3 Monaten ins Grab folgte und eine Tochter aus zweiter Ehe. — Treue, strenge Pflichterfüllung, die er, wie er sie sich selbst auferlegte, auch von seinen Untergebenen forderte, Ernst, Einfachheit, Geradheit, liebevolle Sorgfalt für seine Angehörigen, die sich mehr durch Handlungen, als durch Worte zeigte, dies waren die Grundzüge seines Charakters, die ihm bei Allen, die ihn kann-

ten, ein langwährendes ehrenvolles Andenken sichern werden. —

163. August Wilhelm Rehberg,

geheimer Kabinetsrath, Commandeur des Guelphenordens zu Göttingen;

geb. d. 13. Jan. 1757, gest. d. 9. Aug. 1836*).

Rehberg ward zu Hannover geboren und studirte von 1775—1779 auf den Universitäten Göttingen und Leipzig. Im Jahre 1783 wurde er besonders in Beziehung auf das Fürstenthum Osnabrück Sekretär des damaligen Fürstbischofs, Herzogs von York und 1786 als Referent in Landessachen beim königlichen Ministerium in Hannover angestellt. Die Bearbeitung wichtiger Gegenstände wurde ihm übertragen und durch seine Verbindung mit Brandes, den beiden von Bremer, Höpfner u. s. w. ward er fortwährend in die Erwägung bedeutender Ausgaben und Verhältnisse des Staats hineingezogen. Er begleitete nach dem Tode Friedrichs des Großen den Minister von Beulwitz bei einer Sendung nach Berlin als Sekretär. Als die Verabschiedung des Hofmeisters und Landraths von Berlepsch in einer bewegten Zeit die öffentliche Meinung sehr gegen sich hatte und die Calenbergschen Stände besonders durch eine von Häberlin sechs Wochen vor ihrer Zusammenkunft erschienene Schrift aufgereizt wurden, dem Landesherrn nicht zu gestatten, einen von ihnen gewählten und höchsten Orts bestätigten Landrath einseitig und willkührlich zu entlassen, machte eine von Rehberg verfaßte und wenige Tage vor Zusammenkunft der Stände verbreitete aktenmäßige Darstellung der Sache einen solchen Eindruck, daß das Streben, die Stände für von Berlepsch zu gewinnen, wider alles Erwarten vereitelt ward. Rehberg's Bemühungen glückte es, die seit langer Zeit vergeblich versuchte, sehr wünschenswerthe Vereinigung der Calenbergschen und Grubenhagenschen Provinzial-Landschaft zu Stande zu bringen. Er begleitete den verstorbenen Minister von Arnswaldt im Winter 1802 — 1803 nach Osnabrück, um das Fürstenthum für Hannover in Besitz zu nehmen und zu organisiren. In einem bald darauf folgenden Zeitraum war er zweimal

*) Hamburg. Correspondent 1836. N. 291, 292 u. Conversat.-Lexikon d. N. Zeit u. Literat. Durch eine irrige Zeitungsnachricht veranlaßt, findet sich von ihm schon im 1. Jahrgange d. N. Nekr. S. 781 eine kurze biographische Skizze.

Mitglied von Deputationen, die Namens des Landes an Napoleon gesandt wurden, die erste nach Berlin und Posen und die zweite, in Folge des Tilsiter Friedens, nach Paris. Vieles, was ein so eifriger und einsichtsvoller Geschäftsmann unmittelbar und mittelbar zum Besten des Landes leistete, kann in einer so kurzen Uebersicht nicht erwähnt werden. Anzuführen ist indeß, daß, als im Jahre 1810 die Hannoverschen Lande anscheinend für immer aufhörten, einen besondern Staat zu bilden, Rehberg einen kurzen Zeitraum während des Ueberganges zur westphälischen und französischen Organisation benutzte, um mit großer persönlicher Gefahr sehr bedeutende Summen, namentlich einen bei der Saline zu Lüneburg angehäuften beträchtlichen Geldvorrath dem Feinde zu entziehen. Daraus ward ein nicht geringer Beitrag zu der Kasse gebildet, deren Bestimmung war, viele von den neuen Regierungen nicht wieder angestellte und ohne Pension entlassene Staatsdiener aus dem Civil und Militär und sonst leidende Einwohner durch fortwährend geleistete heimliche Auszahlungen zu unterstützen. Auch hierbei war Rehberg vielfach in Anspruch genommen. Sämmtliche Domänen- und Klostergüter, Besitzungen von großem Umfange, gingen an Frankreich über und wurden größtentheils zu Dotationen an französische Generale und Staatsbeamte benutzt. Rehberg verschaffte sich durch Mittel, denen wenige französische Machthaber zu widerstreben vermochten, einen bedeutenden Einfluß auf den französischen Generaldirektor dieser Güter in Hannover. So bewirkte er, daß bei Ausführung jener Maßregel die möglichste Milde und Nachsicht zum Wohle des Landes, der Stifter, der bisherigen Pächter und selbst vieler Gemeinden und Institute eintrat. Da man nicht wußte, wie lange Dauer diese härteste aller Bedrückungen haben werde, so erschien, was erreicht wurde, von sehr hohem Werthe. Rehberg hatte die Stelle eines westphälischen Direktors der indirekten Steuern des Allerdepartements eingenommen und konnte so in Hannover verbleiben. Er war nun in der Lage, zahllose Züge von Colonialwaaren u. s. w. während des Zeitraumes zwischen dem Untergang der großen französischen Armee in Rußland und der Schlacht bei Leipzig von den Seeküsten in das Königreich Westphalen unbelästigt und ungefährdet gelangen zu lassen, von wo aus diese Massen weit über Deutschland hinaus verbreitet wurden. Er wagte dabei viel, begünstigte aber gern, was

Quelle der Bereicherung vieler Einwohner und
)en wurde. Als das Land wieder an seinen recht-
;en Regenten kam, ward R. Mitglied der proviso-
Regierungscommission und bald darauf geheimer
etsrath. So eröffnete sich ihm eine große Lauf-
Die alten Einrichtungen waren zerstört und un-
chen und sollten nun zum Theil wieder hergestellt
n. Viele der frühern Anordnungen und Regie-
maximen zeigten sich, zumal für veränderte Zeiten
Verhältnisse untauglich oder nicht mehr heilsam.
Theil der Angestellten war gestorben, versetzt oder
uchbar geworden. Das Land fühlte erst jetzt die
n des langen Druckes für einzelne und für das
e im vollen Umfange. Die Ansprüche, welche ge-
wurden, gingen sehr weit. Dabei mußte der Be-
igskrieg in seiner ganzen Stärke unter Mitwirkung
Hannover fortgesetzt werden. Ein Theil des Lan-
und dessen Nachbarschaft blieb noch immer der
uplatz des Kampfes. Neue Provinzen fielen dem
greiche zu und mußten organisirt werden. Das bei
m Mehrste, was von den neuen anzuordnen und
iten war, erforderte die volle Einwirkung und Len-
des thätigen geh. Kabinetsraths. Er übernahm
:eitig oft für die Kräfte eines Einzelnen zu viel.
:iner Entschuldigung dient, daß er sich den ange-
nen Beistand, nach welchem er sich sehnte, nicht
)affen konnte. In einer späteren Schrift hat er
dargestellt und entwickelt, was in dieser Reihe von
en neu zu schaffen oder doch wieder zu gestalten
Auf sie muß hier verwiesen werden. Obgleich er
Schrift erst nach seinem Austritt aus dem öffent-
i Dienste verfaßte, so gebot ihm doch sein Pflicht-
l, vieles zu verschweigen, was er theils verhin-
theils befördert hatte, worin vielleicht sein vorzüg-
:s Verdienst bestand. Er spricht überhaupt nicht
seiner Person, nicht von den großen Schwierigkei-
welche ihm in seinem Wirkungskreise entgegentra-
von dem, was ihn oft hemmte, sondern erzählt un-
igen und einfach, was der König und sein Mini-
:m verfügt haben. Er erwähnt der Vorschläge nicht,
e er nicht durchzusetzen vermochte, oder die solche
inderungen erlitten, daß er sie nicht mehr als die
jen anerkennen konnte. Die glänzendste Epoche sei-
Geschäftslebens war die Verschmelzung sämmtlicher
inzialstände, jedoch ohne deren Aufhebung, zu einer

allgemeinen Ständeversammlung, welche nach seinem Plane zu Stande kam. Die ganze Ausführung in allen ihren Einzelnheiten lag ihm ob. Er allein wurde beauftragt, alle Vorschläge und Ansichten des Gouvernements als Mitglied der Ständeversammlung durch sein Rednertalent und Verfahren durchzusetzen. Wie wenig ihn dabei in dem, was die Regierung wollte, in hohen Stellen Stehende in und außer der Ständeversammlung dabei unterstützten; wie manche derselben auch ihm in diesen seinen Strebungen sogar öffentlich entgegentreten durften, ist bekannt. Dennoch glückte es ihm, das Wesentlichste durchzusetzen. Er war für das indeß in seinem Anfange noch unausführbare Zweikammersystem. Später wurden ihm hinsichtlich der Bildung einer ersten Kammer Vorschläge abgefordert, welche er auch einreichte. Als aber in London beliebt wurde, die erste Kammer aus dem Adel mit Hinzufügung einiger wenigen Geistlichen zu formiren und die zweite blos aus Repräsentanten der Städte und Stifte, so wie der freien bäuerlichen Landbesitzer bestehen zu lassen, so sah er dies als die nachtheiligste Maasregel und zwar auf die Dauer selbst für den Adel an. Er bot wiederholt Alles auf, die Annahme dieses Plans zu verhindern. Dabei ging er unstreitig weiter, als seiner Stellung entsprach, jedoch ohne Verkennung und Berücksichtigung der daraus für ihn entstehenden Folgen. Als die hierauf sich beziehenden Anträge an die Stände kamen, stimmte er zwar seiner Amtsverpflichtung nach für dieselben, beobachtete aber ein auffallendes Stillschweigen während der ganzen langen Verhandlung, deren Gang und Resultat den Erwartungen des in vielfacher Hinsicht um das Königreich Hannover hochverdienten Grafen von Münster nicht ganz zusagte. Dies Alles mußte die schon durch vielfache Einwirkung und Verbindung seiner Feinde geschwächte Gunst dieses hochgestellten Staatsmannes Rehberg ganz zu entziehen. Letzterer sah wohl ein, daß er in Zukunft nichts Ersprießliches mehr werde bewirken und befördern können, auch war seine Gesundheit sehr zerrüttet. Er beschloß daher, seinen Abschied zu nehmen, welchen man ihm gern mit vielen Lobesertheilungen gewährte. Er wählte hierauf mehrere Jahre hindurch, bei kurzen Reisen nach Hannover, Dresden zu seinem Aufenthalt, wo er im Schooße seiner für alle Kunst gebildeten Familie und im Kreise einer erwählten Zahl von Freunden sich ganz der litera-

:n Muße weihte und eine Sammlung seiner sämmt-
ı Werke vorbereitete, wovon bis jetzt drei Theile
)annover (1828—31) erschienen sind, ein wahrer
ß gereifter und überall aufs neue ausgefeilter und
der Gegenwart durch Einleitungen und Ergänzun-
in lehrreiche Verbindung gebrachter Welt- und Li-
uransichten. Aber auch die mildere Temperatur des
ıden Elbthales schien für die nicht blos durch das
' angegriffene reizbare Gesundheit eines Mannes,
ı jugendlich lebendiger Geist sich nie Ruhe gönnt,
auh. Die alte Sehnsucht nach Italien erwachte.
Jahre 1828 und 1829 verlebte er, immer im pfle-
en und durch mannichfaltige Kunstübung ihn erhei-
ıen Kreise an der Hand einer Gattin, die zu sei-
Schutzengel bestimmt, zugleich zu den Geistreichsten
Kenntnißreichsten ihres Geschlechts gehört, einer
ter des berühmten Rechtslehrers in Gießen und
naligen Oberappellationsraths Höpfner in Darm-
und vier blühender, trefflich erzogener Töchter, bald
:om, bald zum Gebrauch der Seebäder in Neapel
in Sorrento, bald in Florenz und verfolgte auch
:ine Lieblingsstudien in der Geschichte und Politik.
kurze Zeit verweilte er nach seiner Rückkehr über
Alpen in seinem eigentlichen Vaterlande, besuchte
ihm so theuer gewordene Dresden noch einmal auf
Zeit und nahm dann seinen beständigen Aufent-
in der Wiege seiner frühesten Studien, in der Nähe
ı unvergleichlichen Bücherschatzes, in Göttingen, wo
des Vaters würdiger Sohn eine ehrenvolle amt-
Stellung als Justizrath hat. Rehberg war bis zu
m letzten Hauche vom glühendsten Eifer für das
l der Menschheit und namentlich seines Vaterlan-
ıurchdrungen. Alles Große, Wahre, Schöne, Wohlthä-
der Vergangenheit oder Gegenwart setzte seine
:e in die wärmste Bewegung. Er suchte es in sei-
ganzen Zusammenhange aus den Quellen zu erfor-
und die ausgezeichneten Menschen, die jenes zu
rkstelligen vermocht, waren ihm stets ein Gegenstand
Bewunderung und Liebe. Selbst dazu, besonders
sein Vaterland thätig sein zu können, war sein
nster Wunsch und sein Streben. Das eindrin-
ste Studium und Nachdenken eines langen Lebens
ıandte er auf Erforschung dessen, was dem Staate
dem Einzelnen gedeihlich sei und auf Abwägung
sich darbietenden Mittel und Wege dazu zu gelan-

gen. Als er nach Befreiung des Landes aus feindlicher Gewalt eine Stellung erhielt, welche ihm wenigstens durch Vorschläge und Rathsertheilung den vielfachsten Einfluß verschaffte, ergriff er mit Nachdruck jede Veranlassung, einen höhern, edlen und bessern Geist zu fördern und vorherrschen zu lassen, alles Gute und Bewährte zu schützen und zu begünstigen und worauf er besonders Werth legte, tüchtigen und würdigen Männern einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen. Er bot Alles auf, die Beförderung derer, welche ihm unbrauchbar erschienen, oder sich zumal während der feindlichen Besetzung vieles hatten zu Schulden kommen lassen, zu verhindern. Sowie er den hannoverschen Staat in seinen eigenthümlichen Verhältnissen auffaßte und zu stellen suchte, sollte derselbe am wenigsten Geldopfer scheuen, um das Intellektuelle und Moralische zu heben und dem wahren Wohlsein aller Klassen kräftige Förderung zu gewähren. Lange und tief schmerzte es ihn, wenn die dies bezweckenden Vorschläge verworfen wurden, oder nicht vollständig zur Ausführung kamen. Sein Unmuth war dann allerdings sichtbar. Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß sein Drängen und Eilen, das, was ihm treffend und heilsam schien, zu Stande gebracht zu sehen, seinen Obern und Mitarbeitern oft beschwerlich und lästig sein mußte und in vielfacher Beziehung mitunter ein Hinderniß bei Erreichung seiner Absichten wurde, obgleich manches nur auf diesem Wege zu bewirken war. Zwar verfuhr er stets nach sehr festen und reiflich geprüften Ueberzeugungen und eine große und gewandte Klugheit war ihm eigen, aber die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit seines Temperaments, die mit dem Besten in ihm zusammenhing, riß ihn dennoch oft hin und konnte selbst wohl in einzelnen, jedoch seltenen Momenten einen Ungestümm erzeugen, welchen er später zu bereuen Ursache hatte. Es war vorauszusehen, daß man einem Geschäftsmanne von diesem Charakter und Streben, der in Alles so nachdrücklich eingriff und vielleicht nicht selten, was ihm nach Ansichten, zu denen sich noch zu wenige zu erheben vermochten, oder die selbst den bisher befolgten Grundsätzen entgegen waren, angemessen und heilsam erschien, zu gewaltsam durchzusetzen suchte, nur einem solchen Wirkungskreis und Einfluß zugestehen würde, so lang die Verwirrung der Zeit und die Schwierigkeit der Verhältnisse den Beistand eines Mannes von Genie, Kraft

und großen Einsichten unentbehrlich machten. Als bald die Jahre kamen, in welchen vieles geordnet war, alles seine angewiesene Bahn hatte, die Zukunft aber wieder mißlich schien, als sie sich späterhin darstellte, konnte es nicht befremden, daß selbst mehrere seiner Gönner und Freunde seinen Austritt aus dem Staatsdienste nicht ungern sahen. Die ursprüngliche Bestimmung Rehbergs war die eines Gelehrten und Schriftstellers. Er betrat früh diese Laufbahn und blieb ihr selbst unter aufgehäuften Dienstgeschäften und bis zu den letzten Tagen seines fast 80jährigen Lebens möglichst treu, so sehr auch Kränkeln es ihm zuletzt erschwerte, welches oft dadurch erhöht ward. Auf das Studium der alten Sprachen, besonders der griechischen, auf die englische, französische, italienische, auch später auf die spanische und portugiesische Literatur verwandte er einen ausdauernden Fleiß. Staatswirthschaft und Politik zogen ihn von jeher an und er studirte ihre Theorie in den Originalwerken früherer und späterer Zeit, sowie ihre Praxis, ihre Anwendbarkeit und Folgen in der von ihm tief erforschten Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart. Bis zum Ausbruche der französischen Revolution beschäftigte ihn die Philosophie besonders und die Metaphysik schien die Wissenschaft zu sein, die er vorzüglich bearbeiten werde. Als Jüngling erhielt er schon das Accessit bei der im Jahr 1779 von der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgegebenen Preisfrage über das Wesen und die Beschreibung der Kräfte. Er war einer der ersten und der am tiefsten eindringenden Anhänger der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft und seine sorgfältig ausgearbeiteten Recensionen, so wie eine von ihm verfaßte Schrift trugen mit zu ihrer Verbreitung und Läuterung bei. Er blieb seiner damals gefaßten Ueberzeugung immer getreu, hielt aber die Forschungen darüber für sich geschlossen und fand sich nie bewogen, sie zu erneuern. Das Vielfache, was er als Schriftsteller und Recensent leistete (letzteres durch Hervorheben der Eigenthümlichkeiten und der Verdienste eines Buches und seines Verfassers, durch Warnungen und Verirrungen der Zeit und durch Mittheilung seiner eigenen Gedanken) liegt dem Publikum vor und hat häufig lebhafte Anerkennungen seiner bessern Zeitgenossen und selbst derer gefunden, welche ihm nicht beistimmten, oder gegen seine Ansicht sich erklärten. Seine vielfachen literarischen Leistungen verfehlten nie, die Aufmerksamkeit auf

sich zu ziehen. Er zeigte sich von früh an als ein tiefer Selbstdenker, welcher die von ihm bearbeiteten Gegenstände in ihrem ganzen Zusammenhange theoretisch und historisch zu erforschen sich bestrebte. Bei seinen Untersuchungen der Verhältnisse des Staats, der Richtungen des gesellschaftlichen Lebens und der herrschenden Stimmungen der Zeit erkannte man einen Schriftsteller, einheimisch auf dem Gebiete der Spekulation und Abstraktion und darüber von einer entschiedenen Meinung, der aber absichtlich alle obstrusen, unfruchtbaren und streitigen Forschungen vermied und ihnen keinen Einfluß gestattete, wenn zu bestimmen war, was das Wohl des Volkes oder der Einzelnen erfordere, oder was für bestimmte Verhältnisse das Zweckmäßigste sei. Veredlung der Menschheit, Schonung ihrer Rechte, Beförderung ihrer Entwickelung und ihres Gedeihens waren die Gesichtspunkte, welche er nie aus den Augen verlor und die ihn immer leiteten. Vor Allem hebt er stets hervor, was der Beförderung ächter Moralität und der Stärkung und höhern Richtung des Charakters nützlich oder schädlich sei. Letzteres zumal ist der hervorstechendste Zug aller seiner Schriften und bestimmte selbst sein Urtheil über den Werth und Gehalt poetischer Werke. Er war ein warmer Anhänger der erblichen Monarchie und drang in seinen Schriften stets darauf, daß jeder Regierung Kraft verliehen und sie mit Nachdruck zu handeln ausgerüstet sein müsse. Seine ausführliche Beurtheilung der Schriften über die französische Revolution findet sich in den Jahrgängen der damaligen Jenaischen allgem. Literaturzeitung 1790—93. Seine Erwägung der Ereignisse, welche diese große Weltbegebenheiten herbeigeführt hatten, der Grundsätze, von denen man ausging, der Raisonnements, mit welchen man sie vertheidigte oder bekämpfte, that dar, wie scharf, tief und sicher sein Urtheil über politische Angelegenheiten, Einrichtungen und Strebungen schon damals war. Was er nachwieß und verkündigte, hat der Erfolg, nämlich das so viel Unglück und Verwirrung erzeugende Verfehlen dessen, was man für immer schon erreicht zu haben glaubte, mehr als bestätigt. Diese Blätter, die größere Aufmerksamkeit auf sich zogen und tiefern Eindruck hervorbrachten, als jetzt irgend etwas Gedrucktes vermag, haben Viele mehr oder weniger von Verirrungen zurückgeführt oder davor geschützt, machten aber damals ihren Verfasser in Deutschland sehr unpopulär und

gehässig und zogen ihm auf lange Zeit den Namen eines Obscuranten zu. Selbst in diesen Aufsätzen erklärte er sich aber immer für Verbesserung des bürgerlichen Zustandes der Völker und Aufhebung aller Mißbräuche, welche er aber von oben mit Weisheit allmählig bewerkstelligt, nicht von unten erstürmt haben wollte. Als Rehberg in diesem Geiste über die großen Ereignisse in Frankreich zu schreiben begann, stand Gentz *) noch auf Verzeichnissen der Berliner Polizei in der ersten Reihe der zu fürchtenden Anhänger der französischen Revolution und dieser selbst hat in einem Schreiben an jenen anerkannt, wie viel Rehberg zu seiner Belehrung und Umänderung beigetragen. Mit großem Erfolge bestritt Rehberg zuerst die falsche Richtung der Statistik, eines Zweigs des Wissens von neuerer deutscher Entstehung, welchem selbst die Regierung damals nur zu viel Gewicht beilegte. Er zeigte den Unwerth und die Unzuverlässigkeit der Angaben und Tabellen, die zum Grunde lagen. Vor Allem entwickelte er aber, daß man das Materielle zu hoch in Anschlag bringe und die geistigen Kräfte, die es erzeugten und zu benutzen verstanden, zu berücksichtigen habe. Eine Schrift von ihm über den deutschen Adel, die 1803 erschien und von welcher sich in seinen gesammelten Werken ein umgearbeiteter Abdruck befindet, ließ hochgestellte Edelleute jedoch erfolglos darauf antragen, gegen den Verfasser gerichtlich zu verfahren und ihn zu bestrafen. Man fand einzelne Stellen aus ihrem Zusammenhange gerissen anstößig und vermessen. Rehberg hatte stets das lebhafteste Gefühl für die wohlbegründeten Rechte und Vorzüge des im Lande ansässigen Adels und war sein wärmster, gründlichster Vertheidiger, aber er widersetzte sich kräftigst allen Anmaßungen und zu weit getriebenen Ansprüchen. Er forderte den Adel in jener Schrift auf, selbst aufzugeben, was dem Staate nachtheilig, andern Ständen zu gehässig, drückend und in unsern Zeiten nicht mehr haltbar sei. Er zeigte historisch das Unrechtmäßige dieser erst später entstandenen Mißbräuche. Er drang darauf, daß der Adel durch höhere Bildung und wohlthätiges Wirken sich auszeichnen und in seiner wahren Stellung zu erhalten suchen müsse. Mit großem Nachdrucke erörterte er in andern Schriften den Nachtheil der in großen deutschen Staaten damals herrschenden und zu ih-

*) Dessen Biogr. s. N. Nekr. 10. Jahrg. S. 457.

rem Verfalle in der Zeit der französischen Uebermacht viel beitragenden Richtung, den Staat als eine Maschine anzusehen und zu ordnen. Er zeigte, wie verderblich und unausführbar es sei, denen, welche größern oder kleinern Wirkungskreisen vorstehen, für alle Fälle bis zu dem kleinsten hinunter bestimmt vorzuschreiben, was sie zu thun oder zu lassen hätten und ihnen zur Hauptpflicht zu machen, fortwährend darüber Berichte einzusenden. Edles Streben, heilsames Wirken der Staatsdienerschaft können nur entstehen, wenn man derselben Vertrauen bezeige und ihr gestatte, sich freier zu bewegen, wo es nur ausführbar sei und allerdings unter Beobachtung und Aufsicht der obersten Behörden, nach eigener Beurtheilung Gutes einzuleiten und zu Stande zu bringen. Man hat Rehberg den Vorwurf gemacht, er sei in seinen politischen Erörterungen und Rathschlägen einzig vom hannoverschen Standpunkte ausgegangen und sei zu beflissen gewesen, im Interesse von Hannover alle großen Fragen der Zeit zu stellen und zu beantworten. Ob, was wahr an diesem Tadel ist, seinen Schriften Werth gibt oder nimmt, ihn ehrt oder nicht ehrt, lassen wir dahin gestellt sein. Zu beklagen hatte er nur, daß diese seine Richtung Ursache wurde, seine innige freundschaftliche Verbindung mit dem ehrwürdigen und um Deutschland so hochverdienten Minister von Stein*) zu unterbrechen. Sie knüpfte sich auf der Universität und bestand sehr warm noch in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts. Doch äußerte sich dieser große Staatsmann über ihn stets mit Achtung und Theilnahme. Auch vermuthen viele, daß die Rehbergschen Schriften auf einen Theil von Steins Umformung des preußischen Staats nach dem Tilsiter Frieden nicht von geringem Einflusse gewesen sind. Was in Hannover angeordnet und vorzüglich, was von der Ständeversammlung beschlossen wurde, hatte für Rehberg auch nach seinem Austreten aus dem Staatsdienste ein hohes Interesse. Er äußerte sich darüber wie über viele andere Gegenstände in der hannoverschen Zeitung mit anständiger Freimüthigkeit seinen eigenthümlichen Ansichten gemäß. Einen Theil jener Aufsätze ließ er in einer besondern Schrift wieder abdrucken. Er hatte sich eine umfassende und tiefe Kenntniß der englischen Verfassung, Einrichtungen und Verhältnisse erworben und

*) Dessen Biogr. s. im 9. Jahrg. d. N. Nekr. S. 872

ihrer Entwickelung von ihrem Ursprunge an bis zu ihrer jetzigen Gestaltung in allen Zeiten seines Lebens ein großes Studium gewidmet. Er benutzte die so erlangte Einsicht und Erfahrungsresultate gern zur Läuterung und Aufhellung seiner politischen Untersuchungen, war aber weit davon entfernt, was für England angemessen und wohlthätig sein mag, auf deutsche in ganz andern Beziehungen stehende Staaten übertragen zu wollen. — Seine Schriften sind: Ueber das Wesen und die Einschränkung der Kräfte. Leipzig 1779. — * Cato oder Gespräche über die Bestimmung des Menschen. Basel 1780. — Philosoph. Gespräch über d. Vergnügen. Nürnberg 1785. — Ueber das Verhältniß der Methaphysik zur Religion. Berlin 1787. — Untersuchung über die französische Revolution. 2 Bde. Hannover 1793. — Prüfung der Erziehungskunst. Leipzig 1792. — Ueber den deutschen Adel. Göttingen 1803. — Ueber die Staatsverwaltung deutscher Länder. Hannover 1807. — Pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 u. 1807. Frankfurt u. Lpzg. 1808. — Das Buch vom Fürsten, von Niccolo Machiavelli; a. d. Ital. übers. Hannov. 1810. — Ueb. den Code Napoleon u. dessen Einführung in Deutschland. Ebd. 1814. — *Constitutionelle Phantasien e. alten Steuermanns im Sturme d. J. 1832. Hamb. 1832. — Lord Porchester's Aufenthalt in Spanien während der Revolution des J. 1820. A. d. Engl. übers. Braunschw. 1834. — Lieferte außerdem viele Aufsätze ins Götting. u. Hannöv. Magaz. zum deutsch. Mercur u. s. w. u. Recens. in die Hall. allgem. Literaturzeit. Unter seinen Schriften wünschte er der Vergessenheit zu überlassen: Das Leben d. Kaisers Rudolph von Habsburg und Erklärung seiner Aeußerungen üb. d. Literaturkünste u. das Leben des Hrn. v. Leibnitz.

* 164. Carl August v. Dobeneck,

Obristlieutenant zu Elbing;

geb. am 17. Apr. 1766, gest. den 10. Aug. 1836.

v. Dobeneck wurde in Baiern (der Geburtsort ist indeß unbekannt) von Eltern geboren, die ihre Ahnen bis in die frühesten Zeiten hinaufführen. Sein Vater, C. Aug. v. Dobeneck, war Hauptmann in der baier. Armee, welche er aber und zugleich auch sein Vaterland verließ, um in die Dienste des großen Friedrich zu treten. Mit seinen Eltern kam nun der Verstorbene nach Preußen,

welches ihm ein zweites Vaterland wurde, dem er bis zu seinem Tode stets mit Liebe, Treue und Anhänglichkeit zugethan war. Seine Eltern ließen es sich angelegen sein, ihm eine seinem Stande angemessene Erziehung zu geben und nachdem er für den Militärstand sich erklärt hatte, trat er im Jahre 1780, als er kaum das 14. Lebensjahr zurückgelegt hatte, als Fahnenjunker in das von dem Generallieutenant Grafen v. Egloffstein befehligte Infanterieregiment, worauf er im Jahre 1784 zum wirklichen Fähndrich und im J. 1787 zum Secondlieutenant avancirte. Als solcher machte er im J. 1794 den Feldzug in Polen mit, wurde im Jahre 1798 zum Premierlieutenant und bald darauf, im J. 1800, zum Staabscapitän befördert. Kurz vor dem unglücklichen Kriege, den Preußen, in Verbindung mit Rußland, gegen Frankreich führte und zwar im Monat Januar 1806, wurde der Verstorbene als Chef einer Grenadiercompagnie in das Infanterieregiment Kalckreuth versetzt, welches nach Ausbruch jenes Krieges dem von dem General von Blücher befehligten Armmeecorps einverleibt wurde und am 6. Nov. desselben Jahres bei Lübeck aufgerieben zu werden und in feindliche Gefangenschaft zu gerathen das Unglück hatte. In dieser Schlacht erhielt er eine bedeutende Fußwunde, in Folge deren und nachdem die Auswechselung der Gefangenen nach dem zu Tilsit abgeschlossenen Frieden erfolgt und die preuß. Armee, den Friedensbestimmungen gemäß, reducirt wurde, er als Chef der auf Inactivitätsgehalt gesetzten, in Königsberg in Preußen sich aufhaltenden Officiere eine Anstellung erhielt. In dieser Stellung verblieb er bis zum J. 1812, wo er in das Garnisonbataillon von Neischitz, welches in dem Befreiungskriege von 1813—15 die Ausbildung der Recruten für die Armee zu besorgen hatte, die sodann von dem Verstorbenen dem Heere zugeführt wurden, kam und in demselben zum Major avancirte. Da seine Fußwunde ihm nicht länger im activen Dienst zu bleiben gestattete, wurde er im J. 1819 zum Commandanten des königl. Invalidenhauses zu Stolpe in Pommern ernannt, welchem Posten er bis zum J. 1824 vorstand, wo ihn der König mit dem Character eines Obristlieutenants, in den Ruhestand versetzte. Er verließ hierauf Stolpe und begab sich nach Danzig und später nach Elbing, woselbst er an den Folgen seiner Wunde am oben genannten Tage verstarb, nachdem er 44 Jahre im Militärdienst und zwar unter 3 Königen gestanden hatte.

165. George Pölchau,

Privatmann zu Berlin;

geboren im J. . . . , gest. den 12. Aug. 1836 *).

In Curland geboren und gebildet, benutzte er die glückliche Muße späterer Jahre, um auf Reisen durch England, Frankreich, Dänemark und den größten Theil Deutschlands theils seine Kenntnisse zu erweitern, theils den Grund zu legen zu beträchtlichen Sammlungen für die Geschichte der Musik. Seitdem er sich zuerst in Hamburg niedergelassen und hier den größten Theil der hinterlassenen Schätze Carl Philipp Emmanuel Bachs erworben, war er rastlos bemüht, seine mit großer Kennerschaft systematisch angelegten musikalischen Sammlungen zweckmäßig zu vervollständigen und zu erweitern. Wie aber einerseits seine Literatur der Musik wohl jede irgend bedeutende Richtung des In- und Auslandes repräsentiren möchte, ist andrerseits die Sammlung für practische Musik auf eine Weise ausgestattet, wie auf dem Festlande vielleicht keine zweite. Sie enthält namentlich höchst werthvolle Seltenheiten aus der Geschichte der ältesten italienischen und ältesten deutschen Composition und äußerst schätzbare, ja einzige handschriftliche Werke der ausgezeichnetsten Notabilitäten auf diesem Gebiete der Kunst; so, um aus Vielen nur eins zu nennen, die Partitur von Händels Alexanderfest, in welcher Mozart eigenhändig und dies äußerst sauber die Bearbeitung der Instrumentalmusik hinzugefügt hat und zwar so, wie solche nachher in Deutschland im Stich erschienen ist. — Mit dem feinsten und durchaus anspruchlosen Wesen des gebildeten Mannes verband P. die Gabe, im Leben und im Gespräche zu belehren und den Befreundeten durch seine Schätze manche frohe und erhebende Stunde zu bereiten. Es beweinen ihn, nächst Tochter und Sohn, ein großer Kreis von Freunden und viele jüngere, ihm zu herzlichem Dank verpflichtete Personen.

---

*) Berlin. Nachrichten 1836. Nr. 890.

* 166. Joseph Carl v. Schuberth,

Bischof v. Conath, Weihbischof der Breslauer Diöces, zu Breslau;
geb. den 19. Juni 1779, gest. den 12. Aug. 1836.

Sein Vater war Rath des bischöflichen Fürstenthumsgerichtes zu Neise und starb kurz vor der Geburt dieses seines Sohnes. Seinen ersten Unterricht genoß unser S. in seiner Vaterstadt und besuchte auch daselbst einige Jahre das kathol. Gymnasium. Im J. 1793 wurde er als Zögling in das Convictorium zu Breslau aufgenommen. Entschiedene Neigung zeigte er für das Studium der Theologie und dieser seiner Neigung entsprach er auch. Im 25. Lebensjahre 1804 ward er zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung war die eines Kapellans in Jauer. Nach kurzer Zeit kam er auf die Pfarrei Lindenau und ward 1819 von dieser Pfarrei als residirender Canonicus an das Breslauer Domstift befördert. Hier verwaltete er mehrere Aemter; er war Rath bei dem fürstbischöfl. Generalvicariatsamte und dem fürstbischöfl. Consistorium, Inspector des Alumnats, Magister fabricae der Kathedralkirche und Curator mehrerer frommen Stiftungen. Nach dem Tode des Weihbischofs v. Aulock *) ward er zum Bischof von Conath in partibus infidelium und Weihbischof von Breslau ernannt und vom Fürstbischofe Emanuel von Schimonski **) in Johannisberg in der großen Schloßkapelle den 18. Dec. consecrirt. — Als Weihbischof war er unermüdet thätig, noch am Pfingst- und Johannisfeste, wo der Keim des herannahenden Todes sich schon so fühlbar in seinem leidenden Körper regte, hat er mehr als tausend Gläubigen das heil. Sacrament der Firmung und mehreren Candidaten des geistlichen Amtes das heilige Sacrament der Priesterweihe ertheilt. Als Rath bei den geistlichen Aemtern zeigte er sich als freundlichen Collegen und als den erfahrenen Mann, der mit einer ausgebreiteten Kenntniß der verschiedenen Lagen und Verhältnisse in der Diöcese stets den besten Willen verbunden hat und den redlichsten Eifer, emsig mitzuwirken zur Förderung wahrer Religiosität in allen Gemeinden des Sprengels, die seiner Verwaltung zugetheilt waren. Als Ausspender der kirchlichen Armen- und Unterstützungsfonds entwickelte er eine ausgebreitete Kenntniß von der Beschaffenheit und von

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. d. N. Nekr. S. 846.
**) — — — 8. — — — S. 949.

dem Grade der Hülfsbedürftigkeit derer, die um Hülfe nachsuchten; zugleich erschien seine liebevolle Thätigkeit im schönsten Lichte, so oft dieselbe zum Frommen der Armen in Anspruch genommen werden mochte. Als Bürger des Staates und als Mitbürger Breslaus ließ er besonders jenen ächt religiösen Sinn leuchten, von welchem beseelt er in dem Könige den Stellvertreter göttlicher Macht und in dessen höheren und niederen Beamten die rechtmäßigen Gehülfen dieser Macht anerkannt, geliebt, geehrt und von welchem beseelt, er nichts für fremd erachtet hat, was Thränen trocknen, Kummer beschwichtigen und in irgend einer Art das Wohl derer, die als Mitbürger und Landsleute seinem Herzen so werth und theuer waren, fördern konnte. So bewies sich C. in allen Sphären seines Wirkens als ein Mann, der mit dem guten Willen auch die zum Handeln nöthige Kraft besaß. Eine langwierige Krankheit fesselte ihn aufs Krankenlager, bis am oben genannten Tage der Tod seinen Schmerzen ein Ende machte. Sein Leichnam ward seinem Verlangen gemäß zu St. Michaelis beerdigt, an der Seite seiner Eltern. Sehr ansehnlich war die Leichenbegleitung, auch mehrere protestantische Geistliche schlossen sich an. Am meisten aber ehrt ihn seine letzte Willensverfügung, vermöge derer er die bewährten Armen als seine Haupterben einsetzte. Sein Vermögen mag sehr bedeutend gewesen sein, da er im Leben sein reiches Gut sorgsam zusammenhielt. Dies that er aber zu dem Zwecke, damit eine Anstalt begründet würde, aus welcher wahrhaft Hülfsbedürftige nicht nur ein oder das andere Mal, sondern auf viele Jahre hinaus Trost und Erquickung schöpfen sollten. Domcapitular und Domprediger Schonger hielt die Leichenrede.

Bbg. G. Thiem.

167. Friedr. Matthias Gottfried Cramer *),

Doctor der Rechte und königlich preuß. Inspector der indirecten Steuern zu Halberstadt;

geb. d. 5. Nov. 1779, gest. d. 14. Aug. 1836.

Er war zu Quedlinburg geboren, wo sein Vater, Matthias Cramer, Prediger war und den Ruf eines sehr

*) Das Conversationslexicon der neuesten Zeit läßt ihn irrig 1780 das Licht der Welt erblicken und nennt ihn eben so irrig Joh. Friedrich.

rechtschaffenen, unterrichteten, die Wissenschaften und den literarischen Verkehr liebenden Mannes hinterlassen hat. Den ersten Unterricht empfing er theils durch Privatlehrer, theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Schon damals zeigte sich bei dem Knaben und Jüngling eine Hinneigung zu dem leichtern literarischen Verkehr und zu dichterischen Versuchen, doch hielt ihn dies keineswegs ab, sich auch gute Kenntnisse sowohl in den ältern, als neuern Sprachen und vorzüglich in der Geschichte zu erwerben. Dem ernsten gelehrten Vater genügte jedoch unsers C.'s leichtere Art und Weise, die Wissenschaften zu betreiben, nicht; er verlangte strengere und ernsthaftere Bestrebungen. Die Universitätsjahre (1797—1800) verlebte Cramer zu Helmstedt und Halle, hauptsächlich sich den Rechtswissenschaften widmend, wobei er jedoch in allgemeiner wissenschaftlicher Bildung fortzuschreiten nicht unterließ. So besuchte er in Helmstedt mit dem größten Interesse Henke's kirchenhistorische Vorlesungen. Nach beendigten Universitätsjahren erlangte C. die Würde eines Doctors der Rechte, gab sich aber ernstlicher den schönen Wissenschaften, als der trocknern Jurisprudenz hin. So mochte ihm denn nun wohl das Amt eines Auditeurs bei dem Infanterieregimente Graf v. Wartensleben zu Erfurt nicht besonders zusagen. Er erhielt dies, nachdem er ein paar Jahre als Referendar zu Berlin gestanden, gab es aber bald nachher (1805) wieder auf. C. lebte nun in wissenschaftlicher Muße, die er durch kleine Reisen würzte und diese gaben ihm Gelegenheit, eine bedeutende Anzahl der anziehensten literarischen Bekanntschaften zu machen. Nach den unglücklichen Ereignissen im Jahre 1806 besuchte er Wien und hatte selbst die Absicht, nach Tilsit zu gehen, da er, wegen seiner Verbindung mit preuß. Officieren, den Franzosen verdächtig zu sein glaubte. Das J. 1808 erschien und mit ihm das Königreich Westphalen, zu welchem auch C.'s Vaterland geschlagen wurde. C. hatte die Bekanntschaft des westphälischen Ministers v. Bülow gemacht; er war diesem zu Cassel bei der Organisation des Steuerwesens behülflich gewesen und so geschah es denn, daß er zum Inspector der indirecten Steuern für das Saaldepartement zu Halberstadt ernannt wurde. Diesen Posten bekleidete er auch noch nach der Auflösung des Königreichs Westphalen bis zum Anfange des J. 1818, zu welcher Zeit — weil er vielleicht der Verwaltung seines Amtes nicht diejenige Vorliebe, welche er litera-

rischer Thätigkeit gezeigt hatte (ein Bändchen Gedichte, das er schon 1816 herausgegeben hatte, weist deutlich auf Beschäftigungen hin, die dem Steuerwesen sehr fremd sind), zuwandte — er nach Aufhebung der bisherigen Steuerverfassung nicht wieder angestellt, sondern erst auf Wartegeld, späterhin aber in Pension gesetzt wurde. Doch auch nach dieser Zeit beehrte ihn die königl. preußische Regierung mehrmals mit wichtigen Aufträgen, unter denen wir nur bemerken, daß ihm Geschäfte bei der Organisation des Archives der Provinz Sachsen übertragen wurden. Auch hatte er selbst durch literarische Arbeiten (Andeutungen zur Critik der neuesten preuß. Zoll- und Verbrauchssteuergesetzgebung, Lpzg. 1819.) gezeigt, daß ihm die preußische Staatsverwaltung nicht fremd war und sich hierdurch das Vertrauen mehrerer einflußreichen Staatsbeamten erworben. Ein Leben, wie dieses und vorzüglich in seinem geliebten Halberstadt, sagte ihm so recht eigentlich zu, daher er denn auch jedem Antrage zu ernster, fortdauernder Amtsthätigkeit, an denen es nicht fehlte, geschickt auszuweichen wußte. So lebte C. in der heitersten Muße, in steter literarischer Beschäftigung, bis ihm, in seinem 57. Lebensjahre, in der Nacht vom 13. zum 14. August ein Lungenschlag das körperliche Dasein raubte. — Sein Character war freundlich und wohlwollend, seine Laune stets heiter, Mißgunst, Neid und Sucht, sich zum Nachtheile anderer vorzudrängen, waren ihm fremd. Niemand kann dienstwilliger sein, als Cramer war und ein wahres Bedürfniß war ihm, Dankbarkeit, diese schönste und seltenste Tugend zu üben. C. war nie verheirathet, deshalb wandte er seine ganze Liebe seinen Verwandten und Freunden zu. Durch freundschaftlichen Briefwechsel waren ihm viele von Deutschlands berühmtesten und edelsten Männern verbunden, unter denen wir nur Göthe *) und Wolf **) nennen. Bei seinem Tode ließ er, außer den meisten Gelehrten Halberstadts, Quedlinburgs und der Umgegend, besonders noch v. Strombeck und v. Varnhagen als sehr geschätzte Freunde zurück. Von hohen Gönnern war ihm noch der von ihm sehr verehrte geh. Staatsrath v. Stägemann übrig geblieben. Von seinem Vater hatte er freiere Ansichten in Religionssachen und einen Kaltsinn gegen die Philosophie des Tages geerbt. Eher

*) Dessen Biogr. s. im 10. Jahrg. des N. Nekr. S. 197.
**) — — — — 2. — — — — 814.

ließ er einige Neigung zur Mystik blicken und schätzte namentlich Feßlers und Hamanns Schriften sehr. Die Art, wie er das Andenken seines Vaters feierte, gereichte ihm besonders zur Ehre; seine Biographie desselben, welche vor dessen von Henke 1806 herausgegebenen Briefen an einen Schulmann steht, ist ein kleines Meisterstück und von einer Simplicität der Darstellung, welcher er in spätern Schriften nicht immer treu geblieben ist. — Als Schriftsteller war C. sehr thätig, nicht nur als Recensent in den ersten deutschen kritischen Blättern, sondern vorzüglich als Biograph, das Conversationslexicon und die Zeitgenossen (deren Herausgeber er eine Zeitlang war), sowie unser Nekrolog enthalten eine Menge biograph. Arbeiten, welche aus seiner Feder flossen. Aber auch mehrere selbstständige Werke hat er aus diesem Fache der Geschichtschreibung geliefert. Wir nennen nur die Lebensbeschreibungen Hamanns, des königl. preuß. Staatsministers Grafen v. Bülow, Joh. Andr. Cramers, des berühmten Metallurgen, seines Großoheims; die Beiträge zur Geschichte Friedr. Wilhelm I. und Friedrich II. (Hamburg 1829) und die Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Auch in der Kirchengeschichte hat er sich versucht (Halberstadt 1828 u. 1830). Die begonnene Geschichte des Königreichs Westphalen blieb unvollendet. Eben so die Lebensgeschichte des Fürsten Hardenberg, mit welcher er sich in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte. C. hat, vorzüglich als Critiker, mehr auf die deutsche Literatur eingewirkt, als bekannt geworden. Er gehörte nicht zu den großen und ausgezeichneten Schriftstellern, welche als Sterne erster Größe glänzen; aber auch von ihm gingen Lichtstrahlen aus und er hat redlich das Seine gethan, aufzuhellen, deshalb bleibt sein Andenken den Deutschen theuer. Im J. 1804 war C. mit dem ungemein liebenswürdigen, damaligen Grafen Wilhelm von Löwenstein-Wertheim und einigen andern geistreichen Freunde desselben, dem Prinzen Carl v. Carolath Schönaich, dem Frhrn. Alexander v. Opeln-Bronikowsky *) und August v. Witzleben und dem Grafen Vollrath v. Löwenstein-Werthheim zu einem poetischen Kränzchen verbunden. Dasselbe ließ im J. 1804 zu Erfurt eine kleine Sammlung von Poesien erscheinen, unter dem Titel: „Weihgeschenke von Freunden an Freunde.“ C. hatte acht Gedichte beigesteuert: Verrath

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 60.

der Liebe. Die Erwartung. Der Regenbogen. Vollendung. An Vollrath. Der Gesang der Parzen. Klage. Der Besuch. Das Gedicht: „Vollendung“ ist nun nach 32 Jahren in Erfüllung gegangen. — Außer den genannten Werken sind noch von ihm erschienen: *Blätter zur Kunde d. preuß. Staats u. seiner Verfassung. 1. Stück. Berl. 1803. — *Eudomenes, eine Erzählung in 3 Büch. Ebd. 1803. — Themistokles; ein Trauerspiel in 3 Aufzügen. Quedlinburg 1804. — Ueber die gegenwärtige Theurung u. Hungersnoth. Berl. 1805. — *Commentarien zur neuest. Geschichte d. preuß. Staates. Braunschweig 1807. — Der Rosenkranz. Quedlinburg 1811. (Erhielt 1816 e. neues Titelblatt: Gedichte.) — Abentheuer in Volksmährchen. Ebend. 1811. — Athenäum für Freunde d. Declamation. Leipzig 1817. — Sibyllinische Blätter d. Magus in Norden (J. G. Hamanns). Nebst mehrern Beil. herausg. Ebd. 1819. — Erzählung von den bei der Reise der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen durch die Provinz Halberstadt im Novbr. 1823 statt gehabten Feierlichkeiten. Halberst. 1824. — Lieferte außerdem noch Beiträge zu verschiedenen Schriften und Zeitblättern.

Aus d. Mittheilungen des Fr. R. v. Strombeck u. des Hrn. Past. Chr. Niemeyer in dem „Menschenfreunde von Hauer.“

Arendt.

* 168. Christian Heinrich Schreyer,

Doctor der Medicin zu Altenburg;

geb. den 23. Jan. 1750, gest. zu Schmölln (Hzgth. S. Altbg.) den 14. Aug. 1836.

Die Familie, aus welcher der Entschlafene stammte, war seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts im reußisch. Voigtlande heimisch und die Söhne derselben widmeten sich Generationen hindurch dem geistlichen Stande; die Töchter waren größtentheils an Prediger, im Vaterlande, wie in dem benachbarten Baireuther- und Neustädter Kreise verheirathet. Sein Vater war: Christian Heinr. Schreyer, zuerst Diaconus, dann Archidiaconus zu Saalburg und starb im J. 1763 als Pastor zu Langenberg bei Gera; seine Mutter, eine geborne Weise, Tochter des Amtmanns zu Schleiz. Schreyer würde wohl auch dem Stande treu geblieben sein, wenn nicht der frühe Tod des Vaters ihm, dem jüngsten Sohne, freiere Hand in der Wahl des Berufs gegönnt hätte: er entschied sich

ließ er einige Neigung zur Mystik blicken und schätzte namentlich Feßlers und Hamanns Schriften sehr. Die Art, wie er das Andenken seines Vaters feierte, gereichte ihm besonders zur Ehre; seine Biographie desselben, welche vor dessen von Henke 1806 herausgegebenen Briefen an einen Schulmann steht, ist ein kleines Meisterstück und von einer Simplicität der Darstellung, welcher er in spätern Schriften nicht immer treu geblieben ist. — Als Schriftsteller war C. sehr thätig, nicht nur als Recensent in den ersten deutschen kritischen Blättern, sondern vorzüglich als Biograph, das Conversationslexicon und die Zeitgenossen (deren Herausgeber er eine Zeitlang war), sowie unser Nekrolog enthalten eine Menge biograph. Arbeiten, welche aus seiner Feder flossen. Aber auch mehrere selbstständige Werke hat er aus diesem Fache der Geschichtschreibung geliefert. Wir nennen nur die Lebensbeschreibungen Hamanns, des königl. preuß. Staatsministers Grafen v. Bülow, Joh. Andr. Cramers, des berühmten Metallurgen, seines Großoheims; die Beiträge zur Geschichte Friedr. Wilhelm I. und Friedrich II. (Hamburg 1829) und die Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Auch in der Kirchengeschichte hat er sich versucht (Halberstadt 1828 u. 1830). Die begonnene Geschichte des Königreichs Westphalen blieb unvollendet. Eben so die Lebensgeschichte des Fürsten Hardenberg, mit welcher er sich in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte. C. hat, vorzüglich als Critiker, mehr auf die deutsche Literatur eingewirkt, als bekannt geworden. Er gehörte nicht zu den großen und ausgezeichneten Schriftstellern, welche als Sterne erster Größe glänzen; aber auch von ihm gingen Lichtstrahlen aus und er hat redlich das Seine gethan, aufzuhellen, deshalb bleibt sein Andenken den Deutschen theuer. Im J. 1804 war C. mit dem ungemein liebenswürdigen, damaligen Grafen Wilhelm von Löwenstein-Wertheim und einigen andern geistreichen Freunde desselben, dem Prinzen Carl v. Carolath Schönaich, dem Frhrn. Alexander v. Opeln-Bronikowsky *) und August v. Witzleben und dem Grafen Vollrath v. Löwenstein-Werthheim zu einem poetischen Kränzchen verbunden. Dasselbe ließ im J. 1804 zu Erfurt eine kleine Sammlung von Poesien erscheinen, unter dem Titel: „Weihgeschenke von Freunden an Freunde.“ C. hatte acht Gedichte beigesteuert: Verrath

*) Dessen Biogr. s. im 12. Jahrg. des N. Nekr. S. 69.

der Liebe. Die Erwartung. Der Regenbogen. Vollendung. An Vollrath. Der Gesang der Parzen. Klage. Der Besuch. Das Gedicht: „Vollendung" ist nun nach 32 Jahren in Erfüllung gegangen. — Außer den genannten Werken sind noch von ihm erschienen: *Blätter zur Kunde d. preuß. Staats u. seiner Verfassung. 1. Stück. Berl. 1803. — *Eudomenes, eine Erzählung in 3 Büch. Ebd. 1803. — Themistokles; ein Trauerspiel in 3 Aufzügen. Quedlinburg 1804. — Ueber die gegenwärtige Theurung u. Hungersnoth. Berl. 1805. — *Commentarien zur neuest. Geschichte d. preuß. Staates. Braunschweig 1807. — Der Rosenkranz. Quedlinburg 1811. (Erhielt 1816 e. neues Titelblatt: Gedichte.) — Abentheuer in Volksmährchen. Ebend. 1811. — Athenäum für Freunde d. Declamation. Leipzig 1817. — Sibyllinische Blätter d. Magus in Norden (J. G. Hamanns). Nebst mehrern Beil. herausg. Ebd. 1819. — Erzählung von den bei der Reise der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen durch die Provinz Halberstadt im Novbr. 1823 statt gehabten Feierlichkeiten. Halberst. 1824. — Lieferte außerdem noch Beiträge zu verschiedenen Schriften und Zeitblättern.

Aus d. Mittheilungen des Fr. K. v. Strombeck u. des Hrn. Past. Chr. Niemeyer in dem „Menschenfreunde von Hauer."

Arendt.

* 168. Christian Heinrich Schreyer,

Doctor der Medicin zu Altenburg;

geb. den 23. Jan. 1750, gest. zu Schmölln (Hzgth. S. Altbg.) den 14. Aug. 1836.

Die Familie, aus welcher der Entschlafene stammte, war seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts im reußisch. Voigtlande heimisch und die Söhne derselben widmeten sich Generationen hindurch dem geistlichen Stande; die Töchter waren größtentheils an Prediger, im Vaterlande, wie in dem benachbarten Baireuther- und Neustädter Kreise verheirathet. Sein Vater war: Christian Heinr. Schreyer, zuerst Diaconus, dann Archidiaconus zu Saalburg und starb im J. 1763 als Pastor zu Langenberg bei Gera; seine Mutter, eine geborne Weise, Tochter des Amtmanns zu Schleiz. Schreyer würde wohl auch dem Stande treu geblieben sein, wenn nicht der frühe Tod des Vaters ihm, dem jüngsten Sohne, freiere Hand in der Wahl des Berufs gegönnt hätte: er entschied sich

für die Medicin. Dem väterlichen Unterrichte, wie dem zu jener Zeit unter dem Director Hauptmann blühenden Gymnasium zu Gera, verdankte er seine gründliche klassische Bildung und bezog die Universität Jena 1770. Unter den Lehrern jener Hochschule schloß er sich besonders dem großen Baldinger an, mit welchem er in immer engere Verbindung trat; so daß er unfehlbar auch dem Vorschlage desselben: „die academische Laufbahn zu wählen,“ sich gefügt haben würde, wenn seine Vermögensumstände es gestattet hätten und Baldinger nicht dem Rufe nach Göttingen gefolgt wäre. Nach viertehalbjährigem Studium nöthigten ihn die Verhältnisse, nach dem reuß. Flecken Hohenleuben sich zu wenden, wo er, obschon noch nicht promovirter Arzt, die Praxis erfolgreich trieb und mit dem zu Altdorf 1801 verstorbenen berühmten Doctor, Prof. Ackermann in der innigsten Freundschaft lebte, ein Band, das nur der Tod des Letztern trennen konnte. Von hier ging er auf einige Monate nach Erlangen, um den Doctorgrad zu erwerben und disputirte 1775 nach Aphor. Hippocr. 45. Sect. II. über die epileptischen Krankheiten. Noch ungewiß, ob er in Hohenleuben wieder auftreten, oder anderwärts sich niederlassen werde, entschied er sich endlich für die Stadt Schmölln im Herzogthum Sachsen-Altenburg, in deren Nähe einer seiner Jugendfreunde ein Pfarramt erhalten hatte. Alsbald zum Stadtphysicus ernannt, lebte er daselbst drei Jahre, bis er einen größern und günstigern Wirkungskreis in der Hauptstadt Altenburg zu gewinnen glaubte. Hier fand er seine Lebensgefährtin in der jüngsten Tochter des dasigen Stadtrichters Röger, Sophie Friederike, mit welcher er bei allen Prüfungen, die seiner warteten, fast 60 Jahre in der zufriedensten Ehe lebte. Nach dreijährigem Aufenthalte ging er nach Eisenberg, von wo ihn der Ruf zum Vicestadtphysicat wieder nach Altenburg zog (1786). Bald darauf ward er Arzt am dasigen Waisenhause und am Hospital zum heiligen Geist, so wie Armenarzt im Districte Langenleuba-Niederhain. Im freundlichsten Verhältnisse lebte er in jener Stadt mit seinen Senioren: Rath Held und Königsdörfer, deren er sich bis auf seinen Tod mit einer besondern Wärme erinnerte. Ob S. ein großer Arzt gewesen sei, wollen wir nicht entscheiden; doch blieben in Stadt und Land dem Greise noch die Familien treu, die den kräftigen Mann in ihrer Mitte als helfenden Freund gesehen hatten und ein Officiant am Hospital äußerte

tal scherzend: „daß er der Anstalt zum größten
en sei, weil alle darin in Versorgung Lebenden
chste Altersstufe erreichten.“ Ob zu solchem Er-
der Arzt, oder die günstige Lage der Versorgten
beigetragen, bleibe unermittelt! Ein wissenschaft-
ebildeter Arzt war er gewiß und an Treue und
alt ließ er es auch bei den unangenehmsten Erfah-
, die er zu machen hatte, nicht fehlen. Obschon
ch die Verhältnisse genöthigt wurde, neben seinem
e einen vom Schwiegervater begonnenen Wein-
fortzuführen, ward er doch den Wissenschaften nie
Jede Erscheinung im Reiche derselben würdigte
ie von einem Manne sich erwarten ließ, den die
groß gezogen hatten. Der lateinischen Sprache
: in einem solchen Grade mächtig, daß er noch an
chwelle der achtziger Jahre in freien Stunden gern
schweren Autor las; die griechische war ihm nicht
nnt geworden und selbst vom Hebräischen war
och so viel geblieben, daß er die Elemente dersel-
ne hatte. Englisch und Französisch hatte er bis
ertigen Sprechen gründlich erlernt und in Eisen-
sowohl, als auch während seines zweiten Aufent-
in Altenburg beschäftigte er sich lange mit Ueber-
medicinischer Werke aus beiden Sprachen. Das
größere, von ihm aus dem Französischen ins Deut-
bertragen, erschien 1794: „Hrn. Lepecq de la Clo-
en. medicinische Topographie der ganzen Norman-
wozu sein alter Freund Ackermann eine die Be-
g des Uebersetzers rühmlich würdigende Vorrede
Wie überhaupt von je her die Familie durch rei-
Kindersegen sich ausgezeichnet hatte, so ward auch
ie sorgenvolle Freude von 16 Kindern, von wel-
r 8 noch lebende an seinem Ende zum Theil wohl
gt sah, im Vaterlande, wie im Königreiche Preußen,
en und dem Fürstenthume Reuß. Dreißig Enkel
gen die Kunde seines Todes, von denen Einer,
den merkwürdigsten Abentheuern in Nordamerica
erausgeber des zu St. Louis erscheinenden „An-
s aus Westen“ lebt, ein Andrer zu Reval in Esth-
die Stelle eines Oberlehrers an der dortigen Dom-
Ritterschule bekleidet. Drei Enkel wußte er glück-
erheirathet und fünf Urenkel waren seines Alters
e. Im J. 1828 feierte er in häuslicher Stille bei
n ältesten Sohne die Jubelhochzeit, umgeben von
zunächst wohnenden Kindern und einigen Freun-

den. Eine Gesundheit genoß der Entschlafene, wie selten Einer seines Alters. Nur in den letzten 2 Jahren war ihm das Gehör und Gesicht geschwächt. Vom Mediciniren hielt er nicht eben viel und wäre die Erscheinung der Homöopathie in eine frühere Periode seiner Thatkraft gefallen, vielleicht, daß er derselben mehr Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Seine Lebensweise war die einfachste und seine Kinder hielt er, mehr aus Grundsatz, als durch die Umstände genöthigt, zu einer strengen Diät an. Bewegung war ihm zur zweiten Natur geworden und führte ihn der Beruf auch nicht ins Freie, so machte er täglich einen Gang von mindestens 2 Stunden, am liebsten allein und bei der unfreundlichsten Witterung, selbst der strengsten Kälte, in leichter Kleidung. Sein scheinbar sehr schwacher Körper war der abgehärtetste. Im geselligen Kreise gefiel er sich mehr unter den jüngern Leuten, so wie er überhaupt an sein Alter nicht erinnert sein mochte. Seine Ansicht war: „Der Mensch ist so alt, als er glaubt zu sein!“ Bei den sichtbarsten Spuren eines hohen Alters sah man in ihm einen wahrhaft jugendlichen Greis. Obschon höchst reizbar von Natur, so war doch eine Heiterkeit in seinem Gemüthe vorwaltend, um welche Jünglinge ihn beneideten. Wer den Mann kannte, mußte hierin eine besondere Gunst der Vorsehung im Leben desselben erkennen, welcher der Schicksale so viele, ja theilsweis nagenden Kummer erduldet hatte und von schweren Nahrungssorgen nur im letzten Sechstel seiner langen Wanderung sich verschont sah; aber auch eben so eine Frucht seiner vielen Erfahrungen und seines guten Glaubens. Die Religion war ihm stets theuer und werth, im eigentlichsten Sinne des Wortes Sache des Herzens und nur die Abnahme des Gehörs und Gesichts konnte ihn nöthigen, dem regelmäßigen Besuche der Kirche zu entsagen. Ein Hörer des göttlichen Wortes ohne lebendige Theilnahme wollte und konnte er nicht sein. Merkwürdig mag übrigens an ihm erscheinen, daß er, obschon erzogen in der alten Orthodoxie und dem System derselben bis zum angehenden Greisenalter treu, doch von seinen spätern Jahren an immer freiern Ansichten über religiöse Dinge huldigte. Sein Gedächtniß blieb noch lange ungeschwächt; doch war die Erinnerung aus der frühern Vergangenheit ihm lebhafter, als aus der näher liegenden. Bei der übergroßen Reizbarkeit seines Gemüths zeichnete ihn eine Geistesgegenwart aus, die Bewunderung ansprechen konnte

Dinge von minderem Belang regten ihn in der Regel mehr auf, als Sachen von großer Wichtigkeit. — Sein Character war durchaus bieder, die Wahrheit sein Element und durch seine Freimüthigkeit gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person, konnte er zum Sprüchworte werden. Dabei war er ganz anspruchlos, wohlmeinend und gefällig, so viel er vermochte; billig in billigen Dingen, aber höchst streng in ernsten; wohlthätig, so weit seine Kräfte reichten und nichts konnte ihn mehr erbittern, als Engherzigkeit, wo er sie auch fand, in allen ihren Arten und Abarten; in der Freundschaft ohne Wandel und innig dankbar für empfangene Liebeserweisungen. Gesund und in seiner Art glücklich, lebte das betagte Ehepaar bis zum Winter 1835, als die treue Freundin von hinnen schied. Tief bewegt, aber christlich gefaßt stand der Ueberbleibende an ihrem Sarge und gab endlich dem Wunsche seines Sohnes nach, bei demselben in Schmölln (seine beiden Söhne sind daselbst in geistlichen Aemtern) den Rest der Tage zu verleben, wo er am oben genannten Tage einem Schlagflusse unterlag.

169. Ignaz Albert v. Riegg,

Bischof von Augsburg, Reichsrath des Königreichs Baiern, Commandeur des Civilverdienstordens der baier. Krone und Ehrenmitglied des Metropolitancapitels München-Freising;

geb. am 6. Juli 1767, gest. den 16. Aug. 1836 *).

Er war zu Landsberg, einer altbaierischen Stadt in der Diöcese Augsburg geboren. Seine Eltern waren rechtschaffene Bürgersleute, die 20 Kinder zu ernähren hatten. Nachdem er die Gymnasialklassen zu München mit Auszeichnung vollendet hatte, trat er am 15. Oct. 1785 in das Kloster der regulirten Chorherren des heiligen Augustin zu Polling und legte am 6. Jul. 1788 die Gelübde ab. Der junge Profeß erregte durch seine Talente und große Vorliebe für Physik und Mathematik die Aufmerksamkeit seines Prälaten so sehr, daß ihm dieser die Aufsicht über das physikalische Cabinet und über das wohleingerichtete Observatorium anvertraute.

*) Nach: Kathol. Kirchenzeit. Nr. 133. 1836. u. Allgem. Kirchenzeitung für Deutschland und die Schweiz. 1836. Nr. 86.

Nachdem er am 20. Sept. 1790 die Priesterweihe erhalten, widmete er sich neben seinen Lieblingsbeschäftigungen auch der Seelsorge, aus welcher er jedoch bald auf eine andere Bahn geführt wurde. Am 6. Novbr. 1791 wurde er nach München und im J. 1794 nach Neuburg an der Donau als Professor der Physik und Mathematik berufen; 1798 ward ihm das Rectorat des dortigen Schulhauses und 1799 statt der Professur die Direction über das adelige und academische Collegium und das Studentenseminar übertragen. Nach Aufhebung der Klöster ward ihm am 1. Juni 1803 die Pfarrei Allersberg verliehen und gestattet, sie durch einen Vicar zu versehen; am 25. Octbr. desselben Jahrs ward er zum Oberschul- und Studiencommissär der Provinz Neuburg mit dem Rang eines wirklichen Collegienrathes ernannt. Am 6. Dec. 1804 erhielt er die Stadtpfarrei Monheim mit dem Auftrage, sie durch einen Vicar versehen zu lassen; dann den 6. Sept. 1805 bei der königl. Landesdirection zu Neuburg das Referat in Schulsachen. Den 30. Aug. 1806 ward er dieser Geschäfte enthoben und zum Beweise der königl. Zufriedenheit mit seiner Geschäftsführung mit dem Character eines wirklichen geistl. Rathes beehrt. Er verließ nun Neuburg, begab sich nach Monheim und widmete sich ununterbrochen seinem Pfarramte. Am 28. Aug. 1809 ward er zum geistlichen Commissariat des Illerkreises berufen und ihm die Untersuchungscommission der geistl. Angelegenheiten im Vorarlberg übertragen. Im J. 1817 ward er von der Pfarrei Monheim auf die erledigte Pfarrei zu U. L. Frau in München versetzt und nach Errichtung des Erzbisthums München-Freising im Jahre 1821 zum Domcapitular ernannt. In dieser Eigenschaft wußte er durch seine eifrige Amtsführung, sein kluges und bescheidenes Benehmen und durch sein einsichtsvolles Wirken die Achtung der Großen und insbesondere das Wohlgefallen des Königs Maximilian Joseph *) so sehr zu gewinnen, daß er durch das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der baier. Krone ausgezeichnet, im Jahre 1824 auf den erledigten bischöflichen Sitz von Augsburg erhoben und zum Reichsrath ernannt wurde. Den 11. Juli 1824 zu München consecrirt und den 18. Juli als Bischof in Augsburg feierlich einge-

*) Dessen Biogr. s. im 3. Jahrg. d. N. Nekr. S. 968.

führt, begann er die Führung seines Amtes mit zweckmäßiger Einrichtung des Clericalseminars zu Dillingen. Den sprechendsten Beweis von seiner Thätigkeit als Bischof gab er durch die Visitation der ganzen, weit ausgedehnten Diöcese, in welcher kein noch so abgelegenes Dorf ist, das er nicht selbst besucht hat. Er wollte sich eine lebendige Kenntniß seiner Diöcese verschaffen. Am Schlusse der ganzen Visitation erließ er einen Hirtenbrief. Der König Ludwig erhob ihn zum Commandeur des Civilverdienstordens. Um Herstellung des Benedictinerstiftes zu Augsburg hat er auch Verdienste sich erworben. Im Winter 1835 erkrankte er. Nachdem man alle Heilmittel ohne Erfolg versucht hatte, hoffte man von Gasteins berühmter Heilquelle gute Wirkung. Der Patient sehnte sich wieder nach Haus, wo er am 9. Juli krank, wie vorher, wieder ankam und am oben genannten Tage der Krankheit unterlag. — Wenn auch dem Verstorbenen Frömmigkeit und manche Privattugenden weder abgesprochen werden können noch wollen, so möchte dennoch sehr bezweifelt werden, ob er wirklich diejenigen Eigenschaften und den hervorragenden höheren Geistesblick besessen habe, womit ein Bischof überhaupt und besonders in unsern Tagen ausgerüstet sein sollte. Wenigstens sind seine offene Hinneigung zum veralteten Institute des Mönchsthums, seine Begünstigung obscurer, frömmelnder Zeitschriften und Tractätlein, womit Deutschland seit Jahren von Augsburg aus überschwemmt wurde und die Hervorziehung veralteter Gebräuche nicht geeignet, ein besseres Urtheil über ihn zu fällen. Bischof von Riegg hatte die allerdings sehr löbliche Absicht, der tief gesunkenen Sittenzucht in Baiern wieder aufzuhelfen; allein daß dies nicht durch Möncherei, durch Tractätlein, Wallfahrten, Medaillen u. A. m. erreicht werden könne, hätte ein erleuchteter Bischof an Spanien, Italien und selbst an Rom nur zu leicht erkennen können und sollen. Gerechten Tadel aber verdient v. Riegg durch sein Kreisschreiben an die Geistlichkeit seiner Diöcese, worin er seinen Clerus vor der, gewiß in keiner Hinsicht unter der baier. Geistlichkeit stehenden Geistlichkeit Würtembergs warnte und so die letztere auf eine eines Bischofs ganz unwürdige Weise kränkte.

* 170. Carl,

Landgraf und Prinz zu Hessen,

königl. dän. Generalfeldmarschall, Statthalter der Herzogthümer Schleswig u. Holstein, Präsident des kön. Generalcommissariats-collegiums, Oberpräsident der königl. schlesw.-holstein. Regierung auf Gottorff, Ritter des Elephanten-, Großcommandeur des Danebrog-, Großkreuz des hessisch. goldenen Löwenordens, Mitglied und Ehrenmitglied mehrerer gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, Doctor aller 4 Facultäten *) u. s. w. zu Louisenlund bei Schleswig.

geboren den 19. Dec. 1744, gestorben den 17. Aug. 1836.

Der Landgraf Carl wurde zu Cassel geboren und war der zweite Sohn des Landgrafen Friedrich II. und der Prinzessin Maria von England, Tochter Georg I. — Die Mutter, eine sehr geistreiche Dame, welche die seltenen Anlagen des Prinzen bald bemerkte, war bemüht, diese mit möglichster Sorgfalt auszubilden, wobei der junge Fürst bald der Liebling seiner Mutter wurde. — In seinem 11. Jahre bezog er mit seinen beiden Brüdern, nach Sitte damaliger Zeit, die Universität in Göttingen. Beinahe 15 Jahre alt, nämlich am 15. Nov. 1759 trat er ins dänische Militär und zwar gleich als Oberster des damaligen Falsterschen, jetzt 3. Jädschen Regiments. Er wurde nachher Chef des dän. Leibregiments, Commandeur der Garde zu Fuß, auch Grand maitre d'Artillerie und machte auch den Zug der dänischen Truppen gegen Rußland mit nach dem Mecklenburgischen, unter dem Feldmarschall St. Germain. — Am Hofe des damals regierenden Königs Friedrich V. schloß der junge Prinz bald eine engere Freundschaft mit dem derzeitigen Kronprinzen, nachherigen König Christian VII., mit dem er in gleichem Alter war und in welchem Verhältniß wohl zugleich der erste Keim zu seiner nachherigen Liebe zu der Schwester Christians VII., der Prinzeß Louise **) begründet war. Etwa 6½ Jahre nach seinem Eintritt in das dän. Militär, in welcher Zeit er mehrere interessante Reisen gemacht und zum Generalmajor avancirt war, vermählte er sich am 30. Aug. 1766 mit der Prinzeß Louise, dritten Tochter Friedrich V. Diese Verbindung war nicht

---

*) Seit dem 60jährigen Jubiläum seiner Ernennung zum Statthalter den 9. Nov. 1827.

**) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1167.

eine Convenienzheirath, sondern es knüpfte die innigste gegenseitige Zuneigung ein Band, das in einer fast 65jährigen Ehe des wahrhaften Glücks und hohen Segens viel in seltnem Maase schuf. Die Kinder, welche aus dieser Verbindung entsprossen, sind: Die Königin Marie von Dänemark; ein Prinz, Wilhelm, welcher aber bereits im 5. Jahre seines Lebens starb; der jetzige Landgraf Friedrich, Feldmarschall und Statthalter der Herzogthümer; die Prinzessin Julie, Aebtissin des hochadeligen Klosters in Itzehoe; der Prinz Christian, welcher 1814 als Generallieutenant und commandirender General in Fühnen zu Odensee starb und die verwittwete Herzogin von S. H. S. Glücksburg, welche mit ihren zehn Kindern, den geliebten Vater bis an das Ende seines Lebens umgab und den Abend desselben verschönerte. Ein Jahr nach seiner Vermählung wurde er Statthalter (man nannte ihn später nur den „guten alten Statthalter") und 1774 Feldmarschall, auch commandirender General der norweg. Armee, nachdem er im J. 1759 den Orden L' union parfait erhalten hatte und den 20. Juni 1766 Ritter vom Elephantenorden geworden war. Im Jahre 1834 wurde er bei Errichtung der schlesw.-holstein. Regierung zum Oberpräsident derselben ernannt. Das reifere Mannesalter und die späteren Lebensjahre des Verewigten, fallen in eine Zeitperiode, welche die umfassendste in der neuern Geschichte ist. Als Jüngling erlebte der Verewigte den 7jährigen Krieg. Er machte als Freiwilliger den Feldzug von 1778 der Preußen mit, im baier. Erbfolgekrieg und der König Friedrich II. achtete und zeichnete ihn als einen geistreichen und unternehmenden Militär aus. Als gereifter Mann ging die französ. Revolution mit ihren nächsten Folgen an ihm vorüber — als Greis sah er den Chaos der aus jener unheilschwangern Zeit hervorging, sich wieder ordnen; sah die kaum befestigte Ordnung abermals von der Julirevolution und deren Folgen tief erschüttert und beobachtete seitdem noch mehrere Jahre die langsam fortschreitende, häufig gefährdete Restauration der europäischen Wohlfahrt. Kein Wunder daher, daß mit der Zahl der Lebensjahre der von Natur mit seltnen Geisteskräften begabte Fürst eine hohe Stufe menschlicher Ausbildung erklimmte. Sein wahrhaft erstaunenswürdiges Gedächtniß hatte aus den vielen, so reichen als mannichfaltigen Erfahrungen einen Schatz gesammelt, den ein klarer und scharf eindringender Verstand mit Einsicht und Umsicht zu benutzen stets

rege war. Im J. 1776 wurde der Prinz in Schleswig in den Freimaurerorden aufgenommen (zuletzt war er dessen Großmeister), welches besonders deshalb merkwürdig ist, weil derselbe dadurch einem geheimen Bunde beitrat, der in den nächsten Decennien darauf einen bedeutenden Einfluß auf den Zeitgeist übte, unter dessen Maske sich Ungeheueres vorbereitete, dessen Formen sich geheime Verbindungen bedienten, in deren Wirken und Treiben die jetzige Zeit und die, aus welcher sie hervorging, ihre Gestaltung erhielten, die manches Gute, aber auch viel Unheil ins Leben riefen. Im Jahre 1784 trug die unter den Namen des Illuminatenorden in Deutschland entstandene geheime Verbindung den Verewigten die Leitung ihrer Pläne für den Norden, Dänemark, Norwegen und Schweden an. Er schauderte bei Durchsicht der Entwürfe, die zur Erstrebung allgemeiner Freiheit und Gleichheit des Menschengeschlechts fast buchstäblich dieselben Regeln, Gesetze und Eidschwüre vorschrieben, welchen in neuester Zeit nur die schwärzeste Demagogie huldigt. — Er nahm den Antrag an, jedoch unter Bedingungen, welche es ihm möglich machten, vermittelst der ihm verliehenen Auctorität, in der Folge das Uebel abzuwehren und so eben das zu verhindern, was zu befördern die Bösen von ihm erwarteten. Gleichzeitig mit ihm erhielt der damalige Herzog von Orleans, welcher später als Philipp Egalité unter der Guillotine starb, dasselbe Amt für Frankreich und ging in die Pläne der Illuminaten ein; die Folgen sind bekannt. Wohl möchte der Norden, ohne es zu wissen und ohne es je zu erfahren, dem Verewigten die Abwendung großen Uebels und Unglücks und die Befestigung innerer Ruhe und inneren Friedens in nicht gewöhnlichem Maase zu verdanken haben. — Im J. 1788 commandirte der Prinz in Norwegen das als russ. Hülfscorps zusammengezogene Landheer von 12,000 Mann. Es haben manche Critiker, über diese, im Ganzen als fehlgeschlagen zu betrachtende Operation keck den Stab gebrochen; auch ist hier nicht der Ort sie zu beleuchten und zu vertheidigen; aber dem denkenden Beobachter wird es klar, daß dem en Chef Commandirenden in der Leitung der Operation etwas von dem vorschwebte, was 10 Jahre später dem franzöf. Adler nur zu oft im Fluge ganze Provinzen und Länder unterwarf, was die neuere Kriegsdialectik mit dem Namen: Invasionskrieg belegt und worin später Napoleon so Erstaunliches wirkte.

aber es war noch nicht helle geworden in dieser Methode der Kriegführung — und so mochten auch wohl die Vorbereitungen dazu, — welche die Folgen des augenblicklichen Effects durch Nachsatz sichern sollen — nicht so getroffen gewesen sein, als ein beabsichtigter rascher Handstreich es nöthig machte *). — In dem Gefecht bei Quistrumbroe, den 29. Septbr. 1788, nahm er ein feindliches Corps gefangen, wobei 10 Kanonen erobert wurden. Das J. 1790 war — nach den eignen Aeußerungen des Verewigten — eines der glücklichsten seines Lebens. Er sah seine Lieblingstochter, an der Hand des allgemein geliebten Kronprinzen, des jetzigen Königs von Dänemark, den Weg zum Thron und dennoch zu einem, in den höhern Ständen seltnen häuslichen Glück betreten. „Die Liebe vereinte Frederik und Marie," so liest man noch auf dem schönen marmornen Obelisken, der auf Louisenlund, als ein Denkmal dieses glücklichen, für das Vaterland an stillen Segnungen so reichen Ereignisses steht. Noch in den spätesten Jahren, wo ein Rollstuhl die verlorene Kraft der Füße ersetzen mußte, bewegte der edle Fürstengreis sich selten im Freien, ohne diesen Obelisken zu besuchen, von dem nicht weit entfernt, unter einer hohen Kuppel schöner Buchen, ein einfacher viereckigter Stein die Marienlaube bezeichnet. In den späteren neunziger Jahren des vorigen und bis im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, lebte der Verewigte viel in Kopenhagen und hatte als ein geliebter Schwiegervater des damals die Regierung leitenden Kronprinzen, so wie als sehr intimer Freund des unvergeßlichen Staatsministers Bernstorff **), vielleicht mehr Antheil an dem damaligen goldenen Zeitalter Dänemarks, als manche unserer sich in der Gegenwart weise dünkenden Regierungsreformatoren es glauben mögen. — Als im Jahre 1801 Englands stolze Politik zum ersten Mal die Kriegsfackel gegen Dänemark schleuderte, commandirte der Verewigte das Armeecorps, welches die freien Hansestädte Hamburg und Lübeck besetzte. Mögen immerhin Pseudopolitiker manche Witzeleien über diesen sogenannten Feldzug gemacht haben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß es das erste Mal war, wo Englands ver-

---

*) Eine Darstellung dieses Feldzugs, mit allen Actenstücken belegt, hat der Landgraf Carl selbst in französ. Sprache herausgegeben; es gibt auch zwei deutsche und eine englische Uebersetzung dieses Werkes.

**) Dessen Biogr. s. im 18. Jahrg. des N. Nekr. S. 830.

wundbare Stellen auf dem Continent richtig erkannt und empfindlich berührt wurden. Ob übrigens der Plan zu diesem Unternehmen von dem Verewigten oder nur mit von ihm ausgegangen, darüber ruht zur Zeit noch ein Dunkel. Wenige Jahre nachher, als die Franzosen in den rasch auf einander folgenden Kriegen Deutschland mit ihren Heeren überschwemmten und auch das Vaterland des verewigten Fürsten nicht verschonten, fand sein geflüchteter Bruder, der Kurfürst Wilhelm I., so wie mehrere Personen seiner fürstliche Familie und auch andere vertriebene deutsche fürstliche Personen, ein gastfreies, ja glänzendes Asyl bei dem Verewigten auf Gottorff. In dieser Kriegsperiode war es auch, wo zu mehreren Malen und namentlich bei der Errichtung des Königreichs Westphalen, dem verewigten Fürsten von Napoleon glänzende Anerbietungen gemacht wurden, wahrscheinlich wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er hoffte, die unterjochten Hessen und ihre Nachbarn, unter der Regierung eines deutschen Fürsten, sicherer in Ruhe und Unterthänigkeit erhalten zu können. Allein der Landgraf dachte zu edel und war seinem regierenden Bruder und seinem Vaterlande zu treu, um auf unrechtmäßigem Wege einen Thron zu besteigen, den der Throneschöpfer jener Zeit freilich mit allen Attributen der Ehre ausschmücken wollte, vor dem aber das wahre Ehrgefühl des deutschen Fürsten zurückbebte. Die Folge lehrte, wie richtig des ehrwürdigen Fürsten Genius ihn geleitet hatte. Im Jahre 1816 feierte der edle Fürst in Panker mit seiner Gemahlin seine goldene Hochzeit; ein Fest, welches in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft, aber im Fürstenstande besonders zu den seltenen gehört. Indeß sollte das hochgefeierte Fürstenpaar ein noch seltneres Fest erleben; denn zehn Jahre später, am 30. August 1826, ward der 60jährige Hochzeitstag desselben, im besten Wohlsein, unter den Aeußerungen der innigsten Freude der Einwohner Schleswigs und der Umgegend, auf dem schönen Louisenlund gefeiert. Ein sehr sinnreiches, von den ersten Damen Schleswigs angeordnetes und geleitetes Fest, verherrlichte den schönen Tag, an welchem mehrere Tausende aus allen Ständen sich auf Louisenlund gesammelt hatten und wo das hochverehrte Fürstenpaar, so vereint zum letzten Male, sich von dem jubelnden, in Liebe und Anhänglichkeit ergebenen Volke umgeben sah. Zum fünften Male nach diesem seltenen Feste sollte der schöne Tag nicht wie-

kehren, denn am 12. Jan. 1831 ging die edle, fromme ensgefährtin dem nun wieder mit ihr Vereinten in bessere Jenseits voran. — In ihr sank der schönste ern, der Stolz einer in ihrer Liebe vereinten, ehr-rdigen Fürstenfamilie ins Grab und ein heilig theu- Band, das viele edle Herzen vereinte, zerriß. — n zweiter harter Schlag traf wenig Wochen darauf n fürstl. Greis, indem er seinen geliebten Schwieger-hn, den so allgemein hochgeachteten Herzog von Hol-ein-Glücksburg *), im schönsten manneskräftigen Alter graben sehen mußte. Mit christlicher Ergebung und it der ihm eignen Seelenkraft ertrug der fast 87jährige reis des Schicksals Schläge. Aber unverkennbar war s, daß von diesem Zeitpunkt an die Abendröthe sei-es schönen Lebens zu erbleichen begann. Seit dem erbste des J. 1835, besonders aber während des Win-ers wurde die Abnahme seiner Körperkräfte Allen be-merklich, welche ihn umgaben. Allein die so vielfältig elbst noch in den spätern Jahren von ihm immer glück-ich überstandenen schweren und leichtern Krankheiten und Inpäßlichkeiten hatten seiner Familie und seiner gan-en Umgebung eine gewisse Sorglosigkeit eigen gemacht, die, wenn sie auch zuweilen von der Furcht erschüttert wurde, doch bald wieder die Hoffnung aufleben und die Oberhand gewinnen ließ. Man hofft ja so gerne, was nan wünscht! So verging der letzte Winter und der Frühling nahte, wo die Verlegung des Wohnsitzes nach dem anmuthigen Louisenlund immer einen Hauptab-schnitt in dem Leben des Fürsten und seiner Familie bildete. Die hin und wieder aufkeimende Furcht, ob der alte fürstl. Greis noch nach gewohnter Weise seinen Sommersitz werde wieder beziehen können, ward auf inmal verscheucht, als derselbe unerwartet im Juni den Tag bestimmte, wo er nach Louisenlund ziehen wolle 17. Juni). Die Reise dahin in einem fast offenen Wagen ging besser, als man erwarten durfte und die er-sten Tage erschienen so sorglos, daß die frohe Hoffnung auflebte, es werde der Aufenthalt auf Louisenlund den entkräfteten Körper wieder stärken und sonach das theure Leben länger fristen. Im Rathe des Höchsten war es anders beschlossen! Während des ganzen Julimonats wechselten wieder, wie schon während des Winters auf Gottorff, die guten Tage mit schlimmen und obwohl es

*) S. N. Nekr. 9. Jahrg. S. 1171.

schwer zu bestimmen, welcher Tage Zahl die größte war, so blieb doch im Ganzen eine Abnahme der Kräfte merklich. Auch der August verging ähnlich, die Furcht und Hoffnung wechselsweise erregend. Indeß war bei keinem Gliede der hohen Familie und bei keinem in der Umgebung des verewigten Fürsten, wahrscheinlich auch bei ihm selbst nicht die geringste Besorgniß, daß die schmerzliche Catastrophe so nahe rücke, welche Alle am 17. Aug. (vor 50 Jahren der Todestag des großen Königs Friedrich II.) so unerwartet und um so tiefer verwundend überraschte. Der Scheidetag selbst erschien ohne alle Anzeichen einer nahen Gefahr. Nach gewohnter Weise empfing er am Vormittage die Glieder seiner Familie, seinen Kammerherrn und seinen Adjutanten und hatte auf den Nachmittag einen Mechanicus bestellen lassen, mit dem er sprechen wollte. Gegen 2 Uhr Mittags stand er auf, ließ sich wie gewöhnlich ganz ankleiden und nach seiner Arbeitsstube vor seinen Schreibtisch bringen. Hier las er in der Casseler Zeitung, ein Kammerdiener war bei ihm. Etwa halb drei, legte er die Brille weg und setzte sich in seinem Lehnsessel zurück, wie zum Schlafen. Bald sanken ihm die Augen zu und der Kammerdiener, glaubend, daß er nur etwas schlummern wolle, wie solches um diese Zeit öfterer geschah, zog sich leise zurück, jedoch im Zimmer bleibend und des Wiedererwachens gewärtig. Nach einigen Minuten bemerkte der Kammerdiener eine eigenthümliche Blässe in dem Antlitz des Schlafenden; bald war er für immer entschlafen und kein Mittel vermochte das geflohene Leben zurückzubringen. Am 30. Aug. wurde die irdische Hülle in die Domkirche in Schleswig, mit der den Verewigten als Generalfeldmarschall gebührenden Feierlichkeit, an der Seite seiner seit 5½ Jahren dort ruhenden Gemahlin, zur Ruhe gebracht. Sinnreich war dieser Tag von dem tief trauernden Sohne des Verklärten, dem Landgrafen Friedrich, Feldmarschall und Statthalter der Herzogthümer, zum Bestattungstage der hohen Leiche gewählt. An diesem Tage war vor 70 Jahren die Vermählung der beiden hohen fürstl. Personen, vor 20 Jahren die goldene Hochzeit, vor 10 Jahren die Diamantenhochzeit gefeiert und nun, 70 Jahre nach der ersten Vereinigung und nach 5½jähriger Trennung vereinte der Tod sie wieder im Grabgewölbe. — Der Grundzug seines Characters war eine seltene Herzensgüte — begründet in einem tiefen ächt christlichen Gemüth — sein

-rken am schönsten entfaltend in Wohlthun und in -örderung des Glücks und der Wohlfahrt anderer. -eser edle Trieb ist nie erstickt worden, obwohl er oft - Undankbaren und gleisnerischen Betrügern sehr un-raben wurde. Selbst Menschen, von denen der Ver-gte wußte, daß sie seine Güte gemißbraucht, sein -ohlthun mit Undank vergolten hatten, verließ er den-h nicht, wenn sie seiner Hülfe bedürftig waren und spendete er eben solchen, denen die Schaam über -e Schlechtigkeit den Muth zum Bitten raubte, un-beten. Ueberhaupt war ein höheres christliches Stre-n, Christo nachzuahmen, unverkennbar ein Grundzug -nes ganzen Lebens, Handelns und Wandelns *). -einen Wahlspruch: „omnia cum Deo!" hat er treulich - an das Ende seiner Tage bethätigt. Mag er in die-r Beziehung, in seiner Ueberzeugung von einer nähern -erbindung mit Gott und Christus zuweilen etwas weit -gangen sein — wer darf richten über subjective Ueber-zeugungen in höhern, übersinnlichen Dingen! Mögen -ine Ansichten und Meinungen in gewissen transcenden-en Gegenständen nicht immer mit der reinen Vernunft -erträglich gewesen sein und so mitunter zu Behaup-ungen und Aeußerungen geführt haben, die den vor-rtheilsfreien Mann befremden und zur Entfernung ver-nlassen mußten; so besaß der edle Fürst doch so ausge-ichnete Herzensgüte, so viel Milde, Menschenfreund-chkeit und wahren Christensinn, daß man hierdurch über-iegend angezogen und zur innigen Verehrung getrie-en wurde. — Ein rastloser Thätigkeitstrieb war von -ber dem Verewigten eigen, nie konnte er müßig sein. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens, wo die Kör-erkräfte merklich zu schwinden begannen, verließ ihn -er Thätigkeitseifer nicht. Vom frühen Morgen bis zum -päten Abend, die Stunden, wo er seine Familie oder -remde bei sich sah, allein ausgenommen, las und schrieb -nd arbeitete er unaufhörlich und selbst in seinem ho-en Alter traf ihn nicht selten die nahende Mitter-nachtsstunde noch an seinem Schreibtisch. Sicherlich ist -iese Thätigkeit ein Hauptgrund mit gewesen, daß -er Verewigte die Zahl seiner Jahre so hoch brachte. „Der Geist muß immer Herr im Hause bleiben und nie -müßig sein!" war eine oft von ihm geäußerte Lebens-

*) Von Reden, welche er als Präsident der schlesw.-holstein. Bibelgesellschaft hielt, sind manche gedruckt.

regel. Und sein Geist blieb Herr im Hause, bis e[illegible]
lich das ewige Gesetz, daß alles Irdische vergehen m[illegible]
auch sein Haus untergrub und es unfähig machte, [illegible]
ger zur Wohnung des vollendeten Geistes zu dienen.

171. D. Franz Friedrich Gottlob Eggert,

königl. Physicus und Bergarzt des Mansfelder Seekreises in E[illegible]
leben, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften;

geboren den 15. Aug. 1778, gestorben den 23. Aug. 1836 *).

Eggert wurde zu Eisleben geboren, wo sein V[illegible]
Stadtvoigt war; er besuchte das dasige Gymnasium [illegible]
ging 1798 (?) nach Jena, um dort Medicin zu stu[illegible]
später nach Leipzig, wo er Ostern 1802 Doctor w[illegible]
im Mai 1802 ging er als practischer Arzt nach D[illegible]
furth, wurde im J. 1805 Physicus der Aemter Querf[illegible]
und Sittchenbach und in dieser Stellung blieb er [illegible]
zum 8. Mai 1816, wo er als Bergarzt nach seiner [illegible]
terstadt Eisleben zurückgerufen wurde. Trotz seines [illegible]
beschäftigten Wirkungskreises opferte er gern die fr[illegible]
sten Stunden höheren Wissenschaften, seinen sch[illegible]
lichen Körper dabei nicht schonend und in dessen F[illegible]
er nach einer Kränklichkeit von 10 Tagen plötzlich [illegible]
innigst betrauert von seiner Wittwe, 1 Sohn und 2 [illegible]
tern. Fünf geliebte Kinder gingen zu einem bessern [illegible]
ihm voran! Literarisch war er sehr thätig. Außer [illegible]
reren ausführlichen Abhandlungen und Aufsätzen in [illegible]
schiedenen Zeitschriften: über die Entstehung des Bl[illegible]
steins, die Bewegungen des Fötus, der physischen [illegible]
tigkeit des Gehirns, das Wesen der miasmatischen [illegible]
ferscheu, das Wesen des Gesichtsschmerzes u. m. [illegible]
so wie sehr gründliche Critiken in Rust und Ca[illegible]
Repertorium; in Hecker's literarischen Annalen u[illegible]
Schmidt's Jahrbüchern sind folgende selbstständige [illegible]
von ihm erschienen: Ueb. d. Wassersucht. Lpzg. 18[illegible]
Ueb. das Wesen u. die Heilung des Croups. Han[illegible]
1820. — Die organische Natur des Menschen. 2 [illegible]
Lpzg. 1828. — Der gewaltsame Tod ohne Verle[illegible]
Berlin 1832.

*) Nach Zeitungsnachrichten.














STANFORD LIBRARIES